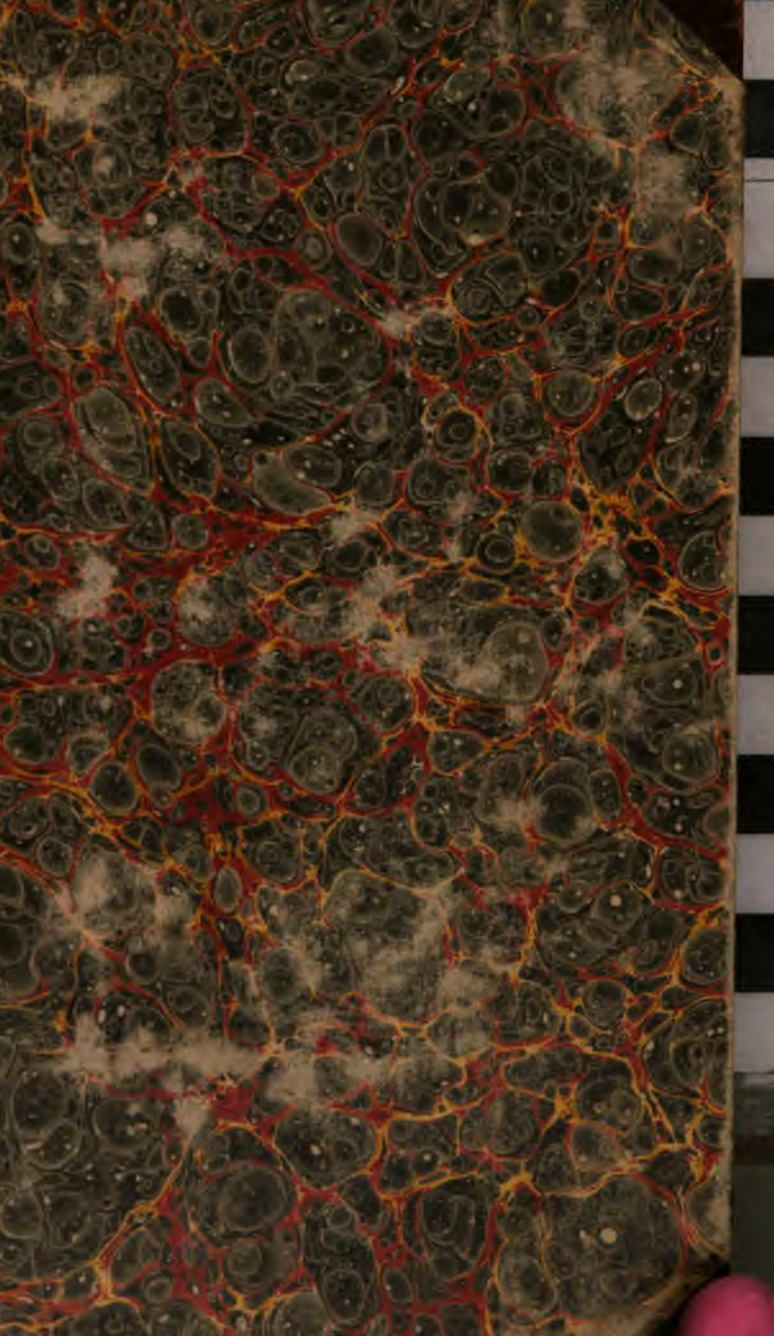
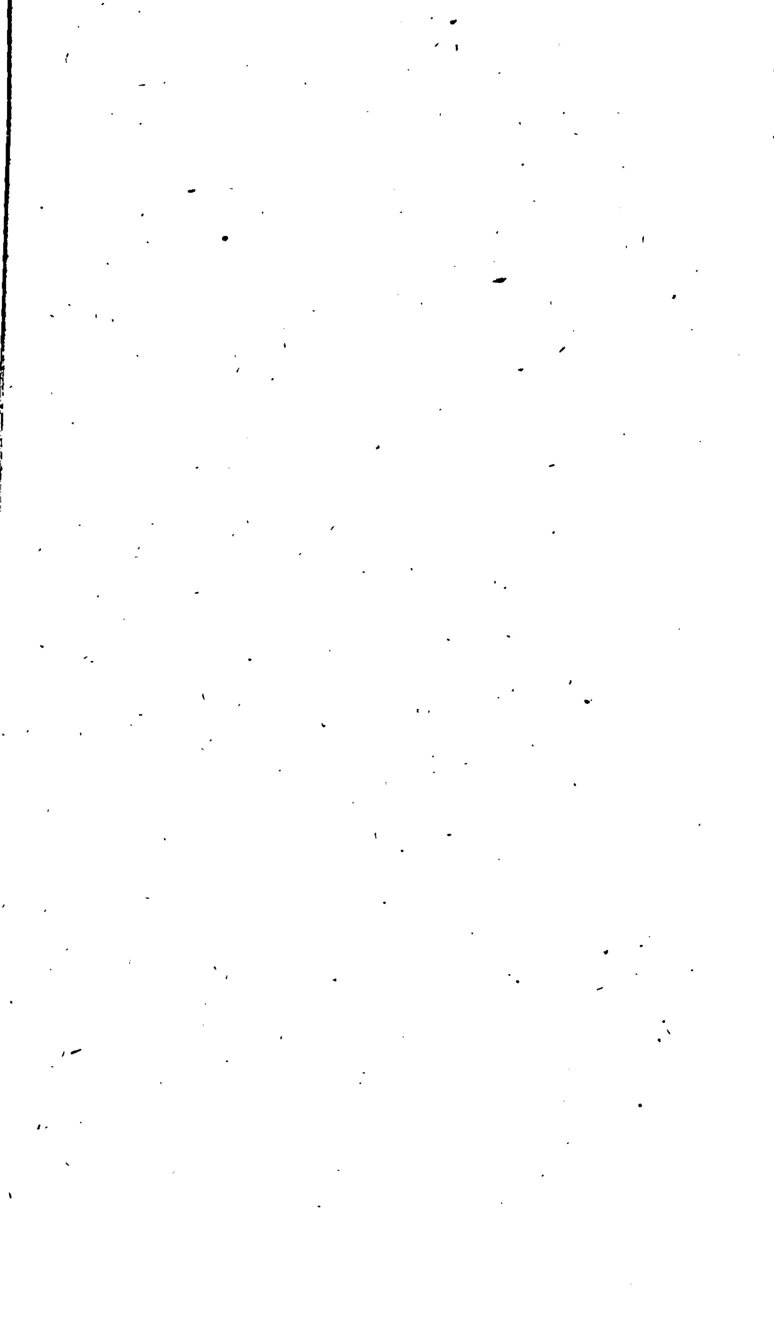






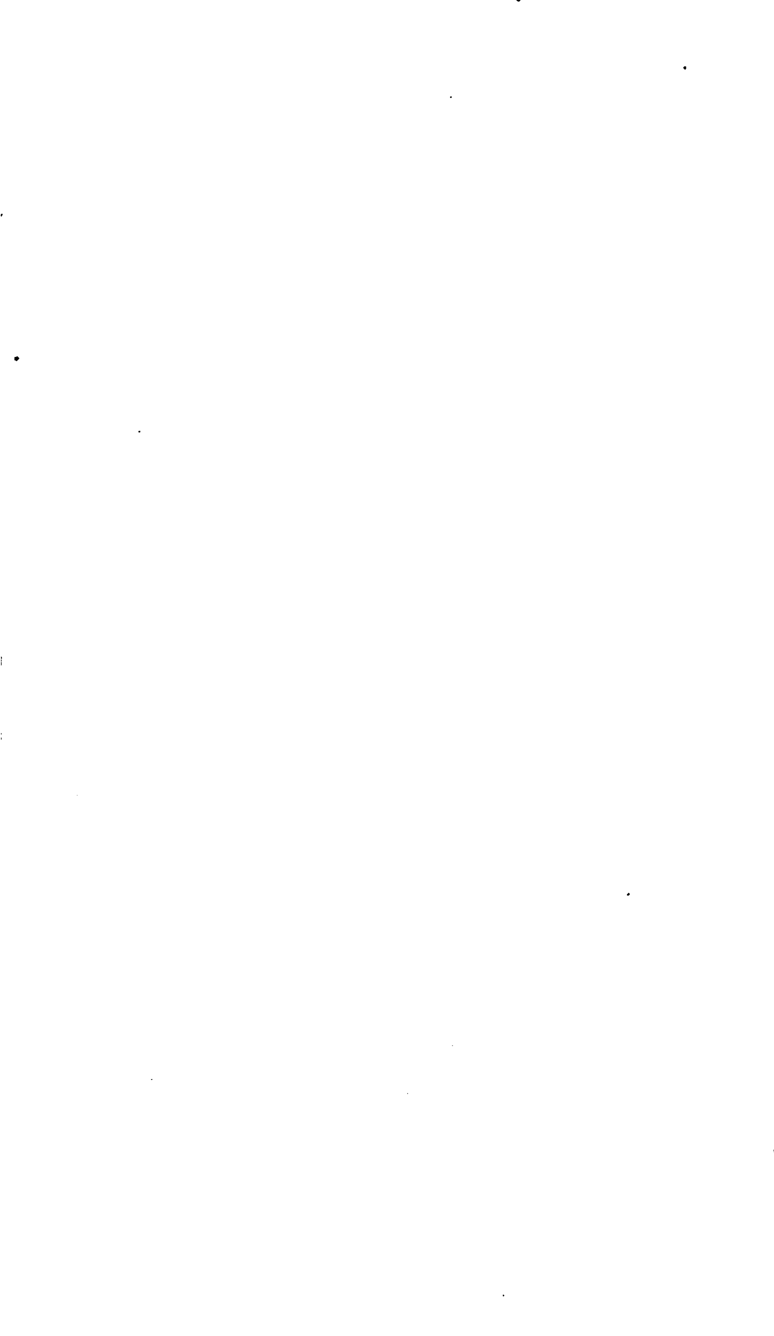


# Friedrich von Schillers
# sämmtliche Werke.

Ein und dreyßigster Theil.

Geschichte
des
Abfalls der Niederlande von der spanischen Regierung
III. Theil.
Fortgesetzt von Carl Curths.

Grätz, 1834.
Bey Joh. Andreas Kienreich.






**Übergabe Middelburgs an den Prinzen v. Oranien.**

*Don Romero rettet sich durch Schwimmen an das Gestade des Ländchens Tholen, wo sich Requesens befand.*

# Friedrich von Schillers

## sämmtliche

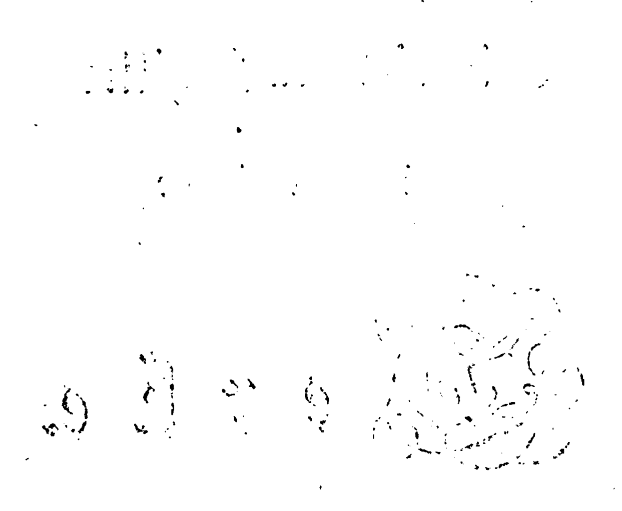



---

### Sechzehnter Band.

---

Grätz, 1834.
Bey Joh. Andreas Kienreich.



# Vorrede.

Es war unstreitig für die Wissenschaft der Geschichte und für die Literatur überhaupt ein großer Verlust, daß der verewigte Schiller sein genialisches Werk, über den Abfall der vereinigten Niederlande von der spanischen Herrschaft, nicht fortsetzte, und bis an das Ende dieser merkwürdigen Begebenheit hinausführte. Der Verfasser des gegenwärtigen Versuchs einer Geschichte des niederländischen Revolutionskriegs, ist weit von dem Gedanken entfernt, die Vollendung des Kunstwerks eines solchen Meisters wagen zu wollen. Auch ist seine Schrift verschieden von der ersteren, sowohl in Absicht des Plans als der Tendenz. Schillers Gegenstand war weit umfassender. Er wollte die Geschichte der Rebellion, der Verfasser des gegenwärtigen Werks nur die Geschichte des Krieges, welchen jene veranlaßte, darstellen.

Aber der Stoff, welchen Letzterer zu verarbeiten beschloß, brachte seine Schrift mit der Schiller'schen auf die natürlichste Art in Verbindung; denn der Krieg war das Resultat der Rebellion, und der Ausbruch desselben erfolgte gerade in der nähmlichen Epoche der Empörung, wo Schiller den Faden der Erzählung verließ, um ihn in der Folge nie wieder aufzunehmen. Deßhalb wird auch nur der, welcher das Entstehen und die Veranlassungen der Rebellion aus dem Schiller'schen Werke kennt, die Geschichte des Kriegs, den sie entzündete, mit Einsicht und Interesse lesen; und in dieser Hinsicht allein mag die Letztere eine Fortsetzung des Ersteren genannt werden.

Der Verfasser hatte übrigens bey seiner Arbeit einen doppelten Zweck im Auge. Er wünschte nicht nur dem Freunde der Geschichte eine angenehme Unterhaltung, sondern auch dem, dessen eigenthümliches Fach der Krieg ist, eine Gelegenheit zur Erlangung neuer und interessanter Ansichten über diesen großen Gegenstand zu verschaffen. Vorzüglich in der letzteren Hinsicht hat er einzelne merkwürdige und charakteristische Ereignisse dieses wichtigen Kriegs, welcher einen so entscheidenden Einfluß auf die europäische Kriegskunst, vorzüglich auf die Kunst des Angriffs und der Ver-

theidigung befestigter Plätze hatte, sehr genau und ausführlich, oft mit den kleinsten Umständen dargestellt; andere minder bedeutende dagegen nur mit wenigen Zügen angegeben.

Die Quellen und Hülfsschriften, aus welchen er schöpfte, sind fast die nähmlichen, von denen auch Schiller Gebrauch machte. Es waren Strada, de Thou, Meteren, Grotius, die allgemeine Geschichte der vereinigten Niederlande, Toozen Geschichte der vereinigten Niederlande, Van der Vynkt Geschichte der vereinigten Niederlande, ein Werk, welches sehr schätzbare Materialien enthält, und auch unstreitig Schillern, ob er es gleich nicht erwähnt, bekannt war; Hoyer Geschichte der Kriegskunst, und einige andere Schriften.

Der Verfasser wird sich für hinlänglich belohnt halten, wenn es ihm gelungen ist, durch diesen Versuch seinen Zeitgenossen einen abermahligen Beweis zu liefern, daß die Geschichte die höchste Schule der Erfahrung ist; indem sie uns zeigt, daß die Menschen mit ihren Leidenschaften und Wünschen, mit ihren Vorzügen und Unvollkommenheiten, mit ihrer Größe und Verworfenheit, in allen Jahrhunderten

die nähmlichen waren; daß das Wesen der Dinge ewig dasselbe bleibt, und nur unter veränderten Formen erscheint, und daß endlich die großen und außerordentlichen Begebenheiten unserer Tage nicht neu und einzig, sondern nur Wiederhohlungen ähnlicher Ereignisse eines früheren nicht minder unvergeßlichen Zeitraums sind.

Königsberg in der Neumark, 1808.

Curths.

# Geschichte

des

# Abfalls der Niederlande

von der

## Spanischen Regierung.

---

Dritter und vierter Theil.

Fortgesetzt

von

Carl Curths.

Erste Periode 1568 — 1579.

# Erste Periode des Kriegs,

## vom Ausbruch desselben bis zur Utrechter Vereinigung.

(1568 bis 1579).

## 1.

### Erster Feldzug des Prinzen von Oranien.

1568.

Nach der Entfernung der Herzoginn Margaretha von Parma (1567 den 22. Dec.) ward ihr Nachfolger der Herzog von Alba, förmlich mit der Oberstatthalterswürde der Niederlande bekleidet, und von jetzt an war er der einzige Regent des niederländischen Volks, dessen Leiden und Bedrückungen in *eben dem Maße* zunahmen, als die Macht und der Einfluß seines Tyrannen sich vermehrten. Mit unermüdeter Thätigkeit setzte das verhaßte Tribunal der Unruhen, dessen Stifter der Herzog war, seine Unternehmungen fort. Todesurtheile und Confiscationen waren das tägliche, schreckliche Geschäft desselben, die Hinrichtungen dauerten fort, und viele vom vornehmsten Adel beschlossen ihr Leben auf dem Schaffot. Aber die Anzahl derer, welche zu Bettlern gemacht und in's Elend gestürzt wurden, übertraf noch jene der Gemordeten. Die Einziehungen des Vermögens der Verurtheilten sollen dem Könige allein zu 20 Millionen Gulden be-

rechnet worden seyn, und eine gleich starke Summe floß vielleicht in die Cassen der spanischen Räuber.

Eine fortdauernde Auswanderung der Einwohner war die Folge dieses ungeheuern Drucks. Trotz der strengsten Verbothe der Regierung verließen Tausende von ihnen die mütterliche Erde, um unter einem fremden Himmel den Ruin des theuren Vaterlandes zu beweinen; und die meisten dieser unglücklichen Flüchtlinge mußten ihr ganzes Vermögen zurücklassen, und kamen bettelarm in England, Frankreich und Deutschland an.

Es ist eine auffallende Erscheinung, daß der niederländische Adel, welcher zur Zeit der berühmten Brüsseler Vereinigung, unter der Regierung der Oberstatthalterinn Margaretha von Parma, so viel Energie und einen so großen Eifer für die Vertheidigung der vaterländischen Verfassung gezeigt hatte, während der Tyranney des Herzogs von Alba, wo die Nation auf eine grausame Art gemißhandelt ward, und ihre alten Vorrechte und Freyheiten, selbst solche, die Philipps II. mächtiger Vorfahr nicht anzutasten gewagt hatte, verletzt und vernichtet sah, nur eine leidende Rolle spielte, und alles Ungemach ungestraft über sich ergehen ließ. Aber die vornehmsten Mitglieder dieses patriotischen Adels waren theils auf dem Blutgerüste gefallen, theils schmachteten sie in Kerkern oder hatten ebenfalls freywillig oder gezwungen das Land verlassen, und der Muth der Uebrigen war durch ein panisches Schrecken gelähmt. Zwar kam, nach der Gefangennehmung der Grafen Egmont und Hoorne, eine neue Adelsverbindung zu Stande, deren Theilnehmer sich verpflichteten, gewisse Geldsummen zur Vertheidigung der guten Sache zusammen zu schießen, aber es ist nicht bekannt, ob die Beyträge jemahls bezahlt worden sind, wenigstens haben sich keine Wirkungen von dem neuen Bunde gezeigt.

Während dieses apatischen Zustandes der Nation, wo das

Unglück, welches über sie herein gebrochen war, ihren stolzen Geist unterdrückt und ihre ganze Kraft aufgelöst zu haben schien, war der Prinz von Oranien in Deutschland desto thätiger. Fest und unwiderruflich lag in seiner Seele der Entschluß, zur Vertheidigung und Befreyung eines Landes, welches er wie sein zweytes Vaterland liebte, die Waffen zu ergreifen, und dem spanischen Tyrannen einen Krieg anzukündigen, der, entweder ihn an das große Ziel seiner Wünsche führen, oder unter den Trümmern der vernichteten niederländischen Freyheit begraben sollte.

Kühn bis zur Verwegenheit war dieser Schritt. Seit der fränkischen Monarchie hatte der Erdkreis kein so ausgedehntes Reich gesehen, als jenes war, welches Kaiser Carl V. seinem Sohne Philipp II. hinterließ. In Europa beherrschte dieser Monarch außer Spanien, auch Neapel, Sicilien, Sardinien, Mailand und die Niederlande, und in Amerika eine Ländermasse, welche an Umfang ganz Europa weit übertraf. Die europäischen Besitzungen gehörten zum Theile zu den volkreichsten und blühendsten Provinzen dieses Welttheils, und Amerika ergoß aus seinem Schooße einen unversiegbaren Strom der edelsten Metalle in das Mutterland. Die Schätze der neuen, und die besten Soldaten und erfahrensten Feldherren der alten Welt standen dem spanischen Monarchen zu Geboth. Dennoch lag, wie kühn und romanhaft auch der Vorsatz des Prinzen war, mit einer so kolossalen Macht einen ungleichen Kampf zu beginnen, wenn er nur vom Glücke begünstigt ward, ein glorreicher Erfolg nicht außer den Grenzen der Möglichkeit; ihm selbst fehlte es nicht an Hülfsmitteln, die er in seiner bürgerlichen Lage und in seinem großen und genialischen Geiste fand. Dabey konnte er auf einen zahlreichen Anhang in den Niederlanden, auf eine thätige Hülfe der protestantischen Fürsten Deutschlands, auf die Theilnahme dieser Glaubensgenossen in allen Ländern, und vielleicht

auch auf den Beystand der hugenottischen Partey in Frankreich, mit deren Häuptern, dem Prinzen von Condé und dem Admiral Coligny, er in Verbindung stand, so wie auf eine geheime Unterstützung Englands rechnen. Die letzten Zweifel der kalten Vernunft übertäubte endlich der begeisternde Gedanke an den unsterblichen Ruhm, welcher dem Retter und Befreyer eines unglücklichen gemißhandelten Volks zu Theil werden mußte.

Verschiedene deutsche Fürsten, und vorzüglich der Herzog Albrecht von Baiern versuchten eine Aussöhnung zwischen ihm und dem Könige von Spanien zu bewirken. Aber in beyder Herzen war der gegenseitige Haß zu fest gewurzelt, um den freundschaftlichen Vorstellungen eines Vermittlers zu weichen. Philipp wollte von keinen Vorschlägen hören, ehe sich nicht der Prinz vor dem Herzoge von Alba persönlich gestellt hätte; und wie konnte dieser eine Bedingung eingehen, die eben so gefahrvoll als erniedrigend für ihn gewesen wäre. Die Unterhandlung blieb also fruchtlos; aber die Unbilligkeit des Königs vermehrte Oraniens Freunde.

Jetzt ist das Loos geworfen. Oraniens Sache ist die Sache der unterdrückten Menschheit. Kühn fordert er den Tyrannen in die Schranken heraus, und von dem Erfolge seiner Waffen wird es abhängen, ob die Niederländer künftig ein freyes selbstständiges Volk, oder verächtliche Sclaven Spaniens seyn werden. Seine Werber durchstreifen Deutschland, Waffen und Kriegsgeräthe werden herbeygeschafft. Um die Kosten bestreiten zu können, verkauft er sein Silbergeschirr, sein Geschmeide und alle seine Kostbarkeiten. Verschiedene protestantische Fürsten Deutschlands liefern ihm Geldsummen und Mannschaft. Auch aus den Niederlanden gehen einige Geldbeyträge ein. Am thätigsten unterstützen ihn seine Brüder, besonders der älteste von ihnen, Graf Johann von

Nassau, der alle seine Herrschaften verpfändet, und die darauf erhaltenen Geldsummen zu den Rüstungen hergibt.

Nach dem Plane, welchen der Prinz entworfen hatte, sollten vier verschiedene Angriffe auf die Niederlande Statt finden, um die Macht des Feindes zu theilen, und ihn auf mehreren Puncten zugleich zu beschäftigen. Zu dem Ende sollte der Graf von Hogstraaten, der einzige vornehme Niederländer, welchen wir unter den Theilnehmern der oranischen Partey an diesem Feldzuge finden, mit einem Kriegerhaufen an der Maas heraufgehen, und über Lüttich in Geldern einfallen; während der Graf Coqueville, ein Edelmann aus der Normandie, einen Einfall in Hennegau und Artois thun würde. Graf Ludwig von Nassau sollte indeß die nördlichen Provinzen, Gröningen und Friesland, angreifen; und hätte dann der Herzog von Alba seine Mannschaft auf die drey angegriffenen Puncte vertheilt, so wollte Oranien selbst mit der Hauptmacht in das Herz von Brabant eindringen. Dieß war der Entwurf zu dem Feldzuge, der über das Schicksal der Niederlande entscheiden sollte.

Coqueville erschien zuerst auf dem Schauplatz. Mit 800 Franzosen und ausgewanderten Niederländern, die sich unter seinen Fahnen versammelt hatten, brach er in die Grafschaft Artois ein. Aber seine Rolle ward bald ausgespielt; denn als der Herzog von Alba, auf die Nachricht von diesem Einfall, bey dem Könige Carl IX. von Frankreich, über die Feindseligkeiten seines Vasallen wider das Gebieth des Königs von Spanien Beschwerden führte, ward der französische Marschall von Cosse wider den Grafen ausgesandt. Nach einigen unbedeutenden Gefechten warf sich Coqueville in das Städtchen St. Valeri bey Abbeville in der Picardie, wo er belagert, überwältigt, und weil er keinen königlichen Bestallungsbrief aufzuweisen hatte, als ein Räuber und Friedensstörer enthauptet ward. Seine Niederländer theilten das

Schicksal des Anführers; den Franzosen aber, welche ihm gedient hatten, ward das Leben geschenkt.

Nicht glücklicher war der Heerhaufe des Grafen Hogstraaten, welcher sich etwa 2000 Mann stark an der Maas versammelt hatte. Zwar bemächtigte sich der Graf anfangs einiger kleinen befestigten Plätze; aber eine Abtheilung königlicher Truppen unter den Obersten d'Avila und Lodron gewann ihm ein Treffen ab (1568 den 25. April), entriß ihm seine unbedeutenden Eroberungen wieder, und setzte ihn außer Stand, neue Fortschritte zu machen.

So glichen diese beyden Angriffe nur Meteoren, welche in einem Augenblicke entstehen und verschwinden, ohne eine Spur ihres Daseyns zurück zu lassen. Wichtiger, obgleich am Ende von gleich ungünstigem Erfolge, war die Unternehmung gegen Friesland und Gröningen. Die Grafen Ludwig und Adolph von Nassau, des Prinzen von Oranien Brüder, und Graf Joost von Schauenburg hatten in der Gegend von Emden etwa 100 Reiter und 700 Mann Fußvolk in's Feld gestellt; und mit dieser geringen Macht brachen sie in Westfriesland ein (1568 im May). Sie bemächtigten sich des Grenzschlosses Wedde, und öffneten sich dadurch nicht nur ein Thor in die Provinz Gröningen, sondern sicherten sich auch die Zufuhr der nöthigen Lebensmittel und die Gemeinschaft mit Deutschland. Von hier aus drang Graf Ludwig tiefer in Friesland ein; aber die Hauptstadt der Provinz Gröningen war das Hauptziel seiner Bewegungen. Die Wachsamkeit des Feindes hinderte ihn, es zu erreichen.

Auf die erste Nachricht von dem Einfalle des Nassauers sandte der Herzog von Alba den Grafen von Aremberg, Statthalter von Friesland, der eben erst aus Frankreich zurückgekehrt war, mit 1000 Spaniern vom Regimente Sardinien unter Braccamonte, 400 deutschen Landsknechten und 400 spanischen und italienischen Reitern unter Curtio Mar-

tinengo, zur Vertheidigung jener Provinz ab, und der Graf von Megen erhielt Befehl, mit 1500 Fußknechten und 400 Mann zu Rosse ihm zu folgen.

Aremberg rückte dem Grafen von Nassau unverzüglich entgegen, um ihn am weiteren Vordringen zu hindern; bey dem Kloster Witteverum in Westfriesland kam es zu einem Gefechte zwischen beyden Theilen, welches, ohne entscheidend zu seyn, doch die Folge hatte, daß der Graf von Nassau aus Besorgniß, Aremberg habe sich bereits mit Megen vereinigt, sich während der Nacht auf dem Damme gegen Wedde zurückzog.

Die Vereinigung der beyden feindlichen Haufen war noch nicht geschehen, und Aremberg beschloß, nicht weiter etwas zu unternehmen, bis der Graf von Megen zu ihm gestoßen sey. Aber die spanischen Kriegsleute, stolz auf den erfochtenen Vortheil und ihre Waffenerfahrenheit vertrauend, drangen darauf, sie ungesäumt wider einen Feind zu führen, gegen den sie die tiefste Verachtung hegten. Der Befehlshaber stellt ihnen die Schwierigkeiten des Angriffs auf einen so ungünstigen, durch Moräste, Sümpfe und schmale Dämme durchschnittenen Boden, bey ihrer geringen Anzahl vor; umsonst, sie hören nicht auf seine Gründe, und vergessen sich endlich so sehr, daß sie ihn, als einen Niederländer, eines heimlichen Einverständnisses mit dem Feinde beschuldigten. Gekränkt durch diesen unverdienten Vorwurf, gibt Aremberg ihrem Ungestüm nach, und das kleine Heer bricht auf.

Graf Ludwig erhielt Nachricht von dem Vorhaben der Spanier, und von ihrer Schwäche. Er stellte (1568 den 24. Mai) seine Mannschaft auf Friesischer Erde, zwischen Winschooten und dem Kloster Heiligerlee in Schlachtordnung auf. Bey der ersten Erscheinung des Feindes sprengte er mit 300 Reitern zu einem raschen Angriffe vor, als wollte er sich einer vorliegenden Brücke bemächtigen. Nach einem kurzen

Gefechte mit der spanischen Reiterey wandte er sich zur Flucht. Unvorsichtig verfolgten ihn, seinem Wunsche gemäß, die Feinde, bis er sie hinter einen Damm gelockt hatte, wo eine Anzahl Hakenschützen im Verstecke lag. Das unerwartete Feuer der Letzteren brachte die spanische Reiterey in Unordnung. Sie stürzte auf ihr Fußvolk zurück, und verbreitete Schrecken und Verwirrung über dasselbe. Diesen günstigen Augenblick benutzen Nassau und Schauenburg, und greifen die Spanier von allen Seiten an. Niederlage und Flucht der Letzteren ist die Folge davon. Ein Theil der Weichenden wirft sich in das Kloster Heiligerlee; aber es wird nach einer hartnäckigen Gegenwehr, und mit großem Verluste auf beyden Seiten, von den Siegern erstürmt. Bey diesem Kampfe um den Besitz des Klosters ward Graf Adolph von Nassau, ein hoffnungsvoller Jüngling, durch einen Musketenschuß getödtet. Er starb, der erste von vier heldenmüthigen Brüdern, als Märtyrer für die Sache der niederländischen Freyheit.

Auch der feindliche Anführer, Johann von Ligne Graf von Aremberg, fiel in der Schlacht. Die Nachrichten von der Art seines Todes sind verschieden. Nach einer neueren holländischen Zeitschrift *), wollte er sich nach dem Verluste des Treffens durch die Flucht retten; sein Roß aber zerstieß sich die Brust an einem zugezogenen Schlagbaum, über welchen er setzen wollte. Während dieses Aufenthalts schoß ihm der Thorwärter in den Hals, und als sich ihm der Graf zu erkennen gab, erschlug ihn jener mit der Kolbe seines Feuerrohrs.

Fürchterlich brach nach dem Treffen die Wuth der Friesländer im Nassau'schen Heere wider die Spanier aus. So viel ihnen von dieser Nation in die Hände fielen, mußten als

---

*) Huiszittend Leewen. Amsterdam, 1801 2. Stück Nro. 11.

Opfer der gereizten Volksrache sterben, nur die Niederländer und Deutschen wurden verschont und zu Gefangenen gemacht. Ueber 1600 Spanier und Deutsche fanden den Tod in diesem Treffen. Die Besiegten verloren ihr Gepäcke, eine gut gefüllte Kriegscasse und ihr ganzes Geschütz, worunter sich sechs metallene, von der Stadt Gröningen geliehene Feldstücke befanden. Arembergs Leichnam ward neben den Gebeinen Adolph's von Nassau im Kloster Heiligerlee bestattet.

Der Sieger rückte nach gewonnener Schlacht nach Gröningen, aber noch ehe er es erreichen konnte, hatte Graf Megen schon die Stadt besetzt, und es blieb ihm nichts übrig, als eine Belagerung. Doch dazu war sein kleines Heer zu schwach, und die oranische Partey in der Stadt ward durch die zahlreiche spanische Besatzung im Zaum gehalten. Daher mußte er sich begnügen, in der Nähe des Orts sein Lager zu nehmen, und ihn zu beobachten.

Der Sieg bey Heiligerlee, welcher die ersten Keime der künftigen Freyheit entwickelte, erweckte eine allgemeine Freude bey den Anhängern des Prinzen von Oranien und allen nicht katholischen Niederländern. Aber den Herzog von Alba versetzte die Nachricht davon in den heftigsten Zorn. Wie ein Löwe erhebt er sich von seinem Lager, und beschließt, den Fortschritten der Rebellen ein schnelles und blutiges Ziel zu setzen. Mit 15 Fahnen Deutsche und einer gleichen Anzahl Wallonen sendet er den Florentiner, Chiappi Vitelli, vor sich her nach dem Schauplatze der Empörung, schickt dem Herzog Erin von Braunschweig Befehl, mit 1500 Reitern zu Vitelli zu stoßen, und rüstet sich in eigener Person nach Friesland zu folgen. Vor seiner Abreise aber gab er noch einen schauderhaften Act seiner grausamen Gerechtigkeit. Zwey und zwanzig von den eingezogenen Edelleuten, deren Prozeß beendigt war, wurden am 1. und 4. des Brachmonaths auf dem Roßmarkt zu Brüssel enthauptet, und am 5. litten die Grafen

von Egmont und Hoorne, welche den Tag zuvor, unter einer Bedeckung von 3000 spanischen Soldaten, von Gent nach der Hauptstadt geführt worden waren, das nähmliche Schicksal. Beyde gingen ihrem Verhängniß mit männlicher Standhaftigkeit entgegen; die ganze Nation aber trauerte über den Tod ihrer Lieblinge, und selbst auswärtige Fürsten äußerten ihr Mißfallen darüber. Wenige Tage vor jener Blutscene erging ein Verbannungsurtheil wider den Prinzen von Oranien (1568 den 28. Mai), wodurch er für einen Hochverräther erklärt, auf ewig und bey Todesstrafe aus den Niederlanden verwiesen, und mit der Einziehung seiner Güter bestraft ward; weil er auf die an ihn ergangene Vorladung nicht erschienen sey, sondern die Waffen wider den König ergriffen habe. Aehnliche Erkenntnisse wurden auch wider die Grafen von Nassau, Bergen, Kuilemburg, Hogstraaten, und selbst wider den schon verstorbenen Grafen von Brederode ausgesprochen.

Chiappi Vitelli war indeß in der Nähe von Gröningen angelangt, wo er ein Lager bezog; denn er hatte geschärften Befehl, vor der Ankunft des Herzogs kein Treffen zu wagen. Dafür brachte er der Subordination ein strenges Opfer. Die Hauptleute des Regiments Sardinien, welche den Grafen von Aremberg zu dem unglücklichen Treffen bey Heiligerlee gezwungen hatten, wurden auf seinen Befehl mit dem Schwerte hingerichtet. Endlich langte auch der Herzog von Alba, nachdem er sein Henkersgeschäft zu Brüssel beendigt hatte, mit 17 Fahnen Spaniern und einem Zuge Geschützes zu Gröningen an, und vereinigte sich mit Vitelli (1568 den 14. Julius).

Durch diese Vereinigung verschwand zugleich für den Grafen von Nassau jede Aussicht, sich jener Stadt zu bemächtigen. Er verließ die Nähe derselben, um einer entscheidenden Schlacht mit seinem mächtigeren Gegner auszuweichen,

und zog sich nach der Ems zurück, wo er eine feste Stellung unweit Jemmingen, zwischen dem erwähnten Strome, dem Dollart und der Stadt Emden nahm. Hier, wo es ihm an Zufuhr nicht fehlte, wollte er sich so lange vertheidigend verhalten, bis sein Bruder Oranien an den Grenzen von Brabant erschiene, und den Herzog von Alba zwänge, den größten Theil seiner Truppen nach jener Gegend zu senden. Aber die nähmlichen Gründe bestimmten den Herzog, die Sache hier im Norden der Niederlande so bald als möglich zur Entscheidung zu bringen; er folgte daher dem Grafen auf dem Fuße nach (16. Julius), entschlossen, ihn ohne Zeitverlust anzugreifen, wo er ihn fände. Herzog Erin von Braunschweig mit 1600 Pferden blieb bey Gröningen zurück.

Ueber Wedde und Rhede, wo die Brücke über die Ems besetzt ward, näherte sich das spanische Heer dem nassauischen. Das letztere stand bey Jemmingen, den rechten Flügel an den Dollart gelehnt, den linken durch eine Batterie gedeckt, und im Rücken die Stadt Emden und die Ems. An Zahl der Streiter waren die feindlichen Heere fast gleich, beyde zählten deren etwa 7000 Mann; aber an innerer Stärke glichen sie sich nicht. Das Spanische bestand größten Theils aus trefflich geübten, an Ordnung und Kriegszucht gewöhnten Soldaten; das Nassauische dagegen größten Theils aus zusammengerafftem Gesindel, nur nach Raub und Beute dürstend, und mißvergnügt, weil der versprochene Sold nicht richtig gezahlt ward. Diese zügellosen Horden erklärten jetzt im Angesichte des anrückenden Feindes, daß sie nicht eher fechten würden, bis sie den rückständigen Sold empfangen hätten; und nur durch die dringendsten Vorstellungen des Grafen von Schauenburg ließen sie sich endlich wieder beruhigen.

Sancho d'Avila mit 30 Pferden mußte die Stellung des nassauischen Heeres erforschen (21. Julius). Die Gegend

war sehr beschränkt, und der Boden von Gräben, Dämmen und Morästen durchschnitten. Trotz dieser Schwierigkeiten beschloß der Herzog den Angriff des Feindes. Sein Scharfblick hatte den schwächsten Punct in der Stellung desselben entdeckt, und sein Plan war schnell gemacht. Die Fronte des Feindes sollte nur bedrohet, der Hauptangriff gegen dessen linke Flanke geführt werden.

Julian Romero und Sancho Londogno mit 1800 Hakenschützen und zwey Banden Ordonanzreiter unter Gonzaga und Martinengo, machten den Vortrab des spanischen Heeres; ihnen folgte das Fußvolk, geführt von Ulloa und Braccamonte; 21 Fahnen Deutsche und Wallonen und 600 schwergerüstete Speerreiter bildeten den Nachzug. Der Vortrab allein war zum Angriff bestimmt; die übrigen Abtheilungen hatten den strengsten Befehl, sich mit dem Feinde nicht einzulassen.

Um zehn Uhr Vormittags, als eben die Nassauischen beschäftiget sind, die Brücken über die Gräben abzuwerfen, beginnt das Treffen mit leichten Scharmützeln. Schon früher hatte der Graf befohlen, die Dämme zu durchstechen, um eine Ueberschwemmung zu bewirken; aber diese Vorsicht ward vernachlässiget, denn in einer so vortheilhaften Stellung fürchtete Niemand einen Angriff. Desto eifriger war man jetzt beschäftigt, das Versäumte nachzuhohlen. Indeß ward das Gefecht immer lebhafter, und der spanische Vortrab, dem sich nach und nach der größte Theil des nassauischen Heeres entgegenwarf, forderte wiederhohlt und dringend Unterstützung; doch der Herzog blieb bey seinem Entschlusse, den übrigen Theil des Heeres außer dem Treffen zu halten, überzeugt, daß sein Vortrab keine Gefahr zu besorgen habe; weil sich die ihm überlegene feindliche Macht bey der Beschränktheit des Bodens nicht entwickeln konnte.

Jetzt ist es zwey Uhr Nachmittags. Der Himmel hängt in schwarzen Regenwolken herab, und das Wasser in den Gräben steigt. Da hält es der Herzog für Zeit den Schlag auszuführen, welchen er bereitet hat. Schnell läßt er durch seinen Sohn Don Ferdinand de Toledo den Kern des Heeres zusammenziehen, stellt sich selbst an die Spitze desselben, und führt ihn, einen Haufen dicht auf den andern geschoben, in des Feindes linke Flanke. Alle Schwierigkeiten werden besiegt, und die schwachbedeckte Batterie, welche diesen Flügel schützen soll, wird nach einem kühnen und raschen Angriff mit stürmender Hand erobert.

Dieses Mannövre entschied. Das nassauische Heer gerieth in Verwirrung. Die Gegenwehr hörte auf. Mehrere Fahnen gingen verrätherisch zu den Spaniern über, und bald wurden Flucht und Verwirrung allgemein. Das ganze Lager, Geschütz und Gepäcke fielen den Siegern in die Hände. Viele der Nassauischen starben durch Feindesschwert, noch mehrere in den Wellen der Ems. Auch die feigen Ueberläufer erhielten ihren verdienten Lohn. Alle bis auf den letzten Mann wurden, als doppelte Verräther, von den erbitterten spanischen Kriegsleuten niedergehauen. Die Reiterey und die bey dem geschlagenen Heere gestandenen Friesländer, welche der Gegend kundig waren, entkamen größten Theils durch die Flucht. Graf Ludwig von Nassau und Joost von Schauenburg retteten sich in einem Fischerboote über die Ems. Leider schändeten sich die Sieger durch Grausamkeiten, und die Flammen, welche von mehreren brennenden Dörfern aufloderten, verdunkelten den Glanz ihres Ruhms und leuchteten wie Todesfackeln über das erschrockene Land.

Mit diesem einzigen Schlage waren alle Vortheile des glücklichen Treffens bey Heiligerlee vernichtet und der Krieg in Friesland geendigt. Der siegreiche Alba begab sich vom Schlachtfelde nach Grönningen, und von da nach Amsterdam

war sehr beschränkt, und der Boden von Gräben, Dämmen und Morästen durchschnitten. Trotz dieser Schwierigkeiten beschloß der Herzog den Angriff des Feindes. Sein Scharfblick hatte den schwächsten Punct in der Stellung desselben entdeckt, und sein Plan war schnell gemacht. Die Fronte des Feindes sollte nur bedrohet, der Hauptangriff gegen dessen linke Flanke geführt werden.

Julian Romero und Sancho Londogno mit 1800 Hakenschützen und zwey Banden Ordonanzreiter unter Gonzaga und Martinengo, machten den Vortrab des spanischen Heeres; ihnen folgte das Fußvolk, geführt von Ulloa und Braccamonte; 21 Fahnen Deutsche und Wallonen und 600 schwergerüstete Speerreiter bildeten den Nachzug. Der Vortrab allein war zum Angriff bestimmt; die übrigen Abtheilungen hatten den strengsten Befehl, sich mit dem Feinde nicht einzulassen.

Um zehn Uhr Vormittags, als eben die Nassauischen beschäftiget sind, die Brücken über die Gräben abzuwerfen, beginnt das Treffen mit leichten Scharmützeln. Schon früher hatte der Graf befohlen, die Dämme zu durchstechen, um eine Ueberschwemmung zu bewirken; aber diese Vorsicht ward vernachlässiget, denn in einer so vortheilhaften Stellung fürchtete Niemand einen Angriff. Desto eifriger war man jetzt beschäftigt, das Versäumte nachzuhohlen. Indeß ward das Gefecht immer lebhafter, und der spanische Vortrab, dem sich nach und nach der größte Theil des nassauischen Heeres entgegenwarf, forderte wiederhohlt und dringend Unterstützung; doch der Herzog blieb bey seinem Entschlusse, den übrigen Theil des Heeres außer dem Treffen zu halten, überzeugt, daß sein Vortrab keine Gefahr zu besorgen habe; weil sich die ihm überlegene feindliche Macht bey der Beschränktheit des Bodens nicht entwickeln konnte.

Jetzt ist es zwey Uhr Nachmittags. Der Himmel hängt in schwarzen Regenwolken herab, und das Wasser in den Gräben steigt. Da hält es der Herzog für Zeit den Schlag auszuführen, welchen er bereitet hat. Schnell läßt er durch seinen Sohn Don Ferdinand de Toledo den Kern des Heeres zusammenziehen, stellt sich selbst an die Spitze desselben, und führt ihn, einen Haufen dicht auf den andern geschoben, in des Feindes linke Flanke. Alle Schwierigkeiten werden besiegt, und die schwachbedeckte Batterie, welche diesen Flügel schützen soll, wird nach einem kühnen und raschen Angriff mit stürmender Hand erobert.

Dieses Mannövre entschied. Das nassauische Heer gerieth in Verwirrung. Die Gegenwehr hörte auf. Mehrere Fahnen gingen verrätherisch zu den Spaniern über, und bald wurden Flucht und Verwirrung allgemein. Das ganze Lager, Geschütz und Gepäcke fielen den Siegern in die Hände. Viele der Nassauischen starben durch Feindesschwert, noch mehrere in den Wellen der Ems. Auch die feigen Ueberläufer erhielten ihren verdienten Lohn. Alle bis auf den letzten Mann wurden, als doppelte Verräther, von den erbitterten spanischen Kriegsleuten niedergehauen. Die Reiterey und die bey dem geschlagenen Heere gestandenen Friesländer, welche der Gegend kundig waren, entkamen größten Theils durch die Flucht. Graf Ludwig von Nassau und Joost von Schauenburg retteten sich in einem Fischerboote über die Ems. Leider schändeten sich die Sieger durch Grausamkeiten, und die Flammen, welche von mehreren brennenden Dörfern aufloderten, verdunkelten den Glanz ihres Ruhms und leuchteten wie Todesfackeln über das erschrockene Land.

Mit diesem einzigen Schlage waren alle Vortheile des glücklichen Treffens bey Heiligerlee vernichtet und der Krieg in Friesland geendigt. Der siegreiche Alba begab sich vom Schlachtfelde nach Grönningen, und von da nach Amsterdam.

Er benachrichtigte seinen Monarchen, den Papst und andere Fürsten von dem erfochtenen Siege. Viele Friesländer und Grönninger, die unter Nassau's Fahnen gefochten hatten, wurden aus dem Lande verbannt; Alles ward in den Provinzen wieder auf den alten Fuß gesetzt. Graf Ludwig mit den Trümmern seines geschlagenen Heers verließ den Norden der Niederlande, wo jetzt nichts mehr für ihn zu thun war, ging nach Deutschland, und stieß zu den Truppen seines Bruders.

Schon hatte Oranien (28. Julius) in einer Denkschrift öffentlich erklärt, daß er zur Ehre Gottes und zum Vortheil des Königs von Spanien und dessen nächsten Erben, des Kaisers und seines Sohnes, die Waffen wider den Tyrannen Alba ergriffen habe, und Jedermann aufgefordert, ihm in dieser gerechten Fehde beyzustehen. Doch Mangel an Gelde und andere Schwierigkeiten verzögerten den Anfang seiner Unternehmung über sein Erwarten. Es waren ihm glänzende Versprechungen gemacht worden; aber die wenigsten davon wurden erfüllt. Endlich erboth sich Markus Perez, ein reicher Kaufmann von Antwerpen, zu einer Beysteuer von 300,000 Thaler; die Stadt Straßburg, der Churfürst von der Pfalz und der Herzog von Zweybrücken versprachen den angeworbenen deutschen Landsknechten einen viermonathlichen Sold auszuzahlen, und die Unterhaltung der Reiterey ward zum Theile von den Anführern übernommen. Jetzt waren die größten Hindernisse besiegt, und der Prinz entschloß sich, in's Feld zu rücken.

Bey Romersdorf im Bisthum Trier (September 1568) musterte er sein Heer. Es bestand aus 40 Fahnen deutscher Landsknechte, aus 4000 niederländischen und deutschen Hakenschützen, aus einer Anzahl französischer Kriegsleute und 7000 Reitern, zusammen aus 20,000 Mann, denen ein Zug von 4 schweren und 6 leichten Feuerschlünden folgte. Viele

vornehme Deutsche und Niederländer, zwey Herzoge von Sachsen, Prinz Kasimir von Zweybrücken, die Grafen Ludwig und Albrecht von Nassau, Burchard von Barbi, Schwarzburg, Joost von Schauenburg, Hogstraaten, Wilhelm von der Mark, Batenburg, Obdam, Otto Malsburg, Dietrich Schönberg und Andere befanden sich im Gefolge des Prinzen. Merkwürdig sind zum Theile die Symbole, welche man in den Fahnen des Heeres erblickte. Einige zeigten einen Pelikan, der seine Jungen mit eigenem Blute nährt; in andern las man das Motto: für Gesetze, Volk und König. Von der Mosel wandte sich der Prinz nach dem Rhein, und setzte glücklich über diesen Strom. Durch ein anhaltendes Regenwetter waren die Wege äusserst ungangbar geworden, und verstatteten ihm kein schnelles Vorrücken. Endlich betrat er bey St. Viet den luxemburgischen Boden, verlor einige Tage mit zwecklosen Hin- und Herzügen, und eroberte sodann Aremberg und verschiedene andere unbedeutende Plätze. Der zügellose Soldat verübte dabey die ärgsten Ausschweifungen und Gräuel. Kirchen und Klöster wurden beraubt, Geistliche und Landleute ausgeplündert und gemißhandelt, und die Anführer waren gezwungen, diesen Unordnungen nachzusehen; weil die Kriegsleute ihren Sold nicht richtig empfingen und deßhalb stets mit Aufruhr drohten. Je mehr man ihnen nachsah, desto höher stieg der Trotz dieser zügellosen Rotten, und endlich brach ihr Unwille in eine förmliche Empörung aus. Nicolaus de Hammes, bekannt aus den Zeiten des ersten Compromisses, verlor bey dem Aufstande das Leben, und dem Prinzen von Oranien selbst ward der Degen von der Seite geschossen. Dem Letzteren, der, wie alle großen Geister, eine außerordentliche Gewalt über die Gemüther der Menschen besaß, gelang es endlich, durch den Zauber seiner Ueberredungskraft die Empörer zu besänftigen.

Der Herzog von Alba rastete nicht auf den bey Jemmingen erfochtenen Lorbern, sondern traf sogleich Anstalten, sich den Unternehmungen des Prinzen zu widersetzen. Vier Mahl hundert tausend Ducaten aus Spanien, die er in Seeland empfing, setzten ihn in den Stand, seine Rüstungen zu beschleunigen. Vier Regimenter Spanier, vier Regimenter Deutsche, vierzig Fahnen Wallonen, 6000 spanische, italienische, deutsche und burgundische Reiter und eine beträchtliche Anzahl von Schanzgräbern bildeten sein Heer. Mit dieser Macht, welcher ein ansehnlicher Zug schweren Geschützes folgte, senkte er sich nach der Maas herab, und näherte sich der Gegend von Mastricht. Der erfahrne Feldherr war entschlossen, hier ein ganz anderes System zu befolgen, als bey dem Feldzuge in Friesland. Dort war er angreifend verfahren; hier wollte er sich auf die strengste Vertheidigung einschränken. Zwar kannte er den Plan seines Gegners nicht genau; aber welcher es auch seyn mochte, es war gewiß, er konnte nur durch eine schnelle Ausführung gelingen. Vermochte er daher nur das Spiel in die Länge zu ziehen, und den Prinzen durch Demonstrationen hinzuhalten; so wurden die Absichten des Letzteren sicher vereitelt, und Mangel an Geld und Lebensmitteln mußten ihn, auch ohne daß er eine Schlacht verlor, zum Rückzuge zwingen. Einen andern Grund, die Vertheidigung zu wählen, fand er in der politischen Lage des Landes, welches er beschützen sollte, und in der Stimmung der Bewohner desselben. Sie haßten ihn tödtlich, und sahen dem Prinzen von Oranien, als ihrem Retter und Befreyer, mit Ungeduld entgegen. Was für schreckliche Folgen mußte daher eine Niederlage für ihn haben! Schon in dieser Hinsicht durfte er die Entscheidung des Kampfes nicht auf den ungewissen Ausgang einer Feldschlacht wagen. Jeden Schritt seines Gegners sorgfältig zu bewachen, durch künstliche Bewegungen das Land gegen die Einfälle desselben

zu decken, und ihm den Unterhalt so sehr als möglich zu erschweren; das war der einfache und weise Plan, welchen er entwarf. Er verschloß sich in einem vortheilhaften Lager, auf einer Anhöhe am linken Ufer der Maas unweit Mastricht; ließ alle Zugänge zu demselben befestigen, die seichten Stellen des Flusses durch Fußangeln ungangbar zu machen, und von den benachbarten Mühlen die Mahleisen wegnehmen, daß sie unbrauchbar wurden. So hoffte er den Prinzen so lange auf dem rechten Ufer der Maas fest zu halten, bis der kleine Landstrich zwischen diesem Strome und dem Rhein ganz ausgezehrt seyn würde.

Eben so wichtige Gründe, als der Herzog zur Zögerung hatte, bestimmten Oranien zu dem entgegengesetzten Verfahren. Bey ihm kam Alles auf Schnelligkeit der Ausführung an, um so bald als möglich irgend einen bedeutenden Platz in Brabant in seine Gewalt zu bekommen, und dadurch festen Fuß in dieser Provinz zu fassen. Er eilte daher, als er aus dem Luxemburgischen am rechten Ufer der Maas angekommen war, über diesen Strom vorzudringen. Aber die Stadt Lüttich, wo die spanische Partey die Oberhand hatte, verweigerte ihm den Uebergang über die dortige Brücke, und zur Erbauung einer Schiffbrücke fehlte es an Fahrzeugen und andern nöthigen Geräthschaften.

In dieser Verlegenheit blieb kein anderes Mittel mehr übrig, als durch den Strom zu setzen. Glücklicher Weise entdeckte man zwischen Mastricht und Roermonde eine Art von Furth, welche sogleich zu dem Uebergange bestimmt ward.

Am 7. des Weinmonaths gegen Abend führte der Prinz sein Heer an das Ufer. Einige hundert Reiter mußten durch den Fluß gehen, und sich auf jener Seite ordnen, um den Uebergang des Heeres zu decken. Um die Gewalt des Stromes zu brechen, stellte der Prinz seine ganze Reiterey, das Beyspiel Cäsars bey dem Uebergange über den Segro in Catalonien

nachschwimmend, mitten durch das Bett des Flusses gegen den Strom gewendet, auf. Hinter dieser lebendigen Mauer ging das gesammte Heer, mit Geschütz und Gepäcke, während der Nacht durch den Fluß. Hätte Oranien nach diesem glücklichen Uebergange die erste Ueberraschung benutzen, und den Herzog von Alba sogleich angreifen können; so würde der Erfolg vielleicht sehr glänzend für ihn gewesen seyn. Aber bey der großen Erschöpfung seiner Krieger, bedurften diese einiger Ruhe; indessen eilte er, seinem Gegner so bald als möglich unter die Augen zu treten, und both ihm am folgenden Morgen die Schlacht an.

Der Graf von Barlaimont war es, welcher dem feindlichen Heerführer die erste Nachricht von dem Uebergange des Prinzen brachte. Der Herzog zweifelte Anfangs an der Wahrheit derselben, und fragte den Grafen spottend: ob er glaube, daß des Nassauers Heer aus Vögeln bestehe? Doch bald bestätigten wiederhohlte Bothschaften den Uebergang, und zugleich ward er von mehreren seiner erfahrensten Feldherren dringend aufgefordert, den ermüdeten und durchnäßten Feind unverzüglich anzugreifen. Der günstige Anschein eines glücklichen Erfolgs hätte vielleicht jeden Andern zu einem falschen Schritte verleitet, nur einen Alba nicht. Seinem Entschluße, durchaus nichts zu wagen, getreu, bewegt er sich nicht aus seinem Posten, und verweigert die Schlacht, die am folgenden Morgen sein Gegner ihm anbiethet. Vergebens ändert der Prinz verschiedene Mahle sein Lager, um jenen aus seiner vortheilhaften Stellung zu locken; es gelang ihm nicht. Erst da, als er nach Thienen aufbrach, um sich mit einigen tausend Franzosen zu vereinigen, die unter des Grafen von Genlis Anführung bey Joudoigne unweit Brüssel angelangt waren, hob auch Alba sein Lager auf, und folgte dem Prinzen. Um die Vereinigung zu bewirken, mußte der Letztere zwischen Thienen und Joudoigne über ein

Gewässer gehen. Alba, der dieß wußte, sandte dem oranischen Heere seinen Sohn D. Friedrich mit einigen tausend Spaniern und Wallonen nach, und befahl ihm, den Zeitpunct wahrzunehmen, wenn der größte Theil des feindlichen Heeres über das Wasser seyn würde, und dann mit Blitzesschnelle über die Zurückgebliebenen herzufallen und sie zu schlagen.

Der Prinz hatte zur Deckung des Uebergangs 2000 Hakenschützen und einige Cornetten Reiter aufgestellt. Dieses kleine Corps ward von D. Friedrich angegriffen, und größten Theils niedergehauen oder zerstreut; das Hauptheer aber bewirkte die Vereinigung mit den Franzosen.

Die Jahreszeit ward immer ungünstiger, und das Bedürfniß, etwas Entscheidendes auszuführen, immer dringender für den Prinzen von Oranien; doch je mehr er sich bemühet, seinen Gegner in eine Schlacht zu verwickeln, desto sorgfältiger vermeidet dieser jede Gelegenheit dazu. Nicht selten geschah es dabey, daß er, um seinem strengen Vertheidigungsplane getreu zu bleiben, Schritte thun mußte, die eben so demüthigend für ihn, als kränkend für den Stolz seiner Spanier waren. Aber weder der Unwille der Kriegsleute, noch die Vorstellungen der Feldherren und seiner eigenen Söhne, konnten seinen Vorsatz erschüttern; und als man nicht aufhörte, ihn mit Bitten zu bestürmen, drohte er, Jeden als einen Rebellen hängen zu lassen, der es wagen werde, noch ein Mahl von einem Angriff zu sprechen. So fuhr er fort, seinem Gegner durch künstliche Bewegungen auszuweichen, schnitt ihm überall die Zufuhr ab, und zwang ihn, durch fruchtlose Hin- und Herzüge seine Truppen zu ermüden.

Das Glück belohnte Alba's Beharrlichkeit. Umsonst hatte Oranien mit Ungeduld erwartet, daß eine oder die andere ansehnliche Stadt ihm ihre Thore öffnen, oder sich für ihn

erklären würde. Keines von beyden geschah; denn die Städte waren entweder von dem spanischen Feldherrn mit starken Besatzungen versehen worden, oder es fehlte ihnen an Entschlossenheit, einen so gewagten Schritt im Angesichte des feindlichen Heeres zu thun. Auch die von den Niederländern versprochenen Geldsummen blieben größten Theils aus. Die späte Jahrszeit erzeugte immer größere Hindernisse. Alle Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg verschwand. Im freyen Felde länger zu verweilen, erlaubte die Beschaffenheit seines Heeres nicht; einen festen Platz hatte der Prinz nicht in seiner Gewalt; nichts blieb ihm also übrig, als den Rückzug anzutreten, und den Einfluß günstigerer Gestirne abzuwarten. Er beschloß, auf den Rath der bey seinem Heere befindlichen Franzosen, durch Hennegau nach Frankreich zu gehen, und sich dort, wo der Bürgerkrieg zwischen den Hugenotten und Katholiken wüthete, den Häuptern der erstern, dem Prinzen von Condé und dem berühmten Coligny, anzuschließen.

Die Anstalten zu dem Rückzuge wurden gemacht (November 1568), und Oranien entfernte sich von den Grenzen Brabants. Der Herzog von Alba folgte ihm, und die erbitterten Spanier ermordeten jeden Niederländer von des Prinzen Heere, welcher ihnen in die Hände fiel. Zwischen Quesnoi und Cambrai kam es zu einem Gefechte zwischen dem Vortrabe des spanischen und dem Nachzuge des oranischen Heeres, worin die Spanier einen beträchtlichen Verlust erlitten. Der Prinz setzte seinen Rückzug fort; aber als er bey Soissons ankam, weigerten sich seine Krieger, wider den König von Frankreich zu fechten; weil sie sich nur zum Dienste wider die Spanier verpflichtet hätten. Der Prinz mußte ihrer Widerspänstigkeit nachgeben, und führte sie mitten im Winter durch Champagne und Lothringen nach Straßburg. Hier verkaufte er sein Geschütz und Kriegsgeräth; bezahlte mit den dafür empfangenen Summen die Soldaten,

und entließ das Heer bis auf 1200 Reiter. Mit den Letzteren stieß er in Begleitung seiner beyden Brüder, Ludwig und Heinrich, zum Herzog Wolfgang von Zweybrücken, und folgte dem Letzteren nach Frankreich, wo er an verschiedenen Unternehmungen der Hugenotten wider die königlich-katholische Partey, dem Treffen bey Roche-Abeille und der Belagerung von Poitiers, Theil nahm. Nach dem Tode des Herzogs von Zweybrücken verließ der Prinz die Hugenotten, um nach Deutschland zurück zu kehren, und seine ganze Aufmerksamkeit den niederländischen Angelegenheiten zu widmen. Seine Brüder, die Grafen Ludwig und Heinrich von Nassau, blieben bey dem Admiral zurück. Er selbst reiste heimlich, als ein Bauer verkleidet, und nur von vier Personen begleitet, aus Frankreich ab, und kam nach mancher bestandenen Gefahr, (1569, Sommer) über Mömpelgard in der Grafschaft Nassau an.

So wenig dem vorgesetzten großen Zwecke entsprechend, endete Wilhelms erster Feldzug. Forscht man nach den Ursachen dieses Mißlingens, so findet man leicht, daß außer den vortrefflichen Manövers des Herzogs von Alba, in welchen sich der vollendete Feldherr so wahr und überzeugend aussprach, auch der Mangel an Gelde und an Einheit in der Ausführung des entworfenen Kriegsplans, und endlich die Unthätigkeit der Niederländer, eine Folge der Auswanderung und Hinrichtung eines großen Theils der Anhänger des Prinzen, den unglücklichen Ausgang des Feldzuges veranlaßten. Indeß hatte doch Wilhelm von Oranien der Nation gezeigt, was sie von ihm zu erwarten habe, und sein fester unerschütterlicher Charakter bürgte dafür, daß er das angefangene Werk nicht aufgeben, sondern unter günstigeren Umständen wieder auf dem Schauplatze erscheinen werde. Seine eigene Ehre erforderte Beharrlichkeit. Er hatte alle Verbindung mit dem spanischen Hofe zerrissen, und war im

Angesichte des ganzen Europa in die Schranken getreten. Jetzt blieb ihm nichts übrig, als den Kampf fortzusetzen, oder rühmlich zu fallen, wollte er sich nicht als ein elender Abenteurer dem Hohn der Zeitgenossen und der Verachtung der Nachwelt Preis geben.

Der Herzog von Alba, welcher dem Feinde auf allen Seiten so glücklich widerstanden, Geldern und Artois gerettet, Friesland und Gröningen befreyt und Brabant geschützt hatte, hielt nach dem Abzuge des Prinzen, stolz auf seine Thaten, einen triumphirenden Einzug zu Brüssel (22. December 1568). Papst Pius V. beschenkte den siegreichen Vertheidiger des Glaubens mit einem geweihten Hut und Degen. Aber nicht zufrieden mit den Opfern, welche Andere seiner Eitelkeit brachten, ward er sein eigener Schmeichler durch eine Handlung der außerordentlichsten Art. Er ließ aus dem bey Jemmingen eroberten feindlichen Geschütz eine Bildsäule gießen, die ihn selbst in voller Rüstung und zu seinen Füßen zwey liegende, mit mancherley allegorischen Attributen versehene menschliche Figuren darstellte, welche wahrscheinlich den unterdrückten niederländischen Adel und Bürgerstand bezeichnen sollten. Diese Bildsäule ward in der von ihm erbauten Citadelle zu Antwerpen aufgestellt, und führte die stolze Inschrift: „Dem Herzoge von Alba, Ferdinand Alvarez von Toledo, Philipps II. Statthalter in Belgien, der den Aufruhr gestillt, die Rebellen verjagt, die Religion geschützt, Gerechtigkeit geübt, und die Ruhe in den Niederlanden wieder hergestellt, dem treuesten Diener des besten Königs errichtet;" eine Prahlerey ohne Beyspiel, welche nicht nur den Haß der Nation wider ihn vermehrte, sondern ihm auch selbst den Unwillen seines Hofes zuzog.

## 2.

# Eroberung der Stadt Briel durch die Meergeusen.

### 1572.

---

Der Rückzug des Prinzen von Oranien überlieferte die Niederländer aufs Neue einem hoffnungslosen Schicksal, und der mißlungene Versuch, sie von ihrem Tyrannen zu befreyen, gab dem Herzog von Alba Muth und Gelegenheit, seiner Grausamkeit neue Opfer zu bringen. Noch mancher von den Bewohnern der unglücklichen Provinzen mußte das Blutgerüst besteigen, und Tausende wurden geächtet, oder wählten eine freywillige Verbannung, um sich der Verfolgung zu entziehen. Endlich gebrach es dem Blutrath, diesem furchtbaren Tribunal, welches nur Verdammungsurtheile aussprach, an Schlachtopfern; denn Flucht und Schaffot hatten die Anzahl der Verbrecher kleiner gemacht: und die ergiebige Quelle von Einnahmen, welche aus der Confiscation des Vermögens der Verurtheilten entsprang, versiegte nach und nach; die Regierung mußte daher auf neue Goldminen denken, um die Abnahme der alten zu ersetzen; und da der Herzog sehr gut wußte, daß nichts die unumschränkte Gewalt des Regenten, deren Gründung in den Niederlanden die Haupttendenz aller Maßregeln der spanischen Regierung in Rücksicht dieser Provinzen war, so sicher in einem Lande befördert, als bestimmte und fortdauernde Abgaben, die ihn unabhängig von dem guten Willen der Stände machen: so

schlug er den zu Brüssel versammelten niederländischen Staaten die Einführung einer solchen Auflage vor (20. März 1569). Nach dem Entwurfe dazu sollte jeder Einwohner verpflichtet seyn, zuerst von seinem gesammten beweg- und unbeweglichen Vermögen auf ein Mahl den hunderten Pfennig, und dann noch besonders bey jeder Veräußerung von beweglichen Gütern den zehnten, und von unbeweglichen den zwanzigsten Pfennig zu erlegen. Diese Auflage sollte an die Stelle der bisher von den Staaten geforderten und bewilligten ordentlichen und außerordentlichen Steuern treten.

Aber nicht nur die Stände, auch die Statthalter der Provinzen und der Finanzrath erhoben sich einmüthig gegen diese gefährliche Neuerung. Sie stellten dem Herzoge vor, daß die Einführung einer solchen Abgabe allen Privilegien des Landes zuwider sey, und für einen Staat, dessen Existenz fast ganz allein vom Handel abhänge, die nachtheiligsten Folgen hervorbringen müsse; weil die Verkaufsartikel dadurch vertheuert, und die Niederlande folglich außer Stand gesetzt würden, die Concurrenz mit den benachbarten Ländern auszuhalten.

Doch diese Einwendungen machten auf den Herzog, dem weder die Vorrechte noch das bürgerliche Glück des Landes am Herzen lagen, keinen Eindruck, und brachten ihn von seiner Forderung nicht zurück. Der Streit darüber dauerte mehrere Jahre, und ward von beyden Seiten mit gleicher Hartnäckigkeit fortgesetzt. Die Stände brachten andere Mittel zur Befriedigung der Staatsbedürfnisse in Vorschlag, ja sie bezahlten sogar eine Summe, die dem wahrscheinlichen Ertrage jener Abgabe gleich kam. Manche Provinzen kauften den zehnten Pfennig ab. Aber sie gewannen dadurch nichts; denn der Herzog ließ seinen Plan nur zuweilen ruhen, oder bewilligte Vergünstigungen und Ausnahmen, bald

aber rückte er mit seiner Forderung in ihrem ganzen Umfange auf's Neue hervor.

Die Verletzung ihrer heiligsten Vorrechte, die ärgsten Mißhandlungen und Gewaltthätigkeiten, die zahllosen Hinrichtungen und die Verbannung so vieler Tausende von fleißigen und geschickten Mitbürgern hatten die Niederländer nicht so sehr empört, als es die Auflage des zehnten Pfennigs that. Mit ruhig duldendem Schmerz sahen sie das Blut ihrer Lieblinge, eines Egmont, eines Hoorne und Anderer, auf dem Schaffote vergießen; aber der Angriff auf ihr Eigenthum, den ein handelndes Volk weniger als selbst Grausamkeiten erträgt, versetzte sie in die heftigste Wuth. Die Gährung darüber war allgemein, und erreichte besonders in der Provinz Holland einen hohen Grad. Unglücklicher Weise ereigneten sich gerade zu dieser Zeit verschiedene andere Vorfälle, welche das Unglück der Nation vermehrten, und ihren Haß gegen die spanische Regierung, wenn diese auch nicht immer die Urheberinn davon war, noch unversöhnlicher machten.

Einige genuesische Schiffe, welche 800,000 Kronen für den Herzog von Alba zur Bezahlung der niederländischen Armee am Bord hatten, wurden von französischen Kapern in englische Häfen gejagt. Die Königinn von England, um sich an dem Herzog für den Beystand zu rächen, welchen er den aufrührerischen Grafen von Northumberland und Westmoreland geleistet hatte, ließ die Fahrzeuge anhalten und das Geld in Beschlag nehmen, jedoch mit der ausdrücklichen Erklärung: daß sie es nur als ein Darlehen behalten und den Eigenthümern wieder zurück zahlen wolle. Alba, aufs Höchste erbittert über diese Beleidigung, läßt sogleich auf alle englische Schiffe und Waren zu Antwerpen und an andern niederländischen Orten Arrest legen, und mit gleicher Strenge wird wider das englische Eigenthum in Spanien verfahren. Elisabeth übt das Wiedervergeltungsrecht an den spa-

nischen und niederländischen Gütern in England, und läßt selbst auf offenem Meere eine Anzahl niederländischer Schiffe anhalten. Die Folge dieses gegenseitigen feindseligen Verfahrens war ein Stillstand in dem Verkehr beyder Nationen. Die Engländer verlegten ihren Tuchhandel von Antwerpen nach Hamburg, und die Niederländer verloren durch den Streit, der bis in das Jahr 1574 fortgesetzt ward, über zwey Millionen Gulden.

Ein anderer schrecklicher Unfall traf das Land am 1. November 1570, und es schien fast, als hätte sich die Natur mit dem Menschen zum Untergange desselben verschworen. Von einem heftigen Orkan ergriffen, stürzten die Wellen des Meeres an jenem Tage plötzlich mit so unwiderstehlicher Gewalt wider die Dämme, welche die nördlichen Provinzen gegen seine Wuth beschützen sollten, daß sie diese künstlichen Brustwehren durchbrachen, das offene Land überschwemmten, und über Holland, Seeland, Friesland und Flandern eine allgemeine Verwüstung verbreiteten. Der Schade war unermeßlich, und mehr als 20,000 Menschen wurden von den Wellen verschlungen. Dieses entsetzliche Ereigniß begab sich am Allerheiligentage, und die Katholiken hielten es deßhalb für ein Strafgericht, wegen der bey dem berüchtigten Bildersturm im Anfange der Revolution verübten Zerstörung der heiligen Bildnisse; die Nichtkatholiken aber nahmen es für ein Vorzeichen politischer Stürme, welche Holland und Seeland am ersten und heftigsten erschüttern würden. Ganz Europa äußerte seine Theilnahme an diesem Unfall; nur Alba blieb ungerührt, und ließ sich durch keine Vorstellung bewegen, den verunglückten Provinzen die gewöhnlichen Steuern zu erlassen.

Es konnte nicht fehlen, so viel Widerwärtigkeiten auf der einen, und eine so empörende Härte von der andern Seite, mußten den Unwillen der Niederländer und ihren Haß gegen die Spanier auf's Höchste treiben. Den Letztern allein

schrieben sie alles Ungemach zu, welches über sie ergangen war, selbst jenes, was die Natur verschuldet hatte; denn sie kannten keinen schädlicheren Feind ihres bedauernswerthen Vaterlandes, als die spanische Regierung, unter deren verderblichem Einfluß die schönsten Blüthen ihrer ehemahligen Glückseligkeit dahingewelkt waren.

Dem Prinzen von Oranien entging nichts von dem, was in den Niederlanden vorfiel; er ward von Allem auf das Genaueste unterrichtet. In jeder Provinz hatte er seine Anhänger. Er führte einen geheimen Briefwechsel mit mehreren angesehenen Personen, und in den meisten Städten der Provinz Holland, wo sein Anhang am zahlreichsten war, unterhielt er geheime Verständnisse und Verbindungen. Ein Friesischer Edelmann, Nahmens Sonoi, erhielt (1570) von ihm eine schrifftliche Vollmacht, Beyträge zu einem neuen Feldzuge wider die Spanier in den Niederlanden zu sammeln, und einige Priester und andere vertraute Personen in Holland und Friesland unterzogen sich, auf Sonoi's Antrag, diesem gefährlichen Geschäfte. Aber was dem Prinzen am willkommensten gewesen wäre, daß eine oder die andere Stadt in Holland sich öffentlich für ihn erklärt hätte, erfolgte nicht. Alle von seinen Anhängern in dieser Absicht gemachten Versuche blieben fruchtlos, und hatten keine andern Folgen, als daß sie hier und dort Bewegungen unter dem Volke veranlaßten, und manchen Holländer auf das Blutgerüst lieferten.

Es würde ein undankbares und zweckloses Geschäft seyn, alle Vorfälle dieser Art hier anzuführen. Nur einer davon darf nicht übergangen werden, welcher, obgleich ohne Folgen wie die übrigen, doch von der außerordentlichsten Art ist, und einem sonst unbekannten Manne einen unsterblichen Nahmen in der Geschichte seines Vaterlandes erwarb. Hermann de Ruiter, ein Ochsenhändler aus Herzogenbusch, hatte

von dem Grafen von Bergen eine Bestallung für den Dienst des Prinzen von Oranien erhalten. Kühn und voll glühenden Eifers für die Sache Oraniens und der Freyheit, entwarf er (Dec. 1570) den verwegenen Plan, sich des Schlosses Löwestein an den Grenzen des Bommelerwards durch Ueberraschung zu bemächtigen. In eine Mönchskutte gehüllt, und nur von zwey Gefährten begleitet, schleicht er sich in die alte Burg ein. Der Befehlshaber wird überfallen, 24 Mann, welche in der Nähe versteckt lagen, eilen auf ein gegebenes Zeichen in die geöffneten Thore, und nach wenigen Augenblicken sieht sich Ruiter im Besitze des Schlosses.

Sobald der spanische Befehlshaber von Herzogenbusch diesen Vorfall erfuhr, sandte er den Hauptmann Lorenzo Perya mit 300 Spaniern und einer Anzahl bewaffneter Bürger nach Löwestein, um sich des Platzes wieder zu bemächtigen. Ruiter wird zur Uebergabe aufgefordert, aber vergebens; denn er ist entschlossen, seine Eroberung bis auf den letzten Mann zu behaupten. Drey Tage lang beschossen die Feinde das Schloß, endlich drangen sie stürmend durch eine geöffnete Bresche hinein. Ruiter, von dem größten Theile seiner Leute verlassen, fährt dennoch fort sich auf das Tapferste zu vertheidigen. Er zieht sich mit zwey Gefährten in das Wohnhaus zurück, und streckt die ihn verfolgenden Spanier mit einem großen Schlachtschwerdte darnieder. Endlich, da er in Gefahr ist, von der eindringenden Menge überwältigt zu werden, will er lieber eines freywilligen und ehrenvollen Todes, als wie ein Verbrecher unter den Händen des Henkers sterben; zündet das Pulver an, mit welchem der Fußboden bedeckt war, und sprengt sich mit allen im Zimmer befindlichen Feinden in die Luft. Die Spanier erbittert über den erlittenen großen Verlust, suchten Ruiters Haupt zwischen den verstümmelten Leichnamen hervor, und ließen es zu Herzogenbusch am Hochgericht aufstecken. Von seinen ge-

fangenen Waffengefährten wurden zwey gerädert, und die übrigen mit dem Strange hingerichtet.

So wenig es dem Prinzen von Oranien gelang, sich eines ansehnlichen Platzes in Holland zu versichern, eben so fruchtlos waren auch seine und der vertriebenen Niederländer Versuche, eine oder die andere europäische Macht in ihr Interesse zu ziehen. Vergebens wandten sie sich an den Reichstag zu Speyer, um den Kaiser und das deutsche Reich für sich zu gewinnen; denn Kaiser Maximilian II., mit dessen Tochter, der Erzherzoginn Anna von Oesterreich, sich kürzlich König Philipp II. vermählt hatte, vermied es, sich in eine Unterhandlung einzulassen, welche seinem Schwiegersohn Anlaß zur Unzufriedenheit geben mußte. Kein besserer Erfolg belohnte ihre Bemühungen, den Beystand Schwedens, Dänemarks, Englands oder Frankreichs zu erhalten. Die nordischen Mächte hatten noch zu wenig Einfluß auf die Angelegenheiten des übrigen Europa; die am französischen Hofe herrschende Guisesche Faction war mit Spanien zur Ausrottung der Protestanten einverstanden, und Englands Königinn hielt es, nach den Grundsätzen ihrer vorsichtigen Politik, jetzt noch für zu früh, sich öffentlich für den Prinzen von Oranien zu erklären. Auch gewährten die Zerrüttungen in den Niederlanden ihrem Reiche zu wesentliche Vortheile, als daß sie nicht insgeheim die Fortdauer derselben gewünscht haben sollte. Was durch die eifrigsten Bemühungen, durch Anwendung von List und Klugheit nicht erreicht werden konnte, das ward endlich durch ein Zusammentreffen zufälliger Umstände bewirkt. Ein neuer furchtbarer Feind Spaniens hatte sich unbemerkt gebildet, und es gelang einer heillosen Rotte kühner Abenteurer, den ersten Grundstein zu dem wunderbaren Gebäude der niederländischen Freyheit zu legen.

Mehrere geflüchtete Adelige und Kaufleute aus Holland, Flandern, und andern niederländischen Provinzen hatten sich

in eine Gesellschaft vereiniget, und auf eigene Kosten eine Art Schiffe von 40 bis 100 Tonnen ausgerüstet, welche einen niedrigen Oberlauf und einen musketenschußfreyen Mastkorb hatten, 8, 10 bis 20 eiserne Feuerschlünde führten, und mit 40 bis 200 Seeleuten besetzt waren, die zugleich als Schützen und Matrosen Dienste thaten. Mit diesen leichten Fahrzeugen, gewöhnlich Vlieboote genannt, schwärmten sie auf dem Meere umher, vom Ausflusse der Ems her, an den niederländischen und englischen Küsten hinauf, durch den Kanal bis La Rochelle, und machten Jagd auf spanische und niederländische Schiffe. Das Glück begünstigte die Unternehmungen dieser älteren Flibustier, und die spanische Regierung versäumte es, die gefährliche Verbrüderung bey ihrem ersten Entstehen zu unterdrücken. Täglich vermehrte sich die Anzahl der Freybeuter. Die englischen, französischen und deutschen Häfen waren ihre Zufluchtshöhlen und die Märkte, wo sie die gemachten Prisen losschlugen, und bald wurden sie das Schrecken aller Seefahrer. Der alte Nahme Geusen, welcher noch fortdauerte, und womit man jeden Niederländer, der ein Protestant oder ein Feind Spaniens war, bezeichnete, ward auch den niederländischen Freybeutern gegeben; man nannte sie Meergeusen nach dem Elemente, welches der Schauplatz ihrer Thaten war. Da sie aber ihr Gewerbe ohne Bestallung von irgend einem regierenden Fürsten trieben, so betrachtete man sie als Seeräuber, und behandelte sie als solche, wenn sie gefangen wurden.

Als der Prinz von Oranien, nach seinem unglücklichen Feldzuge, sich bey dem französischen Hugenottenheere befand, unterhielt er sich oft mit dem Admiral Coligny, seinem vertrauten Freunde, über die niederländischen Angelegenheiten. Dieser unversöhnliche Feind Spaniens zeigte ihm einst, indem er eine Karte vor ihm ausbreitete, die Schwäche dieses Reichs zur See, und wie leicht es auf dieser Seite verwundbar seyn

würde, wenn es ihm gelänge, sich einer niederländischen Hafenstadt zu bemächtigen. Er rieth deßhalb dem Prinzen, das Kriegsglück, welches ihn zu Lande nicht begünstigt habe, auf dem Elemente des Meeres zu versuchen. Oranien billigte den Vorschlag seines Freundes, und führte ihn aus, indem er mit der schwimmenden Republik der Meergeusen in Verbindung trat. Er ertheilte den Hauptleuten der Kaperschiffe Bestallungsbriefe, wodurch er sie in seinen Dienst aufnahm, und ernannte Adrian von Bergen zum Oberadmiral dieser neugeschaffenen Seemacht. In der Instruction, welche die Befehlshaber erhielten, ward ihnen untersagt, den Städten, Plätzen und Einwohnern des römischen Reichs, der Länder Dänemark, Schweden, England und Frankreich, und überhaupt Keinem, der dem Worte Gottes und Oranien zugethan sey, Schaden zuzufügen.

Immer zahlreicher ward jetzt die Gesellschaft dieser Seeleute, immer bedeutender ihre Macht. Sie hatten nicht selten Flotten von 50 bis 60 Segeln beysammen, mit denen sie in der Nord- und Ostsee Unternehmungen ausführten, und der spanischen und niederländischen Handlung beträchtlichen Schaden zufügten. Ihre Kühnheit wuchs, je mehr sie vom Glücke begünstiget wurden. Sie wagten sich sogar bis in die Südersee, erfüllten die friesischen Küsten mit Raub und Brand, und eroberten einst eine Flotte von 46 Schiffen, welche durch das Vlie nach Amsterdam segeln wollte. Aber diese wilden Seeleute, deren Heimath das Meer, und deren einziges Recht ihr Schwert war, achteten wenig auf die Vorschriften und Befehle des Prinzen. Nicht die Spanier allein, sondern alle Seefahrer ohne Unterschied waren ihre Feinde, und kein Eigenthum, es mochte einer Nation angehören, welcher es wollte, ward von ihnen geachtet. Ihren Ausschweifungen Einhalt zu thun, und eine strengere Ordnung unter ihnen einzuführen, versuchte der Prinz eine neue Organisation der-

selben. Er ernannte Gilain von Fiemes zu ihrem Generalcapitän, und verordnete: die Flotte sollte keinen Andern als den Herzog von Alba feindlich behandeln, von der gemachten Beute sollte ein Drittheil ihm (dem Prinzen), eins der Mannschaft und eins den Hauptleuten zufallen, und auf jedem Schiffe sollte zur Erhaltung der Moralität ein Prediger angestellt werden.

Aber was fruchteten diese Einrichtungen bey Leuten, welche unbekannt mit Kriegszucht und Gehorsam nur nach Raub und Plünderung dürsteten, und sich gegen jedes Band einer gesetzlichen Ordnung sträubten. Sie fuhren fort, Alles, was ihnen das Glück entgegenführte, für gute Beute zu erklären; ja manche Befehlshaber entfernten und trennten sich sogar von der Flotte, und kaperten für eigene Rechnung. Hatten sie das Unglück, in die Gewalt ihrer Feinde zu fallen, so wurden sie, trotz ihrer prinzlichen Bestallungen, gleich gemeinen Seeräubern behandelt. Drey ihrer tapfersten Befehlshaber mußten zu Amsterdam die Blutbühne besteigen, und ein Anderer, der unerschrockene Johann Broek, ward zu Hamburg enthauptet; aber seine Gefährten rächten den Tod ihres unglücklichen Cameraden auf eine schauderhafte Art. Während man so aus dem Schooße der friedlichen niederländischen Marine eine furchtbare Freybeuterrotte hervorgehen sah, welche den Handel, den jene zu dem höchsten Flor erhoben hatte, ganz zu vernichten drohte, dauerten in den belgischen Provinzen die Streitigkeiten über die Abgabe des zehnten Pfennigs noch immer fort, und je beharrlicher sich die Stände, vorzüglich in Holland, gegen die Entrichtung derselben auflehnten, desto fester bestand der eiserne Wille des Herzogs von Alba darauf. Selbst der berühmte Präsident des Finanzraths, der alte Viglius ab Ayta, der sich unter allen Stürmen der Revolution zugleich das Zutrauen der Regierung und die Gunst des Volks zu erhalten wußte, machte

dringende Vorstellungen gegen jene allgemein verhaßte Auflage. Und als ihm der Herzog seine geringe Achtung der königlichen Befehle vorwarf, erwiederte der muthige Greis: Ich zittere nicht für meinen grauen Kopf!

Diese standhafte Erklärung eines Mannes von solchem Ansehen ward bald allgemein bekannt, und vermehrte den Muth und die Widersetzlichkeit der Stände, und den Unwillen des Volks. Zwar ertheilte der Herzog um diese Zeit unter großen Feyerlichkeiten (10. Julius 1570) eine allgemeine Amnestie; aber diese Gnadenhandlung kam jetzt zu spät, und konnte die beleidigten Gemüther um so weniger versöhnen, da trotz derselben die Hinrichtungen noch immer kein Ende nahmen. Alles war gespannt, besonders in Holland. Nur ein glücklicher Anfang, und ein allgemeiner Aufstand ist gewiß.

Der lange Streit über die Erlegung des zehnten Pfennigs ermüdete endlich die Geduld des Herzogs von Alba. An strengen Gehorsam gewöhnt, beschließt er, sich über die gewöhnlichen Formen hinweg zu setzen und ohne weitere Schonung und Nachsicht seine Forderung mit Gewalt zu erzwingen. Er befiehlt (März 1572) dem Stadtrath zu Brüssel: auf der Stelle und ohne Widerspruch den zehnten Pfennig von der dortigen Bürgerschaft zu erheben. Der Rath, den Zorn des Tyrannen fürchtend, macht den erhaltenen Befehl bekannt, und fordert die Bürger zum Gehorsam auf.

Aber anstatt sich geduldig unter das Joch der Nothwendigkeit zu schmiegen, verschließen Schlächter, Bäcker und Brauer ihre Buden, kein Fischhändler kommt nach der Stadt, und in ganz Brüssel findet sich Niemand, der etwas kaufen oder verkaufen will. Die Stadt ist ein Schauplatz der Unruhe und des lauten Murrens. Das Volk sammelt sich in drohende Gruppen, und wo Einer dem Andern begeg-

net, da ruft er ihm zu: der Umsturz der Staatsverfassung, das Unglück des Landes sey entschieden!

Weit entfernt, sich durch die Aeußerungen des Volksunwillens in seinen Entschlüssen wankend machen zu lassen, glaubte der Herzog von Alba vielmehr, daß es jetzt Zeit sey, durch ein schreckendes Beyspiel von Strenge das Volk zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Er gibt Befehl, sogleich einige Krämer in den Thüren ihrer Häuser aufzuhängen. Schon steht die Besatzung unter den Waffen, schon ist der Nachrichter angewiesen. Stricke und Leitern in Bereitschaft zu halten, als unerwartet eine Nachricht von den Küsten der Nordsee eingeht, welche den Oberstatthalter plötzlich bestimmt, alle strengen Maßregeln zu Brüssel für jetzt aufzugeben.

Alles staunt über diese schnelle Veränderung, aber Niemand ahnet die Veranlassung dazu. Ein unerwarteter Vorfall, wenig bedeutend an sich selbst, aber durch seine Folgen groß und wichtig, hat sie bewirkt. Die Meergeusen hatten einige glückliche Unternehmungen an der holländischen Küste ausgeführt, eine große Anzahl von Schiffen genommen, die Stadt Monnikendam geplündert, und die Insel Walcheren mit einer Landung bedrohet; aber der Hauptzweck ihrer Züge, irgend wo auf den Küsten Hollands festen Fuß zu fassen, ward nicht erreicht, und sie mußten nach den englischen Häfen zurücksegeln, ohne ihren Wunsch erreicht zu sehen. An der Spitze dieser Freybeuter, als Admiral des Prinzen von Oranien, stand jetzt Wilhelm Graf von der Mark, und Herr von Lumey. Von allen aus ihrem Vaterlande vertriebenen niederländischen Großen zeichnete sich dieser wilde und unerschrockene Partisan durch den glühendsten Haß wider die Spanier aus. Er hatte einst ein feyerliches Gelübde gethan, nicht eher sein Haar zu kämmen und den Bart scheren zu lassen, bis er Egmonts und Hoorne's zürnende

Manen durch das Blut ihrer Mörder versöhnt habe; und redlich hielt er sein Wort. Nach Oraniens mißlungenem Feldzuge trat er in die Brüderschaft der Meergeusen, und seine Grausamkeit und Kühnheit bey ihren Streifzügen erwarben ihm den charakteristischen Beynahmen des Hauers vom Ardennenwald.

Im Lenzmonath (1572) vereinigten sich mit dem Grafen von der Mark zwey andere Anführer, Wilhelm Blois von Treslong, der mit zwey Schiffen von einem Kreuzzuge an der Mündung der Südersee zurück kam, und Simon de Ryk, ehemahls ein reicher Kornhändler zu Amsterdam und jetzt Hauptmann eines Kaperschiffs, welches er auf eigene Kosten ausgerüstet hatte. Oft stellte der hochherzige de Ryk dem Grafen und den übrigen Befehlshabern vor: daß ihre Geburt sie zu einer edlern Bestimmung als dem Seeräubergewerbe berufen habe, ihr unglückliches Vaterland habe gerechte Ansprüche auf sie, und ihre Pflicht fordere sie auf, irgend ein wichtiges Unternehmen zum Besten desselben zu wagen. Dadurch erwachte bey ihnen auf's Neue der Gedanke, sich Enkhuizens oder einer andern Hafenstadt Nordhollands zu bemächtigen, und ein Zufall brachte ihn früher zur Wirklichkeit, als sie es selbst geglaubt hatten.

Der Herzog von Alba hatte die Königinn von England sehr dringend ersucht, den niederländischen Corsaren keinen Aufenthalt in den Häfen ihres Reichs zu verstatten; und Elisabeth bewilligte sein Gesuch, weil sie Spanien, bey der damahligen Lage der schottischen Angelegenheiten, schonen zu müssen glaubte. Die Meergeusen erhielten also Befehl, die englischen Küsten zu verlassen; worauf sie vier und zwanzig Segel stark, unter Anführung des Grafen von der Mark, nach dem Texel gingen, um neue Beute zu erhaschen oder irgend eine andere Unternehmung auszuführen. Der Wind war Anfangs günstig, und es gelang ihnen, zwey spanische

Fahrzeuge zu erobern; aber er sprang um und zwang sie, ihren Lauf zu verändern und in die Mündung der Maas einzulaufen. Da fassen die Befehlshaber plötzlich den Entschluß sich der Stadt Briel zu bemächtigen. Schnell werden die Anstalten dazu getroffen. Zwey Schiffe, geführt von Marinus Brand und Daan, segeln voran, die übrigen folgen ihnen nach. Am Palmsonntage (1. April 1572.) Mittags um zwey Uhr, warf das ganze Geschwader die Anker in dem Hafen von Briel.

Diese Stadt, damahls ein unbedeutender und unbefestigter Ort, liegt am Ausflusse der Maas in die Nordsee auf jener Inselgruppe, welche man das Land Voorne nennt, und zwar auf derjenigen von diesen Inseln, die den Nahmen Voorne insbesondere führt. Die spanische Besatzung hatte sich kurz zuvor nach Utrecht gezogen, und die Stadt war jetzt ohne alle Vertheidigung. Die Einwohner hielten das angekommene Geschwader Anfangs für eine Kauffahrteyflotte; aber bald wurden sie aus ihrem Irrthum gerissen, und hörten mit Entsetzen, daß es Schiffe der Meergeusen wären. Allgemeine Bestürzung verbreitet sich bey diesem furchtbaren Nahmen. Man denkt nicht an Vertheidigung, sondern alles eilt nur, seine besten Sachen einzupacken, um sie aus dem Süderthore zu flüchten und dem beutedürstenden Feinde zu entziehen, den man längst aus seinen Thaten kennt.

Aber ehe man noch damit zu Stande kam, erging von den Befehlshabern der Flotte eine Aufforderung an den Rath: die Stadt dem Prinzen von Oranien zu übergeben, der die Flotte gesandt habe, Briel von Erlegung des zehnten Pfennigs und von der Tyranney des Spaniers zu befreyen. Der Stadtrath sandte sogleich zwey Abgeordnete an den Grafen von der Mark, über die Bedingungen der Uebergabe mit ihm zu unterhandeln. Nur zwey Stunden Bedenkzeit wurden ihnen verstattet, und 250 Mann von der Flotte, ge-

führt von dem Grafen von Treslong, de Ryk, Daan, Brand, Robool und andern Hauptleuten stiegen ans Land und rückten vor das Norder- oder Wasserthor.

Der ganze Rath stimmte für die Uebergabe, dennoch erfolgte keine entscheidende Antwort. Diese Unentschlossenheit ermüdete die Geduld der Freybeuter, und sie machten Anstalten zum Angriff. Der Graf von der Mark umging die Stadt, und wandte sich gegen das Süderthor, wo er einen grosen Theil der Flüchtlinge zurücktrieb, während Robool das Norderthor mit einem Schiffsmast einstoßen ließ. Es war Abends um acht Uhr, als Beyde ohne Widerstand in die Stadt einzogen, und sich ihrer ohne Schwertstreich bemächtigten. Am folgenden Morgen wurden Klöster und Kirchen geplündert; aber das Eigenthum der Bürger ward verschont. Der Graf von der Mark war Anfangs der Meinung, die Stadt nach geschehener Plünderung wieder zu verlassen; aber die Hauptleute Treslong, de Ryk und Duivel drangen darauf, die gemachte Eroberung nicht aufzugeben, sondern sich in dem Besitz derselben zu behaupten. Der Graf stimmte ihnen endlich bey, und es wurden in der Eile Verschanzungen aufgeworfen, Kanonen von den Schiffen herbeygeführt, und ein Eilbothe ging an den Prinzen von Oranien ab, um die Nachricht von der Eroberung zu überbringen, und ihn um einen *schnellen* Beystand zu ersuchen.

Dieser unerwartete Vorfall war es, was den Herzog von Alba bestimmte, die strengen Maßregeln, welche er zu Brüssel wegen des zehnten Pfennigs getroffen hatte, so plötzlich aufzuheben. Briel galt für einen Schlüssel zu Holland von der Meerseite. Mit der Eroberung dieses Orts hatten die Feinde Spaniens den ersten festen Fuß in die Niederlande gesetzt, und einen sichern Sammelplatz für ihre Schiffe gewonnen. Dem Herzog von Alba entgingen diese wichtigen Umstände nicht; aber er suchte seine Bestürzung zu

verbergen. „No es nada!“ (Es ist nichts!) war der gewöhnliche Ausruf des stolzen Herzogs bey jeder auch noch so schlimmen Zeitung. Auch jetzt, da er die Nachricht von dem Verluste Briel's empfing, brach er in seine Lieblingsworte aus; doch seine Handlungen bewiesen, welchen Eindruck sie auf ihn gemacht hatte, und Niemanden täuschte seine scheinbare Gleichgültigkeit. Jener Ausruf aber ward in der Folge zum Sprichwort; der niederländische Witz verwandelte ihn in einen Gegenstand des Spottes, und bald las man in den Fahnen der Geusen die Worte: No es nada! neben den Abbildungen einer Brille und eines Pfennigs mit der Zahl X.

Der Oberstatthalter hatte auf die erste Nachricht von dem Verluste Briel's, dem Grafen Bossü, königlichen Statthalter der Provinz Holland, Befehl gesandt, mit dem spanischen Regimente Lombardei, welches zu Utrecht in Besatzung lag, nach Briel zu eilen, und den Ort wieder einzunehmen, ehe sich der Feind darin festsetzen könne. Der thätige Bossü war diesem Befehl schon zuvor gekommen, hatte das Regiment zu Marslandsluis und Schiedam eingeschifft, und war mit demselben nach der Insel Voorne übergesetzt, wo er sogleich an's Land stieg, und ohne das Geschütz abzuwarten, welches ihm nachkam, nach Briel ging.

Die niederländischen Seeleute waren vorbereitet auf des Grafen Ankunft. Sie hatten die Baumgärten unterhalb der Stadt besetzt, und begrüßten die anrückenden Spanier, welche keinen nachdrücklichen Widerstand erwarteten, mit einem heftigen Musketenfeuer. Ein entschlossener Patriot und Anhänger des Prinzen von Oranien, der Stadtzimmermann Rochus Lieuwsson, warf sich während des Gefechts in das Wasser und zog die Nieuwslansschleuse auf, worauf sich die zurückgehaltene Fluth über alle Wege und Niederungen um die Stadt ergoß. Bossü ward dadurch gezwungen, sich auf

dem nieuwländischen Damme gegen das Süderthor zu ziehen, wo ihn das schwere Geschütz der Niederländer empfing.

Während des Kampfes vor der Stadt eilten Treslong und Robool mit einem Theile ihrer Mannschaft nach den Fahrzeugen der Spanier, verbrannten einige und bohrten andere in den Grund, oder stießen sie vom Lande ab. Als die Spanier dieß sahen, und zugleich das schnelle Steigen des Wassers bemerkten, wurden sie plötzlich von der Furcht, ein Opfer desselben zu werden, ergriffen und nahmen in wilder Eile und Unordnung die Flucht. Watend und schwimmend machten sie sich davon, aber viele von ihnen blieben in den Morästen stecken, und versanken darin. Der Verlust der Feinde würde noch beträchtlicher gewesen seyn, hätte der Graf von der Mark bey seiner geringen Mannschaft es wagen dürfen, sie zu verfolgen. Zwey feindliche Hauptleute wurden von den Geusen gefangen, und zur Wiedervergeltung für die von den Spaniern verübten Grausamkeit an einer Windmühle aufgehängt. Den Ueberrest seines geschlagenen Heers führte Bossü vor Dordrecht; aber die Stadt verschloß ihm die Thore, und nur durch List und Blutvergießen erzwang er sich endlich den Eingang in Rotterdam.

Am Vorabende des Osterfestes (5. April 1572) wurden die Spanier vor Briel zurückgeschlagen. Zwey Tage darauf ließ der Graf von der Mark die Bewohner des Landes Voorne versammeln, und nahm ihnen einen feyerlichen Eid ab: die Stadt für den Prinzen von Oranien, als Königlichen Statthalter über Holland, besetzt zu halten, und zu vertheidigen. Briel und dessen Umgebungen wurden nun die Wiege der Freyheit, das Asyl, wohin alle vertriebene Niederländer sich flüchteten. Hier versammelte sich Alles, was mit der spanischen Regierung unzufrieden war; aber auch ganze Scharen von Abenteurern und anderm heimathlosen

Gesindel, angezogen durch die Aussicht auf reiche Beute, strömten hier zusammen, und erfüllten die benachbarten Küsten und Gewässer mit Raub und Plünderung.

Allgemein und außerordentlich war der Eindruck, welchen die Eroberung Briel's auf die Niederländer machte. Sie weckte den Muth der ganzen unterdrückten Nation und begeisterte sie zu dem männlichen, eines edlen Volks würdigen Entschluß, die Tyranney einer fremden Nation nicht länger zu dulden. Aber dem Prinzen von Oranien war sie wenigstens im ersten Augenblicke nicht willkommen; weil sie manche andere große Plane unterbrach, und weil die Einnahme Briel's den Herzog von Alba vorsichtiger machen mußte. Der Vorfall war indeß einmahl geschehen, und der Prinz, welcher so viele Vortheile als möglich daraus zu ziehen beschloß, gab dem Grafen von der Mark die Versicherung, ihn so nachdrücklich zu unterstützen, daß er sich im Besitze seiner Eroberung behaupten könne.

Ein neues Leben und neue Thätigkeit und Kühnheit beseelen jetzt die Anhänger Oraniens, besonders in den nördlichen Provinzen. Sie fordern die Einwohner auf, sich ihrem großmüthigen Beschützer in die Armee zu werfen, welcher bereit sey, sie von dem zehnten Pfennig zu befreyen. Der Abscheu vor dieser verhaßten Abgabe erwirbt den Aposteln der Revolution täglich neue Freunde unter dem Volke, und der Geist der Widerspänstigkeit verbreitet sich immer mehr. Alle Classen der Einwohner werden nach und nach davon ergriffen, und eine durch Jahrhunderte friedfertige Nation verwandelt sich in eine Masse kampfdürstender Krieger, um Mißhandlungen zu rächen und ein Sclavenjoch zu vernichten, welches sie so lange ungestraft ertrug. Bald zeigten sich die Folgen dieser Stimmung durch neue Verluste, welche die Spanier erlitten.

Das Schicksal, welches Briel getroffen hatte, bewies dem Herzog von Alba die dringende Nothwendigkeit, sich der Küstenplätze Seelands besser zu versichern, als es bisher geschehen war. Der Anfang sollte mit Vliessingen gemacht werden, welches mit wallonischen Kriegsleuten besetzt war. Der Oberstatthalter sandte einige Fahnen Spanier dahin, um die Wallonen abzulösen, deren Treue ihm verdächtig schien. Aber noch vor der Ankunft der Spanier verjagten die Bürger von Vliessingen, mit Hülfe der niederländischen Corsaren zu Briel, ihre wallonische Besatzung (6. April); und zwangen auch die ankommenden Spanier, sich nach Middelburg zurück zu ziehen. Wilhelm Treslong mit 200 Seeleuten besetzte Vliessingen, und bald nachher ward auch die Stadt Veere auf Walcheren durch heimliche Verständnisse, durch List und Gewalt für den Prinzen von Oranien (4. Mai) gewonnen. Vergebens machten die Spanier von Middelburg aus wiederhohlte Ausfälle auf Veere; es gelang ihnen nicht sich dieses Platzes zu bemeistern, und jedes Mahl wurden sie von den Seeleuten und bewaffneten Bürgern tapfer zurück geschlagen.

So entzündete sich die Flamme des Bürgerkriegs, welcher, wie alle Kriege um Meinungen, besonders in der ersten Zeit nach seinem Ausbruche, mit der wildesten Erbitterung und Grausamkeit von beyden Theilen geführt ward. Die Stimme der Großmuth schweigt, wenn der Sturm wüthender Leidenschaft die Gemüther empört, und die verzehrende Gluth des Parteyhasses erstickt jedes menschliche Gefühl. Die Niederländer, welche den Spaniern in die Hände fielen, wurden nicht als Gefangene behandelt, sondern als Rebellen hingerichtet; gleiches Schicksal traf die Spanier, welche in die Gewalt der Niederländer geriethen. Weder Rang und Geburt, noch Verdienst und vorzügliche Talente kamen in Betrachtung bey diesen gegenseitigen Barbareyen.

Don Alvarez Pacheco, ein naher Verwandter des Herzogs von Alba, ward nebst mehreren spanischen Edelleuten auf Treslong's Befehl gehängt. Eines eben so schimpflichen Todes starb zu Vliessingen der berühmte Paciotto, einer der besten italienischen Kriegsbaumeister beym spanischen Heere, welcher die Citadellen von Turin und Antwerpen erbauet hatte, und den ein unglückliches Verhängniß unweit Veere in die Hände der Geusen fallen ließ. Eine Reihe der schauderhaftesten Gräuel war die Folge dieser Wuth, welche zu einem solchen Grade stieg, daß sogar einst ein Bruder den andern aufhing. Oft wurden die gefangenen Spanier Rücken an Rücken Paarweise zusammen gebunden und lebendig in's Meer geworfen, welches in der Geusensprache ein Fußwaschen genannt ward. Bey einem Ausfall der Spanier aus Veere, wo der Hauptmann de Ryk den Sieg erfocht, schnitt ein niederländischer Wundarzt einem gefangenen Spanier das Herz aus der Brust, steckte es auf einen Schiffsschnabel, und mehrere von den wüthenden geusischen Seeleuten bissen hinein. Leider stellt die Geschichte dieses Kriegs mehrere Züge einer ähnlichen cannibalischen Rohheit dar. Es ist ein trauriges Geschäft für den Geschichtschreiber, solche schauderhafte Beweise von der Verwilderung, deren die menschliche Natur fähig ist, aufzuzeichnen; aber sie dürfen nicht übergangen werden, um das Gemählde in seiner vollen Wahrheit darzustellen.

Zu eben der Zeit, da sich jene Begebenheiten in Seeland ereigneten, begab sich auch in Holland ein wichtiger Vorfall. Die Stadt Enkhuizen, bedeutend durch ihre Lage am Südersee, verjagte nach einem harten Kampfe die spanische Besatzung, setzte den spanischgesinnten Stadtrath ab, und einen andern ein, welcher dem Könige von Spanien, dem Prinzen von Oranien als königlichem Statthalter von

Holland, und der Stadt den Eid der Treue schwor. Von allen Thoren und Thürmen wehete die Orangeflagge herab, und nach Briel flog ein Eilbothe, um Beystand zu fordern; worauf die Hauptleute Rovool und de Ryk mit ihrer Mannschaft nach Enkhuizen aufbrachen. Alle Einwohner, welche wegen politischer oder religiöser Meinungen aus der Stadt verbannt worden waren, wurden jetzt zurück gerufen; und einer der angesehensten Bürger ging als Abgeordneter nach Dillenburg, um von dem Prinzen von Oranien einen Befehlshaber für die Stadt zu erbitten.

Von allen holländischen Städten war Enkhuizen die erste, welche sich ohne fremde Hülfe der spanischen Herrschaft entzog, und diese rasche und heldenmüthige That trug eben so viel zur Gründung der niederländischen Freyheit bey, als die Eroberung Briel's, deren Folge sie war. Mit reißender Schnelligkeit verbreitete sich von Enkhuizen aus, über Nord- und Südholland, Utrecht, Ober-Yssel und Westfriesland die Flamme der Revolution. Medemblik, Hoorn, Alkmar, Monnikendam, Purmerende, Oudewater, Gouda, Dordrecht, Harlem, Leyden, Gorinchen, Zirikſee, Franeker und mehrere andere Städte ergreifen freywillig oder gezwungen die Partey Oraniens und der Freyheit. Der Prinz aber sandte den Obersten Dietrich Sonoi, einen Edelmann aus Geldern, als seinen Bevollmächtigten und Statthalter, nach Holland, und ertheilte ihm den Auftrag: die Städte in Westfriesland und Waterland in ihre Rechte und Freyheiten wieder herzustellen, den gereinigten Gottesdienst ausüben zu lassen, für die Erhaltung der Festungen zu sorgen, und die Einwohner von beyden Religionsparteyen gegen Bedrückungen in Schutz zu nehmen.

Keine Stadt glühete heißer für die Freyheit als Vliessingen. Sie ward der Sammelplatz der oranischen Partey,

und der Sitz einer ausserordentlichen Thätigkeit. Oft sah man mehr als hundert Segel auf ein Mahl in ihrem Hafen. Hier wurden Zurüstungen getroffen, und Plane entworfen, auch die übrigen seeländischen Städte den Spaniern zu entreissen. Die Nachbarschaft des Meers und der englischen Häfen, welche den niederländischen Flüchtlingen aus allen Provinzen ein sicheres Asyl gewährten, beförderte die Absichten und Anschläge der Häupter der Revolution, welche nicht unterliessen, die Vortheile, welche sie ihnen darbothen, zu benutzen. Die Fahrzeuge der Geusen schwammen nach England herüber, von dorther hohlten sie Vorräthe aller Art, dort warben sie neue Mannschaft, wobey ihnen die englische Regierung nachsah, und liessen es dem Herzoge von Alba bitter bereuen, daß er versäumt hatte, die Häfenstädte Hollands und Seelands mit hinlänglicher Besatzung zu versehen.

# 3.

# Zweyter Feldzug des Prinzen von Oranien.

## 1 5 7 2.

---

Die eben erwähnten Vorfälle im Norden der Niederlande bestimmten den Herzog von Alba, seine Kriegsmacht bey Bergen op Zoom zu versammeln, um Enkhuizen und die abgefallenen friesländischen Städte wieder zum Gehorsam zurück zu bringen. Aber während er noch mit den Anstalten dazu beschäftiget war, ereignete sich in den südlichen Provinzen eine Begebenheit, welche die ganze Aufmerksamkeit des Oberstatthalters plötzlich nach dieser Gegend hinzog.

Der Prinz von Oranien war in Deutschland mit der Organisirung eines neuen Heeres beschäftiget, und sein Bruder, Graf Ludwig von Nassau, welcher in Frankreich zurückgeblieben war, hatte die Unterhandlungen mit dem französischen Hofe fortgesetzt. Dieser Hof schien damahls, wenigstens seinem äußern Benehmen nach, mit den Hugenotten vollkommen ausgesöhnt zu seyn. Graf Ludwig war nicht selten beym Könige, und ward sowohl von ihm als von der Königinn Mutter, der ränkevollen und herrschsüchtigen Catharina von Medicis, mit großer Auszeichnung behandelt. Carl IX. gab dem Grafen und dem Admiral Coligny die heiligsten Versicherungen, daß er Spanien den Krieg erklären und diese Macht in den Niederlanden angreifen wolle. Schon wurden die Anstalten dazu getroffen, und Graf Lud-

wig erhielt nicht nur eine beträchtliche Geldsumme, sondern man verstattete ihm auch, einige tausend Franzosen für den Dienst seines Bruders anzuwerben.

Mit dem empfangenen Gelde, und den Zusagen des Hofes fest vertrauend, eilte der Graf nach Hennegau, brachte dort mit der größten Schnelligkeit ein kleines Heer von 1500 Mann zu Fuß und 500 leichten Reitern unter die Waffen, und erschien plötzlich mit demselben in der Nachbarschaft der Stadt Mons.

Mons war ein ansehnlicher, nach der alten italienischen Art, mit hohen gemauerten Wällen, Thürmen und Bollwerken und breiten tiefen Graben befestigter Ort. Graf Ludwig unterhielt ein geheimes Verständniß mit einigen Bürgern, und auf dasselbe gründete er den Plan sich durch List und Ueberraschung der Stadt zu bemächtigen. Durch den Einfluß seiner Freunde gelang es ihm, zehn vertraute Soldaten unbemerkt in den Ort zu bringen, welche sich für Weinhändler ausgaben, und durch eine Belohnung den Thorwärter bewogen, ihnen bey Anbruch des Tages (1572, 24. Mai) das Stadtthor zu öffnen, um angeblich in der Morgenkühle einige Fuder Wein auszuführen. Kaum ist das Thor aufgethan, so bemächtigen sie sich der Schlüssel, und auf ein gegebenes Zeichen von ihnen dringt der Graf von Nassau, welcher sich mit 40 Soldaten in der Nähe verborgen hat, aus seinem Hinterhalt in die Stadt.

Unter einem schrecklichen Getümmel, und mit dem Geschrey: »Freyheit! Freyheit von der spanischen Herrschaft und dem zehnten Pfennig! nahe ist Oranien, Euer Retter!« verbreiten sich die Nassauischen durch alle Straßen. Die Bürger sind überrascht, Furcht verzehnfacht die Anzahl der Feinde, sie wissen nicht, welchen Entschluß sie ergreifen sollen, und öffnet einer Thür oder Fenster, so wird auf ihn geschossen, und dadurch die Bestürzung vermehrt. Die

Täuschung konnte jedoch nicht dauern, und der Schrecken mußte verschwinden, so bald die geringe Anzahl der Feinde entdeckt ward.

Graf Ludwig sah deßhalb mit Ungeduld der Ankunft seiner 1500 Krieger entgegen, denen er Befehl gegeben hatte, ihm auf dem Fuße zu folgen. Sie erschienen nicht, und die Besorgniß, den erhaltenen Vortheil wieder zu verlieren, trieb ihn aus der Stadt, um sie aufzusuchen, und ihren Marsch zu beschleunigen. Glücklicher Weise fand er sie endlich im Walde umherirrend auf, und es gelang seiner Thätigkeit, sie fast in eben dem Augenblicke in die Stadt zu bringen, als die Bürger im Begriffe waren, die zuerst eingedrungenen wieder heraus zu schlagen. Jetzt wurden die Thore und alle festen Posten der Stadt besetzt, die bisherige Ordnung der Dinge ward aufgehoben, und die Revolution eingeführt.

Die Eroberung von Mons hatte sehr glückliche Folgen für die oranische Partey in Holland; denn sie machte nicht nur mehreren dortigen Städten, die bisher in ihren Entschließungen noch gewankt hatten, Muth, sich entscheidend für die Sache der Freyheit zu erklären; sondern bestimmte auch den Herzog von Alba, die rächenden Blitze, welche auf die nördlichen Provinzen herabfallen sollten, nach jener Gegend hinzuschleudern. Er hielt Anfangs die Nachricht von dem Verluste von Mons für ungegründet; denn noch erst kurz zuvor hatte man ihm aus Paris geschrieben, daß der Graf von Nassau der Feyer eines öffentlichen Ballschlagens in dieser Hauptstadt beygewohnt habe. Als er aber nicht länger an der Wahrheit derselben zweifeln konnte, beschloß er, sich unverzüglich mit seiner ganzen Macht nach Hennegau zu wenden, um Mons wieder zu erobern; und erst wenn dort im Süden die Grenze vollkommen gesichert sey, den Zug in die nördlichen Provinzen anzutreten.

Argwohn gegen den französischen Hof und die treulose und veränderliche Politik der Mutter des Königs, welche den Willen ihres Sohnes unumschränkt beherrschte, war es, was den Herzog zu diesem Entschluß bewog; denn sie ließ ihn ein heimliches Einverständniß des Hofes mit den Hugenotten, zum Nachtheil Spaniens und wider das gegebene Wort der Königinn, besorgen. Er verbarg sein Mißtrauen nicht. „Catharina von Medicis hat mich mit florentinischen Lilien beschenkt," rief er aus; „dafür werde ich ihr spanische Disteln senden." — Und nur jene nicht unwahrscheinliche Voraussetzung konnte den Schritt rechtfertigen, welchen er jetzt zu thun im Begriffe war. Ohne diesen Umstand hätte sich der erfahrne Feldherr eines nicht zu verzeihenden Fehlers schuldig gemacht. Denn welche Vortheile er auch im Hennegau gewinnen mochte, nie konnten sie den Verlust so vieler Städte, ja ganzer Provinzen im Norden der Niederlande aufwiegen, den sein veränderter Kriegsplan nach sich zog.

Ein kräftiger Schlag hätte jetzt noch die jugendliche Revolution in Holland und Seeland zermalmt. Durch die Entfernung ihres furchtbarsten Feindes wuchs sie an Kraft und Ausdehnung. Die Anhänger derselben, durch seine gefährliche Nähe nicht mehr geschreckt, wurden kühner und unternehmender, und gewannen eine kostbare Zeit, sich gegen künftige Angriffe in besseren Vertheidigungsstand zu setzen. Hätte der Herzog mit Zuverlässigkeit die Begebenheiten vorhersehen können, welche sich drey Monathe später in Frankreich ereigneten — wie ganz anders würde er gehandelt haben, und welches würde dann vielleicht das Schicksal der Niederlande gewesen seyn?

Mitten unter den gegenseitigen Anstalten zur Gründung und Vernichtung der Revolution, langte der Herzog von Medina-Celi, ein Mann, eben so ausgezeichnet durch seine erlauchte Geburt, als durch einen sanften und menschenfreund-

lichen Charakter, in den Niederlanden (1572, Mai) an. Der König ernannte ihn zu Alba's Nachfolger, als dieser einst, in einem Anfalle finsterer Laune, um seine Entlassung gebethen hatte. In der Bestallung des neuen Statthalters hieß es jedoch ausdrücklich: er solle die Oberstatthalterschaft nicht eher übernehmen, als bis es dem Herzog von Alba gefallen würde, sie ihm abzutreten. Der Letztere aber, dem wahrscheinlich sein Gesuch schon wieder Leid geworden war, übereilte sich nicht mit der Niederlegung seiner Würde, und da der Herzog von Medina-Celi dadurch Zeit gewann, sich durch eigene Ansicht von der schrecklichen Verwirrung der öffentlichen Angelegenheiten in den Niederlanden zu unterrichten, that er freywillig Verzicht auf den ihm zugedachten gefährlichen Posten, und kehrte nach einem kurzen Aufenthalt in den Niederlanden, ohne an den Regierungsgeschäften irgend einen Antheil genommen zu haben, in sein Vaterland zurück.

Noch vor seiner Abreise hatte der Herzog von Alba, immer noch beschäftiget, seinen Lieblingsplan, die Einführung des zehnten Pfennigs, trotz aller Widersprüche durchzusetzen, den Ständen von Holland befohlen, sich am 15. des Brachmonaths im Haag zu versammeln, um über die oft erwähnte Auflage zu berathschlagen. Die Stände gehorchten zwar dem erhaltenen Befehl, und kamen an dem bestimmten Tage zusammen, aber nicht im Haag, sondern die Abgeordneten der meisten Städte, außer denen von Amsterdam und einigen vom Adel, wählten Dordrecht zu ihrem Versammlungsort.

Dieser Schritt war entscheidend für die Revolution; denn indem sich dadurch der Wille eines angesehenen Theils der Nation, der spanischen Regierung den Gehorsam aufzusagen, deutlich aussprach, gab er zugleich dem Aufstande selbst die erste constitutionelle Form. Die Anhänger der orani-

schen Parthey in den nördlichen Provinzen fanden jetzt einen sicheren Stützpunct in ihrer Mitte, und der erste Grundstein zu dem Gebäude des niederländischen Freystaats war gelegt.

Paul Büis, ein eifriger Anhänger Oraniens, ward zum Advocaten oder Pensionär von Holland bey der Ständeversammlung von Dordrecht ernannt, und der liebenswürdige und kenntnißreiche St. Aldegonde, einer der Stifter der ersten Adelsverbindung und Oraniens vertrauter Freund, erschien dabey als des Prinzen Bevollmächtigter. Das Resultat der Berathschlagungen dieser Versammlung war: der Prinz von Oranien wird als Statthalter des Königs über Holland, Seeland, Utrecht und Friesland anerkannt; es werden ihm 100,000 Kronen zur Bezahlung des Kriegsvolks bewilliget, und er erhält das Recht einen Admiral zu ernennen; weder er, noch die Stände dürfen einen einseitigen Vergleich mit dem Könige eingehen; beyden Religionsparteyen, den Reformirten und Katholiken, wird freye Uebung der gottesdienstlichen Gebräuche ihrer Secte bewilliget.

Dieß waren die vornehmsten Beschlüsse der Nationalversammlung zu Dordrecht, durch welche die Revolution organisirt und der Prinz von Oranien an die Spitze der ausübenden Gewalt in der Provinz Holland gestellt ward. Die Städte Schiedam, Delftshaven und Rotterdam, von ihren spanischen Besatzungen, welche der Herzog von Alba, zur Verstärkung seines Heeres, herausgezogen hatte, befreyt, wurden von dem Grafen von der Mark, als des Prinzen Kriegsobersten in Holland, besetzt. Delft trat freywillig über, Schoonhofen und Wörden wurden mit Gewalt zum Abfall gezwungen; aber ein Versuch des Grafen von der Mark, Amsterdam, die treueste Anhängerinn der spanischen und katholischen Partey, zu überraschen, mißlang.

So verbreitete sich der Aufstand in Holland immer weiter, und gewann hier täglich neue Anhänger, während der

Herzog von Alba sich rüstete, ihn an den Grenzen von Hennegau zu bekämpfen. Gegen Ende des Brachmonaths sandte er seinen Sohn D. Friedrich de Toledo mit 4000 Spaniern, Deutschen und Wallonen und 400 Reitern unter Noircarmes voraus nach dieser Provinz, um Mons so lange zu beobachten, bis er selbst mit der Hauptmacht nachfolgen und die förmliche Belagerung des Orts unternehmen würde. D. Friedrich lagerte sich in der Nähe der Stadt, unweit dem Kloster Bethlehem, und tägliche Gefechte fielen, mit abwechselndem Erfolge, zwischen seinen und den nassauischen Kriegern vor.

Vier tausend Franzosen, größten Theils Hugenotten, unter Genlis und Jümelles, näherten sich der Gegend von Mons. Graf Ludwig hatte die französischen Befehlshaber angewiesen, ihren Marsch durch Cambresis nach der Maas zu nehmen, und sich dort mit seinem Bruder Oranien zu vereinigen, der eben im Begriffe stand, mit einem neuen Heere über diesen Strom zu gehen. Aber, Genlis folgte der erhaltenen Vorschrift nicht, sondern wandte sich nach Mons. Schon war er bis Quievrain, anderthalb Meilen von dieser Stadt, vorgerückt, als er durch untreue Wegweiser irre geleitet, sich zwischen Hohlwege, Hecken und Gebüsche verwickelte. Plötzlich wird er auf diesem feindseligen Boden von den Spaniern, geführt von Vitelli und Noircarmes, mit denen sich ein zahlreicher Schwarm bewaffneter Bauern vereiniget hatte, auf allen Seiten angegriffen. Nach einem kurzen Kampfe ist das ganze französische Corps zersprengt und aufgerieben, die bewaffneten Bauern, voll glühenden Hasses wider die Franzosen, und wüthend über die von ihnen erlittenen Mißhandlungen, schenkten keinem französischen Krieger, der ihnen in die Hände fiel, das Leben. Nur wenige der Letzteren entkamen ihren Verfolgern durch schnelle Flucht über die Grenzen oder nach Mons. Genlis selbst ward gefangen und nach der Citadelle von Antwerpen gesandt, wo er wenige Tage

nach seiner Ankunft todt im Bette gefunden ward. Die spanische Rache war durch seinen Tod, den sie doch vielleicht selbst verschuldet hatte, noch nicht versöhnt, sie verweigerte ihm eine anständige Gruft, und sein Leichnam ward unter dem Galgen eingescharrt.

Endlich langte (1572, August) auch der Herzog von Alba, nachdem er noch vorher den Staaten von Brüssel eine neue Contribution abgefordert hatte, im Lager vor Mons an. In seinem Gefolge befanden sich mehrere deutsche und wallonische Regimenter und ein Zug von 24 schweren Kanonen und 8 Nothschlangen. Nach seiner Ankunft ward die Belagerung von Mons mit Ernst unternommen, und der Herzog ließ eine Kette von Verschanzungen um sein Lager ziehen, um sich sowohl gegen die Ausfälle der Besatzung, als gegen die Angriffe eines Entsatzes zu sichern.

Dieser Entsatz war auch schon im Anzuge. Der Prinz von Oranien war während der erzählten Vorfälle im Norden und Süden der Niederlande nicht unthätig gewesen. Geldmangel allein hinderte ihn, so früh als er wünschte, auf dem Schauplatze des Kriegs zu erscheinen. Die Ständeversammlung zu Dordrecht verschaffte ihm endlich die Mittel, sein schon versammeltes Heer in's Feld zu führen. Mit 14,000 Mann zu Fuß und 6000 Reitern setzte er bey Duisburg über den Rhein, überzog das Oberquartier von Geldern und ließ die Stadt Roermonde, zur Strafe für ihre Weigerung, sein Heer mit Lebensmitteln zu versehen, angreifen (1572, 14. August) und erstürmen.

Unglücklicher Weise überließen sich seine Kriegsleute den größten Ausschweifungen auf diesem Zuge. Sie verschonten weder Freund noch Feind, und wetteiferten in Grausamkeiten und Schandthaten mit den Spaniern. Kirchen und Klöster werden geplündert, und mancher Geistliche, mancher wehrlose Landmann wird dem Fanatismus oder der Raub-

gier aufgeopfert. So schreyende Gewaltthätigkeiten waren nicht fähig, die Bewohner des gemißhandelten Landes ihrem sogenannten Retter geneigt zu machen. Er hatte sich ihnen durch öffentliche Schriften, durch die heiligsten Versicherungen als ihren Befreyer von der spanischen Tyranney angekündigt, und jetzt gab er sie einer noch weit ärgern Preis. Leider war der Prinz außer Stande, diesen Unordnungen abzuhelfen, so schmerzlich sie ihm auch waren. Bey der Unmöglichkeit, den Soldaten richtig zu bezahlen, fand keine Kriegszucht Statt, und Verbothe allein vermochten der Zügellosigkeit der Gemeinen und der Raubsucht der Anführer keinen Einhalt zu thun. Den holländischen Abgeordneten, welche ihm aufwarteten, ertheilte der Prinz die Versicherung, ihr Land bey seinen alten Freyheiten zu erhalten; ging darauf über die Maas, und bemächtigte sich nach einander der Städte Mecheln, Nivelle, Löwen und Dendremonde, theils durch List, theils mit Gewalt; wobey ihm vorzüglich ein kühner und einsichtsvoller Parteygänger, Nahmens Sundorp, die trefflichsten Dienste leistete. Jacob Blommart überfiel die Stadt Oudenarde, und nahm sie für den Prinzen in Besitz. Löwen, welches einigen Widerstand geleistet hatte, mußte die Plünderung mit 30,000 Gulden abkaufen. Aber die Freude über diese glücklichen Fortschritte ward plötzlich durch eine schreckliche und unerwartete Nachricht zerstört.

Indem der Prinz im Begriffe ist Brabant zu verlassen, um seinen Zug nach Mons fortzusetzen, kam ihm die Bothschaft von dem großen Protestantenmorde zu Paris, welcher seinem theuern Freunde Coligny und Tausenden seiner unglücklichen Glaubensgenossen das Leben kostete. Diese Schandthat ohne Gleichen, bekannt aus der Geschichte jener Zeit unter dem Nahmen der Bartholomäusnacht, welche das Andenken ihrer Urheber mit unauslöschlicher Schmach gebrandmarkt hat, machte einen tiefen und erschütternden Eindruck auf ihn. Es

war ein zermalmender Wetterschlag aus einem reinen wolkenlosen Himmel, der alle schönen Aussichten Oraniens auf die Mitwirkung des französischen Hofes und auf den Beystand der Hugenotten, wovon er so viel erwartet hatte, in einem Moment vernichtete. Welcher Muth, der hier nicht verzagte! Welche Größe der Seele, welche sich in diesen hoffnungslosen Augenblicken nicht verläugnete! Zwar erschüttern kann ihn jener nicht geahnete Schlag; aber die Schwachheiten gemeiner Naturen sind ihm fremd. Keine Klage geht über seine Lippen, weder um das schreckliche Hinwürgen seiner liebsten Freunde, noch über den Verlust so großer Hoffnungen, und nicht einen Augenblick ist er zweifelhaft über das, was nun zu thun sey. Sie ward einmahl betreten die gefahrvolle Bahn, auf welcher er jetzt sich selbst überlassen da steht, und welches auch immer der Erfolg seyn mag, er bleibt entschlossen, standhaft darauf fortzuwandeln, und eher sein Leben aufzuopfern, als feig zurück zu treten, und freywillig Verzicht zu thun auf den Ruhm einer so großen und herrlichen Unternehmung, welche seinem Nahmen eine gewisse Unsterblichkeit verspricht.

Mit dem festen Entschluß, seinem furchtbaren Gegner eine Schlacht zu liefern und dadurch das Schicksal von Mons, dessen Besitz seit der blutigen Begebenheit in Frankreich einen großen Theil seines Werths für ihn verloren hatte, so bald als möglich zu entscheiden, dringt er in Hennegau ein. Am 8. des Herbstmonaths langt er im Angesichte der belagerten Feste an. Sogleich stellt er sein Heer auf dem Windmühlenberge in der Nähe derselben in Schlachtordnung auf, und begrüßt mit dem schweren Geschütz das spanische Lager; während sein Bruder Ludwig aus der Stadt fällt, und die feindlichen Vorposten hinter ihre Verschanzungen zurückwirft.

Aber alle Versuche des Prinzen, seinen Gegner in's freye Feld hervor zu locken, scheiterten abermahls an der eigensinnigen

Beharrlichkeit des Herzogs, welcher fest entschlossen war, sich in keine Schlacht einzulassen, überzeugt, daß der Prinz, aus Mangel an Geld und französischer Hülfe, auch ohne eine Niederlage erlitten zu haben, bald zum Rückzuge gezwungen seyn würde. Mit einer Macht von 24,000 Mann der besten Truppen und gedeckt von trefflichen Schanzen konnte er ruhig einen Angriff erwarten. Beyde Heere standen einander drohend gegenüber, aber während Jedermann mit gespannter Erwartung einem entscheidenden Schlage entgegen sah, lösten sich die furchtbaren Anstalten beyder Theile in unbedeutende Scharmützel auf.

Trotz dieses Mangels an glänzenden Ereignissen, würde der Prinz von Oranien hier das Ende seiner Thaten gefunden haben, hätte nicht ein schützender Genius die Gefahr, welche über dem theuern Haupte schwebte, noch glücklich abgewandt. Er hatte seine Stellung bey Quievrain genommen und noch einen Angriff auf das spanische Lager versucht; aber das feindliche Geschütz von hochaufgethürmten Wällen herabdonnernd, zwang ihn sein Vorhaben aufzugeben. In der nächstfolgenden Nacht unternahm Julian Romero, einer der besten Feldherren des Feindes, einen Ueberfall auf das prinzliche Lager. Die Außenposten werden überrascht und niedergehauen. Gleiches Schicksal trifft die deutschen Regimenter, welche am Fuße der Anhöhe standen. Ehe sie die Waffen ergreifen können, liegt schon ein großer Theil von ihnen durch das Schwert der Spanier zu Boden gestreckt. Oranien selbst wäre ein Opfer der Wuth des Feindes geworden, hätte ihn nicht das Gebell eines treuen Hundes, der auf seinem Lager ruhte, vom Schlafe geweckt, und vor der nahen Gefahr gewarnt.

Die Begebenheiten in Frankreich hatten, wie schon vorhin bemerkt ward, die Plane des Prinzen zum Theile vereitelt. Mons konnte nur bey einer Verbindung mit jenem Rei-

che von Nutzen für ihn seyn, da es von den nördlichen Provinzen zu weit entfernt lag, um von dort aus behauptet werden zu können. Jetzt war die Unternehmung in Hennegau nichts mehr als eine Diversion, welche den Krieg eine Zeit lang von den nördlichen Provinzen entfernte. Da alle Versuche, mit dem Herzog von Alba im offenen Felde zu schlagen, mißlangen; so beschloß der Prinz von Oranien, Mons seinem Schicksal zu überlassen und den Rückzug nach Brabant anzutreten. Dieser Rückzug war um so nöthiger, da er täglich einen Aufstand der mißvergnügten deutschen Landsknechte besorgen mußte, denen er den Sold nicht auszahlen konnte, weil die Goldquelle aus Frankreich versiegt war.

Er unterrichtete seinen Bruder von dem beschlossenen Rückzuge, und gab ihm Befehl, noch ein Paar Stürme abzuwarten und dann die Stadt unter so vortheilhaften Bedingungen, als ihm zu erhalten möglich sey, zu übergeben. Darauf zog er sich über Mecheln nach der Maas, und bey Orsoi über den Rhein zurück. Hier entließ er seine mißvergnügten Kriegsvölker, welche nur mit Mühe von ihren Hauptleuten, wegen des rückständigen Soldes, beruhigt werden konnten. Er selbst begab sich nach der Provinz Holland.

Der Herzog von Alba setzte, nach dem Abzuge des Prinzen von Oranien, die Belagerung von Mons auf das Eifrigste fort. Endlich ergab sich ihm (1572, 19. September) die Stadt, nach einer dreymonathlichen tapfern Gegenwehr. Die Bedingungen der Uebergabe, welche pünctlich erfüllt wurden, waren freyer Abzug des Grafen Ludwig und der übrigen Officiere mit Pferden, Waffen und Gepäck; Auszug der französischen Krieger mit allen ihren Waffen, brennenden Lunten und mit so vielem Gepäcke, als sie tragen konnten, und der Niederländer mit Dolch und Degen, und in ihren gewöhnlichen Kleidern. Die Einwohner wurden von den Siegern, wider ihre sonstige Gewohnheit, sehr mild und schonend behandelt.

Die abziehenden Franzosen kehrten nach ihrem Väterlande zurück, und Graf Ludwig begab sich nach Moeurs, und von da in die Grafschaft Nassau.

Der Fall von Mons zog auch den Verlust der brabantischen Städte nach sich, deren sich Oranien zu Anfange des Feldzuges bemächtiget hatte. Die Kriegsleute und Anhänger des Prinzen hatten sich an diesen Orten großer Ausschweifungen schuldig gemacht, und besonders die katholische Geistlichkeit auf das Aeußerste gemißhandelt, um an ihr die Grausamkeiten der Inquisition zu rächen. Zu Oudenarde warfen sie bey ihrem Abzuge sechzehn Priester, an Händen und Füßen gebunden, in die Wellen, von denen nur einer durch seine Glaubensgenossen gerettet ward. Die von den prinzlichen Kriegern verlassenen Städte wurden von den Spaniern wieder besetzt, und mußten hart dafür büßen, daß sie sich jenen ergeben hatten. Besonders erging über Mecheln ein strenges Strafgericht; denn es hatte sich kurz vor der Invasion des Prinzen geweigert, eine spanische Besatzung einzunehmen. Diese wohlhabende und ansehnliche Stadt ward nicht nur der Raubsucht und dem brutalen Muthwillen der Soldaten durch Verstattung einer dreytägigen Plünderung Preis gegeben, sondern noch außer dem mit dem Verluste aller ihrer Rechte und Freyheiten bestraft.

Während der Vorfälle in Hennegau und Brabant, hatte im Norden der Niederlande zwischen beyden Parteyen der Krieg, sowohl zu Lande als zu Wasser, fortgedauert, ohne daß irgend ein bedeutender Vortheil von der einen über die andere errungen ward. Die Niederländer belagerten (October 1572) vergebens die Stadt Goes in Friesland; und die Spanier machten einen fruchtlosen Versuch, sich Gouda's zu bemächtigen. Aber der Verlust von Mons, der thatenlose Feldzug des Prinzen von Oranien, und die Entlassung seines Heeres, schlugen den Muth der Revolutionsparteÿ dar-

nieder. Ueberdieß reizten Sonoi und der Graf von der Mark, des Grafen Stellvertreter in Holland, den Unwillen des Volks durch ihre Strenge in bürgerlichen Angelegenheiten, und durch eine strafbare Nachsicht gegen die Ausschweifungen der Kriegsleute.

Die dem Prinzen ergebenen Stände der Provinz, besorgt wegen der Folgen, welche diese nachtheiligen Umstände hervorbringen könnten, ersuchten ihn um seinen persönlichen Besuch in Holland. Er folgte ihrer Einladung und ging gegen Ende des Weinmonaths, begleitet von seinem Hofstaat und 70 Reitern, über Kampen zur See nach Enkhuizen, wo er mit großem Frohlocken empfangen ward, und Befehle zur stärkern Befestigung der Stadt ertheilte. Von dort aus besuchte er mehrere andere holländische Städte, und begab sich endlich nach Harlem und Delft. In Delft arbeitete er gemeinschaftlich mit den Ständen an einer festen und bestimmten Constitution für das Land. Es wurden unter der Autorität des Königs, des Statthalters und der ihm zugeordneten Räthe Verordnungen erlassen, die den Handel, die Abgaben in Holland und Friesland, und den Werth der Münzen betrafen; man traf Verfügungen wegen der ferneren Kriegsunternehmungen zu Lande und zu Wasser, und der Prinz erboth alle Vasallen, bey Verlust ihrer Lehen, nach Delft, um ihm, als des Königs rechtmäßigen Statthalter, den Eid der Treue zu leisten.

## 4.

## Gräuelscenen in Zütphen und Naarden.

### 1572.

---

Der letzte Feldzug des Prinzen von Oranien, obgleich nicht von dem erwarteten glücklichen Erfolge gekrönt, brachte der Sache der Freyheit doch einen wesentlichen Vortheil; denn er zwang den Herzog von Alba, drey Monathe vor Mons zu verschwenden. Die Revolution gewann dadurch Zeit, ihre Macht und Ausdehnung zu vermehren, und kräftiger dem Sturme Trotz zu biethen, welchen die Rache Spaniens ihr bereitete, und der, früher losgebrochen, die zarte Pflanze der Freyheit im ersten Aufblühen zerstört hätte. Jetzt erhob sich dieser Sturm mit schnellen und furchtbaren Stößen, deren Wirkungen die Freunde der Revolution in Schmerz und Trauer versenkten.

Nach der Wiedereroberung von Mons und der Unterwerfung der brabantischen Städte, sandte der Oberstatthalter seinen Sohn Don Friedrich mit der Elite des spanischen Heeres nach Geldern. Er selbst begab sich über Mastricht und Nimwegen nach Amsterdam, um von dort aus die Unternehmungen des erstern gegen den Norden der Niederlande zu lenken. Beruhigt wegen der vormahls befürchteten Theilnahme des französischen Hofes und der Hugenotten an dem Aufstande der belgischen Provinzen, hielt er sich jetzt für vollkommen gesichert von dieser Seite, so daß er seine ganze Macht wider die abgefallenen Städte in Holland, Seeland,

Friesland, Ober-Yssel und Geldern wenden konnte. Er hoffte sie eben so schnell wieder zu erobern, als sie verloren gingen; sein Sohn, Don Friedrich, ward bestimmt, das doppelte Geschäft der Rache und Unterwerfung auszuführen, und der Anfang entsprach vollkommen der Erwartung des Herzogs.

Don Friedrich lagerte (22. November 1572) sich zuerst vor Zütphen, einer ansehnlichen Stadt am rechten Ufer der Yssel, welche befestiget und mit Besatzung versehen war. Die Anstalten zum Angriffe wurden unverzüglich gemacht, und das Geschütz gegen die Wälle gerichtet und abgebrannt. In diesem kritischen Augenblicke, wo Eintracht und Entschlossenheit allein die Gefahr von der Stadt abwenden konnten, herrschten Schrecken und Uneinigkeit unter der Bürgerschaft und Besatzung. Man kann sich weder zu einer nachdrücklichen Vertheidigung noch zur Uebergabe entschließen. Die Nacht bricht ein. Eine Anzahl Soldaten und Bürger begeben sich auf die Flucht, die Zurückbleibenden kommen überein, den folgenden Tag mit dem Feinde zu capituliren. Aber als die Spanier die Flucht der Besatzung erfuhren, wollten sie von keiner Capitulation hören. Sie drangen über die Mauern und durch die gemachte Bresche in die Stadt, als wäre sie von ihnen im Sturm erobert worden, und glaubten sich dadurch zur Verübung aller jener Gräuel berechtiget, welche nach dem barbarischen Kriegsgebrauche des Zeitalters gewöhnlich über erstürmte Plätze ergingen. Alle Einwohner ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, welche den wüthenden Soldaten in die Hände fallen, werden niedergehauen oder in der Yssel ersäuft; die Ueberlebenden treibt man ganz nackend aus der Stadt. Weiber und Jungfrauen müssen der rohen Begierde zum Opfer dienen. Der entflohenen Besatzung wird nachgejagt, und alle Hauptleute und Gemeinen derselben, welche wieder ergriffen werden, hängt man an die nächsten Bäume auf. Mehr als 500 Bürger verloren ihr

Leben; die wenigen, welche dem Tode entgingen, mußten ein reiches Lösegeld erlegen. Die verödete Stadt ward angezündet, und die ganze Gegend umher gebrandschatzt.

Die schnelle Einnahme eines so bedeutenden, durch Kunst und natürliche Lage festen und mit einer Besatzung versehenen Platzes, von dem man mit Recht einen nachdrücklichen Widerstand erwarten konnte, verbreitete allgemeine Bestürzung über Alle, welche der spanischen Regierung den Gehorsam aufgekündiget hatten. Die Städte Lochem und Duisburg übersandten dem Herzoge ihre Schlüssel, und flehten reuig seine Gnade an, die ihnen auch zu Theil ward. Der Graf von Bergen, Kriegsoberster des Prinzen in Geldern und Ober-Yssel entfloh, von einem panischen Schrecken ergriffen, mit Weib, Kind und Schätzen aus Kampen, wo er seinen Sitz hatte, nach Westphalen. Die Feigheit des Befehlshabers theilte sich den Untergebenen mit; die Besatzungen aus allen Städten der beyden ihm untergebenen Provinzen ahmten seinem Beyspiele nach, und zerstreuten sich, und ein Platz nach dem andern unterwarf sich den Spaniern. Schon hatte der Prinz von Oranien 40 Fahnen zusammen gezogen, und war im Begriffe, den bedrängten Provinzen zu Hülfe zu eilen, und den Feind an ihren Grenzen den Winter hindurch zu beschäftigen, um ihn von Holland abzuhalten; aber des Grafen von Bergen voreilige Flucht und deren Folgen vereitelten diesen Plan.

Eben so treulos und feig verließ Graf Joost von Schauenburg die seinem Schutze anvertraute Provinz Westfriesland; und der spanische Feldher Caspar Billi, ein Niederländer, überfiel und zersprengte einen Haufen von 6000 Kriegsleuten, die der Prinz von Oranien dahin gesandt hatte. Auch Westfriesland huldigt jetzt den Spaniern wieder, und bald halten nur Holland und Seeland noch die Partey des Prinzen.

Der siegreiche Don Friedrich verfolgte sein Glück, und drang über die Yssel. Die Städte Hattem, Elburg und Harderwik am Südersee unterwarfen sich ihm, und Amersfort an den Grenzen von Utrecht versah der Graf von Bossü mit einer spanischen Besatzung. Der ganze District zwischen der Yssel, dem Rhein und der Südersee, das Velau genannt, war jetzt in der Gewalt des spanischen Feldherrn, und die Straße nach Holland stand ihm offen. Ueber Amersfort brach er ein (1572, November) in diese Provinz, und wandte sich gegen Naarden, einer kleinen Stadt am Südersee.

Hundert und zwanzig Deutsche unter Johann Kreuzberger, einem abtrünnigen Priester, machten die Besatzung des Städtchens aus. Noch erst vor Kurzem hatte die oranische Partey darin den alten Rath abgesetzt und einen neuen gewählt, dessen Mitglieder zum Theile Nichtkatholiken waren. Die Einwohner glaubten sich in vollkommener Sicherheit; denn Niemand ahnete, daß das spanische Heer diese Gegend berühren werde. Dem Grafen von Bossü, des Königs Statthalter über Holland, welcher 100 Reiter vor den Ort sandte, und ihn in seinem und des Königs Nahmen zur Uebergabe auffordern ließ, ward die Antwort ertheilt: Man werde die Stadt für den König und den Prinzen von Oranien behaupten!

Aber wie schnell verwandelte sich diese scheinbare Entschlossenheit in die äußerste Kleinmuth, als die unerwartete Nachricht von dem Heranzuge Don Friedrichs erscholl! Kein Mensch denkt jetzt noch an Widerstand und Vertheidigung, und zwey Abgeordnete von dem Rath und der Bürgerschaft eilen dem Zerstörer Zütphens entgegen, um Gnade und Schonung von ihm zu erbetteln. Sie treffen auf die anrückenden Spanier; aber Don Friedrich verweigert ihnen das erbethene Gehör, und sie erhalten Befehl, dem Heere bis vor ihre Stadt zu folgen, wo man ihnen weiteren

Bescheid ertheilen werde. Nur der Eine von ihnen wagt es zu folgen; der Andere, von der äußersten Furcht gefoltert, entspringt.

Mittags am 30. November erschien der spanische Vortrab im Angesichte von Naarden, und sogleich ward die Stadt von allen Seiten umringt und eingeschlossen. Jetzt ließ Bossü den Abgeordneten vor sich rufen, und befragte ihn: Ob die Stadt ihre Besatzung fortgeschafft habe? Die Antwort ist bejahend, und wird durch einen Eid bekräftigt. Sie war jedoch falsch; denn es hatten sich zwar einige Reiter heimlich aus der Stadt geschlichen, aber der größte Theil der Besatzung war von den Bürgern mit Gewalt zurückgehalten worden. Bossü befahl dem Abgeordneten, den folgenden Tag eine Deputation der Stadt in das Lager zu senden, welche feyerlich um Verzeihung und Gnade bitten sollte. Jener kehrte (1572, 1. Dec.) in die Stadt zurück, und am nächsten Morgen machten sich sieben der angesehensten Einwohner Naardens, und unter ihnen der gelehrte Hortensius, Prediger und Lehrer der lateinischen Stadtschule, auf den Weg nach Langbussem, einem benachbarten Dorfe, wo Don Friedrich sein Hauptquartier hatte. Unterwegs stießen sie auf den spanischen Obersten Romero, der ihnen andeutete: Don Friedrich habe ihm Vollmacht gegeben, über das Schicksal ihrer Stadt nach Gutbefinden zu schalten. Diese Männer, wenig geübt in öffentlichen Geschäften, setzten kein Mißtrauen in seine Worte, warfen sich ihm zu Füßen, und überreichten ihm, mit der Bitte um Gnade, die Schlüssel der Stadt. Romero nahm sie an, und versprach mit einem Handschlage, das Leben und Eigenthum der Einwohner zu schonen.

Durch diese Versicherung beruhigt, folgten sie Romero und seinen Kriegern vor die Stadt. Die Thore wurden geöffnet, und friedlich hielt der spanische Befehlshaber an der Spitze von 400 Mann seinen Einzug. Er und seine Männ-

schaft wurden von den Bürgern voll Zuversicht empfangen und gastfrey bewirthet.

Nach eingenommener Mahlzeit läßt Romero der Besatzung und den Bürgern bey Trommelschlag befehlen, sich unbewaffnet in der Hospitalkirche einzufinden, um dem Könige auf's Neue den Eid der Treue zu schwören. Die meisten, nichts Böses ahnend und dem Worte des spanischen Feldherrn vertrauend, finden sich ein. Auf ein Mahl tritt ein Geistlicher in die Kirche, und ermahnt die Versammelten, unverzüglich auf ihr Seelenheil zu denken, weil ihre letzte Stunde gekommen sey. Welche schreckliche Ueberraschung! Man glaubte allem Unglücke entgangen und in voller Sicherheit zu seyn, und jetzt diese Ankündigung des nahen Todes. Die stillen Gewölbe der Kirche wiederhallten von lauten Wehklagen, und ehe noch die Betäubten zur Besinnung kommen konnten, drangen schon die spanischen Kriegsleute, mit dem Schwerte in der Hand, zu allen Thüren herein.

Gleich reißenden Thieren werfen sie sich über die wehrlosen Menschen her, und ermorden alle, 400 an der Zahl, bis auf vier, welche die Mordgier verschont, weil sie die Habsucht der Henker durch das Versprechen reicher Lösegelder bestechen. Die ganze Kirche schwimmt im Blute; selbst auf den Stufen der Altäre liegen die zerfleischten Leichname umher.

Nach geendigter Blutscene in dem durch einen hundertfachen Mord entweihten Tempel, verbreiteten sich die Soldaten durch die ganze Stadt, zogen die unglücklichen Einwohner, welche sich versteckt hatten, aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und schlachteten sie den Götzen Despotismus und Religionshaß. Aber nicht genug, die Unglücklichen nur zu morden, treibt die wilde Bestialität der Barbaren mit ihren Leiden ein cannibalisches Spiel. Man wirft sie einander mit den Degenspitzen zu, und durchbohrt sie unter gräßlichem Scherz und Hohngelächter. Einige werden wie Schlachtvieh mit Metz-

gerbeilen zerlegt, andere wie zugerichtete Fische eingekerbt. Die wüthenden Tieger zapfen Greisen das Blut ab, und verschlingen es. Kranke werden auf ihrem Lager ermordet. Frauen und Mädchen, ja selbst unreife Kinder müssen die brutalsten Mißhandlungen erdulden. Den Schwangern schneidet man die Frucht aus dem Leibe, oder hängt sie an den Brüsten auf, und läßt sie eines langsamen und martervollen Todes sterben.

Der gelehrte Hortensius erhielt sein Leben nur durch die Vorbitte eines jungen Spaniers, Nahmens Valmadio, der einst sein Schüler gewesen war. Aber in seinem Hause und unter seinen Augen wurden fünf Personen umgebracht, und unter diesen sein eigener Sohn, dem die Mörder das Herz aus dem Leibe rissen.

Bey dem allgemeinen Schrecken war nicht an Widerstand zu denken. Nur ein Grobschmied, Hubert van der Eiken war der Nahme dieses hochherzigen Mannes, faßte den heroischen Entschuß, nicht ungerochen zu sterben. Eine Degenklinge in der einen und einen Schemmel in der andern Hand, vertheidigt er den Eingang seines Hauses wider die eindringenden Spanier. Mehrere von ihnen fallen unter seinen Streichen, bis er selbst schwer verwundet hinsinkt. Schon halb mit dem Tode ringend faßt er zwey Spanier, die eben im Begriffe sind ihn zu durchbohren, mit seinen harten Schmiedehänden in die Schwerter; aber sie ziehen sie mit Gewalt zurück, schneiden ihm alle Finger ab, durchstoßen ihn darauf, und werfen sein rauchendes Blut seiner Tochter in's Gesicht, welche vergebens auf ihren Knien um das Leben ihres unglücklichen Vaters bittet.

Don Friedrich selbst kam in die Stadt und duldete nicht nur diese Gräuel, sondern erstach sogar einige wehrlose Menschen mit eigener Hand. Den Entflohenen ward nachgesetzt, und die man von ihnen ergriff, wurden nackend ausgezogen und an die Bäume gehängt. Nur vierzig Bürger retteten sich durch die Flucht, und zwanzig durch Erlegung einer beträchtlichen Ran-

zion, alle Uebrigen wurden erschlagen. Umsonst both der Bürgermeister Heinrich Lampertsson ein großes Lösegeld für sein Leben. Er ward auf Don Friedrichs Befehl in seiner eigenen Hausthür aufgeknüpft, und dann geviertheilt. Dem Blutbade folgten Plünderung und Brand. Alle Thürme, Mauern und Thore wurden niedergerissen, und ein Strafurtheil des Oberstatthalters beraubte die Stadt ihrer Vorrechte und Freyheiten.

Diese barbarische That, welche der Prinz von Oranien, der sich eben mit den Ständen von Holland zu Delft befand, nicht abwenden konnte, empörte Katholiken und Protestanten wider die Spanier. Alle Gesetze der Menschlichkeit und Großmuth, alle Grundsätze der Ehre und Treue hatten die Urheber derselben verletzt, und mit Füßen getreten, und sich dadurch nicht nur vor der ganzen gesitteten Welt geschändet, sondern auch der Sache, für welche sie fochten, einen unersetzlichen Schaden zugefügt. Selbst der parteyische Geschichtschreiber Strada mißbilligt hier das Verfahren seiner Begünstigten. »Zwar habe die Stadt,« sagt er, »wegen ihres schändlichen Abfalls und des den Ketzern, mit Verachtung und Verspottung der wahren Religion, verliehenen Schutzes, eine ausgezeichnete Züchtigung verdient; aber die blutige Rache der Spanier sey nicht mehr Strafe, sondern Verbrechen gewesen, und habe den Haß der Holländer wider den spanischen Nahmen vermehrt.

In der That, kräftiger als alle Vorstellungen Oraniens und seiner Freunde, wirkte der Anblick der Ruinen Naardens auf das Volk. Sie zeigten den übrigen holländischen Städten das Schicksal, welches sie von ihren ehemahligen Herren zu erwarten hätten, möchten sie nun freywillig oder gezwungen unter das Joch derselben zurück kehren. Auch bedurfte es solcher erschütternden Eindrücke, um ein ruhiges, bedächtiges und phlegmatisches Volk zum Enthusiasmus hinzureißen; ein Volk, das seit Jahrhunderten nur Handel und friedliche Gewerbe trieb, in Helden umzuschaffen, und es zur Ausführung solcher unsterb-

lichen Unternehmungen, als die Folge dieser Geschichte darstellt, fähig zu machen.

Hätte Alba mit weiser Mäßigung den ersten Schrecken benutzt, welchen der Pariser Hugenottenmord, die Wiedereroberung von Mons und der Rückzug Oraniens über die Abgefallenen verbreiteten, und den Bewohnern Hollands, indem er seine siegreichen Waffen an ihren Grenzen blitzen ließ, zugleich die Palme der Versöhnung dargebothen, und den Rückkehrenden nicht die drohende Stirn des Rächers, sondern das milde Antlitz eines verzeihenden Vaters gezeigt, — schwerlich hätte dann die Geschichte von einem niederländischen Freystaat zu erzählen. Aber Schonung und Milde lagen nicht in dem Charakter eines Alba; er wollte nur durch den Schrecken siegen. Sein Stolz verachtete die Niederländer, und jetzt, da er von Frankreich nichts mehr besorgte, hoffte er sie leicht zu unterdrücken. Grausamkeit und Härte sollten seinen Sieg beschleunigen, und zugleich seinem rachsüchtigen Herzen einen süßen Genuß gewähren.

Doch hier hatte der rauhe Soldat, der ein schlechter Menschenkenner war, einen Mißgriff gethan. Ist es erst dahin mit dem Unglücklichen gekommen, daß er nichts mehr zu hoffen hat; so fürchtet er auch nichts mehr, und der äußerste Grad der Furcht erzeugt die Verzweiflung, welche nicht selten die Stelle des Heroismus vertritt, und eben so außerordentliche Thaten wirkt, als dieser. Die Leichenhügel und Aschenhaufen von Zütphen und Naarden waren den Holländern ein schrecklicher Beweis, daß sie keine Barmherzigkeit von den spanischen Henkern zu erwarten hatten. Gleich Gespenstern, blickten die Furien der Verzweiflung von diesen grauenvollen Denkmahlen der Zerstörung hernieder, und schreckten sie zu dem heldenmüthigen Entschluß: fest zu halten bey Oranien, und bis auf den Tod wider den unversöhnlichen Feind zu kämpfen.

## 5.

## Belagerung Harlem's durch die Spanier.

### 1572 und 1573.

Nach der Zerstörung Naarden's begab sich Don Friedrich von Toledo, begleitet von Bossu, Noircarmes und andern Feldherren nach Amsterdam, um dort die Wirkungen jenes Strafgerichtes auf die übrigen holländischen Städte abzuwarten. Aber zu seinem Erstaunen fand sich nicht Eine, die Gnade des Siegers zu erflehen, und er überzeugte sich selbst, daß sie nur mit den Waffen in der Hand zur Unterwerfung gezwungen werden würden. Der nächste Schlag sollte Harlem treffen; denn war diese Stadt unterjocht, so konnte man von dort aus leicht seine Eroberungen gegen den Süden und Norden Hollands ausbreiten.

Schon im Heumonathe (1572) hatte Graf Bossu versucht, sich Harlem's durch Verrätherey zu bemächtigen. Jetzt (November) erließ er abermahls, gemeinschaftlich mit dem Amsterdamer Stadtrath, Ermahnungsschreiben an die Stadt, wodurch sie zur Rückkehr zu ihrer Pflicht und zur Aussöhnung mit dem Oberstatthalter aufgefordert ward. Der größte Theil des Raths war auch geneigt, diesen Schritt zu thun, und sandte deßhalb fünf Abgeordnete an Don Friedrich nach Amsterdam, um eine fünftägige Frist, zur Berathschlagung über die Friedensunterhandlungen, für die Stadt zu erbitten. Aber kaum erfuhren dieß die Anhänger Oraniens, der

Stadtoberste Wibald von Ripperda, ein Friesischer Edelmann, Adrian Janssen und Andere, so riefen sie die Mitglieder der Schützengilde, und die übrigen Bürger zusammen.

Es war eine alte, von den Vätern ererbte Gewohnheit in den Niederlanden, daß in jeder Stadt und selbst in jedem großen Dorfe gewisse Gilden oder Brüderschaften bestanden, welche sich an bestimmten Tagen im Gebrauche der Waffen übten, und nicht nur im Falle der Noth dem Lande zu Vertheidigern dienten, sondern auch bey den Landesfürsten, wenn sie durch den Ort gingen, die Stelle der Trabanten versahen. Diese Brüderschaften, deren es auch eine zu Haarlem gab, haben unstreitig viel zur Erhaltung der Freyheit beygetragen; denn sie bildeten eine Art von Nationalmiliz, welche mit dem Gebrauch des Feuergewehrs bekannt war.

Ripperda eröffnete der versammelten Bürgerschaft und den Schützen: der Rath habe sich ohne ihr Mitwissen an den Herzog von Alba gewandt und Gnade und Schonung für die Stadt von ihm erbethen. Aber welche Schonung sey wohl von dem barbarischen Zerstörer Zütphens und Naardens zu erwarten? Sie hätten ihrem rechtmäßigen Statthalter, dem Prinzen von Oranien, einen theuern Eid geschworen, ohne seine Beystimmung in keine Unterhandlung mit dem gemeinschaftlichen Feinde zu treten. Diesen Eid werde er heilig und unverbrüchlich halten, und hoffe ein Gleiches von den hier versammelten wackern Männern. Wie weit rühmlicher sey es, einem grausamen und unversöhnlichen Feinde mit dem Schwerte in der Hand zu begegnen, als feig um Gnade zu betteln, die doch nie zu hoffen sey! Er wenigstens wähle viel lieber einen ehrenvollen Tod, und sey bereit, den letzten Blutstropfen für die Vertheidigung der Stadt hinzugeben! Diese männliche Rede ergriff die ganze Versammlung. Alle, wie mit einer Stimme, riefen aus, sie wollten Gut und Blut für das Vaterland wagen.

Zugleich ward dem Prinzen von Oranien, der sich noch zu Delft befand, von dem Entschluß der Bürgerschaft Nachricht ertheilt, und er sandte seinen Vertrauten St. Aldegonde nach Harlem, welcher zehn Mitglieder des Stadtraths entließ, und eben so viel Neue an ihre Stelle setzte. Zugleich wurden die Bilder aus den Kirchen geworfen, und diese den Protestanten eingeräumt. Lazarus Müller, Kriegsoberster des Prinzen, verstärkte die Besatzung mit vier Fahnen deutscher Landsknechte.

Willkommen wäre Don Friedrich die freywillige Unterwerfung der Stadt gewesen; denn er scheute mit Recht eine Belagerung in dieser späten und ungünstigen Jahreszeit. Aber da Drohungen und Versprechungen gleich fruchtlos waren, blieb ihm nichts übrig, als ihre Unterwerfung durch Waffengewalt zu erzwingen. Am 8. des Christmonaths verließ er mit seinem Heere die Gegend von Amsterdam, und richtete seinen Marsch auf dem hohen Damm, der nach Sparendamm führt, gegen Harlem.

Sobald sich hier die Nachricht von der Bewegung der Spanier verbreitete, wurden 300 Bürger und Soldaten nebst einer Anzahl von Schanzgräbern herausgeschickt, um die Schanze bey Sparendamm zu besetzen, und vor derselben den Damm zu durchstechen. Unglücklicher Weise aber war diese Maßregel zu spät getroffen; denn kaum hatten die Schanzgräber ihre Arbeit angefangen, so erschien schon der spanische Vortrab und sprengte sie aus einander. Einige katholische Bauern hatten dem spanischen Feldherrn Romero einen Weg über das Eis, unterhalb des Dammes, gezeigt; vermittelst desselben umging er die Schanze, und griff sie auf der westlichen Seite an, wo sie am schwächsten war. Nach einem mörderischen Kampfe, der dem Befehlshaber und dem größten Theil der Besatzung das Leben kostete, ward sie erobert; die Sieger ließen darauf durch Bauern die

Dammöffnung wieder zuwerfen; und jetzt, nach der Einnahme jenes Hauptpasses, stand der Weg nach Harlem ihnen offen.

Die Stadt Harlem in Südholland, an dem schiffbaren Flusse Sparen zwischen der Nordsee und dem merkwürdigen Harlemermeer, einer großen Wassermasse zwischen Amsterdam, Leyden und Harlem, gelegen, war eine der wichtigsten, aber am wenigsten befestigten Städte der Provinz. Ihre Mauern und Graben befanden sich in der schlechtesten Verfassung; und Außenwerke, welche damahls überhaupt nur selten vorhanden waren, hatte sie gar nicht. Die Vorräthe an Mund- und Kriegsbedürfnissen waren unbedeutend; dafür aber standen ihr der Sparen und das Harlemermeer offen, mit welchem Letzteren sie durch einen Canal, der Wyk genannt, verbunden ist; und auf diesem Wege konnten ihr Verstärkung und Vorräthe zugeführt werden. Was indeß dem Platz an Stärke und Festigkeit abging, ersetzten der Muth und die Entschlossenheit seiner Einwohner. Nicht genug, daß sich die Bürger mit den Kriegsleuten zur Vertheidigung vereinigten, nahmen sogar die Weiber Theil an den heroischen Gesinnungen, von welchen die Männer beseelt waren. Dreyhundert derselben, unter Anführung der Witwe Hasselaer, einer Frau von 46 Jahren aus einer der besten Stadtfamilien, stellten sich, mit Feuerröhren, Spießen und Schwertern bewaffnet, der gemeinschaftlichen Gefahr entgegen, und diese niederländischen Amazonen wetteiferten mit den Männern an Muth und Ausdauer in Ertragung aller Mühseligkeiten. Es herrscht eine allgemeine Thätigkeit. Jedermann legt Hand an. Man eilt die Wälle und Gräben auszubessern. Am Harlemermeer werden neue Schanzen aufgeworfen, um die Gemeinschaft mit demselben zu sichern, und vor dem Kreuzthore wird ein starkes Ravelin erbaut.

Die schnelle Eroberung der Sparendammer Schanze

machte dem spanischen Heerführer Hoffnung, daß er sich auch der Stadt, deren geringe Festigkeit ihm bekannt war, bald bemächtigen werde. Sparendamm ward mit zwey Fahnen Wallonen besetzt; darauf trat Don Friedrich, begleitet von dem Grafen von Bossü, den Marsch nach Harlem (1572 December) an, und am 11. erschien der Vortrab seines Heeres im Angesicht der Stadt. Fünf und dreyßig Fahnen Spanier lagerten sich vor dem Johannesthore; 10 Fahnen Wallonen, unter Noircarmes und Capres, auf der Westseite der Stadt gegen die Dünen; und 18 Fahnen Deutsche, von dem Grafen Oberstein geführt, vor dem Kreuzthore; 800 Reiter wurden in die nächsten Dörfer am Seeufer und nach Alkmar hin verlegt. Nach und nach erhielt das spanische Heer immer mehr Verstärkung; die Stadt Amsterdam gab einen Zug schweren Geschützes von 14 metallenen Vierzigpfündern her, und der Herzog von Alba sandte 3000 Lütticher Schanzgräber, welche im Laufe der Belagerung meisten Theils ihren Tod fanden.

Während die Spanier sich vor Harlem lagerten, hatte der Graf von der Mark, auf des Prinzen von Oranien Befehl, einen kleinen Heerhaufen bey dem Dorfe Hilligom zwischen jener Stadt und Leyden zusammengezogen, um das feindliche Heer zu beobachten. Bey der Herannäherung der Spanier sandte der Graf acht Reiter aus, um ihre Stärke und Stellung zu erforschen. Aber einige dieser Kundschafter hatten das Unglück von den Spaniern ergriffen zu werden, und Don Friedrich, durch diese Gefangenen von der Stärke, Stellung und Absicht des Grafen unterrichtet, beschloß sogleich ihn überfallen zu lassen. Sechshundert Reiter und 5000 Mann Fußvolk, geführt von Bossü, Romero und Noircarmes, wurden zu dieser Unternehmung ausgewählt; und sie gelang so gut, daß der Graf, der nicht mehr als 150 Reiter, 1500 Mann zu Fuß, und 6 Feldstücke hatte,

überrascht ward, ehe er sich zum Kampfe (1572, 13. December) aufstellen konnte. Zwar versuchte er, den Feind mit seiner wenigen Reiterey aufzuhalten; aber sie hatte mit Wind und Schneegestöber zu kämpfen, gerieth gleich beym ersten Angriff in Unordnung, und riß auch das Fußvolk mit sich fort. Ueber 600 von den Niederländern blieben auf der Wahlstatt, und 4 Feuerschlünde nebst mehreren Fahnen wurden die Beute des Feindes. Einige tapfere Fähnriche fand man, in ihre Fahnen gewickelt, durchstochen auf dem Schlachtfelde liegen. Die Spanier schändeten ihren Sieg durch Grausamkeiten gegen die Gefangenen. Zwey derselben, Hans Keller und Baptista von Trier, wurden an einem Baume aufgehängt. Vergebens both der Graf von der Mark 2000 Kronen und 19 spanische Gefangene für Baptista; seine Auslieferung ward abgeschlagen, und zur Wiedervergeltung für den schmählichen Tod des Unglücklichen ließ der Graf die 19 gefangenen Spanier ebenfalls hinrichten.

Die förmliche Belagerung Harlem's hatte nun ihren Anfang genommen, und sobald die Spanier ihr Lager durch einen Graben geschützt hatten, eröffneten sie die Laufgräben gegen das Kreuzthor, und zwar nicht, wie sonst gewöhnlich, in einer Schlangenlinie, sondern in einer geraden, nach der Angabe des spanischen Kriegsbaumeisters Bartholomäus Campi. Durch diese neue Art der Approchen gelangte man viel schneller zum Ziele, denn die Zeit raubenden Biegungen fielen weg. Zur Sicherung wider das Musketenfeuer der Belagerten, wurden sie oberhalb mit starken Dielen und Sandsäcken, auf hölzernen Ständern ruhend, bedeckt. Nach vollendeten Laufgräben ward eine Batterie von außerordentlicher Höhe aufgeführt; denn nach den Grundsätzen der damahligen Belagerungskunst suchte man die mächtigen italienischen Wälle und Mauern, welche den Festungen in jenem

Zeitalter ein furchtbares Ansehen gaben, durch noch höhere Geschützstände zu überragen.

Am 18. des Christmonaths donnerten 14 Feuerschlünde gegen die Stadt. Ueber dreyzehnhundert Schüsse geschahen an diesem und dem folgenden Tage, wodurch das Kreuzthor und dessen Bollwerk, das Ravelin, das Johannesthor und die nächsten Courtinen, welche bey der Höhe der Batterien das Geschütz bestrich, beträchtlichen Schaden litten. Die Belagerten aber waren auch nicht müßig. Sie hatten 1000 Schanzgräber im Dienst, und verstopften während der Nacht mit Steinen, Balken und Erde die von dem feindlichen Geschütz gemachten Wallöffnungen wieder.

Am 20. ward das Ravelin abermahls heftig beschossen, und da es dem feindlichen Geschütze gelang, einige bedeutende Breschen in die Wälle zu wühlen, so ließ Don Friedrich noch an dem nähmlichen Tage einen Sturm befehlen. Achtzehn Fahnen der Belagerer rückten zum Angriff heran. Die deutschen Landsknechte trugen eine Art von Brücke auf ihren Schultern, um vermittelst derselben über den Graben des Bollwerks zu kommen. Der Angriff war kühn und ungestüm, aber mit unerschütterlicher Standhaftigkeit wurden die Stürmenden von den Belagerten empfangen. Bürger und Soldaten hatten sich auf den Wällen zur gemeinschaftlichen Vertheidigung mit vereinigten Kräften versammelt; und während die Constabler das Geschütz auf die anrückenden Feinde abfeuerten, und sie mit einem Hagel von Kugeln und Ketten überschütteten, warfen Andere glühende Kohlen und Asche, brennendes Pech, siedendes Oehl und geschmolzenes Bley auf sie herab. Die Spanier erneuerten mehrmahls den fruchtlosen Angriff. Endlich mußten sie sich, trotz ihrer Tapferkeit, mit einem Verlust von 150 Todten zurückziehen.

Dieser mißlungene Versuch überzeugte Don Friedrich, daß es ihm nicht so leicht glücken werde, die Stadt zu erobern, als er Anfangs gehofft hatte. Er beschloß daher die Belagerung kunstmäßig fortzuführen, durch Minen die Wälle zu sprengen, und zugleich die Beschießung fortzusetzen, um so durch die Gewalt des Pulvers über und unter der Erde die Schutzwehren der Stadt zu vernichten. Die Belagerten dagegen, muthig gemacht durch den glücklichen Ausgang des ebenerwähnten Kampfes, verdoppelten ihre Thätigkeit. Sie benutzten die langen Winternächte zur Anlage mehrerer Vertheidigungswerke, und führten nicht nur einen neuen Abschnitt hinter dem alten Wall, vom Johannesthore bis zur Katharinenbrücke, sondern warfen auch Querwälle (Traversen) zur Sicherung des Hauptwalls, gegen die Wirkungen des feindlichen Geschützes, auf.

Der Prinz von Oranien that so viel, als die Umstände erlaubten, zur Unterstützung der bedrängten Stadt. Er zog einen kleinen Kriegerhaufen zusammen, der sich bey dem Dorfe Sassem zwischen Leyden und Harlem aufstellte. Von hier aus erhielten die Belagerten von Zeit zu Zeit Verstärkungen an Mannschaft und frische Zufuhren. Auf diese Art kamen nach und nach 15 Fahnen Kriegsleute, Niederländer, Franzosen, Schotten und Engländer in die Stadt; und außerdem sah man von Zeit zu Zeit zahlreiche Convoi's mit Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen auf Schlitten über das Eis des Harlemermeers dahin eilen. Doch nicht alle erreichten glücklich die Stadt. Philipp de Coninx, welcher auch eine Truppenverstärkung nach Harlem führen sollte, hatte das Unglück, von den Spaniern überfallen und geschlagen zu werden. Er selbst ward gefangen, enthauptet und sein Kopf mit der Inschrift: „Dieß ist das Haupt Philipps de Coninx, der Harlem befreyen sollte," in die Stadt geworfen. — Durch diese Barbarey gaben die Spanier die Loosung zu

einer Reihe ähnlicher Grausamkeiten, wodurch sich diese Belagerung auszeichnet. Um den Tod ihres Landsmannes und die ihnen zugefügte Schmach zu rächen, hängten die Belagerten zwölf gefangene Spanier auf, hieben ihnen bis auf einen die Köpfe ab, und warfen die eilf Köpfe den Belagerern mit der beygefügten schriftlichen Erklärung zu: Die Harlemer übersenden dem Herzog von Alba, um ihn wegen des zehnten Pfennigs zu befriedigen, zehn Köpfe, und fügen den eilften statt der Zinsen hinzu.

Ausfälle waren ein Lieblingsunternehmen bey Belagerungen jener Zeit. Die Harlemer hatten 50 Reiter in der Stadt; mit diesen beunruhigten sie von Zeit zu Zeit das feindliche Lager, und machten oft Gefangene, von denen sie die Absichten und Plane der Belagerer erfuhren. Am 17. Januar thaten sie einen Ausfall mit 1000 Mann auf die feindliche Schanze bey Rustenburg im Harlemerbusch, zwangen die aus Deutschen bestehende Besatzung nach einem Verlust von 100 Todten zur Flucht, und bemächtigten sich der Schanze, in deren Besitz sie aber nicht lange blieben.

Indeß feyerte auch das grobe Geschütz der Belagerer nicht. Die Bollwerke am Kreuz- und Johannesthor, der Hauptwall dazwischen, und die Kirchen, Klöster und übrigen Gebäude der Stadt wurden unaufhörlich mit kalten und glühenden Kugeln beschossen. Die Belagerten sahen sich endlich gezwungen, das Ravelin zu verlassen; dagegen aber legten sie innerhalb der Stadt am Kreuzthore ein neues Werk in Gestalt eines halben Mondes an, dessen Rost aus zusammengefügten Balken bestand und mit Reisig, Mist und Erde ausgefüllt ward. Jedermann, ohne Unterschied des Alters, Ranges, und Geschlechtes, vom ersten Bürgermeister an bis zum geringsten Einwohner, legte Hand bey dieser Arbeit an, und nach wenigen Tagen stand das Werk vollendet da.

Nicht minder thätig als über der Erde, waren beyde Theile auch im Schooße derselben. Man führte hier einen eigenen unterirdischen Krieg; denn oft stießen die gegenseitigen Schanzgräber auf einander, und sprengten sich in die Luft. Eine schon fertige Mine der Belagerer ward von den Harlemer Schanzgräbern entdeckt, und durch darauf gewälzte ungeheure Lasten, welche sie durch ihre Schwere eindrückten, vernichtet.

Alle Anstrengungen der Spanier waren bis jetzt ohne Erfolg gewesen, und die Belagerung hätte sich schon weit länger, als Don Friedrich Anfangs glaubte, verzögert. Die Fortsetzung derselben zeigte die größten Schwierigkeiten; denn der Winter war ungewöhnlich rauh und streng. Nicht selten fand man die Schildwachen während der Nacht auf ihren Posten erfroren, und Krankheiten und häufiges Ausreißen unter den Soldaten waren die Folgen der Mühseligkeiten und Beschwerden, mit denen sie zu kämpfen hatten. Don Friedrich wünschte daher nichts mehr als das Ende der Belagerung zu beschleunigen. Er sandte seine berühmtesten Kriegsbaumeister Bodon, Artayen und Begerardin zur Besichtigung der Festung aus; und auf ihren Bericht: daß die Werke sehr beschädigt wären, und daß sie eine 200 Fuß breite Bresche darin entdeckt hätten, beschloß er noch einen Sturm zu wagen, dessen glücklicher Erfolg um so gewisser schien, da alle Gewässer und Gräben mit Eis belegt waren.

Die tapfersten Spanier von Mondragone's Regimente, 2000 Wallonen und 7 Fahnen Deutsche wurden zu dem Sturme ausgewählt. Sie versammelten sich während der Nacht im spanischen Lager. Der übrige Theil des Heeres rückte in die Schanzen, und erhielt Befehl, den Angriff durch ein heftiges Feuer zu unterstützen, um die Belagerten von Vertheidigung der Bresche abzuhalten. Begünstigt durch das Dunkel der Nacht, nähert sich schnell und in größter Stille der

zum Sturm bestimmte Kriegerhaufe der Stadt. Die Soldaten trugen weiße Hemden, als Erkennungszeichen, über den Kleidern. Gegen das Kreuzthor war der Hauptangriff gerichtet.

Schon steigen einige der Kühnsten den Wall hinan, als erst die Wachen zwischen dem Johannes- und Kreuzthor den Heranzug des Feindes bemerken. Aber ohne durch die Ueberraschung den Muth zu verlieren, werfen sie sich, nicht über 40 Köpfe stark, den Stürmenden entgegen, und die wenigen Spanier, welche den Wall schon erstiegen haben, werden wieder herabgestürzt oder gegen das Kreuzthor gedrängt. Indeß hat das Prasseln des Gewehrfeuers und das Lärmgeschrey der Wachen, die ganze Besatzung in die Waffen geschreckt, und jetzt erhebt sich ein heftiges und blutiges Gefecht. Die Belagerten werden aus dem Bollwerk am Kreuzthor bis hinter die neuen Werke zurückgetrieben. Aber die Gefahr erhebt ihren Muth, und sie hören nicht auf sich tapfer zu vertheidigen. Ein Kugelregen von den Schenkeln des halben Mondes und aus den nächsten Häusern fällt auf die Stürmenden herab, und mitten im Getümmel des Kampfes fliegt eine Mine unter dem Bollwerk des Kreuzthors auf, und zerschmettert oder verschüttet eine große Anzahl der Feinde, welche auf und neben dem Bollwerke zusammengedrängt waren. Die Belagerten benutzten die Verwirrung und den Schrecken, welche die furchtbare Explosion unter den Feinden verbreitete, und stürzten mit Degen und Piken über sie her. Das Glück erklärte sich für die Niederländer, und die Spanier wurden zum Rückzuge gezwungen. Ein Hagel von Kanonenkugeln folgte den Weichenden nach.

Nicht glücklicher als das Hauptcorps war der Oberst Villi, der mit 200 friesischen Wallonen einen Angriff auf das Kreuzthor gethan hatte; denn auch er mußte ohne Erfolg wieder abziehen. Die Spanier verloren an diesem Tage über

300 Mann, unter denen sich einige treffliche Officiere befanden. Die Belagerten büßten nur 12 Mann ein, und sie hatten außer dem erfochtenen Siege noch die Freude, daß während des Sturms ein großer Transport von 80 Schlitten mit Mund- und Kriegsvorrath beladen, über das Harlemermeer auf der entgegengesetzten Seite glücklich in die Stadt kam.

Dieser zweyte verunglückte Sturm machte einen tiefen Eindruck auf die Belagerer. Mehrere der Befehlshaber verzweifelten an der Möglichkeit, sich der Stadt mit Gewalt zu bemächtigen, bey der Tapferkeit der Besatzung und der Leichtigkeit, sie mit Verstärkung und Zufuhren zu versehen. Sie riethen deßhalb zu einer engen Einschließung, um durch den Hunger auszuführen, was der Gewalt nicht gelang. Ja Einige sprachen sogar von Aufhebung der Belagerung, und D. Friedrich selbst war dieser Meinung nicht abgeneigt. Es kam endlich so weit, daß schon der Rückzug nach Brabant im spanischen Kriegsrathe beschlossen war, als der Herzog von Alba, welcher damahls sehr kränklich war, von dem Vorhaben der Belagerer Nachricht erhielt. Der alte Feldherr, nie gewohnt, ein Unternehmen, welches er ein Mahl angefangen hatte, wieder aufzugeben, erzürnte sich heftig, und schrieb seinem Sohne: „Wagt Ihr es nicht, die Belagerung fortzusetzen, so werde ich es selbst thun; oder wenn meine Krankheit mich daran hindert, Eure Mutter aus Spanien kommen lassen, und sie bitten, für ihren Sohn den Oberbefehl zu übernehmen." Dieser bittere Spott empörte D. Friedrichs Stolz. Die Obersten Polweiler, Braccamonte, Acunha, Figueroa und Chevreux führten ihm eine Verstärkung von Spaniern, Wallonen, Italienern, Deutschen und 1000 Burgundern zu, und er dachte nicht mehr an Aufhebung der Belagerung, sondern beschloß sie mit dem größten Eifer fortzuführen.

Im Hornung (1573) ließ endlich der strenge Winterfrost nach, das Wetter ward milder, und das Eis auf den Ge-

wässern zerrann. Durch diese Veränderung erhielt die Thätigkeit beyder Theile eine ganz andere Richtung; denn von jetzt an ging das Hauptbestreben der Belagerer dahin, der Stadt die Zufuhr abzuschneiden, welches leichter auszuführen war, seit dem die Natur die Fesseln der Gewässer gelöst hatte; wogegen die Belagerten alles aufbothen, um die Gemeinschaft mit dem Harlemermeer, die ihrer Existenz unentbehrlich war, zu erhalten. Sie hatten während des Winters vier Galeeren von verschiedener Größe erbaut, welche sie jetzt in den Ryk brachten. Auch der Prinz von Oranien ließ zu Leyden einige Fahrzeuge ausrüsten, ernannte Marinus Brand, einen Hauptmann der Meergeusen, zum Befehlshaber derselben, und gab ihm den Auftrag, der Stadt zwölf Kanonen und einen Vorrath von Korn (1573, Februar) zuzuführen.

Indeß ward zu Amsterdam, für Rechnung des Herzogs von Alba, ebenfalls eine Anzahl von Schiffen erbaut, deren Bestimmung war, den Belagerten das Harlemermeer zu verschließen. Der Graf von Bossü erhielt den Oberbefehl über die Flottille; aber die erste und größte Schwierigkeit, welche sich ihm darboth, war, die Fahrzeuge auf den Schauplatz ihrer Bestimmung zu bringen. Der erste Versuch, sie aus dem Sparen, vermittelst einer Durchfahrt, welche durch den niedrigen Weg am sogenannten Penningsveer gegraben ward, in das Harlemermeer zu führen, ward durch die Belagerten vereitelt. Bossü versuchte darauf ein anderes Mittel, welches ihm besser gelang. Er ließ den Overtom eine halbe Meile von Amsterdam am heiligen Wege durchstechen, und dort glückte es ihm, einige Fahrzeuge auf den See zu schaffen, welche jedoch, so oft sie sich hervorwagten, von den Harlemer Galeeren zurückgetrieben wurden.

Gleiche Thätigkeit, als auf dem Elemente des Wassers, herrschte auch auf dem Lande. Man sah die Belagerer häu-

sich mit der Anlage neuer Schanzen auf der Seite des Harlemermeers beschäftigt, um die Stadt von demselben zu trennen, während die Belagerten Alles aufbothen, diese für ihre Erhaltung so gefährliche Arbeit zu hindern. Am 25. des Lenzmonaths unternahmen die Letzteren, 1000 Mann stark, einen Ausfall auf das Lager der Deutschen im Harlemerbusch, bemächtigten sich einiger Schanzen, erschlugen 6 bis 700 Feinde, verbrannten einige hundert Zelte und Hütten, und kehrten mit 9 eroberten Fahnen und 50 Stück erbeuteten Viehes in die Stadt zurück. Dieser glückliche Erfolg und alle folgenden Versuche hielten jedoch die Belagerer nicht ab, nach und nach so viel Schanzen zwischen der Stadt und dem Harlemermeere aufzuwerfen, daß dadurch der Stadt die Gemeinschaft mit dem Letzteren, und die Zufuhr sowohl zu Lande als zu Wasser sehr erschwert ward; obgleich die Belagerten immer noch im Besitze der Rustenburger Schanze und einiger andern Posten außerhalb den Thoren waren. Bald zeigten sich in der Stadt die Folgen der engeren Einschließung und der dadurch gehemmten Zufuhr, durch die Seltenheit der Lebensmittel. Der Preis des Brotes mußte erhöhet, und für jeden Einwohner eine gewisse Quantität bestimmt werden. Auch ließ der Stadtrath, um den Mangel des baren Geldes zu ersetzen, sogenannte Nothmünzen schlagen, welche für das Doppelte ihres wahren Werthes ausgegeben wurden.

Der thätige Bossü hatte indeß den Damm bey dem Hause ter Hart durchstechen lassen, und dadurch machte er es möglich, eine größere Anzahl von Schiffen auf das Harlemermeer zu bringen. Seine Flotte wuchs nach und nach bis auf 60 Segel an. Nicht viel schwächer war die niederländische, welche eine Verstärkung an Fahrzeugen von Delft, Rotterdam, Dordrecht und Gorcum erhalten hatte. Nach mehreren unbedeutenden Gefechten erlitt die Harlemer Flotte eine entscheidende Niederlage, und einen Verlust von 22 Schiffen.

Von jetzt (1573, 28. May) an blieben die Spanier Meister des Harlemermeers, und der Stadt ward die Zufuhr und alle Gemeinschaft nach außen abgeschnitten. Um ihr von Zeit zu Zeit wenigstens kleine Vorräthe von Pulver und Lebensmitteln zukommen zu lassen, wurden kühne und unternehmende Leute abgeschickt, welche leicht gekleidet und mit Pistolen bewaffnet waren, und am Halse zwey leinene, mit Mehl und Schießpulver angefüllte Beutel trugen. Sie setzten an Springstöcken über die Gräben und das durchschnittene Land, und schlüpften zwischen den spanischen Wachen hindurch in die Stadt. Aber nicht immer entgingen diese Waghälse der Aufmerksamkeit der Spanier. Mancher von ihnen ward ergriffen, und im Angesichte der Stadt an Händen und Füßen aufgehenkt; eine Grausamkeit, welche die Belagerten dadurch vergalten, daß sie mehrere Gefangene an einen Galgen aufknüpften, der auf einem Bollwerke vor den Augen der Belagerer errichtet war. Um die bigotten Spanier noch mehr zu kränken, trieben sie öffentlich ihr Gespötte mit den Symbolen und Ceremonien der katholischen Religion. Bald erbauten sie Altäre auf den höchsten Stellen der Wällen, stellten ausgeputzte Heiligenbilder darauf, und gingen singend und in heilige Gewänder gekleidet, um sie her; bald kleideten sie Strohpuppen als Mönche und Priester aus, geißelten und durchbohrten sie, und warfen sie endlich mit abgerissenen Häuptern von den Wällen herab. Oft nahmen sie auch die Bildnisse der Heiligen aus den Kirchen, und trugen sie in die Wallbrüche; oder stellten sie an solchen Plätzen aus, wo sie von den Kugeln der Belagerer getroffen wurden. Der rechtgläubige Strada macht die Bemerkung, daß die Angelegenheiten der Belagerten, seit dieser Verspottung der wahren Religion, eine unglückliche Wendung genommen hätten.

Die Letzteren fuhren jedoch fort, sich tapfer zu vertheidigen. Die Belagerer hatten auf einem eroberten Bollwerke

einen hohen Cavalier aufgeführt, um die Belagerten von den Wällen zu entfernen und ihre Innenwerke übersehen zu können. Vier Mastbäume wurden auf der Plattform errichtet, an denen mit vier Tauen eine Art von offenem hölzernen Häuschen emporgezogen ward, welches mit vier Hakenschützen besetzt war, die von ihrem erhabenen Standpuncte herab Alles, was in der Stadt vorfiel, beobachteten, und Jeden, der auf der Straße erschien, mit ihrem Feuergewehr niederstreckten. Aber die Belagerten richteten ihr Geschütz auf die Maschine und zerschossen die Seile; worauf der Käfig herab fiel. Statt des letzteren ward nun eine Art von Mastkorb, vermittelst einer acht Fuß hohen Schraube an die Mastbäume befestiget; aber auch diesen stürzte das Geschütz der Belagerten herab, und bald darauf ward das ganze Werk vom Winde umgeworfen. Der feindliche Cavalier ward gleichfalls von dem Geschütz der Festung sehr beschädigt, und fünf Feuerschlünde auf demselben wurden demontirt.

Um bey der engern Einschließung der Stadt und der dadurch unterbrochenen Gemeinschaft ihren auswärtigen Freunden von ihrem Zustande Nachricht zu geben, bedienten sich die Belagerten nicht nur der gewöhnlichen Signale durch ausgehängte Fahnen oder Rauch und Feuer von den Thürmen, sondern sie machten auch, um Nachrichten von Außen zu erhalten, Gebrauch von einem sonderbaren und außerordentlichen Mittel, der sogenannten Taubenpost, deren man sich schon in früheren Zeiten, im Oriente und unter den alten Römern bey ähnlichen Gelegenheiten bediente. Es wurden eine Anzahl von Tauben aus der Stadt auf die niederländischen Schiffe im Harlemermeer geschafft. So oft man nun den Belagerten etwas von Wichtigkeit zu melden hatte, schrieb man die Nachricht auf einen Zettel, band ihn einer von den eingefangenen Tauben unter den Leib und ließ sie fliegen. Das Thier, an dessen Schedel, nach den Erfahrungen eines neue-

ren philosophischen Arztes, das Organ des Ortssinnes her-vorstechend ist, und welches vermöge dieser Anlage seinen ehemahligen Aufenthalt leicht und sicher wieder findet, kehrte sogleich nach dem gewohnten Neste zurück, und brachte die Depesche richtig an ihre Bestimmung. Unglücklicher Weise ward einst eine dieser Briefträgerinnen, welche sich ermüdet im spanischen Lager niederließ, von einem Soldaten erschossen und dadurch das Geheimniß entdeckt. Von jetzt an wurden alle Tauben, die über das Lager hinflogen, von den Spaniern getödtet.

Bothen die Belagerer ihrer Seits alle Kräfte auf, der Stadt die Zufuhr zu entziehen, um sie durch Hunger zu besiegen; so war der Prinz von Oranien nicht minder thätig, Jene durch Anwendung des nähmlichen Mittels zur Aufhebung der Belagerung zu zwingen. Amsterdam war die Vorrathskammer, welche ihnen den größten Theil ihrer Bedürfnisse lieferte; das Hauptstreben des Prinzen war daher, sie von diesem unerschöpflichen Speicher abzuschneiden. Zu dem Ende mußte der Oberst Sonoi den Diemerdamm, der die Südersee und Amsterdam von dem Harlemermeer und andern Gewässern trennt und der einzige Weg ist, auf welchem diese Stadt ihre Vorräthe von der Landseite erhielt, zwischen dem Y und Diemersee durch eine Schanze versperren. Aber die Amsterdamer griffen ihn an, und zwangen ihn, die Schanze zu verlassen. Darauf ließ Sonoi den Diemerdamm selbst durchstechen, und warf sechs neue Schanzen auf, und Batenburg besetzte Ouverkerk. Bey allen diesen Anstrengungen war es jedoch nicht möglich, die Zufuhr in das Lager zu hindern, so lange die Amsterdamer vom Diemersee und dem Canal, der aus der Vechte in den See läuft, Meister blieben. Zwar versuchten die Oranischgesinnten auch die Vechte zu sperren, und die Einwohner von Büren trafen Anstalten, den Lekdamm zu durchstechen, um den Belagerern die Zufuhr von

oben herab abzuschneiden; aber beyde Versuche mißlangen. Jenes verhinderte der spanische Oberst Francisco Valdes, der alle Posten an der Vechte besetzte, und auch Batenburg aus Ouverkerk vertrieb; und dieses vereitelte Hierges, Statthalter von Geldern. In den Gefechten, welche bey dieser Gelegenheit an der Vechte vorfielen, blieben verschiedene prinzliche Hauptleute, unter andern Anton Olivier, von Mons, ehemahls ein Mahler, und einer von denen, welche vorzüglich dazu beytrugen, daß der Graf von Nassau sich jener Stadt bemächtigte. Die Spanier erkannten ihn unter den Todten, hieben ihm das Haupt ab, und warfen es in die Stadt Harlem, mit der Inschrift: „Dieß ist das Haupt Anton's des Mahlers, der Mons verrieth.“

Immer bedenklicher ward indeß die Lage der bedrängten Stadt, immer trüber und trostloser wurden die Aussichten ihrer Vertheidiger. Zwar wider die Gewalt des auswärtigen Feindes, der vor ihren Mauern stürmte, fanden sie noch Sicherheit und Schutz in ihrem Muthe, und in der Güte ihrer Waffen; aber ein anderer furchtbarerer drohete ihnen im Innern, gegen den keine Tapferkeit und Anstrengung schützen konnten. Dieser unbesiegbare Feind war der Mangel, der trotz der äußersten Sparsamkeit im Genuße der vorhandenen Nahrungsmittel, wodurch man ihn abzuwenden suchte, doch jetzt schon zu einer furchtbaren Größe gestiegen war. Jeder Soldat konnte täglich nicht mehr als ein Pfund Brot erhalten, und für die übrigen Einwohner und deren Frauen und Kinder ward eine Art Zwieback aus Hanf- und Rübsamen bereitet. Hunde-, Pferde- und Katzenfleisch mußte den Hunger der ärmeren Volksclassen stillen.

Die Seltenheit und schlechte Beschaffenheit der Lebensmittel, die Nachrichten von den mißlungenen Versuchen zur Rettung der Stadt, und die trüben Aussichten in die Zukunft erschütterten die Standhaftigkeit der Belagerten, und erzeug-

ten Mißvergnügen gegen den Stadtrath. Der Letztere, um die niedergeschlagenen Gemüther wieder aufzurichten und die Unzufriedenen durch neue Hoffnung zu besänftigen, faßte den Beschluß, dem Prinzen von Oranien die traurige Lage der Stadt zu melden, und ihn noch ein Mahl dringend um schleunige Hülfe zu bitten. Der Bericht ward mit einer schnellsegelnden Jacht abgeschickt, welche sich in der Dunkelheit einer finsteren Nacht, unter einem betäubenden Getöse von Trommeln und Trompeten, unentdeckt zwischen den Schiffen des Grafen Bossü durchschlich.

Der Prinz hielt seit dem Verluste des Harlemermeers die Rettung der belagerten Stadt für unmöglich, und ihren Fall für gewiß. Jeder Aufwand an Blut und Kosten zu ihrem Entsatz schien ihm daher eine unnütze und zwecklose Verschwendung. Aber die übrigen abgefallenen holländischen Städte, gerührt durch das Schicksal ihrer Bundesgenossinn, welche jetzt das Opfer für sie alle war, bestanden darauf, es müsse noch ein Versuch sie zu retten gewagt werden. Voll patriotischen Eifers und edler Theilnahme erbothen sich sogar mehrere wohlhabende Bürger von Delft, Rotterdam und Leyden, selbst die Waffen zu ergreifen, und ihr Leben für die Rettung der unglücklichen Stadt zu wagen. So dringenden Aufforderungen konnte der Prinz nicht widerstehen; er sah sich genöthigt nachzugeben und Anstalten zu einem Unternehmen zu treffen, an dessen glücklichem Ausgange er, bey der ihm bekannten Festigkeit des spanischen Lagers, im voraus verzweifelte.

Indeß die nöthigen Zurüstungen dazu getroffen wurden, eröffneten die Belagerten eine Unterhandlung mit Don Friedrich, die sich aber fruchtlos zerschlug; entweder weil man sich über die Bedingungen nicht vereinigen konnte, oder weil es vielleicht den Belagerten überhaupt kein Ernst damit war, und sie nur Zeit gewinnen wollten. Das Feuer auf die Stadt

dauerte fort. An einem Tage (1573, 3. Julius) wurden 1008 Schüsse von den Belagerern gethan; aber ein schon beschlossener Sturm unterblieb, als durch einen Ueberläufer die Nachricht in's Lager gebracht ward, daß nur noch auf sechs Tage Lebensmittel in der Stadt vorhanden wären. Und in der That hatten Mangel und Noth einen solchen Grad erreicht, daß man den Hunger mit gekochten Häuten und Schuhleder befriedigen mußte. Viele Einwohner starben aus Mangel an Nahrungsmitteln dahin, und so groß war die Noth, daß ein Vater seine dreyjährige Tochter, nachdem sie schon mehrere Tage im Grabe gelegen hatte, wieder ausgrub, um sich an ihrem Leichnam zu sättigen. Aufruhr unter der Besatzung und Plünderung waren die Folgen des Mangels. Von den Thürmen der Stadt wehte eine schwarze Fahne, um durch dieses Trauerzeichen den auswärtigen Freunden Nachricht von ihrer schrecklichen und trostlosen Lage zu geben. Nur zwey Tage noch möchten sie Geduld haben, ließ der Prinz von Oranien den verzweifelnden Einwohnern antworten, dann werde er ihnen Hülfe senden.

Es war also beschlossen, Harlem sollte entsetzt, oder wenigstens mit neuen Vorräthen versehen werden. Das Unternehmen war kühn und der Erfolg zweifelhaft; aber ein glücklicher Erfolg lag doch nicht außer den Grenzen der Möglichkeit. Wie viel Kleinigkeiten, wie viel unbedeutende nicht vorher zu berechnende Umstände bestimmen nicht oft den Ausgang kriegerischer Wagestücke! Die Zurüstungen sind beendigt, Alles ist zur Ausführung bereit. Ein Heerhaufe von 600 Reitern und 4000 Mann zu Fuß hatte sich bey Sassem versammelt. Es waren größten Theils freywillige Bürger aus den benachbarten holländischen Städten, besonders von Gouda und Delft, unter welchen sich auch der in der Folge so berühmt gewordene Johann von Oldenbarnefeld, ein eifriger Patriot, befand. Alle waren voll Muth und gutem Willen.

Zum Oberanführer ward Batenburg ernannt, und unter ihm befehligten Tseraats und Carlo. Am 9. des Heumonaths sollte der Angriff auf das feindliche Lager vor Harlem geschehen.

Tages zuvor brach die patriotische Armee von Sassem auf, um sich näher gegen Harlem zu ziehen. Ein Zug von 7 Feuerschlünden und 400 Wagen mit Mund- und Kriegsbedürfnissen befrachtet, befanden sich in ihrem Gefolge. Außer dem führte sie eine Art beweglicher Brustwehren mit sich, welche aus starken Bretern verfertigt und mit Schießlöchern versehen waren. Sie wurden auf Rädern fortgeschoben, und waren bestimmt, beym Angriff auf das spanische Lager, die Angreifenden gegen die Wirkungen der feindlichen Geschosse zu sichern. Mit den Belagerten war verabredet, daß sie den Angriff durch einen Ausfall unterstützen, sollten. Sie hatten zu diesem Ende die Courtine durchschnitten, um durch die gemachte Oeffnung heraus zu fallen.

Unglücklicher Weise hatte man das Geheimniß der Unternehmung so schlecht bewahrt, daß der spanische Feldherr von Allem, was geschehen sollte, schon vorher auf das Genaueste unterrichtet, und dadurch in den Stand gesetzt war, die zweckmäßigsten Gegenanstalten zu treffen. Auch versäumte Don Friedrich nichts, die Erwartungen der Feinde zu vereiteln. Zuerst läßt er oberhalb der zum Ausfall der Belagerten gemachten Wallöffnung einen großen Haufen feuchtes Stroh aufthürmen und anzünden, um die Harlemer durch Rauch und Feuer an Bemerkung des Signals, welches ihnen der Entsatz ebenfalls durch Feuer geben wollte, zu hindern. Hinter dem qualmenden Strohschober stellt er 5000 Mann seines besten Fußvolks auf, zur Bekämpfung der Belagerten, wenn sie dennoch herausfielen. Eine gleichstarke Mannschaft nebst 500 Reitern sendet er unter Delmonte auf der Seite der Dünen vor; bestimmt, dem anrückenden Feinde,

auf ein Zeichen mit dem Geschütz im Lager, in die linke Flanke zu fallen, während zu gleicher Zeit sechs Regimenter unter Romero ostwärts über den durchschnittenen Boden setzen und des Feindes rechten Flügel angreifen sollten. Der Ueberrest des spanischen Heeres trat in dem verschanzten Lager unter die Waffen. So gegen die Unternehmungen des Entsatzes und der Belagerten zugleich gesichert, erwartet Don Fredrich ruhig die Stunde des Angriffs.

Um drey Uhr Nachmittags (8. Julius) verließ Batenburg das Lager bey Sassem. Im Nordwiker Gehölz machte er Halt, und rastete dort bis um drey Uhr nach Mitternacht. Dann brach er wieder auf, und rückte vor bis an den Fußsteig, wo er abermahls anhielt, um seine Brustwehren aufzustellen. Während man damit beschäftigt war, näherte sich sein Vortrab, welcher aus Reiterey bestand, dem spanischen Lager. Ueberall herrscht dort tiefe Stille. Niemand rührt sich. Keine Vorposten, kein Anrufen der Wachen. Ja die ersten Schanzen sind sogar unbesetzt. Die Reiter, anstatt dieser außerordentlichen Erscheinung zu mißtrauen, lassen sich täuschen. Sie glauben das Lager verlassen, und wagen sich unvorsichtig weiter. Aber ihre Sorglosigkeit kommt ihnen theuer zu stehen; denn auf ein Mahl donnert ihnen das spanische Geschütz entgegen, und schüttet Tod und Verderben über sie aus. In eben dem Augenblick rauschen Delmonte und Romero mit ihren Kriegerhaufen, gleich ungestümen Strömen, gegen Batenburgs rechten und linken Flügel hervor. Das unerwartete Feuer hat die Reiterey in Unordnung gebracht. Der Dampf des Geschützes und der brennende Strohhaufen vermehren die Verwirrung. Die Reiter bekämpfen und erwürgen sich selbst unter einander, und werden fliehend auf ihr Fußvolk zurückgesprengt. Aber auch dieses, auf allen Seiten plötzlich von Feinden umringt, die wie aus der Erde emporgewachsen zu seyn scheinen, und durch

die schnelle Flucht der Reiterey noch mehr in Bestürzung gesetzt, dachte wenig auf Widerstand und erlitt eine vollkommene Niederlage. Batenburg selbst ward von einer Brücke herabgedrängt und ertrank; auch Carlo verlor das Leben mit 700 Mann, die auf der Wahlstatt fielen, oder im Fliehen erschlagen wurden. Gleich beym Anfange des Gefechts waren die Fuhrleute mit ihren Pferden davon gejagt, und alle Wagen, das Geschütz und 13 Fahnen wurden den Siegern zur Beute. Batenburgs Verlust ward wenig bedauert; denn seiner Unvorsichtigkeit maß man das Unglück des Tages bey.

Mit dieser Niederlage verschwand den Belagerten die letzte Aussicht auf Rettung. Getheilt zwischen Hoffnung und Besorgniß, hatten sie dem verabredeten Signal zum Ausfall entgegengeharrt; aber es erfolgte nicht, oder entging wenigstens ihrer Aufmerksamkeit, und das Feuern und Getümmel im feindlichen Lager hielten sie für eine Kriegslist der Belagerer, sie in irgend eine gefährliche Falle heraus zu locken. Endlich brachte ihnen ein Gefangener, den die Sieger mit abgeschnittenen Ohren und Nase in die Stadt sandten, die erste Nachricht von dem, was vorgefallen war; und mehrere Köpfe erschlagener Bürger, welche aus dem Lager über die Wälle hereingeworfen wurden, bestätigten seine Aussage. Bald darauf meldete ihnen auch der Prinz von Oranien, der das Lager bey Sassem aufgehoben und die dort gestandenen Kriegsleute in die nächsten holländischen Städte verlegt hatte, den mißlungenen Versuch zu ihrer Befreyung, und rieth ihnen, jetzt so gut als möglich selbst für sich zu sorgen.

So blieb nun den unglücklichen Harlemern, durch Muth und Standhaftigkeit so ausgezeichnet und eines besseren Schicksals werth, nichts als die gewisse Aussicht auf eine schauderhafte Entwickelung des blutigen Trauerspiels übrig; denn was hatten sie von einem Sieger, wie Don Friedrich,

zu erwarten, dessen Rache sie durch ihren langen Widerstand auf das Aeußerste gereizt hatten! An eine längere Vertheidigung war nicht zu denken, Hunger und Noth machten sie gleich unnütz und unmöglich. In dieser trostlosen Lage thaten einige der Entschlossensten den Vorschlag: Alles, was männlich sey, sollte die Stadt verlassen, und sich mit den Waffen in der Hand einen Weg mitten durch das feindliche Lager bahnen; nur die Weiber und Kinder, welche bey der Uebergabe weniger zu fürchten hätten, sollten zurückbleiben. Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beyfall; die nächste Nacht ward zur Ausführung bestimmt, und alle Anstalten dazu wurden getroffen. Aber kaum erfuhren die Weiber etwas davon, so strömten sie haufenweise in die Straßen, erfüllten die Luft mit Wehklagen und mit dem Geschrey, daß man sie den Grausamkeiten und Mißhandlungen eines ergrimmten und unmenschlichen Feindes preisgeben wolle! und versperrten mit ihren schreyenden Kindern die Thore, um den Männern den Ausgang zu verwehren. Er unterblieb also für diese Nacht. Am folgenden Tage (10. Julius) aber ward auf's Neue darüber berathschlagt, und beschlossen: daß Frauen und Kindern, und überhaupt jedem ohne Unterschied, der Auszug verstattet werden solle. Zugleich ward folgende Ordnung für diese allgemeine Auswanderung festgesetzt. Den Vortrab sollten 7 Fahnen Hakenschützen bilden; auf diese die Mitglieder des Stadtraths mit ihren Frauen und Kindern folgen; dann die vornehmsten Bürger mit ihren Familien und endlich alle übrigen Einwohner, welche mit ausziehen wollten; 9 Fahnen Landsknechte, aus den abgehenden Wachen zusammengesetzt, sollten den Nachzug machen. Schon war Alles zur Ausführung dieses verzweifelten Vorhabens bereit, als ein Schreiben, von dem Grafen von Eberstein unterzeichnet, aus dem Lager in die Stadt gesandt ward, welches die Versicherung enthielt: daß

noch Gnade für die Stadt zu hoffen sey, wenn sie sich ohne Verzug an die Spanier ergebe.

Der tröstliche Inhalt dieses Schreibens, und die Anstalten zu einem allgemeinen Sturm, welche Don Friedrich, unterrichtet von dem Vorsatz der Belagerten, dessen Ausführung er zu hintertreiben wünschte, zu gleicher Zeit machen ließ, veranlaßten eine Theilung der Meinungen. Einige wollten bleiben; Andere, vorzüglich die Wallonen, bestanden auf dem Auszug. Darüber entstanden Zwiespalt, Unruhen und tumultuarische Auftritte. Zahlreiche Haufen von Kriegsleuten, Bürgern und Weibern standen zur Auswanderung bereit, und sagten einander mit Thränen und Wehklagen das letzte Lebewohl; die Wachen verließen ihre Posten, und die Stadt gerieth in Gefahr, von dem Feinde überrascht zu werden. Endlich unterblieb der Auszug doch.

Während dieser Unruhen waren der Stadtrath und die Befehlshaber der Kriegsleute mit den Belagerern, wegen der Uebergabe der Stadt, in Unterhandlung getreten, welche endlich am 12. Vormittags um 9 Uhr, zwischen den beyderseitigen Bevollmächtigten und mit Einwilligung der Bürger dahin abgeschlossen wurden: daß sich die Stadt auf Gnade und Ungnade ergeben, und die Plünderung mit 240,000 Gulden abkaufen sollte. Den schottischen, wallonischen und deutschen Kriegsleuten ward freygestellt: ob sie unbewaffnet ausziehen, oder des Herzogs Gnade in der Stadt erwarten wollten. Sie wählten das Letztere und blieben. Ein französischer Edelmann, Nahmens Bordet, der bey der Einnahme von Mons von den Spaniern gefangen und auf das Versprechen, dem Prinzen von Oranien nicht weiter zu dienen, wieder entlassen worden war, ließ sich auf die Nachricht von der Uebergabe der Stadt, durch seinen Bedienten erschießen, um nicht ein Opfer der spanischen Rache zu werden.

Bürger und Kriegsleute mußten ihre Waffen auf dem Rathhause abliefern; darauf zogen die Spanier (13. Julius) in die Stadt. Bald nach ihrer Ankunft wurden die Hauptleute und Fähnrichs verhaftet; denn Don Friedrich war nicht gekommen, Schonung zu üben, sondern seine Rache in dem Blute der Rebellen und Ketzer zu sättigen, die seiner Macht so lange und hartnäckig Trotz gebothen hatten. Schon am 15. wurden auf dem Markte 300 wallonische Kriegsleute gehängt und enthauptet. Mehrere Tage dauerten die Hinrichtungen fort, und fünf Scharfrichter mit ihren Knechten waren täglich beschäftiget. Lanzelot, Brederode, Benhuisen, zwey protestantische Prediger, und Quirenvoorde, Bürgerobersten, endeten mit 500 Bürgern und Soldaten auf dem Blutgerüste. Auch der wackere und entschlossene Ripperda theilte das Schicksal seiner unglücklichen Waffengefährten und starb als ein Märtyrer der guten Sache, für die er so tapfer gefochten, und die seinem Muthe und seiner Standhaftigkeit so viel zu verdanken hatte. Dreyhundert Soldaten wurden paarweise, und Rücken an Rücken zusammengebunden, in das Harlemermeer geworfen. Die Besatzung der Schanze am Vyk ließ man auf eine schändliche Art verhungern, obgleich bey der Uebergabe festgesetzt war, daß sie sogleich mit Lebensmitteln versehen werden sollte. Unter den Hingerichteten befand sich ein natürlicher Sohn des Cardinals Granvella, der lieber sterben, als seine wahre Abkunft entdecken wollte. Sechshundert gefangene deutsche Landsknechte wurden unter spanischer Bedeckung aus der Stadt gebracht, um auf die Galeeren geschmiedet zu werden; aber bey Neukirchen wurden sie durch die Enkhuizer und des Obersten Sonoi Kriegsvolk befreyt. Dem schottischen Hauptmann Balfour schenkte Don Friedrich Freyheit und Leben, gegen das eidliche Versprechen, den Prinzen von Oranien zu ermorden; ein Beweis, nach welchen verabscheuungswürdigen

Grundsätzen die Feinde dieses Fürsten handelten. Der wackere Balfour, der sich in der Folge dieses Kriegs durch seine Tapferkeit auszeichnete, war jedoch der Niederträchtigkeit nicht fähig, zu der man ihn verpflichten wollte, und entdeckte sie dem Prinzen selbst.

Im August hielt Don Friedrich seinen feyerlichen Einzug in die Stadt, welche seine Grausamkeit in ein großes Blutgerüst verwandelt hatte. Gottfried von Mierlo, zweyter Bischof von Harlem, weihete die Hauptkirche von Neuem, und gleich darauf war eine allgemeine Begnadigung angekündigt, die nur noch von geringem Werthe nach so viel verübten Gräueln war.

Ein so tragisches Ende nahm die berühmte Belagerung Harlem's, nachdem sie zwey Tage über sieben Monathe gedauert hatte. Es waren während derselben 10,360 Schüsse auf die Stadt und ihre Werke gethan worden. Die Belagerer hatten dabey über 10,000 Mann verloren, unter welchen sich verschiedene treffliche Officiere, unter andern der berühmte Kriegsbaumeister Bartholomäus Campi, befanden; die meisten davon wurden ein Opfer der Kälte, und der ungesunden Ausdünstungen des feuchten moorigten Bodens. Der Verlust der Belagerten war geringer. Die Stadt aber versank in Armuth, und empfand noch lange die Folgen dieser unglücklichen Begebenheit. Der Schade, den sie dadurch erlitten hatte, ward auf 1,200,000 Gulden berechnet; denn sie mußte zur Strafe noch 3 bis 4000 Soldaten sechs Wochen lang unterhalten.

Allgemein war die Freude der Spanischgesinnten über die Eroberung einer so wichtigen Stadt. Im Taumel ihrer Wonne überließen sie sich den lächerlichsten Ausschweifungen und Thorheiten. Zu Utrecht ward eine Strohpuppe, die den Prinzen von Oranien vorstellen sollte, unter großen Feyerlichkeiten durch die Stadt geschleppt, dann auf's Rad ge-

legt und endlich verbrannt. Der Gegenpartey, wie schmerzlich auch der Verlust und das traurige Schicksal Harlem's für sie war, gewährte wenigstens die lange Dauer der Belagerung bey der geringen Festigkeit des angegriffenen Ortes, den Trost, das es tapfern und entschlossenen Männern möglich sey, den gefürchteten spanischen Kriegsleuten zu widerstehen.

Grotius rechnet es dem Herzog von Alba als einen großen Fehler an, daß er nicht gleich nach der Wiedereroberung von Mons in die Provinz Seeland eingedrungen sey, wo die Revolution damahls noch weniger Festigkeit gewonnen gehabt habe als in Holland; durch die Verschwendung einer kostbaren Zeit von sieben Monathen und mehrerer Tausende seiner besten Soldaten vor Harlem, hätte er der oranischen Partey selbst die Mittel dargebothen, die neue Verfassung in jener Provinz zu organisiren und auf einen festeren Fuß zu setzen. Aber der Herzog hat einen Seekrieg, worin er keine Erfahrung gehabt, und den ein Unternehmen gegen Seeland nothwendig gemacht haben würde, zu vermeiden gesucht.

Wie richtig auch diese Bemerkung des berühmten Niederländers in gewisser Rücksicht seyn mag, so läßt sich doch das Verfahren des Herzogs wo nicht ganz rechtfertigen, doch wenigstens entschuldigen. Bey der schnellen Unterwerfung aller übrigen abgefallenen Städte, vor denen sein Heer erschien, konnte er wohl nicht vermuthen, daß das wenig befestigte Harlem seinen siegreichen Waffen einen so hartnäckigen Widerstand entgegenbiethen würde; und als die Belagerung einmahl angefangen war, erlaubte es sein Stolz nicht, sie wieder aufzuheben; auch würde er dadurch gewiß nichts gewonnen haben. Daß er übrigens den Landkrieg in Holland, welchen er glücklich führte, einem ungewissen See-

kriege, worin seine Feinde ihm überlegen waren, vorzog, kann man ihm doch in der That nicht zum Vorwurf machen.

Wenig fehlte, so wäre Harlem, dessen Eroberung den Spaniern so viel Zeit und Blut gekostet hatte, den Siegern nach einem kurzen Besitz wieder entrissen worden. Bald nach der Einnahme der Stadt brach unter der spanischen Besatzung eine Meuterey aus. Zehn oder zwölf von den aufrührerischen Soldaten begaben sich heimlich, als Kaufleute verkleidet, zu dem Prinzen von Oranien nach Leyden, und erbothen sich, ihm Harlem für 40,000 Gulden wieder in die Hände zu liefern. Aber der Prinz war nicht im Stande, die geforderte Summe herbey zu schaffen, und konnte deßhalb keinen Gebrauch von dem Antrage machen.

## 6.

## Die Meergeusen in Seeland.

### 1573.

Ehe wir den Lauf der Begebenheiten in Holland verfolgen, ist es nöthig, einen Blick auf das nachbarliche Seeland zu werfen, um die Fortschritte zu beobachten, welche die Revolution in dieser Provinz während der Belagerung Harlems machte.

Günstiger als auf dem Lande, war dem Prinzen von Oranien und der Sache der Freyheit das Kriegsglück auf dem Elemente des Meeres. Während dort ein Ort nach dem andern unter die Bothmäßigkeit der Spanier zurückfiel, siegten die Flotten der Meergeusen über die Unterdrücker ihres Vaterlandes; und eben die Macht, welche dem Despotismus die erste empfindliche Wunde geschlagen hatte, war es allein, die ihn jetzt hinderte, seine ehemahlige Allgewalt wieder zu gewinnen. Seeland und die Gewässer des Nordmeers waren der Schauplatz, auf welchem diese kühnen und furchtbaren Seeleute, glühend für Freyheit und Ungebundenheit, und von dem wildesten Hasse gegen alles, was Spanisch hieß, entbrannt, ihre Kräfte entwickelten und ihre Thätigkeit übten. Sie hatten die Stadt Vliessingen auf der Insel Walcheren am Ausflusse der Schelde zu ihrem Hauptwaffenplatz gemacht, und der Hafen bey dieser Stadt war der

Zufluchtsort ihrer Schiffe. Von hier aus durchstreiften sie die Meere, stellten überall dem Feinde nach, und versuchten Landungen auf den flamändischen und andern Küsten.

Nirgend war man vor ihrer Erscheinung sicher. Sie wagten sich bis vor die Thore von Gent, plünderten Städte und Dörfer, und überfielen und eroberten einst, auf der Straße nach Antwerpen, einen Zug von drey und zwanzig neuen metallenen Kanonen, welche auf Befehl des Herzogs von Alba zu Mecheln gegossen worden waren. Oft kamen sie Antwerpen so nahe, daß sie die Ketten zersprengten, mit welchen die Schiffe an den dortigen Damm befestiget waren; ja nicht selten schlichen sie sich sogar in die Stadt selbst, hoben Kinder und Erwachsene auf, schleppten sie als Gefangene auf ihren leichten Fahrzeugen hinweg, und ließen sich ihre Freyheit durch große Lösegelder bezahlen.

Aber nicht bloß auf Streifzüge beschränkte sich die rastlose Thätigkeit jener unerschrockenen Seeleute, sie scheuten auch wichtige Unternehmungen nicht, welche einen wesentlichen Einfluß auf den Gang des Krieges hatten, und strengten vorzüglich in dem gegenwärtigen Zeitraum ihren Muth und alle ihre Kräfte an, um die Versuche der spanischen Flotten, Middelburg mit Lebensmitteln zu versehen, zu vereiteln.

Middelburg, die Nachbarinn Vliessingens, auf der Insel Walcheren, hielt noch immer die spanische Partey; auch war der Besitz dieser Stadt von der größten Wichtigkeit für die Spanier; denn ihr Verlust hätte unfehlbar den von ganz Seeland zur Folge gehabt. Schon seit Aufhebung der Belagerung von Goes hielten die Niederländer sie zu Lande und Wasser gesperrt, um sie durch Entziehung aller Bedürfnisse zur Uebergabe zu zwingen. Wollten daher die Spanier diesen wichtigen Platz erhalten, so mußten sie den Hunger von ihm zu entfernen suchen. Bey der Wachsamkeit der Meergeusen und ihrer Ueberlegenheit zur See, war dieß keine

leichte Aufgabe; indeß sparte der Herzog von Alba weder Anstrengung noch Kosten, die bedrängte Stadt von Zeit zu Zeit mit frischen Vorräthen zu versehen.

Schon im Hornung 1573 ward ein solcher Versuch gemacht, und der Herzog, der alle damit verbundenen Schwierigkeiten kannte, übertrug die Ausführung des Unternehmens dem Befehlshaber von Antwerpen, D. Sancho d'Avila, einem seiner besten Feldherren. Eine große Anzahl von Kriegs- und Lastschiffen ward zu Antwerpen und Bergen op Zoom ausgerüstet, und nachdem jene mit Mannschaft und Geschütz versehen waren, und diese große Vorräthe von Mundbedürfnissen aller Art eingenommen hatten, ging die Flotte, von d'Avila geführt, unter Segel, und schwamm die Schelde hinab. Die Meergeusen, von der Ausrüstung und Bestimmung derselben unterrichtet, hatten bey Lillo und Ordam mehrere mit Schutt und Steinen belastete Fahrzeuge in den Strom versenkt. Ueber die dadurch entstandene künstliche Untiefe konnten die großen spanischen Schiffe nicht hinwegsegeln, und die kleineren wurden durch das Feuergewehr der Geusen, welche mit ihren leichten Fliehbooten in der Nähe waren, zurückgehalten. Nach einigen Tagen hatte der Strom die versenkten Schiffe von ihrer Last befreyt und davon geführt, und jetzt konnte d'Avila seine Fahrt fortsetzen. Ohne Hinderniß erreichte er die Mündung der Westerschelde; aber hier erwartete ihn die ganze seeländische Flotte. Sie war zum Kampfe gerüstet, und sobald beyde feindliche Geschwader einander nahe genug waren, entbrannte das Gefecht. Das Admiralschiff der Geusen hieß der goldene Löwe; die spanischen Schiffe waren alle mit dem rothen burgundischen Kreuze bezeichnet. Jene, von wilder Schlachtbegier glühend, thaten den Angriff. Die Hauptleute Grönewegen und Everkit enterten das spanische Schiff, der Elephant, und eroberten es mit dem Degen in der Faust nach schrecklichem Blutvergießen. Die ganze spa-

nische Besatzung ohne Unterschied ward niedergehauen, und die beyden seeländischen Hauptleute selbst verloren ihr Leben. Das eroberte Schiff sah einer Schlachtbank ähnlich, und man mußte die darauf umherliegenden Gedärme und Gliedmaßen mit Körben auffsammeln und in das Meer werfen. Ein anderes spanisches Schiff, das gelobte Land genannt, wollte sich unter die Kanonen der Schanze von Walcheren retten, dennoch ward es erstiegen und genommen. Gleiches Schicksal hatten vier Schiffe, welche auf einer Untiefe fest hingen. Die Mannschaft derselben suchte auf Booten zu entkommen, aber sie wurden in den Grund gesegelt. Ein siebentes Schiff, welches ebenfalls gestrandet war, ward von den Spaniern selbst verbrannt. Auf beyden Seiten ward mit der höchsten Erbitterung gekämpft, und an Schonung war nicht zu denken. Die Spanier erfüllten jedoch, trotz ihres großen Verlustes an Mannschaft und Schiffen wenigstens zum Theil den Zweck ihrer Sendung; denn eine Abtheilung ihrer Flotte entkam nach Mannekens, und versah von dort aus Middelburg mit Lebensmitteln. Nach diesem Geschäft trat d'Avila, verstärkt durch mehrere Schiffe, die er an sich gezogen hatte, die Rückfahrt nach Antwerpen an. Die seeländische Flotte griff ihn auf's Neue an. Das Treffen dauerte einige Tage. Die Spanier verloren abermahls mehrere Schiffe, und dem seeländischen Admiral Johann de Moor nahm eine Kanonenkugel den Kopf hinweg. Endlich entkam der Rest der spanischen Flotte durch Hülfe eines günstigen Westwindes, und lief (1573, Brachmonath) zu Antwerpen ein.

Bald nach diesen Vorfällen thaten einige verbannte Edelleute aus Flandern den Geusen den Vorschlag, einen Angriff auf die Stadt Tholen zu versuchen, welche auf einer Insel am Ausflusse der Schelde liegt, und nur eine schwache Besatzung hatte. Aber die Unternehmung mißlang; denn der spanische Oberst Mondragone, der sich damahls zu Bergen

op Zoom befand, eilte der Stadt zu Hülfe und schlug die Geusen zurück. Viele der Letztern, und unter diesen einige ihrer tapfersten Anführer, blieben auf dem Platze. Der Hauptmann de Ryk fiel den Spaniern in die Hände, und war der erste Gefangene in Seeland, dem sie das Leben ließen.

Von glücklicherem Erfolge für die oranische Partey, als die Unternehmung gegen Tholen war eine andere wider die Stadt Rammekens auf der Insel Walcheren. Der neue Befehlshaber des Prinzen von Oranien in Seeland, Carl Boiset, ein hugenottischer Edelmann, den einige mitleidige Mönche in der Pariser Mordnacht gerettet hatten, benutzte den Zeitpunct, als der größte Theil des spanischen Kriegsvolks in Seeland nach Antwerpen gezogen war, wo eine neue Flotte zum Entsatze Middelburgs ausgerüstet ward, und erschien plötzlich mit einem kleinen Geschwader vor Rammekens. Der Ort hatte nur eine schwache Besatzung, und als die Seeländer Anstalten zu einem Sturme machten, steckte sie die weiße Friedensfahne aus, und übergab die Stadt (1573, 5. August) dem Prinzen von Oranien. Der Verlust dieses Orts war von Wichtigkeit für die Spanier; denn er gewährte ihren Flotten einen sicheren Landungsplatz, und gab einen Schlüssel zu Middelburg ab.

An eben dem Tage, da Rammekens an die Seeländer überging, erschien an der Mündung der Schelde die spanische Flotte, welche auf's Neue von Antwerpen ausgelaufen war, um Middelburg mit Bedürfnissen zu versehen. Sie ward geführt von Philipp Beauvoir, welchem der Herzog von Alba die Leitung aller Kriegsgeschäfte in Seeland, gemeinschaftlich mit dem Obersten Mondragone, übertragen hatte. Als Beauvoir erfuhr, daß Rammekens in den Händen der Seeländer sey, steuerte er durch den Romport in das sogenannte Hak, während die Meergeusen mit dem größten Theil

ihrer Flotte bey Vlessingen vor Anker lagen. Zwar folgten sie den Spaniern bis vor Campveeren; aber die Letzteren schlugen das seeländische Kriegsvolk, auf den Dämmen bey dieser Stadt, nach einem blutigen Gefechte in die Flucht, und schafften darauf einen großen Theil der mitgebrachten Vorräthe zu Lande nach Middelburg. Ein Anschlag der Geusen, die feindliche Flotte vor dem Hak durch Brander in Flammen zu setzen, ward dem spanischen Befehlshaber durch einen Bauer verrathen; worauf der Letztere sogleich die Anker lichtete. Die Seeländer setzten ihm mit ihren leichten Fahrzeugen nach, und es entbrannte abermahls (26. August) ein heftiges Gefecht, welches bis spät in die Nacht hin dauerte. Mit Verlust von drey Schiffen entgingen endlich die Spanier ihren gefährlichen Feinden und kehrten nach Antwerpen zurück.

Noch verschiedene Mahle wiederhohlten diese die Versuche, Middelburg zu entsetzen, oder mit Lebensmitteln zu versehen; bis endlich diese wichtige Stadt dennoch ihrem Schicksale unterlag. Aber ehe dieß geschah, ereigneten sich noch einige merkwürdige Begebenheiten, welche angeführt zu werden verdienen.

---




## 7.

## Belagerung Alkmar's.

### 1573.

Je mehr der Prinz von Oranien sich bemüht hatte Harlem zu retten, desto schmerzhafter war ihm der Verlust dieses Orts und das tragische Schicksal so viel treuer und tapferer Anhänger, welche dort den Märtyrertod für die Sache der Freyheit starben. Manche andere widrige Vorfälle, die seinem Ansehen bey der Nation, zu deren Befreyer er sich aufgeworfen hatte, schaden mußten, vermehrten seinen Kummer. Seine Befehlshaber in Holland, der Graf von der Mark, Berthold Entes und der Oberst Sonoi, erregten durch ihre Strenge gegen die Einwohner, und durch harte und grausame Behandlung der katholischen Geistlichen, den Unwillen des Volks nicht nur wider sich selbst, sondern auch gegen den, dessen Untergebene sie waren. Der Graf ließ unter andern den Pater Cornelius de Buis, Vorsteher des Agathenklosters zu Delft, einen zwey und siebenzigjährigen Greis, auf die ungewisse Vermuthung, daß er zu den Feinden habe übergehen wollen, einziehen, foltern und wider den Willen des Prinzen zu Leyden aufhängen. Berthold Entes machte sich nicht nur ähnlicher Gräuel schuldig, sondern verging sich so sehr, daß er selbst die Kriegsleute reizte, sich wegen nicht empfangenen Soldes zu empören. Das Volk und die Gerechtigkeit forderten Rache. Beyde, der Graf und Entes, wurden verhaftet und ihrer Dienste entlassen. Jener begab sich darauf nach Lüttich, wo dieser Todfeind Spaniens drey Jahre nachher, entweder an empfangenem Gifte oder am Bisse eines

tollen Hundes starb. Entes aber trat in der Folge wieder in den Dienst des Prinzen. Sonoi's Kriegsvolk erlaubte sich ebenfalls die größten Ausschweifungen und Bedrückungen der Einwohner, und der Befehlshaber sah ihnen nach. Nur ein Mahl war er gezwungen, um das aufgebrachte Volk zu beruhigen, einen seiner Hauptleute zum Tode zu verurtheilen; weil er in der Trunkenheit einem Priester Nase und Ohren abgeschnitten, ihn an den Schweif seines Pferdes gebunden, und endlich erstochen hatte.

Züge dieser Art, so gering sie auch dem flüchtigen Beobachter scheinen mögen, sind doch nicht unwichtig; denn sie bilden die Charakteristik dieser Revolution, welche, so wie alle andere gewaltsame Revolutionen in der bürgerlichen Verfassung der Völker, von Unordnungen, Gesetzlosigkeiten und Ausschweifungen begleitet war. Der Prinz konnte selbst mit dem besten Willen diese Ausschweifungen nicht hindern; denn sein Ansehen war noch schwankend und unbestimmt, wie die ganze Lange der öffentlichen Angelegenheiten in den abgefallenen Provinzen. Nur nach und nach geschahen hier einzelne Schritte zur Gründung einer neuen regelmäßigen Constitution. Einer der ersten davon war, daß die nordholländischen Stände, auf den Rath des Prinzen, eine beständige Versammlung gewisser Bevollmächtigten der Städte zu Hoorne anordneten, welche in der Folge den Nahmen, Versammlung der abgeordneten Räthe von Holland und Westfriesland, erhielt.

Während man in Seeland um den Besitz von Middelburg kämpfte, rastete der spanische Feldherr Don Friedrich nicht, seine siegreichen Unternehmungen in Holland fortzusetzen. Sobald daher die Eroberung Harlems vollendet, und seine Rache an den tapfern Vertheidigern dieser Stadt befriedigt war, sandte er 2500 Mann Fußvolk und 300 Reiter nach Alkmar, einem der bedeutendsten Plätze Nordhollands an der westfriesischen Grenze, um sich entweder desselben durch den

Eindruck des ersten Schreckens zu bemächtigen, oder ihn wenigstens so lange zu beobachten, bis er mit seinem ganzen Heere dahin folgen konnte. Alkmar war schlecht befestigt, und in keiner Rücksicht zu einer nachdrücklichen Vertheidigung geeignet; denn es hatte keine Besatzung, und Kriegs- und Mundvorräthe fehlten auch. Oranien, der längst vorher gesehen hatte, daß nach dem Falle Harlem's, die Reihe, angegriffen zu werden, an Alkmar kommen werde, sandte den Hauptmann Kabeljau mit 800 Kriegsleuten dahin ab, um die Stadt zu besetzen. Aber die Bürgerschaft weigerte sich, ihn einzunehmen, und er mußte deßhalb in der Nachbarschaft bey Egmont und Heiloo bleiben, bis man den Heranzug des spanischen Corps erfuhr. Jetzt, da die Gefahr näher rückte, erschien Kabeljau abermahls vor den Thoren der Stadt, und verlangte, eingelassen zu werden. Aber hier herrschten, wie gewöhnlich, Unentschlossenheit und Verschiedenheit der Meinungen. Mehrere Einwohner hatten sich bereits geflüchtet, und die Zurückgebliebenen schwankten in ihren Entschlüssen. Die Hauptleute Kabeljau und Ruikhaber wurden endlich auf das Rathhaus eingeladen, weil man mit ihnen unterhandeln wollte. Als aber auch jetzt, da der Feind bereits vor den Thoren stürmte, der Rath noch Schwierigkeiten machte, und nicht wußte, wozu er sich entschließen sollte, trat Ruikhaber zürnend vor die Schranken und rief: Es ist nicht mehr Zeit, euch lange zu bedenken. Darum gebt uns kurzen Bescheid, ob wir bleiben oder abziehen, und euch eurem Schicksale überlassen sollen? — Da erhob sich in der Versammlung der Bürgermeister Florentius von Teilingen, ein beherzter und eifriger Patriot, mit den Worten: »Ich bin entschlossen, mit Oranien und den Bürgern zu leben und zu sterben!« Sogleich verläßt er das Rathhaus, und eilt, von einer Anzahl treuer Bürger begleitet, nach dem friesischen Thore, befiehlt, es einzuschlagen, und läßt das niederländische Kriegsvolk in die Stadt.

Diesem schnellen und entscheidenden Entschluß hatte Alkmar seine Rettung zu verdanken. Schon war auf der andern Seite der spanische Heerhaufe angelangt, und hatte sich der Vorstadt bemächtiget. Ohne sich aufzuhalten, rückten daher die Niederländer durch die Stadt zum Kemmenerthore wieder hinaus, griffen die Spanier an, schlugen sie nach einem hartnäckigen Gefechte in die Flucht, und steckten die Vorstadt in Brand. Der Feind entfernte sich darauf, und legte auf seinem Rückzuge Egmont in Asche.

Erst jetzt ward man in Alkmar thätig, die Stadt zum Widerstande geschickt zu machen. Es wurden nicht nur Vorräthe von Pulver und Lebensmitteln herbeygeschafft, sondern auch vier neue Bollwerke angelegt, die alten ausgebessert, und eine große Schanze am Schiemersee aufgeworfen. Ein unerwarteter Vorfall, welcher D. Friedrich hinderte, Harlem so früh, als er beschlossen hatte, zu verlassen, verschaffte den Alkmarern Zeit, ihre Vertheidigungsanstalten zu vollenden.

Der Herzog von Alba, dem es bey allen Erpressungen durch Auflagen und Confiscationen, und trotz der Summen, die er von Zeit zu Zeit aus Spanien erhielt, doch immer an Gelde fehlte, hatte seinen Kriegsleuten in längerer Zeit ihren Sold nicht bezahlt, und sie dadurch zur höchsten Unzufriedenheit gereizt. Diese brach, wenige Tage nach der Eroberung Harlem's, unter den dortigen spanischen Truppen in einen Aufstand aus. Sie forderten ihre Rückstände und ein Geschenk für die Eroberung der Stadt; 400 Mann ergriffen die Waffen, und rückten vor die Stadt, um das Geschütz herein zu ziehen. D. Friedrich gab dem Regimente der Ligue Befehl, die Aufrührer anzugreifen; aber es gehorchte nicht, kein Mann rührte sich von der Stelle; und als darauf der nähmliche Befehl an das Wallonenregiment erging, ladeten die Kriegsleute ihre Musketen mit Sand und löschten die Lunten aus. Dieser Ungehorsam setzte den Oberbefehlshaber außer Stand, die Empörer zu entwaffnen,

und man zitterte für das Schicksal der Stadt. Endlich gelang es dem Florentiner Chiappi Vitelli, die Rebellen durch das Versprechen, daß sie einen Theil ihres rückständigen Soldes nebst einem Geschenke erhalten sollten, zu beruhigen und zu ihrer Pflicht zurück zu bringen.

Sobald dieses Geschäft abgethan war, brach D. Friedrich mit 120 Fahnen Spaniern, Italienern, Deutschen und Wallonen, zusammen 16,000 Mann, unter Velasco, Braccamonte, Romero, Noircarmes, Capres, Oberstein, Georg Frondsberg und La Motte, Meister des Geschützes, von Harlem auf, und erschien am 21. August im Angesichte von Alkmar, welches sogleich zur Uebergabe aufgefordert, und nach ertheilter abschlägiger Antwort von allen Seiten eingeschlossen ward. Vor dem Eingange des Hafens ward ein Fahrzeug versenkt, um ihn zu sperren, und der Posten von Beverwik, woher die Belagerer ihre Zufuhr zu Wasser, von Amsterdam herauf, erhielten, mit einem Reiterhaufen besetzt.

Die Vertheidiger Alkmar's bestanden aus 800 Kriegsleuten, 1300 wehrhaften Bürgern, und einer Anzahl geflüchteter Landleute. Johann Kabeljau war Befehlshaber in der Stadt. Die Belagerten wandten sich an den Obersten Sonoi, Statthalter des Prinzen in Nordholland, und bathen ihn um Entsatz und Durchstechung der Dämme. Sonoi ließ auch sogleich die Schleußen öffnen, und bey Rustenburg vier Schanzen anlegen, zum großen Nachtheil der Belagerer; aber die Durchgrabung der Dämme fand bey den übrigen Städten Nordhollands große Schwierigkeiten. Sie hätten dadurch einen bedeutenden Verlust an Heu und Winterfutter gelitten, und die Ueberschwemmung unterblieb; denn der Eigennutz siegte über den Patriotismus.

Die Belagerer fingen ihre Arbeiten, nach Befestigung des Lagers, wie gewöhnlich mit Eröffnung der Laufgräben an, wozu auch 300 Einwohner von Harlem aufgebothen waren. Die Belagerten dagegen ließen es nicht an häufigen Aus-

fällen fehlen, um die feindlichen Anlagen zu zerstören; aber bald standen zwey Batterien fertig da, besetzt mit 20 Karthaunen, von denen jede vierzig Pfund Eisen schoß.

Am 18. des Herbstmonaths donnerten die Batterien zum ersten Mahle gegen die Stadt. Mehr als zwey tausend Schüsse wurden gethan, und weil die geschleuderten Kugeln verschiedene Breschen in den Hauptwall wühlten, so ließ der spanische Feldherr noch an dem nähmlichen Tage einen Sturm befehlen. Es wurden zwey Angriffe gebildet, von denen der eine gegen das friessische Thor, der andere gegen den Posten am sogenannten rothen Thurm gerichtet war. Mit ihrer gewohnten Tapferkeit drangen die Spanier, unter einem entsetzlichen Geschrey, auf beyden Puncten vor, und nach wiederhohlten Angriffen gelang es drey Fahnen, das Bollwerk am friessischen Thore zu ersteigen. Aber der außerordentliche Muth dieser Tapfern diente zu nichts, als zu ihrem eigenen Verderben; denn fast Alle wurden niedergehauen, und ihre Waffenbrüder mußten weichen. Keinen bessern Erfolg hatte der Angriff gegen den rothen Thurm. Auf Sturmbrücken, die auf leeren Weinfässern ruheten, stiegen die Stürmenden unter dem Schutze ihres Geschützes den Wallbruch hinan; aber alle ihre Anstrengungen, festen Fuß zu fassen, waren umsonst. Nach mehreren Angriffen müssen sie auch hier zurückweichen, und ihre Sturmbrücken werden eine Beute der Belagerten. Die Letztern bewiesen während des ganzen Gefechts die größte Unerschrockenheit und Standhaftigkeit. Vier Stunden dauert der Kampf, und nicht Einer weicht von seinem Posten, wenn er nicht schwer verwundet ist; das weibliche Geschlecht sogar nimmt auch, wie zu Harlem, an der Vertheidigung Theil. Frauen und Mädchen sieht man mit Gefäßen voll ungelöschten Kalks, brennenden Pechs, geschmolzenen Bleyes und siedenden Wassers auf die Wälle eilen, und diese verderblichen Massen werden, nebst Steinen und glühenden Reifen, auf die Häupter der Stürmenden herabgeschleudert. Die Spanier verloren

500 Todte und 300 Verwundete; der Verlust der Belagerten betrug nicht über 50 Mann.

Nach einigen Tagen ward die Stadt abermahls heftig beschossen, und es wurden Anstalten zu einem zweyten Sturme gemacht. Schon standen die Kriegsleute zum Angriff bereit, da zerschmetterte das Geschütz von den Wällen die schon aufgerichteten Sturmbrücken, und kein Befehl, keine Vorstellungen und Drohungen der Anführer konnten jetzt die Spanier zum Vorrücken bewegen, ob sie gleich von den Belagerten mit trotzigen Worten zum Kampfe herausgefordert wurden.

Bey allen diesen widrigen Umständen setzte dennoch der spanische Feldherr die Belagerung fort. Aber der Prinz von Oranien hatte es endlich durch seine dringenden Vorstellungen dahin gebracht, daß der sogenannte Osterdik durchstochen ward, und da ein frischer Nordwind die Fluth durch die gemachte Oeffnung über das Land trieb, so ward ein Theil der umliegenden Gegend so stark überschwemmt, daß man mit Kähnen darauf schiffen konnte. Zugleich meldete der Prinz den Belagerten, um ihren Muth zu erhöhen, daß auch die übrigen Dämme durchstochen werden sollten, wenn ihre Lage gefährlicher würde. Dieses Schreiben fiel in D. Friedrichs Hände, und die Besorgniß, sein Heer den Gefahren der gedrohten Ueberschwemmung auszusetzen, die Herannäherung des Winters und des Herzogs von Alba fortdauernder Geldmangel bestimmten ihn, die Belagerung aufzuheben. Er ließ das Geschütz von den Batterien abführen, und am 8. des Weinmonaths ward der Rückzug angetreten. Die Belagerten setzten den Spaniern nach, und mancher von diesen ward noch ein Opfer ihrer Rache. Durch ein feyerliches Dankfest äußerten sie ihre Freude über die Befreyung der Stadt, welche keine mildere Behandlung zu erwarten gehabt hätte, als Harlem, wäre es den Spaniern gelungen, sich ihrer gleich jener zu bemächtigen.

## 8.

## Treffen auf der Südersee.

### 1573.

Noch nie befanden sich die Angelegenheiten des Prinzen von Oranien in den Niederlanden in einer so gefährlichen Crisis, als vor und während der Belagerung Alkmar's, und es bedurfte in der That eines solchen Grades von Entschlossenheit und Standhaftigkeit, als dieser außerordentliche Mann besaß, um nicht Muth und Hoffnung zugleich zu verlieren. Viele der reichsten Einwohner Hollands waren mit ihrem Vermögen geflüchtet; es fehlte an Gelde, die Soldaten zu bezahlen, welche deßhalb täglich mit einem Aufstande droheten; die Befehlshaber ergossen sich in Klagen über die Noth und den traurigen Zustand der ihnen untergebenen Districte, in Klagen, denen der Prinz nicht abhelfen, und die er nur durch Trostgründe aus der Religion und durch Hinweisung auf den Beystand eines höheren Wesens beantworten konnte. Doch eben diese Trostgründe waren dem Geiste eines Zeitalters angemessen, zu dessen Charakterzügen Religiosität, oder vielmehr eine düstere mystische Bigotterie gehörte. Sie machten den stärksten Eindruck auf die Gemüther, und gaben ihnen Kraft zur Ertragung neuer Leiden, durch deren Duldung sie der Gottheit ein wohlgefälliges Opfer zu bringen glaubten; besonders da in den politischen Revolutionen jener Zeit die Sache der Religion so genau verwickelt war, daß

die Völker, indem sie unter den Stürmen der erstern erlagen, nur allein für die letztern zu leiden wähnten.

Der Herzog von Alba, bekannt mit der Verlegenheit des Prinzen und mit der Noth und Unzufriedenheit, welche in den abgefallenen Provinzen herrschten, sparte weder Drohungen noch Versprechungen bey den holländischen Städten, sie unter die spanische Herrschaft zurück zu bringen. Vielleicht wäre es ihm auch damit gelungen, hätte nicht der tiefgewurzelte Haß gegen die spanische Tyranney die Ohren der Niederländer seinen Vorstellungen verschlossen. Eben so fruchtlos war die von ihm versuchte Bestechung verschiedener Befehlshaber des Prinzen, und die heimlichen Aufforderungen an die Bürger von Delft, diesen Fürsten aufzuheben, und dem Herzoge auszuliefern. Was auch über sie ergehen mochte, die Nation wollte lieber jedes Ungemach ertragen, als unter das Joch einer Regierung zurückkehren, die der Gegenstand ihres unversöhnlichen Hasses geworden war. Ein Paar glückliche Begebenheiten, die sich kurz auf einander ereigneten, belebten die halberloschene Hoffnung von Neuem, und richteten den gesunkenen Muth der Anhänger Oraniens und der Freyheit wieder auf.

Die Belagerung Alkmar's dauerte noch fort, als zu Amsterdam an der Ausrüstung einer Flotte gearbeitet ward, deren große Bestimmung war, Nordholland zum Gehorsam zurück zu bringen. Der Graf von Bossü hatte diese Unternehmung angegeben, und den Plan dazu entworfen, um als ein geborner Niederländer seinen Eifer für den Dienst des Königs auf eine ausgezeichnete Art zu beweisen. Man rechnete dabey vorzüglich auf die thätige Mitwirkung der Amsterdamer, welche dem Herzoge sehr ergeben und gegen die übrigen holländischen Städte, besonders wider Enkhuizen aufgebracht wären, weil sie ihren Handel störten und einschränkten. Bald lag bey Amsterdam eine Flotte von 18 großen und kleinen Schiffen

vor Anker, zum Auslaufen bereit und mit 1300 spanischen und wallonischen Kriegsleuten, unter Verdugo's Anführung, besetzt. Graf Bossü hatte als Admiral den Oberbefehl über die ganze Armada, und Boshuisen, ebenfalls ein Niederländer, war Unteradmiral. Das größte Schiff, die Inquisition genannt, eine Gallion, führte 32 metallene Kanonen und eine Besatzung von 200 spanischen Kriegsleuten ohne die Bootsmannschaft, und ward von dem Hauptmann Corquera befehligt. Dieses schöne und mächtige Fahrzeug mit seinem hohen Borte und noch höheren Vor- und Hinter-Castellen, glich einem schwimmenden Schlosse. Es hatte eine vier bis fünf Fuß hohe Beplattung, und selbst seine oberen Brustwehren waren flintenschußfrey. Der Oberst Billi war angewiesen, die Flotte mit einigen in Gröningen und Friesland ausgerüsteten Schiffen zu verstärken; aber ein heftiger Sturm (1573, 20. August) beschädigte seine Fahrzeuge so sehr, daß sie zurückbleiben mußten.

Den 12. des Herbstmonaths ging Bossü, begleitet von seiner Dienerschaft und einem zahlreichen Gefolge junger Edelleute, unter großen Feyerlichkeiten an Bort der Inquisition, und an dem nähmlichen Tage wurden die Anker gelichtet, und die Flotte stach in See. Sie schwamm glücklich über die zertrümmerten Schiffe, welche Sonoi am Eingange des Y hatte versenken lassen. Ganz Nordholland gerieth in Bestürzung. Die westfriesischen Schiffe wichen bis über den Canal des Pampus zurück, und vereinigten sich mit einigen in Enkhuizen und Hoorne ausgerüsteten Fahrzeugen.

Bossü verstärkte sich nach und nach bis auf 30 Segel, und kam glücklich (5. October) über den Pampus in die Südersee. Hier stieß er auf die niederländische Flotte unter dem Admiral Cornelius Diedrichson, der sogleich das Zeichen zum Angriff und zum Entern gab. Noch lag die Seetactik

in jenem Zeitalter in der Kindheit, alle Bewegungen der Schiffe so wie die Signale, welche durch ausgesteckte Flaggen und Kanonenschüsse gegeben wurden, waren höchst einfach, von den künstlichen Manövres der neueren Zeit wußte man wenig, und das Drama einer Seeschlacht entwickelte sich gewöhnlich durch ein Handgemenge der einzelnen Schiffe. Der spanische Admiral suchte jedoch das Entern zu vermeiden; weil er von seinem Geschütz, welches dem feindlichen an Menge und Güte überlegen war, einen großen Erfolg erwartete. Es hatte sich sogar das lächerliche Gerücht unter den Amsterdamer Seeleuten verbreitet, daß die Enkhuizer Schiffe größten Theils nur hölzerne oder gemahlte Kanonen hätten.

Mehrere Tage hindurch lavirten beyde Flotten gegen einander, endlich am 11. October entbrannte die Schlacht. Nach einem heftigen Kanonenfeuer hing sich der niederländische Admiral an die Inquisition. Drey andere Schiffe kamen ihm zur Hülfe, klammerten sich ebenfalls an die spanische Hauptgallion, und ein wüthendes Gefecht begann. Schon der verhaßte Nahme des feindlichen Schiffes reizte den Grimm der Niederländer. Von den Rahen herab warfen sie große Töpfe mit Kalk unter die Feinde, um ihnen den Gebrauch des Gesichts zu rauben, und trieben unter einem immerwährenden heftigen Kampf das kolossale Schiff auf den Sand.

Indeß war das Treffen allgemein geworden. Der Hauptmann Sigismund Roll mit seinem Geschwader fiel mit wildem Ungestüm auf die Amsterdamer, welche nach einem kurzen Widerstande die Flucht ergriffen. Eines ihrer größten Fahrzeuge ward in den Grund geschossen, vier andere wurden genommen, die übrigen eilten mit vollen Segeln nach dem Pampus zurück, ohne sich weiter um das Schicksal der Inquisition zu bekümmern. Der feindliche Verlust würde

noch beträchtlicher gewesen seyn, hätten nicht die Sieger zu lange bey der Plünderung der eroberten Schiffe verweilt, und die Fliehenden nachdrücklicher verfolgt; so retteten sich diese glücklich über die Untiefen des Pampus, indem sie das Geschütz auf leichte Fahrzeuge brachten, und den Ballast in's Meer warfen.

Die Inquisition unterhielt den Kampf den ganzen Tag und die darauf folgende Nacht. In der Dämmerung des folgenden Morgens erwarb sich Johann Haring, ein niederländischer Matrose, durch eine kühne That einen unsterblichen Nahmen. Er springt auf das feindliche Schiff herüber, klettert schnell am Tau des Hauptmastes empor, und reißt die Flagge von der Stange. Aber beym Heruntersteigen trifft eine Musketenkugel seine Brust, und er stürzt entseelt auf das Verdeck herab. Endlich gegen Mittag, da sich Graf Bossü von allen übrigen Schiffen verlassen sah, und über die Hälfte seiner Mannschaft am Bort verloren hatte, übergab er die Inquisition und sich selbst durch eine Capitulation, worin ihm auf sein Verlangen ein gräfliches Gefängniß und der Besatzung das Leben zugestanden ward. Dem Grafen ward das Waisenhaus zu Hoorne zum Aufenthalt angewiesen, und seine Mitgefangenen, unter denen sich manche bekannte deutsche Nahmen, ein Schulenburg, Blumenthal und andere finden, wurden zum Theile gegen früher gefangene Niederländer ausgewechselt.

Der für die Letztern so glückliche Erfolg des Treffens auf der Südersee befreyte Nordholland von einer großen Gefahr, und gab der Sache des Prinzen wieder ein günstigeres Ansehen. Das Element, welches in der Folge der Freyheit der nördlichen Provinzen Stärke und Dauer, und der Republik ihren Glanz verlieh, erzog und erhielt sie auch in ihrer zarten Kindheit. Fast immer unglücklich auf dem festen Lande gegen die tapfern spanischen Veteranen und ihre kriegs-

erfahrnen Feldherren, behaupteten dagegen die Niederländer, vom Anfange des Kriegs an, fast ununterbrochen zur See ein entschiedenes Uebergewicht über ihre Feinde.

Wenige Tage vor jenem Treffen war die Aufhebung der Belagerung Alkmar's erfolgt. Beyde Begebenheiten verbreiteten allgemeine Freude bey den Anhängern Oraniens. Auch Gertruidenburg war kurz zuvor (1573, 28. August) durch einen Ueberfall den Spaniern entrissen worden. Dagegen eroberte das spanische Heer auf dem Rückzuge von Alkmar den Haag und die Schanze von Maaslandsluis, ein Unfall, welcher für den Prinzen von Oranien um so schmerzhafter war; weil St. Aldegonde, Befehlshaber zu Delft, Rotterdam und Schiedam, bey Gelegenheit desselben gefangen ward. Aldegonde war ein Freund des Prinzen, der die Talente und Kenntnisse dieses Mannes schätzte und oft in verwickelten Fällen durch guten Rath von ihm unterstützt ward. Besorgt über das Schicksal des theuern Gefangenen, ließ er dem Herzog von Alba erklären: er werde Alles, was St. Aldegonde widerfahre, nach dem strengsten Wiedervergeltungsrechte an dem Grafen von Bossü ahnden.

Die Eroberung von Maaslandsluis war die letzte Waffenthat Don Friedrichs in den Niederlanden. Das spanische Heer, geführt von Francisco de Valdes, wandte sich von dort gegen Leyden.

## 9.

## Alba und Requesens.

### 1573.

Der Herzog von Alba hatte schon früher ein Mahl, vielleicht in einem Anfall übler Laune, den König um seine Entlassung von der Oberstatthalterschaft der Niederlande gebethen. Aber als der ihm zum Nachfolger bestimmte Herzog von Medina-Celi zu Brüssel erschien, reuete ihn entweder der gethanene Schritt, oder es war ihm nie ein Ernst damit gewesen; er blieb, und jener kehrte nach Spanien zurück. Mancherley Unfälle und widrige Ereignisse, die ihn seitdem getroffen hatten, bewogen ihn jetzt, zwey Jahre später, sein Entlassungsgesuch zu erneuern.

Schon im Herbstmonathe (1573) berief er die niederländischen Stände nach Brüssel, und forderte von ihnen die Bewilligung einer jährlichen Steuer. Aber sie weigerten sich, sein Verlangen zu erfüllen, und die Staaten von Holland und Seeland ließen einen öffentlichen Aufruf an sie ergehen, dem Tyrannen keine Hülfsmittel zum Verderben des gemeinschaftlichen Vaterlandes zu bewilligen. Zu gleicher Zeit las man eine Vorstellung des Prinzen von Oranien und der Staaten von Holland und Seeland an den König, worin die Gewaltthätigkeiten des Herzogs mit den schwärzesten Farben geschildert wurden, und der Monarch gebethen ward,

seiner Tyranney Schranken zu setzen und das fremde Kriegsvolk aus dem Lande zu entfernen. Machte auch diese Schrift keinen Eindruck auf den spanischen Hof, so trug sie doch dazu bey, die Gemüther immer mehr wider den Herzog zu erbittern. Eine unangenehme Nachricht aus Deutschland vermehrte den Unmuth des Letzteren über die Widersetzlichkeit der Ständeversammlung zu Brüssel. Er erwartete aus Deutschland eine Lieferung von 50,000 Pfund Schießpulver, aber anstatt diese ankommen zu sehen, meldete man ihm: die Herzoge Casimir und Christoph, Söhne des Pfalzgrafen Friedrich des III., eines Verwandten des Prinzen von Oranien und eifrigen Bekenners der Reformation, hätten den Transport auf einer Haide anhalten und das Pulver in die Luft sprengen lassen. Herzog Casimir rechtfertigte sich durch eine Denkschrift (Heidelberg 1573, 12. October) an den Kaiser in männlicher Sprache über diese That, zu der er sich öffentlich bekannte. Der Herzog von Alba, sagte er darin, sey der alte Feind Deutschlands und der Protestanten, welcher durch sein tyrannisches Verfahren in den Niederlanden auch dem deutschen Handel großen Nachtheil verursacht habe.

Diese und mehrere andere nicht minder unangenehme Vorfälle; die allgemeine Verachtung und der Abscheu der Niederländer, wovon er täglich die auffallendsten Beweise erhielt; der Geist des Aufruhrs unter den Truppen, die er durch seinen unerträglichen Stolz und die Zurückhaltung ihres Soldes wider sich aufgebracht hatte; und endlich die niederschlagende Ueberzeugung, daß es ihm nicht gelingen werde, die empörten nördlichen Provinzen, deren Abfall er verschuldete, wieder zum Gehorsam zurück zu bringen — alle diese Umstände zusammengenommen bestimmten wahrscheinlich den Herzog, das Gesuch um seine Abberufung, unter dem Vorwande von Kränklichkeit, bey dem Könige zu wiederhohlen.

Vielleicht, daß er auch selbst von Madrid aus, durch geheime Winke, dazu aufgefordert ward.

Die ungünstigen Nachrichten von der übeln Verfassung und Stimmung der Armee, und von dem Abfall Hollands und Seelands, siegten über Philipps gewöhnliche Unentschlossenheit. Er willigte in das Ansuchen des Herzogs, und ernannte Don Ludwig de Zuniga y Requesens, Großkomthur des Maltheserordens, und damahls spanischer Statthalter des Herzogthums Mailand, zum Oberstatthalter der Niederlande, mit dem Befehl, sich sogleich dahin zu begeben, um den Herzog abzulösen. Sobald der Letztere von dieser Verfügung Nachricht bekam, verließ er Amsterdam, wo er sich eine Zeit lang aufgehalten hatte, heimlich und ohne seine dort gemachten Schulden zu bezahlen, und eilte mit seinem Sohne Don Friedrich über Utrecht nach Brüssel, wo einige Tage (1573, 17. November) nach ihm auch der neue Oberstatthalter eintraf.

Alba empfing seinen Nachfolger mit so viel Herablassung und einer so zuvorkommenden Höflichkeit, wie man sie sonst an diesem stolzen Manne nicht kannte. Er schilderte dem Comthur die Lage des Landes, dessen Verwaltung ihm jetzt anvertraut war, und unterließ nicht die Nation selbst, und besonders die Großen, als die einzigen Urheber der darin herrschenden Verwirrung anzuklagen. Welch' ein schauderhaftes Bild der Verwüstung und des Elends stellten jetzt die einst so blühenden niederländischen Provinzen dar! Verheerte Felder mit dem Blute und den Leichnamen der Erschlagenen gedüngt, brennende Dörfer, Ruinen von Schlössern, Kirchen und Klöstern, zerstörte und verarmte Städte, — das waren die traurigen Gegenstände, die man hier statt der ehemahligen Herrlichkeiten wieder fand. Der Handel war vernichtet, Manufacturen und Fabriken lagen darnieder, alle Thätigkeit friedlicher Geschäfte war gelähmt und ganze

Scharen unglücklicher Einwohner, die einst in hohem Wohlstande gelebt hatten, zogen jetzt als Bettler unter den Ruinen ihres Vaterlandes umher, und schmachteten mit Weib und Kindern dem Hungertode entgegen. Und diese schreckliche Verwandlung war einzig Alba's Werk, das Werk des Despotismus und der Unduldsamkeit. Aber es lag in dem Plane der ewigen Nothwendigkeit, deren geheimnißvolle Gesetze den Sterblichen ein undurchdringliches Dunkel verbirgt, daß ein blutdürstiger, herzloser Unmensch das ganze bürgerliche Glück eines freyen, thätigen und gutmüthigen Volks, sammt allen schönen Blüthen und Früchten desselben zerstören sollte.

Am 28. des Novembers trat Alba die Statthalterschaft bey vollständiger Versammlung des Staatsraths, feyerlich ab, und sein Nachfolger leistete der Nation den Eid seiner Pflichten. Sechs Jahre hatte jener die Regierung der Niederlande verwaltet. Während dieser Zeit wurden 52 Millionen ausgegeben, welche größten Theils von diesen Provinzen aufgebracht werden mußten, und 18,000 Menschen, wie der Herzog selbst sich gerühmt haben soll, starben auf dem Blutgerüste. Endlich am 18. des Wintermonaths reisete der Tyrann von Brüssel ab, und verließ, beladen mit den Schätzen und Flüchen der gemißhandelten Nation, die niederländischen Provinzen; aber das Schandmahl, welches er sich durch seine Thaten in diesem Lande errichtete, hat ihn überlebt, und steht jetzt nach Jahrhunderten noch unzerstörbar da. Sein Sohn Don Friedrich, Juan de Vargas und mehrere andere Trabanten seiner Grausamkeit folgten ihm. Nach einem kurzen Aufenthalte in Italien, kehrte er nach Spanien zurück, und ward von dem Königshause das Gnädigste empfangen; ein sicherer Beweis, daß Philipp das tyrannische Verfahren seines Dieners in den Niederlanden nicht mißbilligte. Zwar ward dieser nach einiger Zeit vom Hofe verwiesen; aber im Jahre 1580 rief ihn der König aus sei-

ner Verbannung zurück, und stellte ihn an die Spitze des Heeres, welches bestimmt war, Portugal zu erobern. Mit der Besitznahme dieses Königreichs beschloß er seine Thaten, und dieser Barbar, der Millionen Thränen ausgepreßt, die zärtlichsten Verbindungen zerrissen, und Tausende in der vollen Kraft des Lebens eines unzeitigen und gewaltsamen Todes hatte sterben lassen, entschlief *) zu Lissabon ruhig auf seinem Lager, nachdem er die äußerste Stufe des menschlichen Alters erreicht hatte. Aber es ist eine Erscheinung, welche den Geschichtsforscher nicht selten überrascht, daß den ärgsten Geißeln des Menschengeschlechts, welche ihren wilden Leidenschaften ganze Völker und zahlreiche Generationen aufopferten, und die Welt mit Leichnamen und Ruinen bedeckten, ein spätes und friedliches Grab zu Theil ward.

Der neue Statthalter der Niederlande galt allgemein für einen einsichtsvollen, menschenfreundlichen und gerechten Mann. Der Hof erwartete viel von seiner Leutseligkeit und Popularität, und es fehlte ihm auch wahrscheinlich nicht an gutem Willen, den Zustand des unglücklichen Landes, welches seiner Verwaltung anvertraut war, zu verbessern. Aber was für ein schöpferisches Genie gehörte dazu, in dieses Chaos Licht und Ordnung zu rufen! Die öffentlichen Geschäfte befanden sich in der äußersten Verwirrung, die Truppen waren unbezahlt, und der Kern der Soldaten lag vor Bergen und Harlem eingescharrt; die Einwohner waren ausgeplündert, die Kassen ohne Geld, und Holland und Seeland fast ganz verloren. Ueberdieß fehlte es der Nation an Zutrauen zu einer Regierung, welche die Quelle so überschwenglichen Unglücks für sie geworden war; die heftigste

*) 1582, im 75sten Jahre.

Erbitterung empörte die Gemüthen, der neue Statthalter hatte keine Vollmacht; von den strengen Maßregeln seines Vorgängers abzugehen, und unglücklicher Weise beherrschte ihn selbst, bey seinen sonst lobenswürdigen Eigenschaften, ein heftiger Ketzerhaß, der ihm alle Niederländer als verworfene und gefährliche Menschen erscheinen ließ. Diese feindseligen Umstände und Verhältnisse vereitelten die Bemühungen der Regierung, die Herzen des Volks wieder zu gewinnen. Ward gleich die ärgerliche Bildsäule des Herzogs von Alba zu Antwerpen niedergerissen, die verhaßte Abgabe des zehnten und zwanzigsten Pfennigs durch einen förmlichen Widerruf abgeschafft, und selbst der Rath der Unruhen aufgehoben: so dauerte dagegen die Verfolgung der Nichtkatholiken fort, die Waffen wurden nicht aus der Hand gelegt, und die fremden Truppen blieben im Lande. Die Unzufriedenheit und das Mißtrauen der Nation wurden dadurch genährt, und die oranische Partey both heimlich Alles auf, diese Stimmung zu unterhalten. Die Folgen derselben zeigten sich bald. Denn als der Comthur im folgenden Jahre (1574, Julius) ein weitumfassendes königliches Gnadenpatent bekannt machte, wodurch Alles, was vom Jahre 1566 an in den Niederlanden wider Gott, seine Kirche und den König verbrochen worden sey, verziehen ward, unter der einzigen Bedingung, daß die Abtrünnigen wieder in den Schooß der wahren Kirche zurückkehren sollten: so machte diese Amnestie nicht nur keinen Eindruck auf die holländischen und seeländischen Städte, weil sie den spanischen Versprechungen nicht trauten, sondern sie konnte auch nicht ein Mahl die niederländischen Stände bewegen, dem neuen Statthalter die verlangte jährliche Abgabe von zwey Millionen zu bewilligen. Keinen bessern Erfolg hatte ein Vorschlag des Comthurs an die zu Rotterdam versammelten Stände von Holland und Seeland, zu einer Friedensunterhandlung.

Die Stände übergaben dem Bevollmächtigten des Statthalters anstatt der Antwort, eine Denkschrift, welche die Bitte enthielt: Der König möchte das fremde Kriegsvolk aus dem Lande entfernen, und die Niederlande mit Zuziehung ihrer Stände regieren. Diese Denkschrift ward zurückgesandt, und der Faden der Unterhandlungen zerriß. Verschwunden waren jetzt alle Hoffnungen, alle Aussichten auf eine friedlichere Zeit, erzeugt durch Alba's Entfernung; die Zwietracht nahm ihre verheerende Fackel von Neuem auf, und der Bürgerkrieg wüthete fort.

---

## 10.

# Uebergabe Middelburgs an den Prinzen von Oranien.

## 1574.

Middelburg auf der Insel Walcheren, die Hauptstadt Seelands, ward gleich nach der Einnahme Briel's von den Geusen berennt, und als die Macht der letztern in jener Provinz immer bedeutender ward, zu Wasser und zu Lande eingeschlossen. Die dem Prinzen von Oranien sehr ergebenen Seeländer, besonders die Bewohner Vliessingens, der Nachbarinn Middelburgs, zeigten den größten Eifer bey dieser Unternehmung, und schonten keinen Aufwand an Blut, Geld und Kräften, die eingeschlossene Stadt zur Uebergabe zu zwingen. Alles vereinigte sich zur Bewirkung dieses gemeinschaftlichen großen Zweckes. Oft zwar fehlte es an Gelde, die Bootsleute zu bezahlen, welche den Ort auf der Seeseite gesperrt hielten, oder der Mangel an Lebensmitteln erregte die Besorgniß, die Einschließung aufheben zu müssen; aber dann zeigte sich den Belagerern gewöhnlich irgend eine unerwartete Hülfe, die sie aus der Verlegenheit riß; und in der äußersten Noth nahmen ihre Seeleute alle Schiffe weg, deren sie sich bemächtigen konnten, sie mochten den Spaniern oder einer befreundeten Nation angehören. Dadurch verschafften sie sich die Mittel zur Fortsetzung der Blo-

kade, und die Stände von Holland und Seeland ersetzten in der Folge den durch jene Kapereyen Beschädigten ihren Verlust.

Gleiche Standhaftigkeit und Beharrlichkeit als die Belagerer, bewiesen auch die Belagerten. Der tapfere Held Mondragone, spanischer Befehlshaber in der Stadt, both Alles auf, diesen Ort seiner Nation zu erhalten, und die Bemühungen der Feinde zu vereiteln. Sein Muth theilte sich der Besatzung und den Bürgern mit. Standhaft ertrugen sie alle Anstrengungen und Gefahren. Aber der Besitz Middelburgs war auch von der größten Wichtigkeit für die Spanier. So lange sich dieser Ort in ihrer Gewalt befand, hatten sie noch immer einen festen Fuß in der Provinz Seeland, und konnten sich von dort aus leicht wieder in den Besitz des Verlornen setzen; ward er ihnen entrissen, so fiel die ganze Provinz den Rebellen in die Hände, und die Wiedereroberung derselben war mit unendlichen Schwierigkeiten verknüpft. Der Herzog von Alba hatte deßhalb auch nichts zur Erhaltung des Orts gespart, und nach und nach mehrere Flotten zum Entsatze desselben ausgesandt. Aber alle bisher gemachten Versuche, die Stadt von der Einschließung zu befreyen oder sie nur mit Lebensmitteln zu versehen, mißlangen, entweder ganz, oder hatten doch nur einen geringen Erfolg; denn die abgesandten Flotten erlagen jedes Mahl dem Glücke, der Uebermacht und der Gewandtheit der Geusen. Der Mangel in der eingeschlossenen Stadt nahm daher täglich zu, und schon zu Anfange des Christmonaths (1573) war der Rath gezwungen, große Vorräthe von Flachssamen aufzukaufen und unter das Brot verbacken zu lassen.

Mondragone säumte nicht, den neuen Statthalter von der Lage der Stadt zu benachrichtigen, mit der Bemerkung, daß ohne schleunige Hülfe der Mangel ihn zwingen werde,

sie dem Feinde zu übergeben. Diese Vorstellung war nicht verloren; denn Requesens ließ es sein erstes militärisches Geschäft seyn, einen so wichtigen Platz wo möglich noch zu retten. Er begab sich in Person nach Antwerpen, um durch seine Gegenwart die Ausrüstung einer zahlreichen Flotte zu beschleunigen, die zur Befreyung Middelburgs bestimmt war. Die ersten Befehle dazu hatte Alba schon ertheilt, eine Menge Fahrzeuge lagen schon versammelt, ungeheure Vorräthe aller Art waren aufgehäuft und die Bootsleute wurden zu Gent und an andern Orten, theils freywillig geworben, theils gewaltsam ausgehoben. Jetzt unter den Augen des Comthurs werden die Anstrengungen verdoppelt, und bald ist die Flotte zum Auslaufen bereit. Sie bestand aus mehr als hundert Segeln, wovon 70 kleinere Fahrzeuge zu Bergen op Zoom, und 30 größere bey Antwerpen vor Anker lagen. Das erstere Geschwader, welches mit neun Fahnen Spanier besetzt war, befehligten Julian Romero und Glimes, der seit Beauvois Tode zum Admiral ernannt war; und über das letztere erhielt d'Avila den Oberbefehl. —

Die Schelde bildet an ihrem Ausflusse zwey Hauptarme, die Ost-Schelde und die West-Schelde oder den sogenannten Honte. Auf beyden Wegen kann man nach Middelburg gelangen. Der Plan war, das Geschwader unter Glimes sollte von Bergen aus rechts durch die Ost-Schelde steuern, und d'Avila mit seiner Abtheilung von Antwerpen sich links nach dem Honte wenden; an der Spitze von Südbeveland, Walcheren gegenüber, sollten beyde Abtheilungen sich wieder vereinigen. Dadurch hoffte man, die Macht und Aufmerksamkeit der seeländischen Schiffsbefehlshaber zu theilen, und wenigstens eine von beyden Abtheilungen glücklich an das Ziel ihrer Bestimmung zu bringen. Um die Middelburger von den getroffenen Anstalten zu benachrichtigen, und ihren Muth durch die Hoffnung einer baldigen Hülfe zu stärken,

ward ein kühner Wagehals, Nahmens Hans Koch, dahin abgesandt, dem es auch gelang, sich mit einem kleinen Nachen durch die Wachtschiffe der Belagerer zu schleichen, und seine Bothschaft (1574, 19. Jänner) glücklich in die Stadt zu bringen. Noth und Elend hatten hier den höchsten Grad erreicht, Pferde, Hunde und Katzen waren schon verzehrt, und mehrere von den Einwohnern hatte der Mangel getödtet. Viele dieser Unglücklichen wollten die Stadt verlassen; aber die Belagerer wiesen sie in ihren Kerker zurück, und man fand sie zum Theil verschmachtet vor den Thoren liegen. Koch kam glücklich nach Antwerpen zurück, und seine Schilderung von der bedrängten Lage der Stadt beschleunigte das Auslaufen der Flotte.

Der Prinz von Oranien hatte sich auf die Nachricht von den mächtigen Seerüstungen der Spanier, deren Zweck ihm nicht verborgen war, nach Vliessingen begeben, um dort die nöthigen Gegenanstalten zu treffen. Eine Flotte von 64 seeländischen Schiffen versammelte sich bey Vliessingen, und der Prinz, von dem Plane der Spanier genau unterrichtet, beschloß, sie gleichfalls in zwey besondere Geschwader zu theilen, wovon das schwächere bey Middelburg vor Anker blieb, und das zahlreichere, unter dem Admiral Ludwig Boiset, nach der Insel Tholen segelte, um Glimes und Romero aufzusuchen.

Am 28. Jänner legte sich die spanische Flotte bey Bergen op Zoom, 70 Segel stark, vor die Mündung des Hafens heraus. Drey leichte Wachtschiffe von Boiset's Geschwader, welche vor dem Hafen kreuzten, um die Bewegungen des Feindes zu beobachten, brachten sogleich dem seeländischen Admiral die Nachricht von ihrem Auslaufen. Am folgenden Morgen lichtete Glimes die Anker, und bey der Insel Tholen, unweit Reimerswall, kamen beyde Flotten einander ins Gesicht. Mit acht leichten Fahrzeugen schwamm

Jost de Moor vor der seeländischen Flotte her, um sich mit dem gleich starken Vortrabe der feindlichen zu schlagen. Ein frischer Nordostwind erhob sich, und die Fluth stieg. Da beschloß Boiset ein allgemeines Treffen zu wagen, um die Sache schnell zur Entscheidung zu bringen; denn schon war d'Avila, der an eben diesem Tage von Antwerpen auslief, in der Westerschelde, zwischen Terneuzen und Vliessingen, erschienen, und Oranien hatte deßhalb vier der größten Schiffe, von Boiset's Flotte, zu seiner Verstärkung abrufen lassen.

Ein Kanonenschuß von dem Admiralschiff benachrichtigt die seeländische Flotte von dem Entschluß ihres Anführers. Die Anker werden gelichtet, alle Segel werden aufgesetzt, und unter einem schrecklichen Geschrey und Getöse von Trommeln und Trompeten durchschneiden die seeländischen Schiffe die Wellen den feindlichen entgegen. Glimes wollte laviren und das Treffen vermeiden, der heftige Romero aber bestand auf eine Schlacht, er drang durch und die Segel wurden aufgesetzt. Unweit dem Ludwigsgat bey St. Georgenek erhob sich das Gefecht.

Hauptmann Claussen, Befehlshaber des seeländischen Admiralschiffs, rieth, die Bootsmannschaft Anfangs in den Raum des Schiffes zurück zu ziehen, um sie gegen die ersten Lagen des feindlichen Geschützes zu sichern; aber der Hauptmann Schott, der sich ebenfalls auf dem Admiralschiffe befand, war der Meinung, die ganze Mannschaft oben auf dem Verdeck zu versammeln, und sogleich das spanische Hauptschiff zu entern. Schotts Rath ward befolgt. Beyde Admiralschiffe näherten sich einander mit vollen Segeln, und das spanische, welches außer den Matrosen noch mit 180 Soldaten besetzt war, begrüßte das seeländische mit einem heftigen Musketenfeuer und einer Lage aus zwey Kanonen, welche mit großen und kleinen Kugeln und Hagel

geladen, eine schreckliche Verwüstung unter den Seeländern anrichteten. Der Admiral Boiset selbst verlor ein Auge, und beyde Hauptleute Claussen und Schott wurden tödtlich verwundet und starben bald nachher. Indeß segelte noch ein anderes Schiff dem seeländischen Admiralschiffe zur Hülfe herbey. Beyde legten sich an das spanische, und ein heftiger Kampf begann. Von ungeduldiger Schlachtgier glühend, kletterten 50 Spanier auf das seeländische Admiralschiff; aber ihr Muth kam ihnen theuer zu stehen, denn sie wurden sämmtlich in die Luft gesprengt. Mitten im Getümmel des Kampfes wagte es ein junger Seeländer, Nahmens Kaspar Lensen von Goeterland, auf das spanische Schiff zu springen, kletterte an der Hauptraa empor, riß die Admiralsflagge herab, wickelte sie um den Leib, und kam mit dieser rühmlichen Beute glücklich auf sein Schiff zurück. Zur Belohnung für seine kühne That erhielt er einen neuen vollständigen Anzug.

Das Treffen war indeß allgemein geworden, und die Seeländer hatten zehn feindliche Schiffe geentert; die Uebrigen konnten nicht zum Handgemenge kommen, denn der beschränkte Raum des Kampfplatzes hinderte ihre Bewegungen. Das Gefecht um das feindliche Admiralschiff dauerte fort. Es gerieth auf den Grund, aber die Mannschaft fuhr fort sich mit ihrem Feuergewehr zu vertheidigen, bis der Admiral Glimes selbst, von einer Kugel getroffen, todt zu Boden sank, und der größte Theil der Besatzung gefallen war; worauf es von den Seeländern in Besitz genommen und verbrannt ward.

Als Romero bemerkt hatte, daß die Flagge auf dem Admiralschiffe fehlte, ließ er als Unteradmiral auf sein Schiff die Admiralsflagge pflanzen. Aber in dem Augenblick sieht er sich von feindlichen Fahrzeugen umringt, und es bleibt ihm kein anderes Rettungsmittel übrig, als sein Schiff auf

den Sand laufen zu lassen. Er selbst und mehrere seiner Leute werfen sich durch eine Schiffslucke in das Wasser, und retteten sich durch Schwimmen an das Gestade des Ländchens Tholen. Hier befand sich Requesens, der sich selbst einige Jahre zuvor der furchtbaren Schlacht im Meerbusen von Lepanto, zwischen der vereinten christlichen und der ottomannischen Flotte, beygewohnt hatte, mit einem zahlreichen Gefolge, und sah vom Damme zu Scakerloo dem Kampfe und der Niederlage der Seinen zu. Als der schwimmende Romero das Ufer erreicht hatte, trat er noch triefend vor den tiefgebeugten Statthalter hin, und sagte mit Heftigkeit: »Ihr wißt, ich bin kein Seemann, sondern ein Soldat zu Lande, darum muß es Euch nicht Wunder nehmen, daß wir so übel gefahren sind, ob wir gleich als brave Krieger unsere Schuldigkeit gethan haben! Ich glaube, hätten wir noch hundert Flotten, wir verlören sie alle!« Requesens tröstete ihn durch die Versicherung, daß sie sich wacker geschlagen hätten, und daß ihre Niederlage eine Strafe und Schickung Gottes sey, der man sich unterwerfen müsse.

Unter dem Schutze der einbrechenden Nacht zog sich die spanische Flotte zurück, und der Hauptmann Osorio Angulo deckte, obgleich selbst schwer verwundet, ihren Rückzug mit großer Tapferkeit. Die Schlacht war äußerst blutig gewesen. Mehr als 1200 Mann fielen auf beyden Seiten. Die erbitterten Seeländer schonten keines Spaniers, der in ihre Hände fiel. Alle ohne Unterschied, selbst diejenigen, welche goldene Ketten und andere Kostbarkeiten trugen, wurden in das Meer geworfen, ohne daß man sich Zeit nahm sie zuvor zu plündern, denn die Raubgier mußte hier bey den sonst so beutedürstenden Meergeusen der Rachsucht weichen. Außer dem verbrannten Admiralschiffe verloren die Besiegten noch neun andere Fahrzeuge, welche die Sieger eroberten und zu Vliessingen und Campveer aufbrachten.

Während diese Schlacht auf der Ostschelde vorfiel, befand sich der Prinz von Oranien in nicht geringer Verlegenheit. Er konnte von Vliessingen aus die zweyte feindliche Flotte unter d'Avila, auf dem Honte sehen, und es blieben ihm nur wenige Schiffe ihr entgegen zu stellen übrig. Glücklicher Weise versäumte der spanische Befehlshaber die Fluth zu benutzen, und als er die Zeitung von der Niederlage seiner Waffengefährten erhielt, ließ er die Anker heben, und kehrte ebenfalls, ohne etwas unternommen zu haben, nach Antwerpen zurück, wobey er auch drey Schiffe durch unglückliche Zufälle verlor.

Jener am 29. Jänner (1574) erfochtene Sieg entschied über das Schicksal Middelburgs. Dieser unglücklichen Stadt, aller Aussicht auf Entsatz beraubt, blieb jetzt nach einem zweyjährigen Widerstand nichts übrig, als einer bitteren und schmerzlichen Nothwendigkeit zu weichen. Christoph Mondragone, ihr tapferer Vertheidiger, eröffnete die Unterhandlungen wegen der Uebergabe. Der Prinz von Oranien verlangte, die Stadt sollte sich auf Gnade und Ungnade ergeben; aber standhaft erklärte Mondragone: eher würde er sie an zwanzig Orten anzünden und sich bis auf den letzten Mann vertheidigen, als sich zu einer so schimpflichen Unterwerfung verstehen. Endlich kam eine Capitulation auf folgende Bedingungen (1574, 18. Februar) zu Stande: Der Befehlshaber und die Besatzung ziehen mit Waffen und Geräthe von Walcheren ab, wobey der Erstere auf sein Ehrenwort verspricht, entweder die Freylassung von St. Aldegonde, de Ryk und noch drey andern gefangenen Niederländern zu bewirken, oder sich nach drey Monathen wieder als Gefangener zu stellen. Wer von den Bürgern dem Prinzen, als königlichem Statthalter, schwören will, behält alle seine Vorrechte; die Uebrigen können sich mit ihrem Vermögen entfernen. Die Stadt nimmt eine Besatzung von Bürgern aus den übrigen

seeländischen Städten ein, und zahlt dem Prinzen 300,000 Gulden *).

So ward Middelburg den Spaniern entrissen, welche nicht weniger als sieben Millionen für die Erhaltung dieser Stadt aufgewendet hatten. Die spanische Besatzung ward eingeschifft und bey Terneuze an's Land gesetzt. Am 5. April leistete die Bürgerschaft dem Prinzen den Eid der Treue; aber als dieser den Städten Vliessingen und Veere, aus Dankbarkeit für ihre geleisteten Dienste, mehrere neue Vorrechte verlieh, und dagegen Middelburg einen Theil seiner Gerichtsbarkeit entzog, wandte er die Herzen der Middelburger von sich ab, und gewann nie ganz ihre Zuneigung wieder. Aldegonde und de Ryk erhielten ihre Freyheit; jedoch jener erst nach acht Monathen und nach mancherley von der spanischen Regierung gegen die Loslassung dieses dem Prinzen von Oranien so wichtigen Mannes erhobenen Schwierigkeiten.

---

*) Diese Summe ward nachher auf 100,000 Gulden herabgesetzt.

## II.

# Schlacht auf der Mockerhaide.

### Am 14. April 1574.

Der große Hugenottenmord in Paris und durch ganz Frankreich hatte die Unterhandlungen des Prinzen von Oranien mit dem französischen Hofe unterbrochen. Von dieser Seite ohne Aussicht auf fremden Beystand bey seinem schweren Unternehmen, warf er seine Augen auf England, und versuchte das dortige Cabinett zu einer thätigen Unterstützung der abgefallenen Niederländer zu bewegen. Um sich die englische Nation geneigt zu machen, verstattete er ihren Kaufleuten, unter gewissen Einschränkungen, den Handel mit Antwerpen. Die Anträge seiner nach London gesandten Unterhändler fanden jedoch kein Gehör; denn die staatskluge und vorsichtige Elisabeth trug Bedenken, sich schon jetzt öffentlich für die Beschützerinn der niederländischen Rebellen zu erklären, so angemessen und günstig ihrem Staatsinteresse auch außer dem der Aufstand derselben war; Oraniens Hoffnung, von dort her Hülfe zu erlangen, war also vernichtet. Bey den geringen Hülfsmitteln, worüber er gebiethen konnte, und dem unbesiegbaren Geldmangel, der seine Unternehmungen lähmte, durfte er sich nicht schmeicheln, den ungleichen Kampf mit der kolossalen spanischen Macht, ohne den Beystand fremder Kräfte, glücklich hinaus zu führen; und wollte er sich diese verschaffen, so blieb ihm nichts übrig, als den zerrissenen Faden der Unterhandlungen mit dem französischen Hofe wie-

der anzuknüpfen, wie viel es ihm auch kosten möchte, sich den Mördern seines theuern Freundes Coligny und seiner Religionsgenossen in die Arme zu werfen. Graf Ludwig von Nassau, des Prinzen Bruder, übernahm jenes Geschäft. Er begab sich nach Frankreich und erhielt von dem Hofe, welchem es jetzt mehr Ernst zu seyn schien, sich der Niederländer gegen Spanien anzunehmen, das Versprechen einer thätigen Unterstützung, eine Summe von 100,000 Gulden, und für eine Anzahl Franzosen die Erlaubniß, einem Feldzuge in den Niederlanden beyzuwohnen.

Der Graf kehrte mit dem empfangenen Gelde nach Deutschland zurück, und brachte ein Heer auf die Beine, welches aus 6 bis 7000 Mann zu Fuß und 3 bis 4000 Reitern bestand. Begleitet von seinem jüngeren Bruder, dem Grafen Heinrich von Nassau, und dem Pfalzgrafen Christoph, Sohn des Churfürsten Friedrich III. von der Pfalz, führte er das Heer nach der Gegend von Mastricht, machte einen vergeblichen Versuch, sich dieser Stadt zu bemächtigen, und beschloß endlich, nach einem langen, fruchtlosen Verweilen am rechten Ufer der Maas, nach Geldern herauf zu gehen, sich dort mit seinem Bruder Oranien zu vereinigen, der mit einer Anzahl Truppen von Holland her zu ihm stoßen sollte, und dann gemeinschaftlich mit ihm Nimwegen zu erobern und einen Einfall in Brabant zu thun.

Der Oberstatthalter war indeß nicht unthätig gewesen, die nöthigen Anstalten zu treffen, um die Plane des Grafen zu vereiteln. Sobald er von dessen Rüstungen Nachricht erhalten hatte, ließ er in der Eile einige Tausend Schweizer und deutsche Reiter werben, zog alle durch Holland, Friesland und Geldern zerstreute Kriegerhaufen zusammen, und rief auch Francisco Valdes, der seit dem vergangenen Winter mit 5000 Mann zu Fuß und 3 Cornetten Reiter Leyden blokirt hatte, von dort zurück. Des Grafen von Nassau langer Auf-

enthalt bey Mastricht und Roermonde verschaffte dem spanischen Heere Zeit, sich auf dem linken Ufer der Maas zu versammeln. Der kriegserfahrne Sancho d'Avila erhielt den Oberbefehl über dasselbe; unter ihm standen Valdes, Delmonte, Mondragone und Hierges.

Nassau hatte bis zum Anfange Aprils unthätig in der Gegend von Mastricht verweilt. Der Mangel an Lebensmitteln und die Nachricht, daß sein Bruder Oranien bereits bis in das Bommelerward vorgerückt sey, und sich des Schlosses Wardenburg bemächtiget habe, bestimmten ihn endlich, seinen bisherigen Aufenthalt zu verlassen, um sich mit Jenem zu vereinigen. Am 8. April brach er auf, und zog sich am rechten Ufer der Maas tiefer nach Geldern herab, in der Absicht, durch das Land zwischen der Maas und der Waal in das Bommelerward vorzudringen. Sancho d'Avila vernahm kaum den Abzug seines Gegners, so hob auch er sein Lager auf, und zog Jenem gegenüber am linken, weniger gekrümmten Ufer des hochaufgeschwollenen Stromes herab, die Schritte des Grafen verfolgend. Aber nicht bloß dieser, noch ein anderer gefährlicherer Feind beschäftigte die Aufmerksamkeit des spanischen Feldherrn. Dieß war der Geist der Empörung unter den spanischen Kriegsleuten, der seit den Aufstande zu Harlem nicht ganz von ihnen gewichen zu seyn schien, und jetzt abermahls einen neuen heftigen Ausbruch drohete. Mit Ungestüm verlangen sie gerade in einem Zeitpuncte, wo man ihre Dienste am nöthigsten bedarf, den rückständigen Sold, welchen Manche seit drey Jahren zu fordern hatten. Es ist nicht möglich ihre Forderungen zu befriedigen, und man setzt ihren Drohungen Vorstellungen entgegen, um sie nicht auf das Aeußerste zu bringen; endlich gelingt es d'Avila durch das feyerliche Versprechen, nach der Entwickelung der gegenwärtigen Catastrophe, ihnen die schuldigen Rückstände zu bezahlen, sie für jetzt bey ihrer Pflicht zu erhalten. Aber das

heimliche Feuer des Mißvergnügens glimmt fort, und drohet früher oder später eine furchtbare Explosion.

Der spanische Feldherr durchschaute leicht die Absicht seines Gegners. Um ihm zuvor zu kommen und die Vereinigung der beyden Brüder zu hindern, führte er bey Grave, vermittelst einer Schiffbrücke, sein Heer auf das rechte Ufer des Stroms, und lagerte (1574, 12. April) sich bey Oberasselt und den nächsten Dörfern; entschlossen dem Feinde eine Schlacht zu liefern; wozu ihm der Comthur die Erlaubniß ertheilt hatte. Der Graf näherte sich am folgenden Tage bis auf eine Meile, und schlug sein Lager bey dem Dorfe Mook oder Mowyk, von welchem bis Nimwegen hin die sogenannte Mockerhaide sich ausdehnt. D'Avila sandte einige Schwärme leichter Reiter aus, die Stellung des Feindes zu erforschen. In gleicher Absicht war Graf Nassau selbst an der Spitze eines Reiterhaufens ausgezogen. Beyde Parteyen trafen auf einander, und es erhob sich ein Gefecht, worin die Spanier zurückgeschlagen wurden, und ihr Anführer Lasso, ein Vetter des Comthurs, gefangen ward.

Ungewiß, ob das ganze feindliche Heer schon über den Strom gegangen sey, verließ Graf Ludwig am folgenden Tage (14. April), begleitet von einem starken Reitergeschwader, sein Lager, um nähere Nachrichten über die Stellung und Stärke der Feinde einzuziehen. Aber kaum war er ausgerückt, so stieß er auf den Vortrab des spanischen Heers, welches im Anzuge war, ihm eine Schlacht zu liefern. Diese unerwartete Erscheinung überraschte die Nassauischen. Sie hatten nicht geglaubt, daß der Feind schon eine bedeutende Macht auf dem rechten Ufer des Stromes habe, und wenigstens für diesen Tag noch keine Schlacht erwartet. Deßhalb waren sie auch nicht darauf vorbereitet, und hatten nicht einmahl ihr Lager gehörig befestiget. Aber der Graf, weit ent-

fernt, den Muth zu verlieren, flog zu seinem Heere, um es unter die Waffen zu bringen und zum Kampfe zu ordnen.

Die Spanier bildeten ihre Schlachtlinie, das Fußvolk setzte sich in drey großen Bataillonen hinter einander. Die Reiterey ward in Gestalt eines halben Mondes aufgestellt, mit vorgeschobenen Flügeln und zurückgehaltener Mitte. Die leichtgerüsteten Schützen zu Pferde hielten in drey Abtheilungen vor dem halben Monde, und wurden auf dem linken Flügel durch die Schenkischen Kürassiere gedeckt, welche schwer gewappnet waren mit Brust- und Rückenstück, mit Helm, Ring- und Halskragen, Armschienen und eisernen Handschuhen, und ein langes Pistol und ein Schwert, gleich geschickt zum Stoß und zum Hiebe, führten.

Die Spanier eröffneten die Schlacht durch einen Angriff auf eine Schanze, welche bey dem Dorfe Mook aufgeworfen und mit 10 Fahnen nassauischen Fußvolks besetzt war, schlugen die Besatzung heraus und nahmen sie ein. Da rückten 25 Fahnen Nassauer zur Unterstützung heran, eroberten die Schanze wieder und zwangen die Spanier zum Rückzuge. Aber diese erfahrnen Veteranen ordneten von Neuem zum Angriffe, betheten kniend ein Vater Unser und Ave Maria, bestürmten die Schanze, eroberten sie nach einem heftigen Kampfe zum zweyten Mahle, und erhielten sich im Besitze derselben. Das nassauische Fußvolk verlor den Muth und zog sich zurück, ohne von den Spaniern verfolgt zu werden; denn die Reiterey des Grafen war noch nicht zum Schlagen gekommen, und hatte den Vortheil der Höhe.

Jetzt bricht der feurige Nassau an der Spitze von 600 Reitern gegen die Spanier hervor, wirft Schenkens Kürassiere über den Haufen, und treibt sie auf die Flucht nach Grave hin. Den übeln Folgen dieses Unfalls vorzubeugen, zieht Aegidius Barlaimont, Befehlshaber der Wallonen, sogleich einen Reiterhaufen aus der Linie, und stellt ihn auf

den durch Schenkens Flucht entblößten Flügel; während Bernhardin Mendoza und Camillo del Monte, Anführer der Speerreiter, dem Grafen in den Rücken fallen, und ihn, nach einem scharfen Gefechte, zwingen, die erkämpften Vortheile aufzugeben, und sich wieder zurück zu ziehen. Die nassauische Reiterey theilte sich jetzt in zwey Haufen, wovon der eine eine Anhöhe vor der Front des Fußvolks einnahm, und der andere sich gegen Bommel wandte.

Baptista del Monte, um die feindliche Reiterey aus ihrer vortheilhaften Stellung zu vertreiben, versuchte eine ganz neue Art des Angriffs. Er vertheilte seine Speerreiter in mehrere kleine Haufen von 30 bis 40 Pferden, und führte sie so vereinzelt gegen den Feind. Peter Antonio Perotti, ein Italiener von edler Geburt, that an der Spitze von 25 Pferden den ersten Angriff. Nach einem kurzen Kampfe gelang es ihm durch den ungestümen Anfall seiner eisernen Kolossen, 60 Mann von der feindlichen Linie abzuschneiden, die, trotz ihrer überlegenen Zahl und ihres Feuergewehrs, von den Speerreitern, welche nur Schwert und Lanze führten, bis auf den letzten Mann niedergehauen wurden. Jetzt griffen die kleinen spanischen Schwadronen die feindliche Reiterey von vorn und auf beyden Flügeln an, trennten ihre Linien und brachten sie in Verwirrung. Das Fußvolk auf beyden Seiten gab einen ruhigen Zuschauer dieses Kampfes ab. Vergebens both Graf Ludwig Alles auf, das Seine zum Vorrücken zu bewegen, um die Reiterey zu unterstützen; anstatt den Befehlen des Anführers zu gehorchen, forderten die Kriegsleute ihren rückständigen Sold, den man ihnen nicht bezahlen konnte. Der Graf, voll Verzweiflung, sammelte einige zerstreute Reiterhaufen und stürzte damit auf den Feind; aber Mendoza und Olivera trieben ihn wieder zurück. Seine ganze Reiterey befand sich jetzt in der äußersten Verwirrung, wandten sich auf die Flucht, und das Fußvolk folgte ihrem

Beyspiele. Die Spanier setzten den Fliehenden nach, aber Anfangs mit größter Vorsicht, weil die frühe Flucht des Feindes sie eine Kriegslist besorgen ließ. Sie eroberten das feindliche Lager, worin die schrecklichste Unordnung herrschte, und hieben Alles ohne Schonung nieder, Kriegsleute, Marketender, Jungen und was sonst noch zum Troß des Heeres gehörte. Alle einzelne feindliche Haufen, die den Kampf noch unterhalten hatten, ergriffen nun auch die Flucht. Das ganze nassauische Heer ward aus einander gesprengt. Haufenweise fielen die Flüchtlinge unter den Schwertern der verfolgenden spanischen Reiterey. Viele derselben verkrochen sich in Sümpfe und Gebüsche, und kamen darin um, oder wurden von den Verfolgern aufgesucht und niedergehauen oder verbrannt. In zwey Stunden ward die Schlacht entschieden. Die Spanier erbeuteten das ganze Lager, 2 Feldstücke und 30 Fahnen. Die Besiegten verloren 3000, die Sieger nur 200 Mann. Gefangene wurden wenig gemacht.

Den rühmlichsten Antheil an dem erfochtenen Siege hatte die spanische Reiterey. Sie kämpfte mit außerordentlicher Tapferkeit, und konnte auf der weit ausgedehnten Ebene ihre ganze Kraft und Thätigkeit entwickeln. Der König belohnte ihren Anführer mit einem jährlichen Gnadengehalt von 500 Goldgulden. Auch Hierges und Francisco Valdes hatten sich ausgezeichnet, und erhielten königliche Belobungsschreiben. Ein glänzendes Beyspiel von heroischem Muthe gab der schon erwähnte Perotti. Bey dem Kampfe mit der nassauischen Reiterey, wo er mit seinem kleinen Geschwader eine zweyfach überlegene Anzahl Feinde abschnitt und niederhieb, zerbricht sein Speer. Er will das Schwert ziehen, aber eine feindliche Kugel hat den Griff zerschmettert. In dieser Verlegenheit ergreift er den nächsten feindlichen Reiter, reißt ihm die Waffe aus der Hand, haut ihn nieder und setzt den Kampf muthig fort. Bald darauf trifft ihn eine Kugel, und er er-

hält eine schwere Wunde in die Niere. Dennoch verläßt er den Kampfplatz nicht eher, als bis das Gefecht zum Vortheile der Spanier entschieden ist; denn in der Begeisterung seines Kriegereifers fühlt er nicht die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur. Leblos trägt man ihn in das Lager, sein Tod scheint unvermeidlich, und seine Waffengefährten bedauern den Verlust eines so tapfern Mannes. Zu ihrer grosen Freude ward er jedoch wider Erwarten bald ganz wieder hergestellt, und sein romantischer Muth erwarb ihm im Heere den Beynahmen des italienischen Paladins.

Unter die Besonderheiten dieser Schlacht gehört der Verlust der drey vornehmsten Befehlshaber des nassauischen Heeres. Graf Ludwig, sein Bruder Heinrich und der pfälzische Prinz Christoph büßten alle drey das Leben ein. Die Art ihres Todes ist unbekannt, nie hat man ihre Leichname gefunden. Viele vermutheten daher, daß sie während des Handgemenges von den Pferden zertreten, oder in einem Sumpfe versunken sind. Eine andere Nachricht sagt, Graf Ludwig sey in der Schlacht am Arme verwundet worden, und habe sich darauf nebst noch zwey andern vornehmen Kriegsleuten in ein Bauerhaus begeben, welches von den Spaniern angezündet und mit allen, die darin gewesen, in Asche verwandelt worden sey. Noch Andere erzählen, der Graf habe unter den Todten schwer verwundet auf der Wahlstatt gelegen; nach der Schlacht habe er sich wieder erhohlt und sey glücklich bis an die Maas gekommen; dort aber habe ihn, als er eben seine Wunde ausgewaschen, eine Rotte räuberischer Bauern überfallen, und unerkannt ermordet. — Mag sein Ende gewesen seyn, welches es wolle, sein Bruder Oranien, und die Sache, für die er kämpfte und deren Märtyrer er ward, erlitten einen grosen und schmerzlichen Verlust durch seinen Tod. Seine trefflichen Eigenschaften hatten ihm allgemeine Liebe und Bewunderung erworben; und er nahm das Be-

dauern seiner Freunde, und selbst die Achtung der Feinde, mit in die Gruft.

Die Flucht der Schenk'schen Reiter beym Anfange der Schlacht hatte durch die ganze Gegend das Gerücht verbreitet, daß die Spanier eine Niederlage erlitten hätten. Die Bürgerschaft der Stadt Reenen war dadurch verleitet, ihrer spanischen Besatzung die Thorschlüssel abzunehmen; aber der Aufstand ward bald gestillt, als man erfuhr, wie ungegründet jene Nachricht gewesen sey.

Vor allen Kriegsleuten des geschlagenen Heeres zeichneten sich die Franzosen während der Schlacht durch ihre Tapferkeit aus; und auch nach dem Verluste derselben zerstreuten sie sich nicht gleich den übrigen, sondern blieben beysammen, bemächtigten sich des festen Schlosses Kerpen, und unternahmen von dort aus Streifzüge durch die umliegende Gegend.

Der Prinz von Oranien kehrte mit seinen 6000 Mann aus Geldern nach Seeland zurück. Er ahnete den unglücklichen Ausgang dieses Unternehmens vorher; denn als man ihm die Nachricht von dem Zuge seines Bruders nach der Maas brachte, rief er aus: „Wäre doch Ludwig mit seinen Kriegern hundert Meilen entfernt!“

Der spanische Feldherr Chiappi Vitelli bemächtigte sich nach der Schlacht der Städte Woudrichem, Leerdam und Asperen; aber die Anschläge der Spanier, Delft, Medembik und Enkhuizen in Besitz zu nehmen, mißlangen. Weit nachtheiliger für die oranische Partey würden die Folgen der verlornen Schlacht gewesen seyn, hätte nicht ein Aufstand unter den spanischen Truppen, welcher unmittelbar nach derselben ausbrach, den Ueberwinder um die schönsten Früchte des Sieges gebracht.

## 12.

## Aufstand der spanischen Kriegsleute.

## 1574.

Zu den charakteristischen Eigenheiten dieses Kriegs gehören die häufigen Empörungen der Soldaten, vorzüglich der spanischen, welche sich im Laufe desselben ereigneten. Aeußerst streng war die Kriegszucht unter den Truppen in jenem Zeitalter. Mit der größten Schärfe wachten die Anführer über den Dienstgehorsam ihrer Untergebenen, und Meutereyen wurden ohne Nachsicht mit dem Tode bestraft. Dennoch stellt uns die Geschichte des niederländischen Kriegs die auffallendsten Beyspiele des Ungehorsams und der Empörungen auf, wobey sich besonders die Spanier eben so sehr auszeichnen, als sie es vormahls durch Kriegszucht, Subordination und Geduld allen übrigen Nationen zuvorgethan hatten. Die gewöhnliche Quelle der Empörungen in dieser Epoche war der Mangel, erzeugt durch Vorenthaltung des schuldigen Soldes. Nicht nur bey den spanischen, sondern auch bey den Kriegern aller übrigen Völker, welche in dem gegenwärtigen Kriege als Kämpfer auf dem Schauplatze erschienen, war jener Umstand die allgemeine Veranlassung der Meutereyen. Daß aber gerade die Spanier, sonst die besten und disciplinirtesten Soldaten der damahligen Zeit, die häufigsten und außerordentlichsten Beweise der Insubordination gegeben haben, davon muß man unstreitig den Grund in der Statthalterschaft des Herzogs von Alba aufsuchen.

Das Heer, welches dieser Feldherr über die Alpen in die Niederlande führte, war ein Muster der vortrefflichsten Mannszucht. Der Herzog hielt mit der größten Strenge auf Ordnung, und war unerbittlich bey der kleinsten Ausschweifung. Aber kaum hatte es die niederländische Erde betreten, so wich der Geist der Disciplin von ihm, und diese trefflichen Soldaten schienen sich plötzlich in eine große Räuber- und Banditenhorde verwandelt zu haben. Wie losgelassene Tieger fielen sie über die wehrlosen Einwohner her, erlaubten sich die unerhörtesten Grausamkeiten und Bedrückungen gegen sie, und begingen Frevel, vor denen jedes menschliche Gefühl zurückschaudert, und an welchen Nationalantipathie und Religionshaß wenigstens eben so viel Antheil hatten, als Raubsucht und brutaler Muthwille. Sie plünderten und verbrannten Städte und Dörfer, spotteten der bürgerlichen Obrigkeit und ihrer Ermahnungen; ermordeten unter dem wilden Geschrey: Espagna! Espagna! an mehreren Orten wehrlose Bürger bey der unbedeutendsten Veranlassung; schändeten Weiber und Mädchen, und zwangen die Gatten und Väter Zeugen ihrer Schmach zu seyn. Unreife Mädchen wurden oft auf eine so brutale Art mißhandelt, daß sie unter den Händen der Barbaren starben; Schwangern ward der Leib aufgeschnitten und die Frucht herausgerissen, und die Männer lebendig geschunden und ihre Haut über die Trommeln gespannt, oder man marterte sie langsam mit Feuerbränden und glühenden Zangen, zu Tode. Und alle diese ungeheuern Schandthaten wurden entweder gar nicht, oder doch nur leicht geahndet. Eben der Feldherr, welcher auf den Alpen den Raub eines einzelnen Schafs mit dem Tode vergalt, ließ hier die Plünderung ganzer Städte und die schändlichsten Verbrechen ungestraft geschehen. Aber wie konnte man auch strafen, da der Soldat oft Jahre lang keinen Sold empfing, und nichts zur

seinem Unterhalt hatte, als was er von den unglücklichen Einwohnern mit Gewalt erpreßte! Es ist schwer zu begreifen, wie der spanische Hof es dulden konnte, daß der Herzog, trotz der unermeßlichen Summen, welche die Niederlande aufbringen mußten, und bey den ansehnlichen Zuschüssen, die aus Spanien her in seine Cassen flossen, treugedienten Soldaten, welche die Stützen der spanischen Monarchie waren, und ihr allein den Besitz der Niederlande sichern konnten, den Sold vorenthalten, und sie dadurch dem Mangel und einer gänzlichen Verwilderung Preis geben durfte. Wußte der König nicht Alles, was in jenen Provinzen vorging, oder wurden die verübten Frevel absichtlich geduldet, um die gemißhandelten Einwohner zur Verzweiflung zu reizen, und sie dadurch noch strafbarer zu machen? Einer Regierung, die ganze zahlreiche Nationen von der Erde vertilgte und Tausende ihrer eigenen Unterthanen auf den Scheiterhaufen der Inquisition eines qualvollen Todes sterben ließ, kann man endlich eine so satanische Politik wohl zutrauen; nur ist es auffallend, daß sie in diesem Falle die verderblichen Folgen jener zügellosen Ausschweifungen auf die innere Stärke und den moralischen Werth des Kriegsvolks nicht berechnete.

Nur zu bald zeigten sich diese Folgen durch einen, den spanischen Soldaten vormahls ganz fremden Hang zum Ungehorsam und zu Empörungen. Bald wütheten sie nicht mehr allein wider die Einwohner des Landes, sondern auch gegen ihre eigenen Befehlshaber und Anführer, wenn sie ihnen die oft versprochene Bezahlung nicht leisten konnten. Zwar wurden Ausschweifungen dieser Art anfangs sehr streng bestraft, und Alba ließ einst auf ein Mahl 44 Soldaten des Regiments Lodron aufhenken oder enthaupten, weil sie ihrem Anführer den Gehorsam aufgesagt und ihn gefangen gesetzt hatten; aber diese Strenge konnte wenig fruchten, so lange man die Quelle des Vergehens nicht verstopfte. Seit dem

schon erzählten Aufstande zu Harlem, wo die empörten Soldaten die Erfüllung ihrer Forderungen mit Gewalt ertrotzten, schienen sie von dem Geiste der Meuterey und Widersetzlichkeit noch heftiger ergriffen, und schrecklich waren oft die Ausbrüche dieser gefährlichen Stimmung. Nicht selten sieht man ganze Corps den Gehorsam verweigern. Sie jagen ihre Befehlshaber davon, zerreißen gewaltsam alle Bande zwischen sich und dem Staate, welchem sie dienten, bilden eine eigene militärische Republik, und überlassen sich einer zügellosen Freyheit. Doch kaum ist der Gegenstand ihrer Unzufriedenheit entfernt und ihre Forderungen sind befriedigt; so kehren sie freywillig wieder zurück in die Fesseln der Disciplin, und fechten in dem nächsten Kampfe mit ihrer alten, ja nicht selten mit überspannter Tapferkeit. Wir finden mehrere merkwürdige, dem Geschichtsforscher und Philosophen gleich interessante Vorfälle dieser Art in den Jahrbüchern des niederländischen Kriegs aufgezeichnet. Der erste ereignete sich unmittelbar nach der Schlacht auf der Mockerhaide.

Als der spanische Feldherr Don Sancho d'Avila das Heer, welches gegen den Grafen Ludwig von Nassau bestimmt war, an der Maas zusammengezogen hatte, forderten die spanischen Kriegsleute ihren Sold, den manche von ihnen in zwey bis drey Jahren nicht erhalten hatten. Sancho d'Avila, um sie für den gegenwärtigen entscheidenden Augenblick zu beruhigen, gab ihnen die Versicherung, daß sie die Rückstände erhalten sollten, so bald der Feind zurückgeschlagen sey. Alle Widerspänstigkeit war jetzt vergessen, willig folgten sie ihrem Anführer, und der Sieg, welchen sie wenige Tage nachher auf der Mockerhaide erfochten, war ein glorreicher Beweis ihrer Tapferkeit. Sie hatten Alles gethan, was man von ihnen fordern konnte; jetzt war die Reihe an ihrem General, ihnen sein gegebenes Wort zu halten. Kaum ist die Schlacht entschieden, so erinnern sie ihre Hauptleute an das Verspre-

chen des Befehlshabers, erneuern mit Ungestüm ihre Forderung, und die glänzende Art, mit der sie so eben ihre Schuldigkeit gethan haben, vermehrt ihren Trotz. D'Avila, ausser Stande, sein Versprechen zu erfüllen, eilt herbey und ermahnt sie zur Ruhe und Geduld. Aber fürchterlich entbrennt ihre Wuth, da sie sich in ihren gerechten Erwartungen getäuscht sehen. Sie jagen den General und ihre Hauptleute davon, reißen die Fahnen von den Stangen, wählen sich einen Anführer oder Eletto aus ihrer Mitte, und machen sich, 3000 an der Zahl, nach Antwerpen auf.

Friedrich von Champigni, ein Bruder des Cardinals Granvella, war damahls spanischer Befehlshaber in dieser reichen und blühenden Stadt. Sobald dieser von dem Heranzuge der Aufrührer Nachricht erhielt, befahl er der Besatzung, welche aus 8 Fahnen Wallonen und Deutsche bestand, den Schützenbrüdern und allen übrigen wehrhaften Bürgern, die Waffen zu ergreifen, und traf die ernsthaftesten Anstalten, den Spaniern den Eingang in die Stadt mit Gewalt zu versagen. Zugleich benachrichtigte er den Comthur von den getroffenen Maßregeln, und schlug ihm vor, die aus Spaniern bestehende Besatzung der Citadelle zu verändern; weil mit Recht zu besorgen sey, daß sie gemeinschaftliche Sache mit den Empörern machen werde. Requesens gegab sich sogleich (1574, 24. April) in eigener Person nach Antwerpen; aber er billigte Champigni's gewaltsame Maßregeln nicht, entweder, weil er die Rebellen durch sein Ansehen allein schon zur Ordnung zu bringen hoffte, oder wahrscheinlicher, um die reichen Einwohner der Stadt durch die Furcht vor der Gefahr, der er sie aussetzte, zur Erlegung einer Geldsumme, die Aufrührer zu befriedigen, zu zwingen, da ihm selbst die Mittel dazu fehlten. Sancho d'Avila, Befehlshaber der Citadelle, ward den Rebellen entgegengesandt, um noch ein Mahl gütliche Vorstellungen bey

ihnen zu versuchen. Aber seine Bemühungen waren fruchtlos, wie sich leicht vorhersehen ließ; sie setzten ihren Zug fort, und rückten, ohne Widerstand zu finden, unter wildem Freudengeschrey und Rauschen der Trommeln (29. April) in die Stadt.

Ganz Antwerpen gerieth in Schrecken bey der Erscheinung solcher gefährlichen Gäste. Mit Entsetzen sahen die Einwohner diese furchtbaren Banden, welche die Fesseln des Gehorsams und der Kriegszucht abgeworfen hatten, und kein anderes Gesetz erkannten, als ihren Willen, plötzlich in ihrer Mitte. Viele ergriffen mit ihren Familien die Flucht, und jeder rechtliche Mann zitterte für das Schicksal der Stadt. In voller Schlachtordnung rückten die Spanier über die Meerbrücke vor, und besetzten den Markt und das Rathhaus, wo der Eletto seinen Sitz aufschlug. Darauf umringten sie Champigni's Wohnung, sprengten und zertrümmerten Thüren und Fenster, und plünderten das ganze Haus. Ein förmlicher Beschluß ward gegen diesen Befehlshaber gefaßt, und bey Trommelschlag bekannt gemacht, wodurch ihm im Nahmen der Herren Soldaten angedeutet ward: sich binnen zwey Mahl vier und zwanzig Stunden mit seinen Wallonen aus der Stadt zu ziehen, widrigen Falls man ihn herausschlagen werde. Champigni achtete dieser Drohung nicht, und machte Anstalten, sich in der Neustadt zu vertheidigen. Zugleich rief er die Mannschaft der bey Antwerpen liegenden Flotte zu seinem Beystande auf, und mit Freuden hätten die deutschen Soldaten und Bootsleute, von gleichem Hasse wider die Spanier glühend, ihre Waffen gegen diese gewandt.

Gegen Abend zogen sich die Rebellen von der Meerbrücke zurück, und vertheilten sich rottenweise in die Wohnungen der reichsten Bürger, wo sie sich auf das Köstlichste bewirthen ließen. Während der Nacht durchschwärmten sie mit Geschrey und lautem Getümmel die Straßen. Sie schossen ihre Feuerröhre ab, stürmten gegen die Hauspfor-

ten, rissen an den Thürklingeln und erhoben einen so höllischen Lärm, daß die erschrockenen Einwohner, durch so manches schauderhafte Ereigniß mit der Ausgelassenheit dieser Wütheriche bekannt, zitternd einem entsetzlichen Schicksale entgegen sahen. Viele Schwangere wurden unzeitig entbunden, andere tödtete der heftige Schreck, mehrere Einwohner folgten ihren schon entflohenen Mitbürgern mit Weib und Kind. Indeß ging die Nacht ohne Gewaltthätigkeiten vorüber.

Am folgenden Tage mußte Champigni, auf des Oberstatthalters Befehl, mit den deutschen und wallonischen Soldaten Antwerpen räumen, um allen blutigen Auftritten durch seine Entfernung vorzubeugen. Die spanischen Rebellen besetzten hierauf die Thore, und fuhren fort, die Stadt mit Lärmen und Getümmel zu erfüllen.

Der Comthur hatte indeß auf dem Rathhause mit den vornehmsten und reichsten Kaufleuten und übrigen Bürgern eine Unterhandlung eröffnet, deren Gegenstand die Befriedigung der rebellischen Spanier war. Die Bürgerschaft verstand sich zur Erlegung einer Summe, um sich Ruhe und Sicherheit zu erkaufen, und der Comthur ließ durch Chiappi Vitelli den Empörern die Versicherung geben, daß sie ihre Bezahlung empfangen sollten. Sie versprachen dagegen, sich ruhig zu verhalten, und sobald man sie befriedigt hätte, zu ihrer Pflicht zurück zu kehren. Die nächsten Nächte verflossen ohne Störung und Unfug, und die bedrängten Einwohner Antwerpens fingen an, freyer zu athmen. Doch dieser erträgliche Zustand dauerte nicht lange. Vitelli machte im Nahmen des Comthurs den Rebellen den Antrag: sich für jetzt mit einem Theile des rückständigen Soldes zu begnügen, und für den Ueberrest Verschreibungen anzunehmen. Dieser unerwartete Vorschlag reizte sie zur heftigsten Wuth. „Geld!“ riefen sie aus — „Geld wollen wir, und keine Verschreibungen!“ Sie setzten sogleich ihren Eletto ab, weil er sie in ei-

ner nachdrücklichen Rede vom Rathhause herab ermahnt hatte, den Antrag der Regierung nicht auszuschlagen, und wählten einen Andern an seine Stelle. Darauf errichteten sie einen Altar vor dem Rathhause, hörten mit großer Andacht einer Messe zu, verbanden sich noch ein Mahl feyerlich, nicht eher zu ruhen, als bis man ihnen den letzten Heller bezahlt habe, und schworen einander unverletzliche Treue und dem neuen Eletto Gehorsam (12. Mai). Das Unwesen der ersten Nächte begann jetzt wieder, und die ganze Stadt ward auf's Neue in Schrecken gesetzt. Ein spanischer Jesuit unternahm es, die Rasenden zu beruhigen. Er begab sich auf den Markt, trat mitten unter sie, und ermahnte sie in einer langen Rede zur Ordnung und Sanftmuth. Aber sie spotteten des unberufenen Friedensapostels, und riefen ihm zu: „Wir brauchen Gold und keine schön klingenden Worte!" Eben so wiesen sie jede andere Vorstellung zurück, und fuhren fort, auf Bezahlung des ganzen Rückstandes zu dringen. Dabey hielten sie jedoch die strengste Mannszucht unter sich. Es ward ein Galgen auf dem Markte erbaut, für jeden, der sich eines Raubes schuldig machen würde; und wenig fehlte, so hätten sie einen ihrer Cameraden aufgehenkt, weil er ein Laken entwendet hatte.

Der Geist des Aufruhrs ergriff jetzt auch die spanische Besatzung der Citadelle, sie empörte sich ebenfalls, wählte sich einen Eletto, und drang in den Befehlshaber d'Avila, die Schlüssel der Festung heraus zu geben. Aber standhaft weigerte sich der Feldherr, diese Forderung zu erfüllen, und erklärte: daß er lieber sterben, als die ihm von seinem Könige anvertrauten Schlüssel ausliefern würde; und bald darauf gelang es dem thätigen und unerschrockenen Vitelli, dem Aufstande in der Citadelle ein Ende zu machen; der Eletto ward niedergestochen und die Rädelsführer wurden entfernt.

Endlich konnte man auch die Aufrührer in der Stadt

befriedigen. Die Bürgerschaft schoß 400,000 Gulden dazu her, und der Comthur verpfändete sein Silbergeschirr. Sie empfingen einen Theil ihrer Forderungen bar, und den Ueberrest in Tüchern und seidenen Zeugen, welche die Kaufleute lieferten. Der Oberstatthalter ertheilte hierauf den Abtrünnigen im Nahmen des Königs eine allgemeine Amnestie, und der Tag der Aussöhnung ward durch eine feyerliche Messe und ein glänzendes Fest (30. Mai) verherrlicht. Sieben und vierzig Tage hatte der Aufstand gedauert. Die befriedigten Rebellen unterwarfen sich jetzt wieder dem militärischen Gehorsam, und Ordnung und Ruhe kehrten in ihre Mitte zurück. Reichlich beschenkten sie von dem empfangenen Gelde Antwerpens Kirchen und Klöster; das Franciscanerkloster allein erhielt ein Geschenk von 4000 Gulden. Bald darauf gingen sie zur Belagerung Leydens ab, wo sie sich willig allen Anstrengungen unterzogen, und alle ihre Kräfte aufbothen, um sich durch Erfüllung ihrer Pflichten auszuzeichnen. Stolz auf den Ruhm ihrer Waffen und auf die Würde ihres Nahmens, glühender Eifer in Erfüllung ihrer militärischen Verbindlichkeiten und ein wildes Feuer der Leidenschaft waren Hauptzüge in dem Charakter des spanischen Kriegers. Glaubte er seine Rechte gekränkt und sich geringschätzig behandelt, so riß ihn sein beleidigtes Ehrgefühl zu der unbändigsten Wuth dahin. Sobald er aber von seinen Obern ertrotzt hatte, was er mit Recht von ihnen fordern zu können glaubte, so war sein Stolz befriedigt, und der Genuß eines solchen Sieges begeisterte seinen Muth und seine Treue zu den außerordentlichsten Anstrengungen; er unterwarf sich allen Forderungen der strengsten Disciplin und den alten Verhältnissen zwischen Befehlshabern und Untergebenen, bis seine Empfindlichkeit durch eine neue Beleidigung aufgereizt ward.

Das Fest der feyerlichen Wiederaussöhnung zu Antwerpen ward durch einen kriegerischen Vorfall gestört. Während

die empörten Spanier dort den Meister spielten, hatte man die Flotte, welche neben der Stadt auf der Schelde vor Anker lag, etwas weiter abwärts nach Lillo gezogen, um sie den möglichen Unternehmungen der Aufrührer zu entziehen. Aber indem sie dieser Gefahr entging, unterlag sie einer andern. Die Seeländer, aufmerksam auf Alles, was zu Antwerpen vorging, erfuhren nicht so bald die Entfernung der Flotte von der Stadt, als sie einen Ueberfall auf die Erstere beschlossen, den sie auch mit ihren leichten Fahrzeugen so schnell und glücklich ausführten, daß der Viceadmiral Hamstede gefangen ward, drey Schiffe verbrannt, und eben so viele genommen wurden. Die Nachricht von dem Ueberfall drang schnell in die Stadt. Die mit der Feyer ihres Festes beschäftigten Spanier mußten sogleich die Waffen ergreifen. Im vollen Putz, denn ein großer Theil von ihnen war in die reichen Zeuge gekleidet, die sie so eben erhalten hatten, rückten sie auf den kothbedeckten Dämmen gegen den Feind aus; ihr Feuer hinderte jedoch die Seeländer nicht, mit den eroberten Schiffen die Schelde hinab nach Walcheren zu segeln.

Die überfallene Flotte bey Antwerpen war bestimmt, sich mit einer andern zu vereinigen, welche in Spanien ausgerüstet ward, um die abgefallenen Niederländer mit größerem Nachdruck zu Wasser zu bekämpfen, und ihnen das Uebergewicht zu entreißen, welches sie bisher auf diesem Elemente behauptet hatten. Das spanische Geschwader ward mit 15,000 Soldaten besetzt; aber als es schon bereit lag, that sich die rothe Ruhr unter der Mannschaft hervor, und raffte einen großen Theil derselben, und den Admiral selbst hinweg. Dieser den Niederländern so günstige Umstand vereitelte das ganze Unternehmen, und befreyte sie von einer nicht geringen Gefahr.

## 13.

## Belagerung Leyden's durch die Spanier. 1574.

Als Don Friedrich von Toledo in den letzten Zeiten der Statthalterschaft seines Vaters, des Herzogs von Alba, gezwungen ward, die Belagerung Alkmar's (1573, October) aufzuheben, sandte er den spanischen Obersten Francisco Valdes mit einem Haufen Kriegsvolks nach Nordholland, um Leyden anzugreifen. Diese ansehnliche, bedeutende und volkreiche Stadt war keineswegs auf eine Belagerung vorbereitet, obgleich die Anstalten und Zurüstungen des Feindes seit dem Rückzuge von Alkmar, welche seine Absichten verriethen, sie hätten aufmerksam machen sollen. Alle Sicherheitsmaßregeln, alle Vertheidigungsanstalten waren vernachlässiget; vielleicht weil man von der nahe bevorstehenden Ankunft des neuen Statthalters Requesens, dessen gerühmte Menschenfreundlichkeit zu so schönen Hoffnungen berechtigte, das Ende aller Feindseligkeiten und einen allgemeinen Frieden erwartete. Die Besatzung bestand nur aus 8 bis 900 Kriegsleuten, die vorhandenen Mund- und Kriegsbedürfnisse waren unbedeutend, und nicht eher, als da der Feind schon im Anzuge war, fing man an, Kirchen, Klöster, Bäume und andere Gegenstände außerhalb der Stadt, die ihr bey einem Angriff nachtheilig werden konnten, hinweg zu schaffen.

Am letzten Tage des Weinmonaths (1573) erschien Francisco Valdes im Angesichte Leydens. Die späte Jahrszeit und der Wunsch, das Leben seiner Soldaten zu schonen, bestimmten ihn, keine förmliche Belagerung zu unternehmen, sondern der Stadt durch eine enge Umschließung die Zufuhr zu rauben und sie durch Hunger zur Unterwerfung zu zwingen. Zu dem Ende ließ er eine Kette von Verschanzungen anlegen, wodurch der Ort rings umher eingeschlossen und aller Gemeinschaft mit der benachbarten Gegend beraubt ward. Diese strenge Blokade dauerte den ganzen Winter hindurch bis zum Lenzmonathe des folgenden Jahrs. Da erhielt Valdes Befehl, mit seinem Corps zu dem spanischen Heere zu stoßen, welches sich gegen den Grafen von Nassau an der Maas zusammenzog. Am 31. März hob er die Umschließung auf, folgte seiner neuen Bestimmung, und Leyden war frey.

Aber nur von kurzer Dauer war die Freude der Einwohner über die Entfernung ihrer gefährlichen Nachbarn. Graf Ludwig verlor Schlacht und Leben auf der Mockerhaide, seine Truppen wurden gänzlich zerstreut, und die Spanier gewannen wieder freye Hand zur Fortsetzung ihrer Unternehmungen in Holland. Furchtbarer thürmte sich über Leyden das Ungewitter, welches sich kaum verzogen hatte, wieder auf; denn schon in der Mitte Mai's erhielt Valdes Befehl, auf seinen vorigen Posten zurückzukehren.

Mit 7000 Spaniern, Deutschen und Wallonen verläßt er das Stift Utrecht, wo er seit dem Siege über den Grafen von Nassau gestanden hatte, geht links neben Amsterdam vorbey, setzt mit Geschütz und allen Vorräthen über das Harlemermeer, und nach wenigen Tagen wehen seine Fahnen (1574, Mai) wieder im Angesichte Leydens.

Unglücklicher Weise hatte der Leichtsinn der Einwohner und ihrer Vorgesetzten den warnenden Wink nicht geachtet,

welchen der Schutzgeist der Stadt, durch die frühere Einschließung derselben, ihnen gab. Weit entfernt, die Erfahrung jener ersten Gefahr zu benutzen, um sich auf eine künftige vorzubereiten, glauben sie sich vielmehr nach dem glücklichen Vorübergange der früheren gegen jede folgende gesichert. Als daher die Spanier jetzt zum zweyten Mahle vor ihren Mauern erschienen, fehlte es abermahls an Allem. Es waren weder Soldaten zur Vertheidigung noch Vorräthe vorhanden, ja man hatte sogar versäumt, die von dem Feinde während der vorigen Blokade aufgeworfenen Schanzen zu zerstören. Eine so strafbare Sorglosigkeit muß unsern ganzen Unwillen wider die obrigkeitlichen Gewalten und die Bürger dieser unglücklichen Stadt erregen, welche so ruhig am Rande des offenen Abgrundes schlummern konnten. Nur dann erst söhnen wir uns wieder aus mit ihnen, und unser Unwille löst sich in Bewunderung und innige Theilnahme auf, wenn uns die Folge dieser Begebenheit zeigt, mit welcher außerordentlichen Standhaftigkeit, mit welchem heroischen Muthe sie die größten Leiden und Gefahren für die Bewahrung des heiligen Palladiums der Freyheit erduldeten.

Da sich in der Stadt, außer einer kleinen Anzahl Freyschützen, gar keine Kriegsleute befanden, so wurden auf die Nachricht von dem Heranzuge der Spanier sogleich fünf Fahnen Bürger zu einer Art von Miliz organisirt und von der Stadt in Sold genommen. Diese Patrioten, deren Anführer die Hauptleute Nortwik, Schott und Montfort waren, thaten ihren Dienst gemeinschaftlich mit den übrigen Bürgern, und bildeten sich, obgleich des Krieges bisher ganz ungewohnt, in der Folge der Belagerung zu trefflichen Soldaten. Johann van der Does erhielt als Stadtoberster die Aufsicht über die bewaffnete Macht, und Dietrich von Bronkhorst, ein strenger und entschlossener Mann, war des Prinzen von Oranien Befehlshaber in der Stadt.

„Ihr müßt,“ schrieb der Prinz an den Rath und die Bürgerschaft auf den erhaltenen Bericht von ihrer gefahrvollen Lage, „ihr müßt die strengste Aufsicht und Ordnung in Rücksicht des vorhandenen geringen Vorraths an Mundbedürfnissen beobachten, und alle Bettler und anderes brotloses Gesindel, welches den Verbrauch derselben vermehrt, aus euren Mauern entfernen. Dabey rathe ich euch, die zehn Fahnen Engländer, welche in eurer Nähe bey Valkenburg, Alfen und der goudaschen Schleuse stehen, als Besatzung einzunehmen, und euch wenigstens auf eine dreymonathliche Vertheidigung anzuschicken, in welcher Zeit ich euch zu entsetzen hoffe.“

Es war am 26. Mai, als Francisco Valdes in der Nähe der Stadt erschien, und sich sogleich aller Pässe und Zugänge bemächtigte, wodurch sie mit der umliegenden Gegend in Verbindung stand. Er nahm sein Hauptquartier in dem benachbarten Städtchen Leiderndorp. Ludwig Gaeta besetzte Zöterwoude und den Leydener Damm, und erstieg die Schanze von Marslandsluis, wobey er eine tödtliche Wunde empfing. Martin d'Ayala vertrieb die Engländer aus Alfen. Der größte Theil dieser englischen Söldner, deren Aufnahme der Prinz den Leydenern empfohlen hatte, ging zu den Feinden über, nur wenige von ihnen, unter dem Hauptmann Cronwel, warfen sich in die Stadt.

Die Spanier, verstärkt durch 3000 Mann, welche von Antwerpen her zu ihnen stießen, besetzten auch Vlardingen, und arbeiteten Tag und Nacht mit der größten Anstrengung an Errichtung neuer Werke im ganzen Umfange der Stadt. Schnell, wie durch Zauberey, stieg eine Schanze nach der andern empor, bis sich endlich die ganze Anzahl derselben auf vier und sechzig belief, wodurch die Stadt auf allen Seiten eingeschlossen ward.

Bald zeigten sich hier die Folgen des durch die enge

Blokade veranlaßten Mangels an Zufuhr, und zu spät bereuten die Leydener jetzt, daß sie sich nicht früher mit einem hinreichenden Vorrath von Lebensmitteln und andern unentbehrlichen Bedürfnissen versehen hatten. Zwar war gleich Anfangs ein bestimmter Preis für die Nahrungsmittel festgesetzt worden; da sich aber nach einer Untersuchung, die am Schlusse des ersten Monaths angestellt ward, das beunruhigende Resultat ergab, daß bey einer Volksmenge von 14,000 Köpfen, nur noch ein Bestand von 110 Lasten Getreide vorhanden war: so sah man sich genöthigt, noch strengere Verfügungen in Absicht des Brotes zu treffen. Von jetzt an durfte auf jede Person nicht mehr als ein halbes Pfund täglich gereicht werden; nur die, welche die Wachen bezogen, erhielten ein ganzes Pfund. Wegen der Seltenheit des baren Geldes wurden Papiermünzen in Umlauf gesetzt, wovon man schon während der ersten Blokade Gebrauch gemacht hatte. Ihr schimärischer Werth betrug 10 bis 20 Stüver; das Bild eines Löwen, der eine Stange mit dem Freyheitshute hielt und die Worte: Gott erhalte Leyden! bezeichneten sie.

Wie ernstlich aber auch die Feinde ihre Arbeiten zum Verderben der Stadt betrieben, so unterließen sie doch nicht, mitten unter diesen drohenden Anstalten, den Bewohnern derselben auch den Oehlzweig des Friedens darzubiethen. Es kamen mehrere Briefe in die Stadt von Lannoy, dem Statthalter des Königs über Holland seit des Grafen von Bossu Gefangennehmung, von dem feindlichen Feldherrn Valdes selbst, und von den sogenannten Weggeschlichenen, mit welchem Spottnahmen die ausgetretenen Bürger von den Patrioten gebrandmarkt wurden. Darin ward den Belagerten Sicherheit des Lebens und Eigenthums und das Vorrecht, keine Besatzung einnehmen zu dürfen, versprochen, wenn sie sich freywillig ergeben würden.

Aber den Leydenern schwebten die Beyspiele von Naarden und Harlem wie Schreckbilder vor Augen, und warnten sie, den Verheißungen eines Feindes nicht zu trauen, der den verabscheuungswürdigen Grundsatz hatte: Ketzern und Rebellen dürfe man nicht Treue und Glauben halten. Ein großer, weißer Bogen Papier, auf welchem nichts stand als der lateinische Vers:

**Fistula dulce canit, dum volucrem decipit auceps,**

war ihre ganze Antwort an den feindlichen Feldherrn; und damit waren alle Friedensverhandlungen auf ein Mahl abgebrochen, und Hunger und Schwert mußten über das Schicksal der Stadt entscheiden.

Mehr Eingang als die feindlichen Anträge zur Uebergabe, fanden die Ermahnungen zur Tapferkeit und Standhaftigkeit, welche der Prinz von Oranien von Zeit zu Zeit an die Belagerten ergehen ließ. Sie erhoben den Muth der Letzteren und stärkten ihre Beharrlichkeit und Geduld in Ertragung der Gefahren und Mühseligkeiten des Kriegs, mit welchen die meisten von ihnen, deren Thätigkeit sich bisher größten Theils nur auf friedliche Gewerbe beschränkt hatte, noch nicht bekannt gewesen waren. Sie wagten öftere Ausfälle, bald auf die Werke der Belagerer, bald auf die für das feindliche Lager bestimmten Zufuhren; und nicht selten krönte ein glücklicher Erfolg diese kleinen Unternehmungen.

Es gelang ihnen, sich der feindlichen Schanze bey Boshuisen und einer andern vor dem Ruisberger Thore, welche den Zugang nach den Kohlgärten der Stadt versperrte, zu bemächtigen. Doch wider den furchtbaren Feind, der mitten unter ihnen war und täglich in einer drohendern Gestalt erschien, vermochten sie mit aller ihrer Tapferkeit und Thätigkeit nichts. Die wenigen noch übrigen Vorräthe gingen nach und nach zu Ende; alle Versuche der benachbarten be-

freundeten Städte, ihnen Lebensmittel zuzuführen, scheiterten an der Wachsamkeit der Spanier, und der gefürchtete Augenblick rückte immer näher heran, wo Mangel und Noth den Belagerern die Thore der unglücklichen Stadt eröffnen mußten.

Zwey Monathe waren schon vergangen, und alle Hoffnung, Leyden zu entsetzen oder wenigstens mit neuen Vorräthen zu versehen, war verschwunden. Da that der Prinz von Oranien, dem das Schicksal der bedrängten Stadt so sehr am Herzen lag, der Ständeversammlung von Holland den Vorschlag: Leyden durch eine Flotte zu retten, welcher der Weg dahin durch eine Oeffnung der Schleusen und Durchstechung der Dämme gebahnt werden müsse.

Wüßte die Geschichte auch nichts von diesem Fürsten zu erzählen als jenen Vorschlag, so wären wir schon dadurch berechtigt, ihm einen Platz in der Reihe der seltenen Geister anzuweisen; denn ein gemeiner Kopf hätte nie einen solchen Gedanken gefaßt. Das fabelhafte Unternehmen der Titanen war kaum gigantischer, als das, wozu Oranien hier rieth; denn wollte man es ausführen, so mußte nicht nur eine Flotte, es mußte auch das Meer geschaffen werden, auf welchem sie handeln sollte. Was sonst nur das Werk der empörten Natur ist, sollen hier Menschenkräfte vollbringen; und um eine einzelne Stadt dem Verderben zu entreißen, will man einen ganzen beträchtlichen Landesstrich mit allen seinen Schöpfungen des Fleißes und der Cultur unter den Wellen begraben. Dabey ist der Ausgang des ganzen Unternehmens höchst zweifelhaft und ungewiß, und bey den zahllosen Schwierigkeiten und Hindernissen, welche gehoben und besiegt werden müssen, scheint ein glücklicher Erfolg in das Reich der Träume und Wunder zu gehören.

Die Gegend um Leyden ist von unzähligen Canälen durchschnitten. Sie verbinden die Gewässer der Maas, des

Rheins und der Yssel, welche die nördlichen Provinzen durchströmen und sich mit der Nordsee vereinigen. Mächtige Dämme, die Brustwehren des Landes wider die Gewalt der Wogen, das wunderbare Werk so vieler Jahre und der außerordentlichsten Kosten und Anstrengungen, sollten jetzt durchstochen, die Schleusen geöffnet und die Feinde, welche man nicht mit den Waffen vertreiben konnte, von den entfesselten Meereswellen verschlungen werden. Die Schwierigkeiten, welche sich der Ausführung dieses großen Plans entgegenbothen, wurden durch den Umstand beträchtlich vermehrt, daß das Land um Leyden viel höher liegt, als Delftland und Schieland, woher das Wasser zu der Ueberschwemmung kommen mußte. Der Verlust an Dämmen, Meyerhöfen und Feldfrüchten, der dadurch veranlaßt ward, konnte nach einer vorläufigen Berechnung die Summe von sieben Tonnen Goldes betragen.

Wie ungeheuer aber auch immer der Gedanke war, einen Bezirk von zehn Meilen Landes dem Elemente, welchem es der eiserne Fleiß der Vorfahren mühsam entrissen hatte, wieder zu geben, um mit einer Flotte darüber hinweg schwimmen zu können; wie zahlreich die der Ausführung widerstrebenden Hindernisse seyn mochten, Hindernisse, vor denen nur der Genius eines so kraftvollen Zeitalters nicht zurückbebte; und wie ungewiß endlich der von Wind und Wetter und tausend andern nicht zu berechnenden Umständen abhangende Erfolg war: so fand doch nur dieser einzige und kein anderer Weg zur Rettung Leydens Statt. Ihn mußte man also wählen, was es auch kosten mochte, oder eine bundesverwandte Stadt der Rache und den Mißhandlungen eines grausamen Feindes überlassen. Wer konnte der Beredsamkeit Wilhelms von Oranien widerstehen, der durch seine begeisternden Worte die Herzen der Menschen lenkte, wohin er wollte! Er gewann die Stände von Holland. Sie

erklärten sich zu ihrer unvergänglichen Ehre bereit, die bedrängte Stadt um jeden Preis zu retten. Der Vorschlag des Prinzen ging durch, und bey Ueberrechnung des Schadens, welchen die Ueberschwemmung veranlassen mußte, tröstete man sich damit, daß der größte Theil des Landes, welches am meisten dadurch litt, in der Gewalt des Feindes sey.

Kaum ist die Unternehmung beschlossen, so sieht man auch schon die Anstalten zur Ausführung derselben treffen. Nach Delft, Gouda und Rotterdam ergehen Befehle, eine Anzahl Fahrzeuge auszurüsten und in Bereitschaft zu halten. Es werden Commissarien ernannt, unter deren Aufsicht und Leitung die Oeffnung der Schleusen und Durchstechung der Dämme geschehen soll; die Besitzer derjenigen Ländereyen, welche der Ueberschwemmung zunächst ausgesetzt sind, werden erinnert, ihr Getreide und Heu so bald als möglich von den Feldern in die Scheuern zu schaffen, und ein Abgeordneter der Stände eilt nach Seeland, um diese verbündete Provinz, die Wiege der Freyheit, zur Mitwirkung und einer Beyhülfe an Bootsleuten und Kriegsgeräthen aufzufordern. Schon zu Anfang Augusts waren die vorläufigen Anstalten so weit gediehen, daß man die erste Hand an das große Werk legen konnte. Eine Anzahl Arbeiter, von den Städten und Dörfern Südhollands gestellt, versammelte sich, und bald war der Ysseldamm bey Kapelle an sechs Orten durchgraben und eine ungeheure Oeffnung in den Damm zwischen Delftshafen und Rotterdam gewühlt.

Ein Schreiben des Prinzen von Oranien, dessen Ueberbringerinn eine Taube war, (denn auch hier machte man, wie vormahls zu Harlem, Gebrauch von der Taubenpost), benachrichtigte die Einwohner Leydens von Allem, was zu ihrer Rettung beschlossen und zum Theil schon ausgeführt worden war. Und nur zu sehr bedurften sie eines solchen Trostes, um an dem Schimmer der erfreulichen Aussicht, die er

ihnen zeigte, das Feuer ihres Muthes auf's Neue zu beleben, und sich zu neuen Aufopferungen zu stärken. Schon war der größte Theil des Korns in der Stadt verzehrt. Man hatte noch sechshundert Rinder gehabt, welche vor den Thoren unter dem Schutze des Geschützes weideten, und so gewöhnt waren, daß sie auf das erste Getöse der Lärmtrommel oder der Kanonen in die Stadt flüchteten, aber auch diese waren nun geschlachtet; die Lebensmittel wurden immer seltener und theurer; man mußte allen sonst gewohnten Genüssen entsagen, und sich Entbehrungen aller Art gefallen lassen. Mißmuth und Unzufriedenheit schlichen Hand in Hand mit dem Mangel unter den Einwohnern umher. Der größte Theil der Freyschützen, unzufrieden mit der mageren Kost, nahm seinen Abschied und verließ (August) die Stadt.

Unglücklicher Weise ward der Prinz von Oranien, während die Anstalten zu dem Entsatze betrieben wurden, zu Rotterdam von einer schweren Krankheit befallen, welche eine Verzögerung derselben veranlaßte. Man hielt sein Uebel für Pest, und die Furcht vor der Ansteckung entfernte Jedermann und selbst seine Hofbedienten von ihm, so daß der Kranke oft von aller menschlichen Gesellschaft verlassen war. Einst hatte der Empfänger der Landeseinkünfte von Holland, Cornelius van Mierop, ein dringendes Geschäft bey ihm, welches eine mündliche Unterredung durchaus erfordert. Er begibt sich in die Wohnung des Prinzen, findet überall Leere und Todtenstille, und kommt bis in das Schlafgemach, ohne irgend ein lebendiges Wesen gesehen zu haben. Der Kranke liegt ohne Bewegung auf seinem Lager ausgestreckt. Bey dem Geräusch des Ankommenden richtet er sich wie aus einem tiefen Schlafe empor, und seine erste Frage ist: ob Leyden schon über sey? Mierops verneinende Antwort scheint eine sichtbar wohlthätige Veränderung in seinem Zustande hervor zu bringen; von jetzt an bessert er sich täglich, und er wird

bald ganz wieder hergestellt, während sich das Gerücht von seinem Tode schon allgemein verbreitet und selbst bey den Feinden Glauben gefunden hatte.

Die Wiedergenesung des Prinzen belebte die Anstalten zur Befreyung Leydens auf's Neue. Zu Rotterdam, Gouda und Delft wurden 200 leichte Fahrzeuge zusammengebracht, welche größten Theils nach Galeerenform platte Boden hatten, durch Ruder bewegt wurden, und auf dem Vorder- und Hintertheil eine Kanone führten. Zu dieser Flotte stießen noch vier große Kornschuten, die auf Befehl des Prinzen zu Delft ausgerüstet wurden. Sie waren mit Blendungen von doppelten Planken versehen, die mit alten angefeuchteten Säcken ausgefüttert wurden, um sie gegen die Wirkung der Kanonen zu sichern; dabey führten sie Mauerbrecher und grobes Geschütz. Zu allen diesen Fahrzeugen kam endlich noch eine Art von schwimmender Batterie, breit und am Vordertheil stark mit Eisen beschlagen, ein sogenannter Eisbrecher, dessen man sich beym Aufeisen zugefrorner Gewässer zu bedienen pflegt. Sie ruhte auf zwey zusammengefügten Schiffen, war mit mehreren Feuerschlünden besetzt, und ward nicht durch Ruder und Segel, sondern durch Räder fortbewegt, die von zwölf Mann gedrehet wurden. Dieses sonderbare Fahrzeug, welches den Nahmen die Arche von Delft erhielt, war ringsumher bedeckt und gegen Musketenkugeln schußfrey, fünfzig Mann konnten sich darauf vertheidigen, und seine Bestimmung war, den Paß über den Fluß Schie zu forciren.

Im Anfange des Herbstmonaths legte sich das seeländische Hülfsgeschwader, geführt von Boisot Wilhelmsson und Joost de Moor, und mit 800 Seeleuten und hundert eisernen und metallenen Feuerschlünden besetzt, bey Rotterdam vor Anker, um sich mit der holländischen Armada zu vereinigen. Die seeländische Mannschaft erregte durch ihr schreckliches Anse-

hen allgemeines Erstaunen. Verwildert durch den ewigen Krieg, welchen sie führten, und rauh wie das Element, welches sie als ihre Heimath betrachteten, stellten selbst die Körper dieser Menschen lebendige und grauenvolle Sinnbilder ihres blutigen und zerstörenden Gewerbes dar. Die meisten von ihnen trugen die gräßlichsten Denkmahle der Schlachten, worin sie gefochten hatten. Jeden Theil ihres Körpers bezeichneten Narben; manchen fehlte ein Arm, anderen ein Bein, an dessen Stelle ein hölzernes getreten war. Gewohnt sich täglich den größten Gefahren auszusetzen, waren sie so vertraut mit der Gefahr geworden, daß sie keine Furcht mehr kannten; aber eben so fremd waren ihren ehernen Herzen die Gefühle des Mitleids und der Menschlichkeit, wenn Grimm und Rache ihre wilden Leidenschaften entflammten. Ohne Hoffnung, wenn sie unterlagen, bey ihren Feinden Schonung und Großmuth zu finden, fiel es auch ihnen nie ein, diese Tugenden an ihren Besiegten auszuüben. Schwärmerisch hingen sie an der Freyheit, ohne selbst einen deutlichen Begriff von dem Idol zu haben, welches sie anbetheten; und ein unversöhnlicher Haß wider den Katholicismus, wider die Inquisition und den spanischen Nahmen glühte in ihrer Brust. Als Symbole ihrer Gesinnungen über die katholische Religion, trugen sie an ihren Hüten kleine silberne Halbmonde mit der Umschrift: Lieber türkisch als papistisch!

Die Ankunft der Seeländer in Holland verdoppelte die allgemeine Thätigkeit. Der größte Theil der holländischen Fahrzeuge ward mit seeländischen Bootsleuten, eben so geübt im Gebrauche des Feuergewehrs als in der Wendung der Schiffe, bemannt; ungeheure Vorräthe von Lebensmitteln für die Leydener wurden eingeschifft; die Befehlshaber Boisot, Nayelles, Claesen, Durand, Joost de Moor nebst einigen Abgeordneten der Stände, begaben sich an Bord, und am 11. des Herbstmonaths wurden die Anker gelichtet, und

unter den Segenswünschen aller Patrioten fuhr die Flotte, besetzt mit 2,500 Mann, zu ihrer großen Bestimmung ab.

Schon war der Anfang mit Durchgrabung der Dämme gemacht, und die Flotte ruderte aus dem Gewässer, die Rotte genannt, nach dem Damme zu, der die Grenzscheidung zwischen Delftland und Rheinland bildet. Hier stand ein spanischer Posten hinter einer aufgeworfenen Schanze. Er ward angegriffen und nach einem hartnäckigen Kampfe vertrieben, worauf man den Damm durchstach. Während des Gefechts riß ein seeländischer Matrose einem noch halblebenden Spanier das Herz aus der Brust, biß wüthend mit den Zähnen hinein, und warf es dann mit dem Ausrufe: Freßt, aber es ist bitter! den Hunden zur Speise vor.

Der niederländische Admiral, getäuscht durch eine falsche Anzeige des Prinzen, der selbst hintergangen worden war, glaubte nach der Ueberwältigung jenes Postens unmittelbar in den Zoetermeerischen See schiffen zu können; aber er fand noch einen zweyten Damm, den sogenannten grünen Weg, vor sich, welcher einen Fuß breit aus dem Wasser hervorragte. Doch auch dieser Damm ward eingenommen und ebenfalls durchstochen. Jetzt aber both sich ein neues und nicht vorher berechnetes Hinderniß dar. Das Wasser und die Canäle in den Torfgruben, welche jenseits des grünen Weges lagen, hatten keinen andern Abfluß, als vermittelst eines Grabens, der unter der Zoetermeerischen Brücke hinläuft. Die Brücke ward durch eine feindliche Schanze und 30 Fahnen spanischen Fußvolks vertheidigt, welche erst überwältigt und vertrieben werden mußten, ehe die Flotte durchkommen und weiter vorwärts rücken konnte. Der Angriff ward beschlossen. Die Arche von Delft und die bewaffneten Kornschüten legten sich vor die Brücke, und beschossen sie einen halben Tag hindurch aus ihren Karthaunen. Die Spanier erwiederten das Feuer, ohne von ihrem Posten zu weichen. Beyde Theile

erlitten einen beträchtlichen Verlust. Eine von den Schuiten sank, und die Mannschaft fand in den Wellen ihren Tod. Endlich mußten die Niederländer von dem vergeblichen Gefechte ablassen, ohne die Brücke und den Durchgang erkämpft zu haben.

Ihre Lage war jetzt äußerst mißlich. Der Wind stand nicht günstig genug, um eine beträchtliche Wassermasse von außen heranwälzen zu können, und das schon vorhandene ward von den Spaniern seitwärts abgeleitet. Zur allgemeinen Freude erhob sich am folgenden Tage (18. September) ein frischer Nordwest, und der Rathsherr und Commissär Wastel hatte den glücklichen Einfall, daß es nicht nöthig sey, die Brücke in Besitz zu nehmen; weil man vielleicht, zwischen Soetermeer und Benthuisen, über den Zoeterwardischen Weg in den See gelangen könne. Dieser Vorschlag findet allgemeinen Beyfall, und der Versuch ihn auszuführen wird sogleich gemacht. Unter dem Schutze der Nacht rudern 70 Galeeren in tiefster Stille nach dem Zoeterwardischen Wege, während der Viceadmiral mit dem Ueberreste der Flotte ruhig vor der Brücke bleibt. Unbemerkt von den Spaniern erreichen jene den Weg, und noch während der Nacht werden sie Meister desselben. Die deutschen Landsknechte, welche Zoetermeer und Benthuisen behaupten sollen, nehmen die Flucht und ziehen sich mit ihrem Geschütz weiter einwärts gegen Leyden; worauf die Niederländer die von ihnen verlassenen Schanzen besetzen. Boisot verfolgte die Feinde bis an die Gewässer der Nordaa. Auch hier waren Verschanzungen angelegt, welche aber ebenfalls während der nächsten Nacht von ihren Besatzungen geräumt wurden. Dadurch blieben die Mündungen der Nordaa, welche eben so gut als die Zoetermeerische Brücke behauptet werden konnten, ohne alle Vertheidigung, und die ganze niederländische Flotte schwamm ungehindert über den Zoetermeerischen See, und legte sich auf

einem breiten und tiefen Wasser, welches nach Zweeten läuft, vor Anker. Jetzt donnern auf Befehl des Admirals alle Feuerschlünde der Flotte, um den Belagerten ein Zeichen zu geben, daß ihr Retter sich nahe.

Seit eilf Tagen schon hatten die Leydener keine Nachricht von der Flotte. Desto größer war die Freude, als man endlich die längsterwartete Losung vernahm, und das Geschütz gab die Antwort von den Wällen herab.

Hunger und Noth hatten sich in der belagerten Stadt vermehrt. Der Mangel erzeugte wie gewöhnlich Mißvergnügen, und die Katholiken und übrigen Anhänger der Spanier benutzten diese Stimmung, um die Gemüther noch mehr in Gährung zu bringen, und den Samen der Uneinigkeit und Zwietracht auszustreuen. So lange Bronkhorst, des Prinzen Befehlshaber, noch lebte, scheuten sich die Mißvergnügten, ihren Unwillen laut werden zu lassen, weil sie seine Strenge und sein großes Ansehen fürchteten. Aber nach dem Absterben dieses achtungswerthen Mannes erhoben sie ihre Stimme, und verlangten: man solle mit dem Feinde wegen der Uebergabe in Unterhandlung treten, weil man nur dadurch dem Hungertode entgehen könne. Ja fünfzehn der Frechsten von ihnen wagten es sogar, auf das Rathhaus zu dringen, wo sie mit großem Ungestüm für sich und drey hundert andere Bürger, deren Abgeordnete sie zu seyn vorgaben, Lebensmittel forderten. Einer der gegenwärtigen Bürgermeister, vielleicht ebenfalls ein heimlicher Anhänger der spanischen Partey, schien durch ihre Klagen gerührt und erklärte: er wolle nicht schuldig seyn an dem Tode so vieler Unglücklichen.

Alles schweigt. Die ganze Versammlung ist betroffen. Da erhebt sich der Bürgermeister van der Werft, wendet sich an den tobenden Haufen und spricht mit ruhigem Ernste: »Ich habe dem Vaterlande einen theuern Eid geschworen, und den werde ich treu und heilig halten. Wollt ihr mich

umbringen, so mögt ihr's thun; denn sterben muß ich doch ein Mahl, und es ist mir gleich, ob ich durch des Feindes Hand oder die eurige falle. Hier ist mein Körper, theilt ihn unter euch und sättigt euch daran, so weit er zureicht!«

Größe reißt unwiderstehlich zur Bewunderung hin, und selbst die gemeinste Natur fühlt ihren Einfluß und wird davon ergriffen. Die Unerschrockenheit und der Hochsinn dieses echten Republikaners schlug den Trotz der feigen Schreyer nieder, sie verstummten und schlichen beschämt davon. Der größte Theil des Raths und der Bürger theilten van der Werfts patriotische Gesinnungen, und sein Muth begeisterte den ihrigen. »Wir haben einen linken Arm,« — erwiederte einst von den Wällen herab einer der bewaffneten Bürger den Spaniern, als sie von diesen ermahnt wurden, die Stadt zu übergeben, um nicht vor Mangel umzukommen, — »wir haben einen linken Arm, den können wir verzehren, wenn uns hungert, denn nur den rechten gebrauchen wir zu unserer Vertheidigung! Lieber übergeben wir unsere Stadt den Flammen und verlassen die rauchenden Trümmer (22. September) ehe wir die Tyranney eurer Henker erdulden!« Die Weiber, in Verzweiflung gesetzt durch die Vorstellung von den Mißhandlungen des spanischen Kriegsvolks, welche sie bey dem Falle der Stadt zu erwarten hätten, bestärkten ihre Gatten und Söhne in dem heroischen Entschluß, ehe das Aeußerste zu dulden, als sich zu ergeben.

Die spanische Partey unter den Einwohnern setzte dagegen ihre Bemühungen und heimlichen Ränke fort, Leyden in die Gewalt des Feindes zu bringen; und um dieses boshafte Vorhaben desto gewisser auszuführen, bothen sie alles auf, den Stadtrath der Bürgerschaft verdächtig zu machen, und durch Argwohn die Bande des gegenseitigen Zutrauens aufzulösen. Es kam endlich so weit, daß in ihren geheimen Versammlungen der Vorschlag gethan ward, den Rath mit

den Waffen in der Hand zu einer Unterhandlung mit den Belagerern zu zwingen. Glücklicher Weise entdeckte eine treue Beguinennonne, welche in den verderbenschwangeren Zusammenkünften der Verräther gelauscht hatte, ihre gefährlichen Plane, und durch weise Vorsichtsmaßregeln wurden sie vereitelt. Aber indem dadurch die Stadt von einer Gefahr, die sie in ihrem Innern bedrohte, befreyt ward, stand sie im Begriffe, einer andern nicht geringeren von Außen zu unterliegen.

Francisco Valdes, von der Unzufriedenheit und dem Mangel an Eintracht unter den Einwohnern auf das Genaueste unterrichtet, gründete auf diese für seinen Zweck so günstigen Umstände den Plan, sich der belagerten Stadt durch einen plötzlichen Angriff zu bemächtigen. Alle Anstalten zu einem allgemeinen Sturm wurden getroffen, und schon war der Tag der Ausführung festgesetzt. Er kam, aber — der Feldherr schwieg und der Angriff unterblieb. Darf man dem Berichte des Geschichtschreibers Strada glauben, so waren Liebe und Galanterie die wohlthätigen Gottheiten, welche hier so unerwartet in's Mittel traten, und die Schläge eines nahen Ungewitters von Leyden abwandten. Valdes, so erzählt Strada, war der Verehrer einer jungen niederländischen Dame, welche sich damahls in Haag aufhielt und in der Folge seine Gattinn ward. Oft besuchte er während der Belagerung die Dame seines Herzens, und veranstaltete einst ihr zu Ehren ein glänzendes Fest, wozu, durch einen Zufall oder vielleicht auch absichtlich, gerade der Tag vor dem beschlossenen Sturm gewählt ward. Sie erschien in der versammelten zahlreichen Gesellschaft, aber nicht mit der Miene der Heiterkeit und Freude, sondern in tiefer Schwermuth und ohne an der Fröhlichkeit und den Lustbarkeiten des Festes Theil zu nehmen. Dem spanischen Feldherrn entging die trübe Stimmung seiner Geliebten nicht, und voll Unruhe und Bestürzung dar-

über, beschwur er sie, ihm die Ursache ihres Kummers zu eröffnen. Anfangs weigerte sie sich; endlich auf seine wiederhohlten dringenden Bitten erwiederte sie: „Wie könnte ich mich der Freude überlassen, da das unglückliche Leyden mit dem Blutvergießen und allen Gräueln des morgenden Tages mir unaufhörlich vor Augen schwebt.“ Valdes wird bestürzt, und versinkt in tiefes Nachdenken. Lange kämpft er mit sich selbst, und weiß nicht, wozu er sich bestimmen soll. Aber die Thränen eines schönen Weibes und der Zauber der Liebe sind unwiderstehlich, selbst die Stimme des Ruhms muß vor ihnen verstummen. Ueberdem hofft er, der Hunger werde ihm in wenigen Tagen, auch ohne Schwertschlag, die Stadt überliefern; und von der feindlichen Flotte befürchtet er noch nichts, denn ein glücklicher Erfolg ihres Unternehmens scheint ihm unmöglich. Er bittet die Dame, sich zu beruhigen, gibt ihr heimlich die Versicherung, Leyden nicht zu bestürmen, und — hält sein Wort.

Groß waren die Hindernisse, welche die niederländische Flotte auf ihrer romanenhaften Fahrt schon glücklich überwunden hatte; aber größere und zahlreichere blieben zu besiegen noch übrig, und wie weit war sie auch jetzt noch von dem vorgesteckten Ziele entfernt! Sie mußte mehrere Tage lang auf der Nordaa unthätig verweilen, ohne weitere Fortschritte machen zu können; denn das Wasser verminderte sich während dieser Zeit, anstatt sich zu mehren, weil sich der Wind in Nordost gesetzt hatte. Es stand nicht höher als neun Zoll über dem niedrigsten Lande, und die Galeeren gebrauchten eine Tiefe von achtzehn bis zwanzig. Dieses unglückliche Ereigniß machte einen solchen Eindruck auf den niederländischen Admiral Boisot, daß er alle Hoffnung auf einen erwünschten Ausgang gänzlich aufgab. In voller Verzweiflung schreibt er dem Prinzen von Oranien: Nur Gott allein, welcher

dem Wasser gebiethen kann, daß es steige, vermag hier zu helfen!

Doch Wilhelm nicht gewohnt sich durch Widerwärtigkeiten schrecken zu lassen, antwortete dem Befehlshaber der Flotte: brächte die nächste Springfluth nicht eine hinreichende Masse Wassers, so sollte man den sogenannten Kirchweg, einen beträchtlich hohen Damm, durchgraben, und den Versuch machen, eine Anzahl leichter Fahrzeuge mit Lebensmitteln heimlich nach Leyden zu führen, um wenigstens dem drückendsten Mangel abzuhelfen. Denn sey es nur möglich die Stadt noch eine kurze Zeit zu erhalten, so könne man mit Gewißheit darauf rechnen, daß die spätere Jahrszeit Wasser im Ueberfluß bringen werde, um dann den Entsatz ausführen zu können. Hauptmann Gremi, ein beherzter und unternehmender Seemann, erboth sich freywillig, den Versuch mit einer Anzahl Transportschiffe zu wagen. Die Leydaner wurden durch eine Taube, welche die letzten Bothen mit aus der Stadt gebracht hatten, von diesem Vorhaben benachrichtigt, und zugleich gewarnt, sich nicht von dem Feinde täuschen zu lassen, der vielleicht ein Mahl versuchen könne, unter der Maske eines niederländischen Proviantgeschwaders, die Stadt zu überrumpeln.

Welch ein Bild des Entsetzens und des höchsten menschlichen Jammers stellte das unglückliche Leyden in diesen Tagen den letzten des Septembers, dar! Hunger und Elend wütheten dort in den gräßlichsten Gestalten. Schon seit sieben Wochen hatte man kein Brot mehr gehabt, nur die Kindbetterinnen erhielten täglich ein halbes Pfund Zwieback. Pferde- und Katzenfleisch waren Leckerbissen, welche man nur zuweilen auf den Tafeln der Reichen sah. Viele vornehme Frauenzimmer schlachteten ihre Lieblingshunde und verzehrten sie. Die ärmeren nährten sich von Baumblättern und zerschnittenen Häuten, schöpften das geronnene Blut aus den

Gossen und verschlangen es; oder wühlten alte Knochen aus den Misthaufen und nagten daran. Statt des Biers ward ein Getränk aus Haferhülsen oder verdorbenen Trebern mit Wermuth genossen, oder man trank Wasser mit Essig vermischt. Die Kinder kamen vor Mangel um, und Säuglinge verschmachteten an den leeren Brüsten der Mütter. Oft fand man Mutter und Kind entseelt. Fünfzehn arme Leute, die man auf ihr Bitten aus der Stadt gehen ließ, um dem Hungertode, welcher ihrer wartete, zu entfliehen, wurden von den Spaniern nackend in ihren jamervollen Kerker zurückgejagt. Die schreckliche Folge des Mangels war eine pestartige Krankheit, welche nicht weniger als 6000 Menschen wegraffte. Die Ueberlebenden, durch Hunger entkräftet, hatten kaum Stärke genug, die Leichname der Verstorbenen zu beerdigen. Einst sah man einen todten Körper, der in der Gasse gefunden war, aufrecht vor die Wohnung eines Bürgermeisters hingestellt, gleichsam um den Besitzer des Hauses durch dieses Schreckbild zur Beendigung des allgemeinen Elendes aufzufordern. Auch die Sicherheit der Stadt litt unter diesen Umständen. Posten die zuvor mit 10 Mann besetzt wurden, konnten jetzt kaum noch die Hälfte dieser Mannschaft erhalten; und wenn die Wachhabenden am Morgen abgelöst wurden und in ihre Wohnung zurückkehrten, fanden sie nicht selten Weib und Kinder todt. In diesen Tagen des Jammers konnte nur der Anblick der niederländischen Flotte den sinkenden Muth der verzweifelnden Einwohner noch erhalten. Von den Wällen herab zeigten diese Unglücklichen einander die freundschaftlichen Segel, und vergaßen einen Augenblick die Schrecken der Gegenwart, bey der entzückenden Aussicht auf eine baldige Erlösung! Doch selbst dieser einzige und ungewisse Trost war wieder dahin, wenn sie nach dem Laufe des Windes blickten, der immer ungünstig blieb.

Aber als eben ihre Verzweiflung und Noth den höch-

sten Grad erreicht haben, ist das Schicksal versöhnt. So viel Anstrengungen auf der einen, und so viel Standhaftigkeit und Ausdauer von der andern Seite, waren es werth, durch einen glücklichen Erfolg belohnt zu werden. Es erhob sich plötzlich, am 28. des Herbstmonaths, mit der Fluth ein frischer Nordwest, ein Bothe des Himmels für die gebeugten Einwohner Leydens, der ihre schon ersterbene Hoffnung von Neuem belebte. Er wandte sich bald darauf ein wenig südlicher, und wälzte die Wellen des Meers mit Heftigkeit über das Land gegen die Stadt hin. Das Wasser erreichte eine Höhe von dritthalb Fuß, und in dem Umkreise von zehn deutschen Meilen ward alles überschwemmt. Neue Thätigkeit beseelt jetzt die niederländische Flotte. Die finstern und narbenvollen Gesichter der seeländischen Bootsleute heitern sich auf, wie beym Anblick eines feindlichen Geschwaders. Alles greift nach den Tauen und Rudern, und mit der größten Eile werden die Anstalten getroffen, weiter über das hohe Land hin zu schwimmen (1. bis 3. October). Die Befehlshaber beschließen, die Flotte in mehrere Divisionen zu vertheilen, und so die Fahrt durch den Kirchweg zu versuchen; würde es an Wasser fehlen, so sollten 12 bis 13 Mann aus jedem Fahrzeuge steigen, um es über die Untiefe hinweg zu heben. Das Zeichen zur Abfahrt ward gegeben. Den linken Flügel hatte Boisot mit 25 Galeeren gegen Zoeterwoude; der Admiral von Zirikfee mit einer gleichen Anzahl von Fahrzeugen den rechten, und der Viceadmiral mit eben so viel Schiffen ruderte seitwärts gegen Zweeten. Acht oder zehn Galeeren unter Philipp Asseliers blieben indeß auf der Nordaa zurück, um das Geschütz und den Proviant zu decken. Gegen Mitternacht trieben die Befehlshaber mit 20 durch Schanzgräber besetzten Galeeren bey dem Kirchwege an, verdrängten die dort zu beyden Seiten verschanzten Spanier, und sicherten sich durch schnell aufgeworfene Brustwehren und durch

Fußeisen, womit der Weg belegt ward, wider die Unternehmungen der vertriebenen Feinde. Unter dem Schutze dieser Anstalten fingen die Schanzgräber ihre Arbeit an, und durchstachen an drey Stellen den Damm. Die ganze Proviantflotte, über 100 Segel stark, rückte jetzt durch drey Oeffnungen in den Polder *) von Meerburg, während die bewaffneten Schiffe ein heftiges Feuer auf Soeterwoude machten, wo ein zahlreicher Posten hinter Schanzen zu beyden Seiten der Kirche stand. Verschiedene Häuser des Dorfes wurden in Brand gesteckt, und die Fahrt durch den Kirchweg ward glücklich und mit der größten Tapferkeit erzwungen; nur sechs Mann verloren dabey das Leben, und zwey Schiffe, welche sich verirrt hatten, wurden vom Feinde genommen.

Nicht gegen die Stadt herauf, sondern seitwärts nach der Frauenbrügge und dem Papenmeere wandte sich nun die Flotte, wobey die Mannschaft gezwungen war, über einige seichte Stellen die Schiffe hinweg zu heben. Diese nicht erwartete Wendung machte die spanische Besatzung in Soeterwoude bestürzt. Sie fürchtete umgangen und abgeschnitten zu werden, und da sie zugleich gewahr ward, daß das Wasser auf ein Mahl einen ganzen Fuß hoch gestiegen war, so ergriff diese sonst so furchtlosen Krieger ein plötzliches Schrecken; sie gaben alle fernere Vertheidigung auf, und dachten nur darauf, sich durch eilige Flucht aus der doppelten Gefahr, von den Wellen verschlungen oder von dem unerbittlichen Feinde umringt und überwältigt zu werden, zu retten. Es war eine dunkle, stürmische Nacht. Valdes machte sich zuerst davon. Ihm folgte Alonso Lopez Galli mit sieben Fahnen. Auf den Dämmen zogen sie sich zurück, denn Alles um sie her war überschwemmt. Jener wandte sich nach Voorburg und dem

---

*) Polder ist ein Bezirk, welcher durch Dämme eingeschlossen ist, um ihn gegen Ueberschwemmung zu sichern.

Leydenschen Dämme, dieser eilte auf Voorschoten zu. Zu spät, um ihnen den Rückzug versperren zu können, bemerkten die niederländischen Befehlshaber die Flucht der Feinde. Aber sie setzten sogleich den Fliehenden nach, und einige Galeeren näherten sich den Dämmen und erreichten jene. Mit Harpunen und krummen Bootshaken rissen die Seeländer die watenden Spanier in ihre Fahrzeuge herab; Andere sprangen aus den Schiffen in das Wasser, folgten den Flüchtlingen, und durchbohrten sie mit ihren langen verrosteten Degen. Der spanische Hauptmann Pedro Ciaccone von Borgia's Regimente, welches die Schanze bey Lammen besetzt hielt, war zur Vertheidigung einer Brücke herbeygeeilt. Die Seeländer umringten die Brücke, rissen Ciaccone mit vier Bootshaken herab, und warfen ihn, weil sie ihn für todt hielten, in ihr Fahrzeug. Aber der Hauptmann war weder todt noch verwundet; denn die krummen Spitzen der Bootshaken hatten glücklicher Weise nur seine Kleider gefaßt, und indem die Schiffsmannschaft beschäftigt ist, noch mehrere seiner flüchtigen Landsleute aufzufischen, richtet er sich plötzlich empor, ergreift ein neben ihm liegendes Schiffsbeil, und schlägt mit demselben drey Bootsleute schnell nach einander zu Boden. Die übrigen voll Entsetzen über die Wuth des wieder aufgelebten Todten springen in das Wasser und überlassen ihr mit Getreide beladenes Fahrzeug dem Ciaccone, und der tapfere Mann erreicht glücklich seine Waffengefährten mit seiner Beute. Ueber 200 Spanier verloren auf diesem übereilten Rückzuge das Leben, und aller Wein und Proviant des Befehlshabers Valdes ward den Siegern zu Theil.

Indeß blieb es noch immer ungewiß, ob die niederländische Flotte, bey allen schon erlangten Vortheilen, die Stadt, das letzte Ziel so unermeßlicher Anstrengungen, erreichen werde; denn immer noch sind die Hindernisse nicht alle be-

siegt. Um von dem Puncte, wo sie sich jetzt befand, nach Leyden zu gelangen, mußte sie, weil dort die Gegend merklich höher liegt, ihre Fahrt aus dem Soeterwouder Canal durch den sogenannten Vlietgraben nehmen. Aber dieser Graben, welcher von dem Dorfe Lammen nach der Stadt hinläuft, war nicht nur durch eingeschlagene Pfähle am Eingange, sondern auch durch eine feindliche Schanze bey Lammen, zwischen der Vliet und dem Roonburger Canal versperrt. Diese große feste Schanze, worin der spanische Oberst Borgia Befehlshaber war, mußte erst erobert werden, ehe man sich der Vliet nähern konnte; es blieb also der niederländischen Flotte nichts übrig, als sich zu einem Angriff auf dieselbe zu entschließen.

Durch eine Taube wurden die Belagerten von diesem Vorhaben unterrichtet und zugleich aufgefordert, den Angriff durch einen Ausfall zu unterstützen. Das Geschütz ward durch Soeterwoude über das Papenmeer herbeygeschafft, und so bald es angelangt war, hob das Feuer gegen die Schanze an (2. October). Die spanische Besatzung derselben vertheidigte sich mit großer Tapferkeit, und die Niederländer erlitten einen beträchtlichen Verlust; das feindliche Geschütz war trefflich gerichtet, ein einziger Schuß aus der Schanze tödtete auf ein Mahl sieben Niederländer. Die Befehlshaber der letzteren zweifelten endlich, daß sie sich der Schanze ohne Aufopferung einer zahlreichen Mannschaft würden bemächtigen können. Ja als auch der erwartete Ausfall der Leydener nicht erfolgte, fingen sie an zu fürchten, daß sich die Stadt schon ergeben habe, eine Besorgniß, welche nicht eher als am nächsten Morgen wieder verschwand, da man das Stadtpanier noch auf den Thürmen sah.

Die Befehlshaber der Flotte hielten jetzt eine Berathschlagung zu Soeterwoude, worin beschlossen ward, noch mehr Feuerschlünde herbey zu schaffen, und am folgenden

Morgen den Angriff auf die Schanze zu erneuern. Ein Mitglied der Versammlung that den Vorschlag: die Schanze bey Lammen, deren Eroberung so viel Schwierigkeiten darboth, zu umgehen, und ostwärts von derselben, wo der Boden eben und an manchen Stellen schon überschwemmt war, eine Durchfahrt nach der noch eine drittel Meile von dort entfernten Stadt graben zu lassen.

Der Donner des niederländischen Geschützes bey dem Angriff auf Soeterwoude und der Anblick der aufsteigenden Flammen über dem Dorfe hatten die Belagerten auf's Neue mit frohen Hoffnungen erfüllt. Aber erst spät erfuhren sie die Ankunft der Flotte bey Lammen; denn das Schreiben des niederländischen Admirals, worin sie davon benachrichtiget, und zu einem Ausfall aufgefordert wurden, war den Feinden in die Hände gefallen. Jetzt da sie von der Nähe ihrer Freunde unterrichtet waren, zeigten die Befehlshaber den Bürgern, um sie zu einem Ausfalle anzufeuern, von den Mauern herab die Schanze bey Lammen mit den Worten: Hinter jenen Wällen ist Brot, wollt ihr es dort liegen lassen, und Hungers sterben? Nein, nein! war die Antwort der ganzen hungernden Menge; lieber wollen wir mit Nägeln und Zähnen die Wälle durchnagen! Die letzten Kräfte werden angestrengt, Alles rüstet sich zu einem Ausfalle. Die freudige Aussicht Brot zu finden, ist der Talisman, der sie ihre Schwäche plötzlich vergessen läßt, und selbst die Todesfurcht besiegt. Weiber und Kinder müssen sich von den Mauern entfernen, und alle Fahrzeuge in der Stadt werden auf die Canäle gebracht.

Aber in der Nacht vom 2. auf den 3. des Weinmonaths änderte sich die ganze Scene. Valdes, der von Soeterwoude nach Leiderndorf geflüchtet war, hatte an Borgia Befehl gesandt, sich in Zeiten abzuziehen; weil er ihm, wegen der Stellung der niederländischen Flotte, keinen Beystand

leisten könne, wenn er von einer überlegenen Macht angegriffen würde. Die Gewißheit eines solchen Angriffes auf der einen und eines Ausfalles der Belagerten auf der andern Seite bestimmten Borgia zum Abzuge. Während man noch zu Lammen hierüber berathschlagt, stürzt plötzlich ein sechs und zwanzig Ruthen langes Stück der Leydener Stadtmauer, zwischen dem Kuhthore und dem Burgundischen Thurm, mit einem ganzen Bollwerke, unter fürchterlichem Krachen, ein. Dieses zufällige Ereigniß, welches, einige Tage früher vorgefallen, wahrscheinlich den Untergang der Belagerten nach sich gezogen hätte, beschleunigt jetzt ihre Befreyung. Die Spanier zu Lammen halten es für die Wirkung einer schrecklichen Explosion, von den Belagerten selbst veranlaßt, um sich einen Ausgang zu dem morgenden Ausfall zu öffnen. Von Furcht und Schrecken ergriffen, werfen sie eiligst ihr Geschütz in den Vliet, und verlassen ohne Trommelschlag in tiefer Stille die Schanze.

Die Erzählung eines Knaben, welcher während der Nacht bemerkt hatte, daß die brennenden Lunten aus der Schanze verschwunden waren, ohne wieder zu erscheinen, brachte die Belagerten am folgenden Morgen (3. October) zuerst auf die Vermuthung dessen, was zu Lammen vorgefallen war. Man wünschte Gewißheit zu haben, und der Knabe ließ sich durch das Versprechen einer Belohnung von sechs Gulden bewegen, die Sache näher zu untersuchen. Er schlich hinaus nach der Schanze, und winkte mit dem Hutte zum Zeichen, daß sie unbesetzt sey. Ein Mann, der dem Knaben nachgefolgt war, bestätigte die frohe Bothschaft, und sogleich rückte der Hauptmann Gerhard von der Laan mit seinen Freyschützen nach Lammen, um die Flotte zu empfangen. Zwey abgesandte Galeeren brachten dem Admiral Boisot die Nachricht von dem Abzuge der Spanier. Die Entfernung der Feinde aus der Schanze ist das Signal zum Aufbruche der Flotte;

die Pfähle am Eingange des Vliet werden aufgeräumt; alle Hindernisse sind glücklich besiegt, frolockend rudert die ganze Flotte den Vliet herauf. Sonntags den 3. des Weinmonaths, Morgens um acht Uhr, wirft sie die Anker dicht an der Stadt.

Welche Freude erweckt hier die Ankunft der Retter, mit denen Leben und Freyheit zurückkehren; was für Ausbrüche des lauten und allgemeinen Jubels, wie viel Thränen der Wonne und des Dankes! „Leyden ist gerettet! Leyden ist frey!“ so schallt es durch die ganze Stadt, und dieser frohe Ausruf treibt, wie eine Stimme vom Himmel, die Halbtodten aus ihrem lange verschlossenen Grabe hervor. Alles, was nur noch Kraft sich zu bewegen hat, wankt heraus, die Retter zu sehen und zu bewillkommen; und bald sind die Ufer des Canals und der Vietbrücke mit einer dichten Menschenmasse von jedem Alter und Geschlecht bedeckt. Hier stehen sie, die noch vor kurzer Zeit so wohlhabenden und glücklichen Einwohner Leyden's, jetzt die schauderhaftesten Bilder des menschlichen Elendes, und mit ihren hageren Körpern und entfleischten Gesichtern lebenden Gerippen ähnlich. Von wüthendem Hunger gefoltert, strecken sie Hände und Füße aus, um Brot, Häringe und andere Eßwaren aufzufangen, welche ihnen die Bootsleute von den Schiffen zuwerfen. Die stärksten und schnellsten springen bis über die Brust in's Wasser und schwimmen an den Bort der Schiffe, um desto früher etwas zu erhaschen. Einige eilen mit der erhaltenen Beute zu ihren verschmachtenden Hausgenossen zurück, um sie mit der längstentbehrten Nahrung zu erquicken. Andere, unfähig den folternden Hunger zu mäßigen, verschlingen die empfangenen Lebensmittel in solchem Uebermaße, daß sie ihre Unmäßigkeit mit dem Tode bezahlen mußten.

Mit den Aeußerungen der höchsten Freude wurden Boisot und die übrigen Befehlshaber der Flotte von dem geret-

teten und dankbaren Einwohnern empfangen. Sobald die Ersteren an das Land gestiegen waren, begaben sie sich mit ihren Seeleuten in die Kirche, und ein zahlreiches Gefolge von Einwohnern schloß sich mit an. Die dankbaren Herzen zerschmolzen in froher Rührung, und oft ward durch Schluchzen und Weinen der Gesang der Psalmen unterbrochen. Nach geendigtem Gottesdienst überließ sich Alles der Freude, und durch Glockengeläute, Kanonendonner und Lustfeuer ward der merkwürdige Tag der wunderbaren Rettung Leyden's gefeyert.

Den Niederländern hatte der Entsatz nur 40 Mann, den Spaniern aber über 1000 gekostet. Die Letzteren verließen noch am 3. alle ihre Posten um die Stadt, verbrannten ihre Hütten, und rissen die Schanzen nieder. Ihr Anführer tröstete sich über das erlittene Mißgeschick dadurch, daß nicht die Tapferkeit eines verächtlichen Feindes, sondern die unwiderstehliche Gewalt des Wassers ihn zur Aufhebung der Belagerung gezwungen habe. Aber nicht so leicht ließen sich seine Soldaten, denen die Plünderung Leyden's zur Entschädigung für ihre rückständigen Soldforderungen versprochen worden war, über die vereitelte Hoffnung, ihre Befriedigung zu erhalten, beruhigen. Sie erregten abermahls einen Aufstand, bemächtigten sich ihres Anführers, der bey ihnen in den Verdacht gekommen war, daß er, durch Bestechung gewonnen, den schon fest beschlossenen Sturm nicht versucht habe, und er mußte sich glücklich preisen, daß sie ihn nicht in den ersten Ausbrüchen ihrer Wuth in Stücke hieben. Mit Stricken gebunden wie einen Verbrecher schleppten sie ihn mit sich fort, verjagten ihre Hauptleute, wählten einen Eletto, und rückten vor die Stadt Utrecht, um sich durch Plünderung derselben für ihre Forderungen bezahlt zu machen. Aber die Bürger verschlossen ihre Thore, und schlugen die Angriffe der Rasenden mit großem Verluste zurück. Endlich bewirkte Valdes selbst bey dem Comthur die Bezahlung der Rückstände, worauf

sie wie gewöhnlich zu ihrer Pflicht zurückkehrten, und in der Gegend von Mastricht in die Winterlager verlegt wurden.

Der Prinz von Oranjen hörte eben zu Delft die Nachmittagspredigt an, als ihm sein Hellebardirer, Hans von Brügge, die Bothschaft von der Rettung Leyden's brachte. Nach geendigter Predigt ließ er die frohe Nachricht von der Kanzel bekannt machen, und pfeilschnell flog sie durch die Stadt und die ganze benachbarte Gegend, und verbreitete überall die lebhafteste Freude. Den folgenden Tag (4. October) begab sich der Prinz selbst nach Leyden, dankte den Einwohnern für ihre Treue und Standhaftigkeit, und machte eine Veränderung unter den Mitgliedern des Raths. Er veranstaltete darauf bey den umliegenden Orten eine Beysteuer an Lebensmitteln für die Leydener, welche sehr reichlich ausfiel; denn aus Delft allein erhielten sie für 1000 Gulden am Werthe.

Als etwas Außerordentliches haben die Geschichtschreiber den Umstand aufgezeichnet, daß sich den Tag nach der Befreyung der Wind Anfangs südöstlich und gleich darauf nordwärts gewendet, und das Wasser mit einem Ungewitter aus dem Lande in das Meer zurückgetrieben habe, ein Ereigniß, das, wenn es sich früher zugetragen hätte, die Rettung der Stadt vereitelt haben würde.

Zum Beweise ihrer Erkenntlichkeit für die geleistete standhafte Gegenwehr, bothen der Adel und die übrigen Städte Hollands den Leydenern die Zollfreyheit oder eine Universität an. Sie wählten das Letztere, und am 6. Januar 1575 ward der Stadt durch eine, im Nahmen des spanischen Monarchen, von den holländischen und seeländischen Ständen ausgestellte Urkunde das Recht zur Gründung einer hohen Schule feyerlich ertheilt. Die Befehlshaber der Flotte wurden von den holländischen Ständen mit goldenen Ketten und Kleinodien beschenkt, und mit Denkmünzen, auf welchen man

einen Würgengel erblickte, der durch einen plötzlichen Ueberfall Schrecken und Tod über die Spanier verbreitet. Der Stadtrath von Leyden verordnete einen jährlichen Festtag zur Feyer des Entsatzes, und erstreckte seine Dankbarkeit selbst bis auf die Tauben, welche während der Belagerung als Briefträgerinnen gedient hatten. Sie wurden sorgfältig gepflegt, und nach ihrem Tode aufgetrocknet und mit ausgespannten Flügeln, zum Andenken für die Nachwelt, auf dem Rathhause aufgestellt.

Im Frühjahre 1575 berief St. Aldegonde von Heidelberg und andern deutschen Orten her die ersten öffentlichen Lehrer für die neu gestiftete hohe Schule: und so entstand mitten im Geräusche der Waffen die berühmte Universität zu Leyden, die den Nahmen dieser Stadt bey allen civilisirten Nationen bekannt gemacht, eine grosse Anzahl merkwürdiger Männer in allen Fächern des menschlichen Wissens gebildet, und sich bis auf unsere Zeiten erhalten hat.

# Friedrich von Schillers
# sämmtliche Werke.

Zwey und dreyßigster Theil.

Geschichte
des
Abfalls der Niederlande von der spanischen Regierung
IV. Theil.

Fortgesetzt von Carl Curths.

Grätz, 1834.
Bey Joh. Andreas Kienreich.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

## 14.

# Eroberungen der Spanier in Holland.

## 1 5 7 5.

Kaiser Maximilian II., einer der gerechtesten und duldsamsten Fürsten aus dem österreichischen Hause, hatte durch seine Vorstellungen am spanischen Hofe, endlich seinen Schwiegersohn, Philipp II., bewogen, daß er seine Einwilligung zu einem Friedenscongresse in den Niederlanden gab, der unter kaiserlicher Vermittlung die gegenseitigen Beschwerden untersuchen, die streitenden Parteyen vergleichen, und dem verderblichen Bürgerkriege ein Ende machen sollte. Die Stadt Breda ward mit beyderseitiger Einwilligung zum Orte der Unterhandlungen gewählt, und die Bevollmächtigten der Parteyen versammelten sich daselbst zu dem wohlthätigen Geschäft der Versöhnung und des Friedens. Von Seiten des Prinzen von Oranien und der Stände von Holland und Seeland waren es: Carl Boisot, Statthalter von Seeland, St. Aldegonde und Paul Buis, Pensionär von Holland, nebst einigen Andern; die königliche Partey sandte den Grafen de la Roche, den Doctor Leoninus, öffentlichen Lehrer der Rechte auf der hohen Schule zu Löwen, den Secretär La Torre und mehrere andere nicht unberühmte Männer; als Bevollmächtigte des Kaisers aber erschienen die Grafen von Schwarzburg und Hohenlohe, beyde Schwäger des Prinzen von Oranien. Am 3. März 1575 wurden die Unterhandlungen eröffnet.

Die niederländischen Abgeordneten forderten Entfernung der spanischen und übrigen fremden Truppen, Zusammenberufung der allgemeinen Stände, und freye Uebung der nichtkatholischen Glaubenslehre. Die Gegenerklärung der Bevollmächtigten des Königs war: Die spanischen Truppen sollten das Land räumen, wenn die Gegenparter ebenfalls ihr fremdes Kriegsvolk entlassen würde; die niederländischen Stände sey der König bereit in eben der Art zu versammeln, wie zu der Zeit, als ihm sein Vater, Kaiser Carl V., die Regierung über die Niederlande abgetreten habe; aber in Absicht des Gottesdienstes könne keine Veränderung verstattet werden, weil der König bey der Huldigung die Erhaltung der wahren Religion beschworen habe; jedoch sollten die Provinzen mit der spanischen Inquisition verschont werden.

Diese Antwort bewilligte dem Anschein nach Alles, was die Niederländer forderten, den einzigen Punct der freyen Religionsübung ausgenommen. Da nun jene auf diese Vergünstigung bestanden, und der Graf von Schwarzburg besorgte, daß dieser Umstand die meisten Schwierigkeiten veranlassen und der gegenseitigen Aussöhnung vielleicht ein unüberwindliches Hinderniß entgegensetzen würde: so schlug er, um Zeit zu gewinnen, einen sechsmonathlichen Stillstand vor, während dessen die Religionsübung, so wie sie gegenwärtig bestände, fordauern solle. Der Oberstatthalter Requesens aber wollte den Stillstand nur auf zwey Monathe und unter der Bedingung bewilligen, daß aller protestantische Gottesdienst während dieser Zeit aufhören müsse. Bey einer so geringen Aussicht, den Zweck seiner Sendung zu erreichen, verließ der kaiserliche Commissarius, Graf von Schwarzburg, Breda, und kehrte nach Deutschland zurück. Nach seiner Entfernung wurden zwar die Unterhandlungen noch fortgesetzt; aber die feindseligen Gemüther dehnten ihre Forderungen immer weiter aus. Wahrscheinlich war es beyden Parteyen

kein Ernst mit einer Versöhnung, und die Versammlung trennte sich, ohne den Verheerungen des Kriegs ein Ziel gesetzt zu haben (1575, Julius).

Während dieses fruchtlosen Congresses, welcher große Hoffnungen erregte, ohne sie zu erfüllen, hatten die Waffen nicht geruht. Beyde kriegende Theile strebten einander Abbruch zu thun, um sich dadurch günstigere Bedingungen zu erkämpfen; aber das Kriegsglück folgte den Fahnen der Spanier. Die oranische Partey hatte einen fruchtlosen Versuch gemacht, Harlem wieder zu gewinnen; der Comthur dagegen entwarf einen weitumfassenden Plan, sich an der Maas, am Lek und an der Yssel festzusetzen, um dadurch die Provinz Holland von der Landseite ganz einzuschließen. Auf dieses Ziel hin zweckten die Operationen seiner Feldherren.

Von Westfriesland her drang Barlaimont von Hierges, nachdem er jene Provinz mit Raub, Mord und Brand erfüllt hatte, mit 7000 Mann zu Fuß und 4 Cornetten Reiter in Geldern ein, und stand ganz unerwartet vor Büren (1575, 19. Julius), einer kleinen, mit einer hohen Mauer und breitem Graben befestigten Stadt, die eine Besatzung von 4 Fahnen Fußvolks hatte. Hierges ließ sie aus 15 Feuerschlünden beschießen, und zwang die Besatzung zur Uebergabe. Zugleich überfiel Mondragone mit 1200 Mann die Schanzen von Klundert, Finard und Ruygensil an der holländischen Seemündung, vertrieb die niederländische Besatzung und bemächtigte sich der Schanzen. Hierges, verstärkt durch das deutsche Regiment Fugger, durch ein Regiment Wallonen und 15 Fahnen Lütticher Schanzgräber, theilte seine Macht in drey Heersäulen, rückte über die Maas und den Lek nach Bommel, Wondrichen und Schoonhofen, und erschien plötzlich mit seinem ganzen Corps vor Oudewater, während man einen Angriff auf Gouda erwartet hatte.

Oudewater liegt auf einem Damme an der Yssel. Das Städtchen war mit Mauern, Thürmen und breiten Wassergraben umgeben, hatte eine Besatzung von 4 Fahnen Deutsche, Franzosen und Schotten, und die ganze wehrhafte Mannschaft, mit Einschluß der bewaffneten Bürger, betrug 700 Köpfe. Kaum hatten die Feinde den Ort berennt (19. Julius), so bemächtigten sie sich einer Schanze, die zum Schutz der benachbarten Yssel-schleuse diente, vermittelst deren die Stadt unter Wasser gesetzt werden konnte. Der Prinz von Oranien hatte den Einwohnern zu einer Ueberschwemmung gerathen; aber aus Eigennutz, um nicht das Heu auf den Wiesen zu verlieren, ward sie unterlassen. Den 6. August forderte Hierges die Stadt zur Uebergabe auf, und nach erfolgter verneinender Antwort ließ er sie aus 28 Feuerschlünden beschießen. Das Feuer ward ununterbrochen bis zum folgenden Tage fortgesetzt. Die Feinde stürmten, aber ohne Erfolg, und während der Nacht füllten die Belagerten die Breschen wieder aus. Den nächsten Tag ward der Sturm wiederhohlt, und nach einer tapfern Gegenwehr erstiegen die Belagerer den Wall. Alles, was den ergrimmten Siegern in die Hände fiel, ward niedergehauen, und ein plötzlich entstandener Brand verzehrte den größten Theil der Stadt. Verschiedene Weiber und Mädchen wurden jede für drey bis vier Thaler verkauft; ein protestantischer Geistlicher fand seinen Tod am Galgen, und 20 gefangene Bürger, welche nicht so viel Lösegeld bezahlen konnten, als die Kriegsleute forderten, wurden von diesen Barbaren mit kaltem Blute ermordet.

Von den Ruinen Oudewaters wandte sich Hierges gegen Schoonhofen (10. August). Sein Geschütz warf einen Theil der Stadtmauer nieder, und La Garde, des Prinzen Befehlshaber, übergab, gegen einen freyen und ehrenvollen Abzug, nach wenigen Tagen den Ort. Rastlos verfolgte der

thätige Hierges seine Eroberungen, bemächtigte sich der Schanzen in Krimpen und Papendrecht, und machte sich dadurch fast ganz zum Herrn der Yssel, des Leks und der Meer-Rhede. Selbst Dordrecht gerieth in Gefahr; aber der Prinz traf schleunige Anstalten, diesen wichtigen Ort zu sichern. Bald darauf rief eine andere Bestimmung den spanischen Feldherrn von dem bisherigen Schauplatz seiner Thaten ab. Er führte einen Theil seines Heeres nach Brabant, den andern ließ er in Holland zurück und übergab ihn seinem Bruder, dem Grafen von Megen, welcher vor Woerden ging, und diese Stadt bis zum August des folgenden Jahres belagerte.

Um diese Zeit vermählte sich der Prinz von Oranien mit seiner dritten Gattinn, Charlotte von Bourbon, nachdem er die Ehe mit seiner zweyten Gattinn, Anna von Sachsen, wegen des ausschweifenden Wandels dieser Prinzessinn, hatte trennen lassen. Die spanische Partey nannte die neue Heirath einen Ehebruch, theils weil Anna von Sachsen noch lebte, theils weil Charlotte von ihrem Vater eigentlich für den geistlichen Stand bestimmt gewesen war. Die Vermählung geschah zu Briel, und die Prinzessinn ward von den Abgeordneten aller oranisch gesinnten Städte feyerlich begrüßt und beschenkt. Doch die beunruhigenden Fortschritte der Spanier in Holland und die großen Anstalten und Rüstungen des Oberstatthalters zu einer Unternehmung gegen Seeland, nöthigten den Prinzen sich den Armen seiner jungen Gattinn bald wieder zu entreißen. Wenige Tage nach der Vermählung begab er sich, mit Einwilligung der Stände, nach Walcheren, um das Ungewitter zu beschwören, welches sich von Brabant her über Seeland zusammenzog.

Ehe wir uns jedoch zur Erzählung der merkwürdigen Begebenheiten in Seeland wenden, sey es erlaubt den nach-

folgenden Vorfall, ob er gleich nicht zur Geschichte des Kriegs gehört, hier aufzunehmen; weil oft Ereignisse solcher Art den Geist des Zeitalters und der Revolutionen, die sie hervorbrachten, am treuesten und anschaulichsten charakterisiren.

So schonend und tolerant sich auch der Prinz von Oranien überall gegen die Bekenner der katholischen Glaubenslehre bewies, so wenig ruhete doch auf den meisten seiner Unterbefehlshaber der Geist einer vernünftigen Duldung. Die blutdürstige Wuth, mit der jene Glaubensgenossen die Anhänger des Protestantismus seit dem ersten Entstehen dieser Secte in allen Ländern, wohin sie sich verbreitete, und besonders auch in den Niederlanden, verfolgt hatten, reizte die Letzteren zu einer unversöhnlichen Rache, und ihre neue Religion war nicht dazu geeignet, ihnen mildere und duldsamere Gesinnungen gegen Andersdenkende einzuflößen. Sie übten daher, wo sie die Stärkeren waren, die schauderhafteste Wiedervergeltung aus. Ein empörendes Beyspiel dieser Art, deren die Zeitgeschichte so zahlreiche aufstellt, ereignete sich zu Anfange des gegenwärtigen Jahrs in den Niederlanden, wo sich der Religionshaß mit den Attributen der öffentlichen Gerechtigkeit bekleidete, um in dieser geheiligten Gestalt die unglücklichen Gegenstände seiner Wuth ungestraft zu zerfleischen. — Nach dem verheerenden Einfall des spanischen Feldherrn Hierges in Westfriesland, dessen schon oben erwähnt ward, verbreitete sich das Gerücht, der Feind habe einige Landstreicher gedungen gehabt, eine Anzahl Dörfer in jener Provinz in Brand zu stecken. Die Sage fand zu einer Zeit, wo die heftigste gegenseitige Erbitterung herrschte, und wo die feindseligen Parteyen sich jeden Frevel, jede Schändlichkeit gegogen einander erlaubten, allgemeinen Glauben, selbst bey den Ständen von Nordholland und dem Obersten Sonoi, des Prinzen Befehlshaber in dieser Provinz. Die Richter wurden aufmerksam, und in kurzer Zeit zog man

über zwanzig Personen aus dem niedrigsten Pöbel als verdächtig ein, welche zwar Einbrüche und andere Vergehungen eingestanden, aber alle Theilnahme an irgend einer Mordbrennerey abläugneten. Den argwöhnischen und strengen Sonoi aber befriedigte diese Untersuchung nicht, er drang auf ein schärferes Verfahren wider die Eingezogenen, und setzte dazu ein besonderes Gericht nieder (1575), welches seine Sitzungen Anfangs zu Alkmar und zuletzt auf dem Schlosse Schragen hielt. Dieses verabscheuungswürdige Tribunal, mit Recht das Gegenstück zu dem berüchtigten Blutrath des Herzogs von Alba genannt, eröffnete seine Unternehmungen damit, daß es die Eingezogenen durch die Martern der Folter und durch das Versprechen der Straflosigkeit für ein aufrichtiges Bekenntniß bewog, einige ihnen bekannte reiche Landleute als Urheber des Verbrechens, dessen man sie bezüchtigte, anzugeben. Nur Einer von ihnen läugnete standhaft, bis man ihn mit zusammengebundenen Armen und einer zweyhundertpfündigen Last an der großen Zehe, an einer Leiter aufhing. Die unerträglichen Schmerzen dieser Folter preßten ihm die Bestätigung der Angabe seiner Mitgefangenen aus.

Dieß war es, was die Richter wünschten. Die angeschuldigten Landleute, unter denen die drey Angesehensten Katholiken waren, werden sogleich eingezogen und vor das Gericht gestellt; aber einstimmig erklären sie die ihnen gemachte Beschuldigung für eine Erdichtung. Die Angeber selbst, welche trotz des erhaltenen Versprechens der Begnadigung zum Scheiterhaufen geführt werden, widerrufen auf dem Wege dahin ihre Anklage, und betheuern die Unschuld der eingezogenen Landleute so wie ihre eigene.

Doch dieser Widerruf half den Letztern nichts; der Prozeß gegen sie ward fortgesetzt, und um sie zum Eingeständniß eines nicht begangenen Verbrechens zu zwingen, wurden

Martern an ihnen versucht, deren Erzählung allen Glauben übersteigen würde, wenn es nicht leider eine oft bestätigte traurige Erfahrung wäre, daß der Mensch nie sinnreicher ist, als in Erfindung neuer Qualen für Geschöpfe seiner Gattung. Ihre Körper wurden auf eine cannibalische Art mißhandelt. Einer der Unglücklichen starb unter den Martern der Folter; ein Anderer, unfähig die entsetzlichen Schmerzen länger zu ertragen, bekannte sich schuldig. Er ward verurtheilt, daß ihm das Herz aus dem Leibe gerissen, und er sodann geviertheilt werden sollte; und dieses barbarische Urtheil ward zu Hoorne an ihm vollzogen, ob er gleich noch auf dem Richtplatz das durch die Qualen der Folter erzwungene Bekenntniß widerrief, und seine Unschuld betheuerte. Ein Dritter von den Angeschuldigten gestand während der peinlichen Frage nicht nur die ihm zur Last gelegten Verbrechen ein, sondern gab auch verschiedene andere Personen, ja sogar ganze Gemeinden als Theilnehmer derselben an. Die Verhaftungen und Untersuchungen schienen nun kein Ende nehmen zu wollen. Unter den zuletzt Eingezogenen befand sich auch ein Bürger von Hoorne, über dessen Verhaftung sich ein Streit zwischen Sonoi und der Stadt erhob. Die letztere beklagte sich bey dem Prinzen, welcher Sonoi's tyrannischem Verfahren Einhalt that. Die noch übrigen Gefangenen erhielten ihre Freyheit wieder, jedoch zum Theil erst nach dem Gentischen Frieden, und ohne für die erduldeten Leiden und den ihnen zugefügten Schaden entschädigt zu werden. Sonoi's und der Blutrichter Grausamkeit blieb ungestraft.

---

## 15.

# Merkwürdiger Uebergang

## der Spanier nach Schouveland und dessen Folgen.

## 1575.

Seeland war der Hauptsitz der Revolution. In dieser Inselmasse fanden die Anhänger derselben, welche aus Holland und den übrigen Provinzen vertrieben wurden, ein sicheres Asyl, und den Flotten, worin ihre größte Stärke bestand, gewährte sie Schutz und Zuflucht und einen ruhigen Sammelplatz. So lange die abgefallenen Niederländer dort noch den Meister spielten, konnten die Spanier nicht daran denken, sie wieder zum Gehorsam zurück zu bringen; und selbst alle Eroberungen in Holland gewährten nur einen ungewissen Besitz, wenn die Gemeinschaft beyder Provinzen nicht getrennt und ihnen dadurch die Möglichkeit einer gegenseitigen Unterstützung entzogen ward, wovon die Belagerung von Leyden erst jüngst ein Beyspiel aufgestellt hatte. Der Oberstatthalter sah die Nothwendigkeit der Trennung beyder verbündeten Provinzen ein, und beschloß sie mit den Waffen in der Hand zu versuchen. Es ward ein Plan entworfen, durch die Eroberung von Schouveland, der äußersten Insel Seelands, festen Fuß in dieser Provinz zu fassen, und um dabey die überlegene feindliche Seemacht zu vermeiden, sollte der Angriff auf jene Insel nicht von der Meer-

seite durch eine Flotte, sondern vom Lande her durch ein auserlesenes Truppencorps bewirkt werden. Dieser große und kühne Entwurf war die Veranlassung zu einer der merkwürdigsten und außerordentlichsten Unternehmungen des niederländischen Kriegs.

Die Provinz Seeland besteht aus einer Anzahl grösserer und kleinerer Inseln, von den wühlenden Fluthen der Nordsee, der Schelde und der Maas, welche Ströme sich hier in mehreren Armen in das Meer ergießen, dem festen Lande nach und nach entrissen. Sehr verschieden an Breite und Tiefe waren die Arme und Buchten, welche die Mündungen der beyden Ströme zwischen den Inseln bilden. Manche von ihnen waren so seicht, daß man sie durchwaten konnte, und zuweilen über dem Wasser noch die Spitzen der Dörfer sah, die in früheren Zeiten hier gestanden hatten, und vom Ocean verschlungen worden waren. Eben diese Seichte machte sie auch den Schiffen unzugänglich. Einige ausgetretene Seeländer, genau bekannt mit der natürlichen Beschaffenheit ihres Vaterlandes, theilten dem Oberstatthalter ihre Beobachtungen mit, und machten ihn aufmerksam auf die eben erwähnten Umstände. Sie stellten ihm vor, wie leicht es sey von Tholen, der zunächst an das feste Land grenzenden seeländischen Insel, nach Philippsland, der darauf folgenden, welche seit der großen Ueberschwemmung (1525) noch nicht wieder angebaut war, herüber zu schiffen; von hier nach Duiveland breite sich eine Sandbank aus, über welche man vermittelst eines Canals, die Zipe genannt, gelangen könne, und die Bucht zwischen Duiveland und Schouveland könne während der Ebbe durchwatet, und so das Ziel erreicht werden. Nähme die seeländische Flotte zu beyden Seiten der Sandbank zwischen Philipps- und Duiveland ihren Posten, um den Durchzug zu hindern; so hätte man Hoffnung sie auf der einen oder der andern Seite, weil sie getheilt handeln

müsse, zu überwältigen und zurück zu schlagen; und gelänge es den Spaniern, sich der Schanze zu Viane auf Tholen zu bemächtigen, so könnten sie von dort aus dem Corps, welches den Uebergang unternähme, Beystand leisten. — Auf diese Bemerkungen und Vorschläge gründete Requesens den Plan zur Unterwerfung Seelands. Er legte ihn seinen Feldherren Vitelli, Mondragone, d'Avila und Ulloa zur Beurtheilung vor. Sie fanden die Aufgabe schwer und die Ausführung des Unternehmens mit nicht geringen Schwierigkeiten verknüpft; aber dem Glücke und der Tapferkeit ihrer Krieger vertrauend, schien ihnen ein glücklicher Erfolg nicht unmöglich, und das Wagestück, welches so wichtige Vortheile versprach, ward allgemein gebilligt.

Die Anstalten zu der Ausführung desselben werden mit dem größten Eifer betrieben, und dem einsichtsvollen Vitelli überträgt der Oberstatthalter mit unbeschränkter Vollmacht die Leitung der Zurüstungen. Mehrere tausend Soldaten erhalten Befehl, sich in der Gegend von Antwerpen zusammen zu ziehen. Auch Hierges wird aus Holland abgerufen. Die Werfte von Antwerpen und Bergen op Zoom sind in voller Thätigkeit, weil sie eilend 30 Galeeren und eine Anzahl kleinerer Fahrzeuge liefern sollen.

Die Anstalten des Feindes erregten die Aufmerksamkeit des Prinzen von Oranien, und nicht lange blieb ihm der Zweck derselben verborgen. Er verstärkte deshalb die Besatzungen von Zirikfee und anderer festen Posten der Inseln Schouwen und Duiveland, und ließ eine Flotte ausrüsten, bestimmt die Buchten zwischen den seeländischen Inseln zu beobachten, und den Uebergang der Feinde zu hindern. Sie stach in See, und war so glücklich, bey Rosenthal zwölf neue spanische Fahrzeuge zu überraschen, welche als Transportschiffe bey der Unternehmung gegen Seeland gebraucht werden sollten. Sie führten den Nahmen Krummschnäbel, und

waren von besonderer Bauart, um leichter zwischen den Inseln fahren zu können. Die Seeländer steckten sie in Brand, und 200 Soldaten, mit denen sie besetzt waren, wurden zerstreut. —

Indeß versammelte sich auf der Insel Tholen der gegen Seeland bestimmte spanische Heerhaufe; 4000 Mann zu Fuß, 4 Cornetten Reiter und 200 Schanzgräber unter Vitelli, Mondragone und Ulloa. Der Comthur selbst begab sich dahin, und während die nöthigen Vorkehrungen zu dem Uebergange der Truppen geschahen, wurden der Fähnrich Juan Aranda, ein thätiger und ausgezeichneter junger Mann, und der Ritter Raphael Barberini, mit einigen ausgewählten und der Gegend kundigen Leuten ausgesandt, um die Beschaffenheit der Buchten und Untiefen zu erforschen, und die Stellen aufzusuchen, die man durchwaten, und wohin man sich mit den Schiffen wagen könne. Es gelang ihnen, nicht ohne sich den größten Gefahren auszusetzen, die nöthigen Untersuchungen anzustellen; sie kehrten mit den erlangten Localkenntnissen zurück, und nach ihrem Bericht war der Plan zu dem Uebergange entworfen.

Von St. Annenland an der äußersten Spitze der Insel Tholen, setzte das spanische Corps ohne Schwierigkeiten auf leichten Fahrzeugen nach Philippsland über. Durch eine vier tausend Schritte breite Bucht ist diese vierzig Jahre zuvor dem Meere abgewonnene und angebaute Insel von Duiveland getrennt. Mitten durch die Bucht zog sich eine Sandbank hin, welche während der Ebbe unter dem Wasser sichtbar und den Schiffen unzugänglich war. Auf dieser Sandbank konnte man bey seichtem Wasser die Bucht durchwaten; aber es gab darin Lacken und tiefe Stellen, welche sorgfältig vermieden werden mußten. Zwischen vier und fünf Uhr des Morgens war der Stand des Wassers am niedrigsten.

Eine Anzahl von 1500 auserlesenen Soldaten, Spanier, Deutsche und Wallonen, geführt von den Hauptleuten Pacheco, Barberini, Aranda und Giralto, ward nebst den 200 Schanzgräbern bestimmt, den Durchgang nach Duiveland zu unternehmen. Sie wurden in zwey Haufen getheilt. Der erste unter Ulloa war 1000 Mann stark, und an diesen schlossen sich die Schanzgräber, der zweyte unter Gabriel Peralta bestand aus 500 Kriegsleuten. Die Nacht vom 28. auf den 29. des Herbstmonaths war zum Uebergange bestimmt. Die Kriegsleute näherten sich dem Ufer. Rüstung und Kleider bis auf die Schuhe und Hosen wurden abgelegt. Einige waren, außer dem Schwerte, mit Feuergewehren, Andere mit Speeren oder langen Beilen bewaffnet; die Schanzgräber führten Schaufeln und Haken. Jeder trug an dem Speere oder um den Hals, zwey kleine Beutel, wovon der eine mit zwey Pfund Schießpulver, der andere mit Zwieback auf zwey Tage angefüllt war. So vorbereitet, erwarteten sie die Stunde des Aufbruchs.

Mitternacht ist vorüber, und der Mond im letzten Viertel ist eben aufgegangen. Der Himmel hängt in schwarzen Wetterwolken herab. Flammende Blitze erleuchten zuweilen das Dunkel, und zittern über den Wellen. Eine tiefe schauervolle Stille, nur von dem Rauschen des nahen Meers unterbrochen. Jetzt das Zeichen für Ulloa's Zug. Paarweise, mit hochemporgehobenen Feuerröhren und Seitengewehren, und Einer dem Andern Muth einsprechend, treten die Krieger in die Fluthen hinab, die sich gleich einem weiten und offenen Grabe vor ihnen ausbreiten, und beginnen ihren gefährlichen Zug. Am Ufer steht der Komthur selbst, um durch seine Gegenwart ihre Unerschrockenheit zu erhöhen; und ein Priester an seiner Seite zeigt den Abziehenden die zuckenden Blitze, als Zeichen des himmlischen Beyfalls.

Die seeländische Flotte lag 42 Segel stark zu beyden Seiten der Sandbank, und harrte auf die Ankunft der Feinde mit ungeduldiger Kampflust. Sie hatte sich so weit herangedrängt, als es wegen der Untiefe möglich war, ja einige kleine Fahrzeuge waren vorsetzlich gestrandet, um näher zu seyn. Sobald das Rauschen des Wassers die Ankunft der Spanier verkündete, flogen Kugeln, Bootshaken und lange Stangen von den Schiffen auf die Kommenden. Aber das blendende Licht der Wetterstrahlen hinderte die Seeländer mit ihren Feuerröhren richtig zu zielen; und die Spanier, ohne sich schrecken oder aufhalten zu lassen, drangen unter beständigem Kampfe immer weiter vor. Dem Hauptmann Isidor Pacheco durchbohrte eine Kugel die Brust. Seine Kriegsleute, die ihn fallen sahen, eilten hinzu, um ihn aufzuheben, und auf ihren Schultern weiter zu tragen. Aber der Tapfere dem der Ruhm seiner Nation mehr galt, als seine eigene Erhaltung, rief ihnen zu: „Fort, fort eurem Ziele entgegen! Verweilt nicht bey mir, denn ich muß sterben!“ — Noch reichte den Spaniern das Wasser nur bis an die Knie; aber man mußte eilen, den Uebergang zu beendigen, ehe sich die Fluth wieder erhob. Durch Schnelligkeit, Anstrengung und Entschlossenheit überwand endlich Ulloa mit seinem Haufen alle Hindernisse und Gefahren, und erreichte das Ufer von Duiveland, ohne mehr als 12 bis 13 Mann verloren zu haben.

Nicht so glücklich waren die ihm folgenden Schanzgräber, und der Nachzug unter Peralta. Die steigende Fluth verschaffte den feindlichen Schiffen einen freyeren Spielraum, während jenen das Wasser schon bis über die Brust reichte. Einer drängte den Andern, sie verfehlten den rechten Weg, strauchelten, sanken und wurden von den Wellen verschlungen, oder wehrlos von den Seeländern gemordet. Es war eine schauderhafte Scene des Entsetzens und des Jammers.

Die seeländischen Matrosen selbst fühlten Mitleid mit den Unglücklichen. »Welche Raserey, riefen sie aus, treibt eure Anführer, euch wie Wasserhunde durch das Meer zu hetzen!« Von den 200 Schanzgräbern kamen nur 10 mit dem Leben davon. Peralta mit dem Nachzuge sah sich gezwungen wieder umzuwenden; denn es war keine Möglichkeit, weiter vorwärts zu kommen, und nur mit der größten Anstrengung und Gefahr konnte er das Ufer von Philippsland wieder erreichen.

Mit Anbruch des Tages hatte Ulloa die östliche Küste Duivelands glücklich erstiegen. Nach einem kurzen Gebethe an die Jungfrau und den Apostel Jacob, rückt er an der Spitze seiner Tapfern mit gefälltem Speere den Damm hinauf. Zehn Fahnen Franzosen, Niederländer, Engländer und Schotten unter Carl Boisot, dem Befehlshaber des Prinzen über Seeland, standen hinter dem Damme. Aber gleich beym ersten Angriff, ward Boisot, der tapfere Befreyer Leydens, von seinen eigenen Leuten erschossen, und sein Tod veranlaßte eine solche Bestürzung unter den Feinden der Spanier, daß sie in der größten Verwirrung entflohen. Sie retteten sich theils auf die Schiffe, theils flüchteten sie in verschiedene auf der Insel angelegte Schanzen, welche letzteren aber alle von den Spaniern erobert wurden.

Die seeländische Flotte hatte nach geendigtem Gefecht ihren Posten zwischen Philipps- und Duiveland verlassen, und sich nach Schouwen gewandt; weil die Befehlshaber vorher sahen, daß sich die gelandeten Spanier dorthin ziehen würden. Das spanische Geschwader benutzte ihre Entfernung, und führte die auf Philippsland zurückgebliebenen Kriegerhaufen unter d'Avila, Mondragone und Peralta, ebenfalls nach Duiveland über, wo sie zu ihren Waffengefährten stießen. Vereint drangen sie nun, von dem kühnen Mondragone geführt, durch die schlammigsten, mit Gesträuch und Binsen

verwachsene Bucht, welche Schouwen von Duiveland trennt. Fünf hundert Niederländer standen in Schlachtordnung am Ufer; aber der bloße Anblick der Spanier schlug ihren Muth darnieder, sie eilten ohne Gegenwehr davon, und warfen sich in Zirikſee. Die ganze Insel war jetzt den Verheerungen der Spanier preisgegeben. Zwar durchstach die Besatzung von Zirikſee den Borndammerwall; aber die Spanier verstopften nach einem blutigen Gefechte die Oeffnung wieder, und besetzten Brouvershagen und ein Blockhaus zwischen Borndamm und Zirikſee.

Der Oberstatthalter war indeß, in Vitelli's Begleitung, selbst auf der Insel angelangt, wo er mit den vornehmsten Befehlshabern einen Kriegsrath über den ferneren Gang der Unternehmungen hielt. Es ward die Frage aufgeworfen: ob Zirikſee die Hauptstadt der Insel, oder das befestigte Dorf Bommenede zuerst angegriffen werden sollte? Die meisten stimmten für das letztere; denn lasse man Bommenede hinter sich in der Gewalt der Feinde, so bleibe diesen ein offenes Thor nach Schouwen, wodurch sie von Holland aus Zirikſee und der ganzen Insel Unterstützung aller Art zuführen könnten. Der Angriff auf Bommenede ward also beschlossen.

Dieses Dorf lag unweit der Küste an der Spitze von drey Dämmen, welche einander bestrichen. Jeder Damm war mit einem Bollwerke versehen, welches den Hafen beherrschte. Eine zahlreiche Besatzung lag in dem Orte, und Neuykl, ein alter, erfahrner, französischer Kriegsmann, war Befehlshaber darin. Ein heftiges Feuer aus 12 Feuerschlünden eröffnete den Angriff; dann folgte ein Sturm, der aber mit großem Verlust der Belagerer zurückgeschlagen ward (23. October). Am siebenten Tage ward er wiederhohlt (30. Octob.), wobey die Belagerer, um die Besatzung durch eine scheinbar größere Anzahl zu täuschen, alle Jungen und übrigen zum Troß gehörigen Personen, mit Feuerröhren bewaffnet und

auf dem Damm in Schlachtlinie aufgestellt hatten. Aber die Belagerten ließen sich durch dieses Blendwerk nicht schrecken, sondern vertheidigten sich mit unerschütterlicher Tapferkeit, bis ihre durch langes Wachen und anhaltende Anstrengungen geschwächten Kräfte erschöpft waren. Der spanische Feldherr d'Avila bemerkte ihr Ermatten, und machte seine Krieger darauf aufmerksam. Da erstieg Toledo, ein spanischer Musketier, den Wall, und stürzte sich von oben mitten unter die Belagerten herab. Das heroische Beyspiel dieses Tapfern begeisterte seine Waffengefährten. Sie folgten ihm, und nach einer fünfstündigen Blutarbeit ward der Ort erobert, und die ganze Besatzung bis auf 20 Mann niedergehauen. Die Belagerung hatte zwanzig Tage gedauert, und kostete den Spaniern eine große Anzahl ihrer besten Leute.

Die nächste Unternehmung der letzteren galt Ziriksee, der ältesten Stadt in ganz Seeland. Der Prinz von Oranien hatte die Vertheidigung dieses wichtigen Platzes dem Obersten van der Dorp anvertraut, und die Besatzung bestand aus 10 Fahnen Fußvolk. Der einsichtsvolle und thätige Befehlshaber benutzte die kostbare Zeit, welche er durch eine verstellte Unterhandlung mit dem Feinde gewann, die Stadt mit Lebensmitteln zu versehen, und ihre Vertheidigungswerke durch Ueberschwemmungen und neue Schanzen zu verstärken.

Der feindliche Feldherr Mondragone beschloß, Ziriksee durch den Hunger zu besiegen, und ließ es daher von allen Seiten einschließen. Die Stadt liegt an der Bucht oder Durchfahrt zwischen Schouven und Duiveland. Um diese zu sperren, wurden große Pfähle eingerammt und mit Ketten verbunden; und wo die Tiefe des Wassers dieß nicht erlaubte, wurden Kähne vor Anker gestellt, durch übergelegte Breter in Verbindung gebracht, und mit Mannschaft und Ge-

schütz besetzt. Bewaffnete Fahrzeuge bewachten die übrigen Gewässer um die Stadt, und auf den Dämmen wurden Batterien angelegt, um die feindlichen Geschwader abzuweisen. Aber alle diese Anlagen rückten nur langsam fort; denn die Belagerten thaten häufige Ausfälle, und zerstörten von Zeit zu Zeit die Arbeiten der Belagerer; während ihre Landsleute von Walcheren her den Feinden die Zufuhr erschwerten, so daß die letzteren dem doppelten Ungemach des Mangels und der späten Jahreszeit ausgesetzt waren. Der Oberstatthalter und Vitelli erschienen selbst auf eine kurze Zeit im Lager, um durch ihre Gegenwart die Arbeiten zu beleben, und den gesunkenen Muth des Kriegsvolks wieder aufzurichten. Auf der Rückreise nach Antwerpen hatte Vitelli das Unglück, entweder vorsetzlich oder durch Zufall mit der Sänfte umgeworfen zu werden, wodurch sein schwerfälliger Körper so sehr beschädigt ward, daß er nach wenigen Tagen starb. Er hatte den Ruhm einer der besten spanischen Feldherren zu seyn, und der Oberstatthalter bediente sich seines Raths in allen Angelegenheiten des Kriegs. Die Soldaten bedauerten seinen Verlust nicht, weil sie ihn für den Urheber der beschwerlichen Belagerung von Ziriksee hielten; und die Geschichtschreiber jener Zeit machen ihm den Vorwurf, daß er ein Religionsspötter gewesen sey; weil er wahrscheinlich ein zu aufgeklärter Kopf war, um dem Aberglauben zu huldigen, den seine Zeitgenossen mit dem Nahmen Religion bezeichneten.

Der Winter ging vorüber, und Ziriksee widerstand noch immer dem Mangel und den Waffen der Spanier. Aber alle Versuche des Admirals Ludwig Boisot und des niederländischen Feldherrn, Grafen Philipp Hohenlohe, die Stadt zu entsetzen, oder mit Lebensmitteln zu versehen, mißlangen; und der Prinz von Oranien, welchem die Erhaltung dieses wichtigen Platzes so sehr am Herzen lag, begab sich im Früh-

fange des folgenden Jahrs selbst nach Walcheren, um noch eine Unternehmung zur Rettung derselben unter seinen Augen ausführen zu lassen. Es ward ein Fahrzeug von außerordentlicher Größe erbaut, und mit Geschütz und einer Besatzung von Hakenschützen versehen. Dieses schwimmende Schloß sollte sich vor dem Damm von Borndamm anlegen, und die Mannschaft an das Land setzen, welche die dortigen spanischen Schanzen angreifen und die ganze Aufmerksamkeit der Feinde auf diesen Punct ziehen sollte, indeß man während des Gefechts die Stadt zu verproviantiren suchen wolle. Unglücklicher Weise aber ward Mondragone von diesem Plane unterrichtet, und dadurch in den Stand gesetzt, zweckmäßige Gegenanstalten zu treffen, wodurch der erwartete Erfolg vereitelt ward. An dem bestimmten Tage (1576, 15. Junius) näherte sich das große niederländische Fahrzeug, auf welchem sich der Admiral Ludwig Boisot selbst befand, dem Damme, und ward von den Spaniern mit einem Eisenhagel empfangen. Die Landung der darauf befindlichen Kriegsleute konnte nicht ausgeführt werden, bey eintretender Ebbe gerieth das Fahrzeug auf eine Untiefe, und ward endlich, als die Fluth zurückkehrte, von den Spaniern in den Grund gebohrt. Drey hundert Mann von der Besatzung wurden in den Wellen begraben, und der Admiral theilte das Schicksal seiner Untergebenen. Lange trieb er auf einer abgerissenen Planke in den Fluthen umher, endlich mit Anbruch der Nacht sank er unter und verschwand.

Mit diesem Schlage war jede Hoffnung, Zirikſee zu retten, vernichtet. Vierzehn Tage nachher ergab sich die Stadt (1576, 29. Junius), nach einem neunmonathlichen Widerstande. Die Besatzung erhielt einen freyen Abzug, die Einwohner kauften die Plünderung mit 200,000 Gulden ab, und der Befehlshaber Vandorp verpflichtete sich, die Freylassung des gefangenen Admirals Hamsteede zu bewirken.

Mit dieser Eroberung beschlossen die Spanier ihre glorreiche Unternehmung gegen Seeland, deren Ausgang der Oberstatthalter Requesens nicht erlebte. Nur kurze Zeit blieb Zirikfee in den Händen des Feindes, und alle Vortheile jenes Unternehmens gingen für die Sieger verloren durch den unerwarteten Tod des Comthurs, durch den Aufruhr der spanischen Soldaten, und durch eine Reihe anderer Vorfälle, welche eben so glückliche Folgen für die Sache Oraniens und der Freyheit hervorbrachten, als sie den Angelegenheiten ihrer Gegner nachtheilig waren.

Auch in Holland hatten während des Kampfs in Seeland die Waffen nicht geruht. Die Spanier machten Anschläge auf den Texel, auf Wierinchen, Gertruidenberg und Gouda; aber sie gelangen eben so wenig, als die Versuche der Gegenparten, sich Amsterdams oder Harlingens zu bemächtigen. Der Geldmangel lähmte die Thätigkeit beyder Theile.

## 16.

# Vereinigung Hollands und Seelands.

## 1576.

Schon im Jahre 1574, als sich verschiedene Streitigkeiten unter den holländischen Ständen erhoben, weil der Adel als erster Landstand die Städte beschuldigte, daß sie ihn aller seiner alten, von den Vätern ererbten Vorrechte zu berauben suchten, forderte der Prinz von Oranien, mißvergnügt über diese Mißhelligkeit und ihre Folgen, die Stände auf: ihn des Antheils, welchen er bisher an der Regierung gehabt, zu entbinden, und sich derselben künftig allein zu unterziehen (1574, 20. October). Es läßt sich mit Wahrscheinlichkeit voraussetzen, daß die Absicht des Prinzen bey diesem Schritte keine andere war, als sich einen größern Einfluß auf die Verwaltung des Staats zu verschaffen; und ist diese Vermuthung gegründet, so erreichte er seinen Endzweck vollkommen. Die Stände, überzeugt, daß sie seiner Hülfe nicht entbehren konnten, und von seinen Vertrauten mit Besorgnissen, daß er seine Hand von ihnen abziehen werde, erfüllt, faßten den Beschluß, ihm die höchste Gewalt in allen Landessachen, unter dem Titel eines Regenten im Nahmen des Königs, zu übertragen, und sich selbst nur die Bewilligung der Steuern und übrigen Auflagen, so wie die Besetzung der obrigkeitlichen und anderer öffentlichen Aemter vorzubehalten (1574, 2. November). Dem Prinzen ward dieser Beschluß

vorgelegt, der seinen geheimen Wünschen so gemäß war, weil seine Gewalt dadurch vergrößert ward. Er nahm ihn an, und aus Dankbarkeit bewilligten ihm die Stände auf sechs Monathe, zur Bezahlung des Kriegsvolks und andern Ausgaben, ein monathliches Einkommen von 45,000 Gulden (December) aus dem Ertrage der damahls sehr erhöheten Accise.

Nach Beendigung dieser Angelegenheit begab sich Wilhelm nach Seeland, theils um auch in dieser Provinz die Staatsverfassung auf einen festeren Fuß einzurichten, theils über einen andern Gegenstand, der ihm sehr am Herzen lag, zu unterhandeln. Holland und Seeland hatten zwar bisher gemeinschaftlich gehandelt; aber diese Vereinigung beruhete nur auf einem gleichen Interesse, auf gleichen Gefahren und auf dem Kampfe wider einen gemeinschaftlichen Feind; sie war durch keine feyerlichen Verträge geheiligt, und hörte auf, so bald jene Umstände nicht mehr die nähmlichen waren. Oranien, überzeugt, daß beyde Provinzen einander nicht entbehren könnten, wünschte das Band ihrer Vereinigung so fest und innig zu knüpfen, daß beyde künftig nur einen Staat bilden möchten. So bald er daher der inneren Verfassung Seelands eine bessere Gestalt gegeben hatte, ging er nach Dordrecht, wo die Stände beyder Provinzen versammelt waren, und wo jetzt nach seiner Ankunft (1575, April) der Entwurf zu einer engern Verbindung gemacht ward.

Die darüber abgefaßte vorläufige Acte enthielt nachfolgende Puncte. Dem Prinzen wird die Macht zugestanden, in Allem, was die Sicherheit und Vertheidigung beyder Provinzen betrifft, nach seinem Willen zu verfahren, Kriegsämter zu besetzen und Besatzungen in die festen Plätze zu legen. Es wird ihm ferner die Verwaltung der zur Führung des Kriegs bestimmten Gelder und die Ausübung der Gerechtigkeit im Nahmen des Königs, übertragen; auch wird ihm die

Ertheilung von Gnadenbriefen, so wie die Begnadigung der Missethäter überlassen. Dagegen soll er sich verpflichten, die alten Vorrechte und Privilegien der Provinzen, so wie die reformirte Religion, zu erhalten und zu schützen, und die Uebung der römisch-katholischen Glaubenslehre abzustellen, ohne jedoch wider Jemanden seines Glaubens wegen eine Untersuchung anzustellen oder solche zu gestatten. Die Stände, Obrigkeiten, Bürger und Communen sollen ihm den Eid der Treue und des Gehorsams leisten, und er ihnen das eidliche Versprechen geben, die Freyheiten und Vorrechte des Landes zu schützen. Beyde Provinzen versprechen, sich unter der Regierung und dem Gehorsam des Prinzen von Oranien zu vereinigen, einander wider den gemeinschaftlichen Feind beyzustehen, und nicht einseitig, sondern nur mit gegenseitiger Einwilligung, und mit dem Rathe des Prinzen, in Unterhandlungen mit den Spaniern zu treten. Das Bündniß soll während der Dauer des Kriegs, und so lange man es für gut finden wird, bestehen.

Der Prinz genehmigte den Inhalt dieser Acte, und sie ward auch von verschiedenen Bevollmächtigten der Stände unterzeichnet (1575, 4. Junius). Andere aber erhoben Schwierigkeiten dagegen; auch konnte man sich noch nicht über die Erhebung der Steuern in beyden Provinzen vergleichen. Dieser Mangel an Eintracht verzögerte für jetzt noch die Vollendung des großen Werks der Vereinigung. Dem Prinzen ward jedoch von den Bevollmächtigten der Stände die Urkunde, wodurch ihm die Regierung übertragen ward, zu Dordrecht überreicht (1575, 11. Julius). Er nahm sie an und bath nur, daß darin statt des Ausdrucks, Abschaffung der römisch-katholischen Religion, die Worte: Abschaffung der Religionen, welche wider das Evangelium streiten, gesetzt werden sollten.

Die großen Fortschritte der spanischen Waffen in Hol-

land und Seeland während der letzten Hälfte dieses Jahres, und der Verlust so vieler Städte, veranlaßten die Stände mit Genehmigung des Prinzen in Unterhandlungen mit dem englischen und französischen Hof zu treten, deren Tendenz war, diese Höfe zu einem nachdrücklichen Beystande wider die Spanier zu bewegen, wofür man ihnen die Souveränität über die Provinzen antrug. Aber die Versuche, welche dazu bey beyden Höfen gemacht wurden, hatten keinen glücklichen Erfolg, und die Unterstützung, welche die Niederländer von England erhielten, war unbedeutend. Alle Hoffnung auf auswärtige Hülfe verschwand, und die Feinde setzten ihre Eroberungen in Holland und Seeland fort.

Endlich folgte der Verlust von Ziriksee, welcher alle Gemeinschaft zwischen Holland und Seeland zu zerreißen drohete, und die abgefallenen Niederländer der Gefahr aussetzte, in dem ungleichen Kampfe mit der spanischen Uebermacht zu unterliegen, und in die Gewalt ihrer alten Tyrannen zurück zu fallen. So dringend war damahls diese Gefahr, daß der Prinz sich geäußert haben soll: man müsse die Dämme durchstechen, das Vaterland dem Meere zurückgeben, dem es der Fleiß der Vorfahren abgewonnen habe, und mit Weib und Kindern einen neuen Wohnsitz aufsuchen. Aber in dem Augenblicke, da schon Alles ohne Rettung verloren schien, trat das Verhängniß selbst in das Mittel. Es rief den Comthur plötzlich vom Schauplatze ab (1576, 5. März), und mit dem Tode dieses gefährlichen und glücklichen Feindes zertheilten sich die drohenden Wetterwolken; und die Sonne der Hoffnung warf einen neuen tröstenden Strahl auf die bedrängten Provinzen. Ihre Angelegenheiten gewannen ein minder verzweifeltes Ansehen, und sie genossen einer Erhohlung, welche der Prinz auf das Thätigste benutzte, das schon im vergangenen Jahre angefangene wichtige Werk der Vereinigung beyder Provinzen zur Vollendung zu bringen.

Er berief die Stände derselben nach Delft (1576, März), und stellte ihnen hier nochmahls die Nothwendigkeit einer genauen Verbindung auf das Nachdrücklichste vor, mit der Drohung, er werde die Regierung nieder legen, wenn man nicht auf seinen Rath in dieser Sache achte. Diese Drohung wirkte, die bisher noch unschlüssigen Städte erklärten sich jetzt auch nach Wunsch, und so kam endlich der Vereinigungstractat, welcher das Schicksal beyder Provinzen auf das Engste verband, völlig zu Stande (1576, 25. April). Die Bundesacte ward von dem Prinzen, dem Adel, und den Bevollmächtigten aller holländischen und seeländischen Städte, welche sich nicht in der Gewalt der Feinde befanden, unterzeichnet. Diese Vereinigung, ein Meisterwerk der Politik des Prinzen, war der Anfang des berühmten niederländischen Freystaats, und Oranien war jetzt ein so unumschränkter Gebiether in den beyden vereinigten Provinzen, als es der König von Spanien, in dessen Nahmen er die Regierung verwaltete, nur jemahls gewesen seyn konnte.

## 17.

## Requesens Tod

### und der niederländische Staatsrath.

### 1576.

Die vorhergehenden Abschnitte haben gezeigt, mit welchem Glücke der Oberstatthalter Requesens den Krieg wider die abgefallenen Niederländer führte. Er hatte zuletzt die Provinzen Holland und Seeland auf das Aeußerste gebracht, und seine Fortschritte würden unstreitig noch bedeutender gewesen seyn, hätten nicht der immerwährende Geldmangel, mit welchem er zu kämpfen hatte, und der Geist des Aufruhrs unter seinen spanischen Soldaten so oft seiner Thätigkeit Fesseln angelegt. Während des Winters von 1575 bis 1576 betrieb er die Belagerung von Zirksee auf's Eifrigste, um durch die Eroberung dieser Stadt seiner kühnen Unternehmung gegen Seeland das Siegel der Vollendung aufzudrücken. Aber er erlebte die Uebergabe derselben nicht mehr. Gegen Ende des Hornungs begab er sich aus Seeland nach Brüssel, um eine Empörung zu unterdrücken, welche unter der spanischen Reiterey in Brabant ausgebrochen war. Den Tag vor seiner Ankunft in der Hauptstadt Brabants, ergriff ihn ein heftiges Fieber, welches ihn nach wenigen Tagen auf die Bahre streckte (1576, 5. März). So starb Requesens, ohne irgend eine der großen Erwartungen erfüllt zu haben, welche

sich die Niederländer, deren Achtung und Liebe er bald nach dem Antritte seiner Regierung wieder verlor, Anfangs von ihm gemacht hatten. Größer wie sein Vorgänger als Regent und Staatsmann, befolgte er doch im Ganzen, nur mit etwas mehr Mäßigung, dessen Grundsätze. Auch er haßte die Niederländer als Ketzer und Rebellen, und glaubte so wie jener, daß sie nur durch strenge Mittel zu ihrer Pflicht zurückgebracht werden könnten. Sein unerwarteter Tod verbreitete unter den Spaniern und Spanischgesinnten allgemeine Bestürzung, so wie er den Muth und die Hoffnung des Prinzen von Oranien und seiner Anhänger von Neuem belebte. Auch die Königinn von England schien jetzt geneigter, sich der abgefallenen Niederländer anzunehmen. Aber der Prinz und die Stände dachten nun anders; denn sie hatten nicht mehr Lust sich einem fremden Herrn zu unterwerfen, sondern wollten erst die Folgen von dem Tode des Oberstatthalters abwarten.

Die Regierung des Letztern zeichnete sich noch durch eine politische Merkwürdigkeit aus, welche hier angeführt zu werden verdient, weil sie für alle nachfolgenden Zeitalter wichtig war. Kraft einer Verordnung des spanischen Monarchen (1575, 16. Junius) ward der Anfang des neuen Jahres, welches vor dieser Epoche jedes Mahl von dem ersten Ostertage angerechnet worden war, künftig auf den 1. Januar festgesetzt. In Frankreich geschah diese Veränderung schon zwölf Jahre früher, in den Niederlanden aber ward der 1. Januar 1576 der erste Neujahrstag nach der neuen Zeitrechnung.

Der verstorbene Statthalter hatte zwar von dem Könige die Vollmacht erhalten, sich einen Nachfolger zu wählen, und seine Aeußerungen auf dem Krankenlager schienen anzudeuten, daß er dem Grafen von Mannsfeld, dem vornehmsten unter den Generalen, die Leitung der Kriegsangelegenheiten

und dem Grafen Barlaimont die Führung der Reichs- und Staatssachen übertragen wolle. Aber da er so schnell Verstand und Sprache verlor, so konnte er nichts Rechtskräftiges darüber festsetzen. Dieser Umstand war von außerordentlichen Folgen, und hatte den wichtigsten Einfluß auf die Begebenheiten in den Niederlanden. Da kein Nachfolger bestimmt war, so übernahm der niederländische Staatsrath nach dem Tode des Comthurs die Regierung, und der König bestätigte ihn darin durch ein Schreiben vom 24. März, bis zur Ankunft seines Bruders Don Juan von Oesterreich, dem er bereits die Oberstatthalterwürde der Niederlande ertheilt hatte. Diese, auf den Vorschlag des alten Staatsraths Hopperus erfolgte königliche Bestätigung schien anzudeuten, daß Philipp II. zum ersten Mahle geneigt sey, von seinen strengen Maßregeln gegen die Niederländer nachzulassen, und durch einen so glänzenden Beweis seines Zutrauens ihre Gemüther wieder zu gewinnen suche. Sie erregte deßhalb die lebhafteste Freude bey der Nation, welche sich die glücklichsten Folgen von der neuen Regierung versprach, und nichts Geringeres als die Wiederherstellung der Ruhe des Vaterlandes von ihr erwartete. Leider ward nie eine Hoffnung weniger erfüllt, als diese! Was früher geschehen vielleicht den glücklichsten Erfolg gehabt hätte, brachte jetzt keine der erwarteten segenreichen Wirkungen hervor; die Verwirrung nahm unter der neuen Regierung zu, und die Furien des Bürgerkriegs, vorher größten Theils auf Holland und Seeland eingeschränkt, breiteten jetzt auch über die andern niederländischen Provinzen ihre Verheerungen aus.

Der Staatsrath bestand aus spanischen und niederländischen Mitgliedern. Es waren folgende: Philipp, Herzog von Arschot, Peter Ernst, Graf von Mannsfeld, Graf Barlaimont, Maximilian von Gent, Viglius ab Ayta, Arnold Sasbout, Christoph Assonville, Ludwig del Rio und Hierony-

aus von Rueda oder Roda, welche beyde Schweren zur Zeit des Herzogs von Alba Mitglieder des berüchtigten Blutraths gewesen waren. Die ersten Schritte dieser hohen Reichsversammlung schienen zu beweisen, daß sie genau die Maßregeln des verstorbenen Oberstatthalters befolgen wolle. Sie gab Befehl, die Belagerung von Zirikfee, welche damahls noch dauerte, so wie die von Woerden, fortzusetzen; untersagte allen Handel mit Holland und Seeland, und ermahnte diese beyden Provinzen, sich dem Könige zu unterwerfen. Doch das dringendste Geschäft der neuen Regierung war, Geld zur Bezahlung der spanischen Truppen, und zu den übrigen Staatsbedürfnissen herbey zu schaffen.

Aber es war nicht leicht, die Quellen auszumitteln, aus denen man die nöthigen Summen schöpfen konnte. Die Verschiedenheit der Meinungen über diesen kritischen Punct erregte eine Spaltung unter den Mitgliedern des Staatsraths, welche bald dem Volke bekannt, und von den heimlichen Anhängern und Agenten des Prinzen von Oranien benutzt ward, der Versammlung Ansehen und Zutrauen zu rauben; und so scheiterten an jener Klippe alle die großen Hoffnungen, die man Anfangs von der neuen Regierung gefaßt hatte. Das Volk glaubte nähmlich eine sogenannte spanische Partey im Staatsrathe zu entdecken. Es theilte daher die Mitglieder desselben in zwey Classen, und nannte die einen Spanischgesinnte und die andern Patrioten. Die Stände der einzelnen Provinzen, stets bemüht, ihr altes Ansehen und ihren ehemahligen Einfluß wieder zu gewinnen, bauten auf die Unzufriedenheit des Volkes über den Staatsrath den Plan zur Erfüllung ihres Lieblingswunsches, und drangen auf eine Versammlung der allgemeinen Staaten.

Den Sturz der neuen Regierung zu vollenden, war unter den spanischen Truppen, denen man ihre Soldrückstände nicht bezahlen konnte, eine schreckliche Empörung ausgebro-

chen. Die Ausschweifungen, welche die Aufrührer in Brabant und Flandern begingen, vermehrten die Unzufriedenheit des Volkes. Von allen Seiten erschollen Klagen über verübte Gewaltthätigkeiten, und das allgemeine Geschrey betäubte den Staatsrath dergestalt, daß er einen Entschluß faßte, der eben so außerordentlich als widersinnig war. Durch einen förmlichen, im Nahmen des Königs abgefaßten Beschluß werden die empörten spanischen Soldaten für Rebellen und Meineidige erklärt, und den Einwohnern wird befohlen: ihnen weder Hülfe noch Beystand zu leisten, sondern sich ihren Ausschweifungen mit Gewalt zu widersetzen. Diese Achtserklärung war gleichsam die Losung zu einem neuen Bürgerkriege. Sie setzte Alles in Bewegung. Ueberall werden Truppen geworben, Städte befestigt, und Bürger und Landleute verlassen ihr friedliches Gewerbe, um die Waffen zu ergreifen. Diese drohenden Anstalten, obgleich nur gegen die Aufrührer gerichtet, erregen das Mißtrauen der noch nicht empörten spanischen Regimenter, und sie halten nicht bloß ihre rebellischen Cameraden, sondern auch sich selbst für den Gegenstand derselben. Die Folge davon ist, daß sie sich größten Theils mit den Rebellen vereinigen und gemeinschaftliche Sache mit ihnen machen. Ihre Befehlshaber selbst geben jenem Argwohn Raum, und rufen die Truppen, welche in Ziriksee und vor Woerden standen, aus Seeland und Holland nach Brabant, um ihre Macht auf einem Puncte zu vereinigen.

Der Prinz von Oranien, auf Alles aufmerksam, was in Brabant und Flandern, wahrscheinlich nicht ohne sein Zuthun, vorfiel, erließ wiederhohlte Ermahnungsschreiben an die Stände jener beyden Provinzen, an die von Geldern und Utrecht, und an verschiedene angesehene Privatpersonen, worin die Empfänger aufgefordert wurden, sich mit ihm gegen die Spanier zu vereinigen, um mit gemeinschaftlichen Kräften

die Freyheit zu erringen, wozu ihnen die gegenwärtige Uneinigkeit ihrer Tyrannen eine wünschenswerthe Gelegenheit darböthe. Zugleich trug er ihnen seine Dienste und den Beystand Hollands und Seelands an, mit der Versicherung, daß der reinpatriotische Wunsch, ihnen die Freyheit zu verschaffen, die einzige Veranlassung dieses Anerbiethens sey. Die Anhänger des Prinzen sparten weder Ueberredungen noch irgend ein anderes Mittel, seinen Vorstellungen Eingang bey dem Volke zu verschaffen, und schon fingen die Stände an in vollem Ernste auf eine Verbindung mit Holland und Seeland zu denken, als ein unerwarteter Auftritt zu Brüssel die Aufmerksamkeit der ganzen Nation auf sich zog.

Glimes, der Befehlshaber in jener Stadt und ein heimlicher Anhänger Oraniens, umringte am 14. des Herbstmonaths (1576) plötzlich mit zwey Fahnen Wallonen die Versammlungssäle, worin der Staatsrath eben seine Sitzung hielt, und ließ alle Mitglieder, welche zugegen waren, verhaften. Die Patriotischgesinnten wurden jedoch gleich wieder in Freyheit gesetzt, die von der spanischen Partey" aber: Mannsfeld, Barlaimont, Viglius, Assonville und del Rio, blieben in Verwahrung. Das Volk war in großer Masse zusammengeströmt, aber es erlaubte sich keine Ausschweifungen, sondern gab einen stillen Zuschauer bey diesem Auftritte ab, der wahrscheinlich mit Vorwissen des Prinzen und der Stände erfolgte, obgleich beyde öffentlich alle Theilnahme daran läugneten. Hieronymus de Roda, einer von den spanischgesinnten Staatsräthen, befand sich eben zu Antwerpen, als dieses in Brüssel vorfiel. Dieser kühne und unruhige Kopf erfuhr nicht sobald das Schicksal seiner Amtsgenossen, so nahm er die Würde eines Oberstatthalters des Königs an, und ließ als solcher Befehle ergehen; aber die patriotischen Staatsräthe zu Brüssel erklärten sie für ungültig, und pro-

testirten dagegen. So verlor der Staatsrath nach und nach alle Achtung und sein ganzes Ansehen bey der Nation.

Dagegen erhielten die zu Brüssel versammelten Stände von Brabant einen immer grösseren Einfluß in die öffentlichen Angelegenheiten. Sie übertrugen dem Herzog von Arschot die Verwaltung der Staats- und Kriegsgeschäfte. Die Stände von Flandern, welche sich ebenfalls versammelt hatten, eröffneten ihre Sitzungen mit einer äußerst heftigen Rede wider die Spanier und deren Grausamkeiten und Räubereyen; und verschiedene Mitglieder thaten den Vorschlag, daß man sich mit den Ständen von Brabant und Hennegau vereinigen müsse, um die Spanier mit gemeinschaftlichen Kräften aus dem Lande zu jagen.

Die Feindseligkeiten waren auch schon ausgebrochen, und die Bürger von Gent belagerten die spanische Besatzung in ihrer Burg, um sie an einer Vereinigung mit den Empörern, welche bey Alost standen, zu hindern. Der Prinz von Oranien, welcher nichts so sehr wünschte, als seinen Einfluß und sein Ansehen in Flandern und Brabant zu vermehren, wußte es durch geheime Unterhandlungen dahin zu bringen, daß er von den Ständen jener Provinz um einen Beystand an Geld und Truppen ersucht ward. Sogleich sandte er acht Fahnen Fußvolk mit 17 Feuerschlünden unter dem Obersten Tempel nach Flandern, und versprach ein noch zahlreicheres Hülfscorps nachfolgen zu lassen. Die Erscheinung dieser Truppen erweckte große Besorgnisse bey den eifrigen Katholiken, und bey allen denen, die den Ehrgeiz des Prinzen fürchteten; indeß wurden sie doch mit Freuden empfangen, man erlaubte ihnen in den Häusern die Psalmen zu singen, und sie setzten die Belagerung (26. September) der Burg vereint mit den Gentern fort.

So viel unerwartete Vorfälle, so viel schnell auf einander unternommene kühne Schritte der patriotischen Partey,

gaben den Provinzen, worin die Spanier bisher die Oberhand gehabt hatten, eine ganz andere Gestalt, und entrissen plötzlich der spanischen Regierung auch hier den größten Theil ihres Ansehens und ihrer Macht. Die Stände dieser Provinzen rechtfertigten ihr Verfahren in einer Denkschrift an den König und durch öffentliche Manifeste. Sie sagten in den letzteren unter andern: die rasende Aufführung und die ungeheuern Ausschweifungen der spanischen Truppen müßten den gerechten Verdacht erzeugen, daß der Hof sie begünstige, und durch Entziehung des Soldes vorsetzlich befördere, um die niederländischen Provinzen durch die zur Verzweiflung gebrachten Soldaten in eine Einöde verwandeln zu lassen. An den Kaiser, den König von Frankreich und den Herzog von Cleve ließen sie Sendschreiben ergehen, welche die Bitte um den Beystand dieser Fürsten enthielten. In der Bittschrift an den Kaiser (Brüssel 1576, 2. October) war mit den lebhaftesten Farben das grenzenlose Elend geschildert, welches das spanische Kriegsvolk über die Niederlande gebracht hatte, und er ward gebethen, den deutschen Soldaten, welche sich als spanische Söldner in Belgien befanden, die Vereinigung mit den Spaniern zu untersagen. Aber es erfolgte keine Antwort auf diese Bittschrift. Maximilian II. war krank, und starb bald darauf.

## 18.

## Plünderung Antwerpens durch die Spanier.

### 1 5 7 6.

Die spanischen Regimenter, welche sich durch die Eroberung der Insel Schouven so viel Ruhm erwarben, hatten beträchtliche Soldrückstände zu fordern, deren Bezahlung man ihnen versprach, wenn die Stadt Ziriksee erobert seyn würde. Mit unermüdeter Geduld ertrugen sie die Gefahren und Anstrengungen dieser Belagerung während der neunmonathlichen Dauer derselben; aber kaum waren sie als Sieger in die Stadt eingezogen, so erneuerten sie mit Ungestüm ihre Forderung, und da ihre Befehlshaber sich nicht in der Lage befanden, sie ganz, so wie sie verlangten, befriedigen zu können; so wurden sie auf's Neue von dem Geiste des Aufruhrs ergriffen. Trotzig zogen sie zur Stadt hinaus mit der Drohung, das ganze Land umher mit Feuer und Schwert zu verwüsten. Man both ihnen die 100,000 Gulden Ranzion an, welche die Stadt Ziriksee erlegen mußte, aber sie schlugen sie aus, weil sie ihre volle Bezahlung verlangten, und als hierauf die wallonischen Kriegsleute jene Summe empfingen, ward ihre Wuth auf's Höchste gespannt. Jetzt kündigten sie ihren Befehlshabern allen Gehorsam auf, verließen Seeland, und stürzten sich gleich einer Herde hungriger Wölfe über Brabant. Unweit Herenthals

wählen sie einen Eletto, und nach Anhörung einer feyerlichen Messe schwören sie einander unverletzliche Treue. Vergebens sendet der Staatsrath den Grafen von Mannsfeld und andere Befehlshaber ab, um sie zu beruhigen. Sie fordern Geld, und da sie dieses nicht erhalten, bleiben sie taub gegen alle Vorstellungen. Wie ein Hagelwetter stürmt der wüthende Haufe, Städte und Dörfer zu plündern, über Brabant. Brüssel und Mecheln verschließen ihre Thore vor den Aufrührern, welche sich zwischen der erst genannten Stadt und Asche mit einigen andern Banden ihrer empörten Landsleute vereinigen, und nachdem sie die ganze umliegende Gegend verwüstet haben, am 25. des Heumonaths Morgens plötzlich vor dem flandrischen Städtchen Alost erscheinen. Ein rasender Angriff folgt dem andern, und gegen Abend bemächtigen sie sich des Orts, trotz der tapfersten Vertheidigung der Einwohner, denen die benachbarten Landleute zu Hülfe geeilt waren. Sie wählen die Stadt zu ihrem Waffenplatz und zum Mittelpunct ihrer fernern Unternehmungen. Von hier aus durchschwärmen sie in zahlreichen Rotten das platte Land bis nach Gent und Brüssel, und machen es zum Schauplatz ihrer Grausamkeit und Raubgier. Die zur Verzweiflung gebrachten Einwohner rächen sich, wo sie können; jeder Spanier, der einzeln in ihre Hände fällt, wird ohne Gnade gemordet.

Jetzt erfolgte die schon erwähnte Achtserklärung des niederländischen Staatsraths wider die Aufrührer, wodurch sie öffentlich als Meineidige und Rebellen dargestellt wurden, den Einwohnern untersagt ward, ihnen Beystand oder Unterstützung zu leisten, und jeder das Recht erhielt, ihren Gewaltthätigkeiten Gewalt entgegen zu setzen. Den Ständen ward die Erlaubniß ertheilt, Kriegsleute zum Schutze ihrer Provinzen wider die Empörer zu werben, und bald sah

men in Brabant, Flandern und Hennegau die Fahnen einer ständischen Miliz.

Die Folge dieses Verfahrens war so, wie sie jeder vorhersehen konnte. Weit entfernt, die Ruhe wieder herzustellen, bewirkte sie gerade das Gegentheil, und anstatt das Land von seinen Peinigern zu befreyen, vermehrte sie die Letzteren, und machte sie noch frecher und tollkühner. Viele spanische Soldaten, welche bisher noch keinen Theil an dem Aufstande genommen hatten, vereinigten sich jetzt mit den Rebellen; denn der geheime Zweck der Achtserklärung schien kein anderer, als eine allgemeine Volksbewaffnung wider alle spanische Truppen ohne Ausnahme zu seyn. Ihre Befehlshaber selbst glaubten dieß, und zogen wider den Willen des Staatsraths die spanische und italienische Reiterey aus Holland, und das Belagerungscorps vor Woerden zurück.

Brabant und Flandern wurden jetzt die Bühne eines förmlichen Kriegs, zwischen den geächteten Spaniern auf der einen, und den ständischen Truppen und Einwohnern auf der andern Seite. Die Räubereyen und Gewaltthätigkeiten der Ersteren wurden immer zahlreicher und schrecklicher. Sie waren für vogelfrey und außer dem Schutze der Gesetze erklärt; jeder Niederländer hatte das Recht sie zu ermorden, es fehlte ihnen an Geld und Lebensmitteln, und den Einwohnern war untersagt, ihnen etwas zukommen zu lassen; — was blieb ihnen übrig in dieser schrecklichen Lage? Nur die Gewalt konnte ihre Existenz sichern, und das Recht der Selbstvertheidigung und Nothwehr, worauf sie zurückgezwungen waren, gab ihren Unternehmungen ein minder strafbares Ansehen. Raub und Mord waren jetzt tägliche Erscheinungen, und oft kam es zu blutigen Gefechten zwischen den Rebellen und der ständischen Miliz, worin jene fast immer die Oberhand behielten. Einst ward eine der spanischen Banden, die Falconetta genannt, welche sich plündernd und

mordend in Flandern umhertrieb, von den ergrimmten Bauern angegriffen, und bis nach Brabant und die Mauern Antwerpens zurückgedrängt. Aber hier nahm Sancho d'Avila, der Befehlshaber in der Citadelle, seine bedrängten Landsleute in Schutz, und ließ von den Wällen herab auf die Bauern feuern, von denen über 80 niedergeschossen wurden.

Am 15. des Herbstmonaths kam es bey Visnak, zwischen Thienen und Löwen, zu einem heftigen Kampfe. Glimes, der hier mit einem Corps ständischer Truppen stand, ward von dem spanischen Hauptmann Alonzo de Vargas mit einem Reiterhaufen überfallen und mit großem Verlust in die Flucht geschlagen. Eine Anzahl Studenten und Bürger aus Löwen, welche sich eben als Gäste in dem ständischen Lager befanden, da der Angriff erfolgte, wurden ebenfalls erschlagen, und fielen als Opfer einer unglücklichen und thörichten Neugierde.

Ein noch blutigerer Auftritt ereignete sich kurze Zeit darauf in Mastricht. Die Besatzung dieser Stadt bestand aus Spaniern und Deutschen. Der Stadtrath trat mit den Deutschen in Verbindung, und vereinigte sich mit ihnen zur Vertreibung der Spanier. Das Vorhaben gelang. Francisco Mondesdocha ward in Verhaft genommen, und seine Kriegsleute wurden aus der Stadt gedrängt. Sie zogen sich jedoch nicht weiter, als über die Maas nach dem jenseitigen Städtchen Wyk zurück, wo sie sich mit der dortigen spanischen Besatzung, unter Martin de Ayala, vereinigten; auch behielten sie noch einige Thürme an dem Brüsseler Thore von Mastricht in ihrer Gewalt. Kaum verbreitet sich die Nachricht von diesem Vorfall, so eilen verschiedene spanische Kriegerhaufen, geführt von Alonzo de Vargas und Fernando de Toledo, aus Brabant, zur Unterstützung ihrer Waffenbrüder, nach Wyk. Jetzt hielten sich die Spanier für stark genug, den Besitz von Mastricht wieder zu erkämpfen.

Sie drangen über die Maas und griffen das Brüsseler Thor an. Ein Theil der Reiterey saß ab, und kämpfte zu Fuß, und die in den Thürmen zurückgebliebenen Hakenschützen unterstützten den Angriff. Nach einem heftigen Gefechte bemächtigten sich die Stürmenden des Thors, und die Reiterey unter Baptista und Camillo del Monte und Pedro de Tassis drang hinein, hieb alle Einwohner nieder, welche ihr in den Weg kamen, und schlug sich durch bis auf den Markt. Ruhig und ohne Widerstand sah die deutsche Besatzung in der Stadt diesem Auftritte zu. Die zügellosen spanischen Soldaten kannten keine Mäßigung. Sie raubten, mordeten, steckten verschiedene Häuser in Brand, mißhandelten das weibliche Geschlecht, und verübten jeden nur erdenklichen Frevel an den Einwohnern, deren eine große Anzahl an diesem unglücklichen Tage (1576, 10. October) das Leben verlor.

Das tragische Schicksal Mastrichts erfüllte alle benachbarten niederländischen Provinzen mit Abschen und Entsetzen, und trug viel dazu bey, die Stände einer Verbindung mit dem Prinzen von Oranien, worüber schon damahls geheime Unterhandlungen gepflogen wurden, geneigt zu machen. Aber eine andere, noch schrecklichere Begebenheit, welche vierzehn Tage später erfolgte, brachte den Schlag, welcher Mastricht traf, so schauderhaft er auch war, fast in Vergessenheit; denn sie erschütterte nicht nur die Niederlande, sondern ihre Folgen waren durch ganz Europa fühlbar.

Unter allen niederländischen Städten konnte sich damahls keine an Reichthum, Volkszahl und Pracht mit Antwerpen vergleichen. Seit dem Brügge sank, dessen glänzende Epoche im fünfzehnten Jahrhunderte gewesen war, zog sich der größte Theil des europäischen Handels nach Antwerpen, und verbreitete dort einen Verkehr, von welchem die Weltgeschichte kaum etwas Aehnliches aufzuweisen hat. Auf den Messen dieser Stadt — so schilderte ein neuerer Schriftstel-

ler das Bild des Lebens und der Thätigkeit, welche dort herrschten — fand man alle Erzeugnisse der alten und neuen Welt beysammen. Täglich gingen in ihren Häfen 500 Fahrzeuge aus und ein, jeden Tag fuhren mehr als 200 Kutschen durch ihre Thore, und wöchentlich langten aus Deutschland und Frankreich 2000 Frachtwagen an, ohne die Getreide- und Bauernfuhren, deren gewöhnlich 10,000 waren. Zwar hatte dieser blühende Zustand, dieser ungeheure Verkehr seit dem Ausbruch der Revolution sehr gelitten; aber noch immer galt Antwerpen für die reichste Stadt in Europa, und ihre Bevölkerung betrug zwischen 80 und 90,000 Köpfe.

Dieser Goldgrube sich zu bemächtigen und durch Beraubung derselben Rache und Habsucht zugleich zu befriedigen, — war der boshafte Anschlag, welchen der berüchtigte Rueda und die mit ihm einverstandenen spanischen Kriegsbefehlshaber gemeinschaftlich faßten. Rueda befand sich damahls in Antwerpen; an dem guten Willen der aus Spaniern bestehenden Besatzung der Citadelle durfte man nicht zweifeln; und wie leicht ließ sich zu einer Zeit, wo die Unterhandlungen der Stände von Brabant und Flandern mit dem Prinzen von Oranien kein Geheimniß mehr waren, und die Genter gemeinschaftlich mit seinen Hülfsvölkern die Spanier in dem dortigen Schlosse belagerten, wie leicht ließ sich da ein solches Unternehmen durch die Nothwendigkeit und den Drang der Umstände bey dem Könige entschuldigen, wenn es ja einer Rechtfertigung darüber bedurfte.

Die Besatzung der Stadt Antwerpen bestand damahls aus deutschen Truppen unter dem Grafen Oberstein, Carl Fugger und Georg Fronsberg. Außerdem war auch ein großer Theil der zahlreichen Bürgerschaft bewaffnet, und der aus der Geschichte dieses Kriegs bereits bekannte Champigni hatte noch den Oberbefehl in der Stadt. Befehlshaber in der Citadelle war Sancho d'Avila.

Die spanischen Feldherren, zum Verderben der Stadt verschworen, hielten sich nicht für stark genug, die deutschen Soldaten und die bewaffneten Bürger zugleich zu überwältigen. Sie suchten deßhalb die Deutschen auf ihre Seite zu bringen, und machten ihnen den Antrag, dem Staatsrath und den Ständen nicht mehr zu gehorchen, mit den Spaniern gemeinschaftliche Sache zu machen und die Bürger zu entwaffnen. Es gelang Rueda, der die Unterhandlung betrieb, Fugger und Fronsberg zu gewinnen; aber weder Oberstein noch die deutschen Soldaten waren zu einer Vereinigung mit den Spaniern geneigt. Die Letzteren faßten hierauf den Entschluß, ihre in der Provinz zerstreuten Waffengenossen herbey zu rufen, die Deutschen aus Antwerpen zu vertreiben und mit den Rebellen vereint sich der Stadt zu bemächtigen.

Champigni benachrichtigte die Stände von dem Vorhaben der Spanier, und diese befahlen sogleich dem Marquis von Havre, des Herzogs von Arschot Bruder, der Stadt mit 21 Fahnen Fußvolks und 14 Cornetten Reitern zu Hülfe zu eilen. Am 2. November langte der Marquis vor Antwerpen an, und verlangte in die Stadt gelassen zu werden. Champigni, der bereits die nöthigsten Vertheidigungsmaßregeln getroffen hatte, bestand darauf: er sollte außerhalb der Stadt bleiben, und alle Zugänge zu der Citadelle besetzen, um die Vereinigung der Besatzung mit dem erwarteten Hülfscorps zu verhindern; geschähe dieß, so wolle er mit den deutschen Soldaten und sechs geschwornen Bürgergilden die Stadt gegen die Citadelle vertheidigen. Hätte man diesen Vorschlag Champigni's befolgt, so würde ihm die Stadt vielleicht ihre Rettung verdankt haben; aber die Stände beharrten darauf, daß die Wallonen unter Havre eingelassen werden sollten, und Champigni mußte nachgeben. Am 3. November zogen sie ein in die Stadt, und rückten vor die

Citadelle, wo es sogleich zu einem Gefechte mit den Spaniern kam, welche einen Ausfall gethan hatten, aber mit Verlust zurückgeschlagen wurden.

Der Marquis von Havre ließ hierauf einen Wall und Graben gegen die Citadelle aufwerfen. Ueber 12,000 Einwohner, Männer, Weiber und Kinder, legten Hand an, schleppten Säcke mit Korn, Hopfen und Wolle herbey, und trotz des heftigen feindlichen Feuers ging die Arbeit so gut von Statten, daß nach 24 Stunden Alles vollendet und der Wall an manchen Stellen sechszehn Fuß hoch war. Unglücklicher Weise herrschten Mißtrauen und Uneinigkeit unter den verschiedenen Befehlshabern und Vertheidigern in der Stadt. Die ständischen Truppen bestanden größten Theils aus Neugeworbenen, welche wenig von Kriegszucht wußten, Wachen und Arbeiten vernachläßigten, und während der Nacht mancherley Ausschweifungen begingen. Champigni, der eine Batterie auf dem sogenannten Schermershof hatte anlegen lassen, faßte den Entschluß, den folgenden Tag der Bürgerschaft allein die Vertheidigung der Stadt aufzutragen. Die ganze Nacht donnerte das Geschütz von den Wällen der Citadelle. Mit gespannter Erwartung und unter bangen Besorgnissen sah man dem nächsten Morgen entgegen.

Indeß waren von Rueda, Sancho d'Avila und den übrigen Befehlshabern in der Citadelle an Alonza Vargas zu Mastricht, an Julian Romero zu Lier, an Antonio Olivero und an Francisco Valdes zu Breda Aufforderungen ergangen, nach Antwerpen zu eilen, und sich mit ihnen zur Eroberung und Plünderung dieser reichen Stadt zu vereinigen. Auch an die Rebellen von Alost und Geesberg erging ein ähnlicher Aufruf, welches jedoch der Geschichtschreiber Strada läugnet, und dagegen behauptet, die Empörer von Mastricht und Alost wären ohne Einladung erschienen.

Dem sey wie ihm wolle, alle diese Schwärme, von Durst

nach Raub und Rache glühend, fanden sich Sonntags den 4. November Morgens vor der Citadelle ein, deren Thore ihnen sogleich geöffnet wurden. Sie glaubten, sagt Strada, Gott selbst habe sie hierher gerufen, um die Sache des Königs zu rächen, an welcher der niederländische Staatsrath zum Verräther geworden sey. Die Rebellen von Alost, 2000 Mann stark und geführt von ihrem Eletto Johann von Novarese, hatten ihren Marsch so sehr beschleunigt, daß sie weder essen noch trinken mochten. Sie setzten in Torfschuiten über die Schelde, und ob sie gleich eine Reise von vier und zwanzig Stunden ohne Nahrung zurückgelegt hatten, wollten sie doch bey ihrer Ankunft in der Citadelle nichts von den zubereiteten Speisen anrühren, sondern genossen nur einen Becher Wein und schworen: sie würden nirgends als in der eroberten Stadt zu Abend essen. Die deutschen Obersten, Fugger, Polweiler und Fronsberg hatten aus Habsucht ebenfalls die spanische Parten ergriffen. Auch der Hauptmann Cornel von Emden von der Stadtbesatzung war bereit, mit seinen vier Fahnen zu ihnen zu stoßen, und seine Leute trugen deßhalb als Erkennungszeichen, grüne Feldbinden.

Die Befehlshaber in der Stadt zweifelten Anfangs daran, daß die Besatzung der Citadelle Verstärkung erhalten habe; als sich aber die Nachricht davon bestätigte, befahl Champigni die Citadelle zu beschießen, welches bis jetzt noch nicht geschehen war.

Die Mittagsstunde nahete schon, als die letzten Verstärkungen dort eingezogen waren. Kaum haben sie sich ein wenig erhohlt, so gibt d'Avila den Ungeduldigharrenden das Zeichen zum Angriff. Fünf tausend Mann zu Fuß und 600 Reiter stark fallen sie heraus, und dringen über den Plan gegen die Verschanzungen der Stadt. Mit der größten Wuth werden diese angegriffen, während das Geschütz der Citadelle auf ihre Vertheidiger donnert. Nach einem kurzen Kampfe

sind sie erstiegen; die Wallonen, welche sie vertheidigen sollen, ergreifen die Flucht, so bald sie ihre Büchsen abgeschossen haben, und keine Vorstellungen Champigni's können sie wieder zum Stehen bewegen. Die siegenden Spanier drangen jetzt in drey Heersäulen in das Innere der Stadt. Verschiedene aufgeworfene Schanzen wurden erobert. Die deutschen Kriegsleute und die geschwornen Bürgergilden leisteten tapfern Widerstand, aber er fruchtete nichts; denn sie wurden nicht unterstützt, und das gegenseitige Mißtrauen war die Ursache, daß man nirgend mit Nachdruck verfuhr.

Der junge Graf Philipp von Egmont, ein Sohn des enthaupteten Lamoral, der erst vor Kurzem aus Deutschland gekommen war, widerstand mit einigen niederländischen Fahnen in der Michaelsstraße herzhaft der einbrechenden Fluth; aber da er keinen Beystand erhielt, ward er von der Uebermacht der Feinde überwältigt und in das Michaelskloster gedrängt, wo eine große Anzahl seiner Leute fiel, und er selbst von Julio Romero gefangen ward.

Emden ging mit seinen Fahnen zu den Feinden über, dadurch ward die Verwirrung vermehrt. Keiner traute mehr dem Andern. Auf dem großen Platze vor dem Rathhause, wo Alles zusammengedrängt war, entbrannte ein wüthender Kampf. Die bewaffneten Bürger, welche für alles kämpften, was ihnen theuer war, fochten mit der größten Tapferkeit, und ihr Muth machte den Sieg lange zweifelhaft. Sie hatten die Häuser der Magistratspersonen besetzt, schossen von da auf die Feinde, fielen auf sie heraus und zogen sich fechtend wieder zurück. Hier fand Fabian Morales, ein unerschrockener spanischer Hauptmann, den Tod, und viele seiner Landsleute theilten sein Schicksal. Endlich schlug sich Vargas mit seinen Reiterscharen aus der Georgenstraße nach dem Markte durch, hieb Alles vor sich nieder, was Widerstand that, und trieb die Bürger in das Rathhaus und die benach-

barten Gebäude. Während des Gefechts warfen einige Troß- buben und feile Dirnen, welche den Spaniern gefolgt waren, brennendes Stroh in das Rathhaus, die Flamme griff schnell um sich, und mehrere Häuser geriethen in Brand. Schrecken und Verwirrung wurden jetzt allgemein. Das Wehklagen der Weiber und Kinder, welche ihre brennenden Wohnungen ver- ließen, vermischte sich fürchterlich mit dem Gewimmer der Sterbenden und dem Wuthgeschrey der Kämpfer, mit dem Krachen der Musketen und dem Prasseln der lodernden Flam- men. Hier und dort leisten noch einzelne Haufen von Bür- gern und Kriegsleuten Widerstand; aber er wird immer schwä- cher, und bald denkt Jeder nur auf Rettung und Flucht. So lange die Spanier noch Gegenwehr fanden, ermordeten sie Jeden, der ihnen in die Hände fiel, Soldaten und Bürger, Bewaffnete und Wehrlose, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts; keine Thränen, keine rührende Bitte um Gnade und Barmherzigkeit können die Wuth dieser Tieger zähmen.

Die Nacht brach an. Aller Widerstand hörte auf. Die Spanier waren Meister der ganzen reichen, unermeßlichen Stadt. Aber die Flamme wüthete noch immer fort. Sie verzehrte das prächtige Rathhaus bis auf die Mauern, und eine große Anzahl schöner neuer Häuser von weißen gehauenen Steinen mit den reichsten Laden und Warenlagern von un- schätzbarem Werthe. Ganze Straßen an der Westseite der Stadt, zusammen über 500 Gebäude, sanken in Asche.

Als Champigni die Stadt ohne Rettung verloren sah, suchte er durch die Flucht zu entkommen. Auch erreichte er glücklich den Canal am sogenannten Osterhause. Eine Men- ge von Bürgern und Soldaten war hier zusammengedrängt, und suchte sich in die am Ufer liegenden Schuiten zu werfen, um mit Hülfe derselben zu entfliehen. Auch der Graf Ober- stein wollte sich auf einem Fahrzeuge retten; aber indem er von der Brücke herabspringt, verfehlt er den Nachen, fällt in

das Wasser, und seine schwere Rüstung zieht ihn in den Abgrund. Glücklicher waren Champigni und der Marquis von Havre. Sie ließen sich am Bollwerk herab, und entkamen auf einem prinzlichen Schiffe. Viele andere Kriegsleute retteten sich ebenfalls, und zum Theile auf eine wunderbare Art. Ein belgischer Speerreiter, von dem spanischen Hauptmann Pedro Tassis verfolgt, setzte mit dem Pferde von der Mauer in den tiefen Stadtgraben herab, und schwamm glücklich hinüber.

Der Graf von Egmont, Capre und Goignies, Anführer der Wallonen, wurden gefangen und in die Citadelle geführt, wo sie der aufgeblasene Rueda mit dem geringschätzigsten Uebermuthe empfing. Die Spanier rechneten ihren Verlust bey der Eroberung nur auf 14 Todte; aber es ist gewiß, daß sie mehr als 200 Erschlagene und über 400 Verwundete hatten. Unter den ersteren befand sich Johann von Navarese, der Eletto der Rebellen von Alost, welche sich ganz vorzüglich durch ihre Tapferkeit auszeichneten. Von den Einwohnern und der Besatzung der Stadt sollen über 6000, und zwar 3000 durch das Schwert der Feinde, 1500 in den Flammen und unter den Ruinen der einstürzenden Häuser, und eine gleiche Anzahl in den Wellen umgekommen seyn. Viele wurden noch nach der Einnahme der Stadt von den Siegern kaltblütig gemordet. Mehrere obrigkeitliche Personen, selbst verschiedene Spanischgesinnte, verloren bey dem Blutbade das Leben. Auch Carl Fugger fand, statt des erwarteten Lohns für seine Treulosigkeit, den Tod. Zwey ungeheure Gruben auf dem großen Kirchhofe zu unserer lieben Frau nahmen die Leichname der Erschlagenen auf.

Nach vollendeter Eroberung hebt eine allgemeine Plünderung an. Oeffentliche und Privatgebäude, Kirchen und Klöster werden ausgeräumt, und die letzteren ihrer Kostbarkeiten und der heiligen Gefäße beraubt. Die Räuber beeifern sich, die

ansehnlichsten Häuser in Besitz zu nehmen, um von den Eigenthümern reiche Lösegelder zu erhalten. Ihre Habsucht läßt nichts undurchsucht, und keine Martern und Grausamkeiten werden gespart, den unglücklichen Einwohnern das Bekenntniß verborgener Schätze auszupressen. Weder Schwangere, Kranke, noch Kinder entgehen den barbarischen Händen dieser Wütheriche. In einem Hause, wo eben eine Hochzeit gefeyert werden sollte, ward der Bräutigam erstochen, die Braut ergriffen, nach der Citadelle geschleppt, entkleidet, gegeißelt, dann ganz nackend auf die Straße hinausgestoßen, und endlich ermordet. Die wallonischen Kriegsleute, welche sich versteckt hatten, wurden, wenn man sie entdeckte, hervorgezogen und niedergehauen. Jeder Einwohner ohne Unterschied mußte sein Leben bezahlen; am theuersten die Geistlichen und Kaufleute, gleichviel, sie mochten nun Spanier, Niederländer oder Italiener seyn. Nur wenigen wohlhabenden Bürgern gelang es, mit einer mäßigen Ranzion davon zu kommen, oder ihre Schätze zu verheimlichen.

Mitten unter diesen Gräueln ereignete sich manche sonderbare Scene. Der spanische Hauptmann Ortiz hatte auf seinen Antheil ein Gefängniß, der Stein genannt, erhalten. Es war mit Gefangenen aller Art bevölkert. Ortiz ließ sie alle, gegen Erlegung eines Lösegeldes frey, ohne Rücksicht ob sie wegen eines leichten Vergehens, wegen ketzerischer Grundsätze oder wegen des schwersten Verbrechens verhaftet waren.

Zwey Tage dauerte die allgemeine Plünderung, und nicht nur die Spanier, auch Italiener, Burgunder, Deutsche und Niederländer selbst nahmen Theil an den Schandthaten, welche dabey verübt wurden. Oft traf es sich, daß Einer, der sein Leben schon von den Spaniern oder einer andern Nation gelöst hatte, es durch die Grausamkeit der Uebrigen verlor. Aegidius Smissart, ein reicher Juwelier, hatte

10,000 Gulden Ranzion an die Spanier bezahlt, und ward nachher von den Deutschen erstochen. Die Anführer und Hauptleute der Spanier zeichneten sich vorzüglich durch ihre Habsucht aus, und wetteiferten mit den Gemeinen in Grausamkeiten und Barbareyen. Doch gab es auch Einige, welche eine ehrenvolle Ausnahme machten. Avila zügelte durch Befehle und Strafen die Wuth der Soldaten. Camillo del Monte nahm von der ganzen Beute nichts an als eine Schale. Auch Romero setzte, wo er konnte, den Ausschweifungen Schranken. Aber Rueda hatte eine satanische Freude an der Zügellosigkeit der Plünderer. Nicht wenige von den Kriegsleuten fielen als Opfer der Rache und des Hasses der gemißhandelten Bürger, welche vorzüglich in der ersten Nacht, da jene von der außerordenlichen Anstrengung sehr ermüdet waren, ihre Plünderer heimlich ermordeten, ihnen den Raub wieder abnahmen, und ihre Körper unter die Leichname der übrigen Erschlagenen auf die Straße hinauswarfen.

Der Verlust, den Antwerpen durch diese schreckliche Begebenheit, von den Geschichtschreibern gewöhnlich durch den Nahmen der spanischen Furie charakterisirt, an Geld, Häusern, Waren, Kostbarkeiten, Kleinodien und Hausgeräth erlitt, war unermeßlich, und ward auf 24 Millionen Gulden geschätzt. Die Summe des geraubten Geldes allein berechnete man auf 2 Millionen Kronenthaler, oder 40 Tonnen Goldes.

Die so schnell reich gewordenen Soldaten wußten den erworbenen Schatz weder anzuwenden noch aufzubewahren. Sie vergeudeten ihn durch Spiel und Schwelgerey und eine zügellose Verschwendung. Die Börse ward in ein Spielhaus umgeschaffen, wo man große Tafeln mit Gold bedeckt erblickte, an denen einzelne Soldaten oft in einem Tage 10,000 Kronen verspielten. So zerschmolzen die geraubten Reichthümer unter ihren Händen, wie die fantastischen Schätze

eines Traumes beym Erwachen; und nach wenigen Tagen einer unsinnigen Schwelgerey sanken die meisten wieder in ihre vorige Dürftigkeit zurück. Manche, um doch wenigstens einen Theil der gemachten Beute zu retten, ließen sich aus dem geraubten Golde Degengefäße, ja ganze Harnische schmieden, welche, um ihren Werth nicht zu verrathen, schwarz überfirnißt wurden. Die Goldschmiede erhielten dadurch eine gute Gelegenheit, sich des erlittenen Schadens an den Räubern ihres Eigenthums wieder zu erhohlen; indem sie ihnen für das empfangene reine und echte Gold halb mit Kupfer vermischtes zurückgaben.

Die spanischen Befehlshaber, welche dieses entsetzliche Schicksal über Antwerpen brachten, rühmten sich desselben am spanischen Hofe als einer verdienstlichen That. Der Hof erklärte sich nicht darüber, und gab dadurch wenigstens ein stillschweigendes Zeichen seines geheimen Beyfalls.

Der Fall dieser berühmten Stadt war der Todesstreich der alten ausgebreiteten niederländischen Handlung, ein Nationalverlust für das ganze Land, der allgemeine Trauer verbreitete, und den Grimm der Nation auf das Höchste entflammte. Die ansehnlichsten Handlungshäuser so vieler Völker, welche sich seit der ersten Auswanderung zur Zeit des Herzogs von Alba noch erhalten hatten, waren nun in einem Augenblicke zu Grunde gerichtet. Mit ihnen sank der Credit, und der einst so berühmte und ausgebreitete niederländische Handel zog sich nach friedlicheren Gegenden hin, und blühte erst später aus einigen Trümmern, unter der schützenden Aegyde der Freyheit, in den vereinigten Provinzen wieder auf.

## 19.

# Der Genter Friedensverein.

## 1576.

Die kühnen und unerwarteten Schritte, welche die Provinzen Brabant und Flandern seit dem Tode des Comthur's zur Vernichtung der spanischen Oberherrschaft gethan hatten, die Achtserklärung wider die empörten spanischen Truppen, die Gefangenschaft und Ausschließung der spanischen Mitglieder des Staatsraths, die Versammlung der Stände, welche der Regierung eine republikanische Form gab, und endlich die Verbindung mit dem Prinzen von Oranien und den empörten nördlichen Provinzen, — waren unstreitig das Werk einer geheimen mächtigen Partey, an deren Spitze dieser Prinz selbst stand. Längst schon wurde die Mine angelegt und vorbereitet, nur die Umstände hatten bisher ihre Explosion verhindert. Jene Partey arbeitete mit rastlosem Eifer dahin, den Bruch der südlichen Provinzen mit der spanischen Regierung eben so unheilbar zu machen, als er es schon zwischen ihr und den nördlichen war. Sie wandte Alles an, um die Flamme der Revolution im Süden der Niederlande, wo sie einst zuerst ausgebrochen war, immer weiter zu verbreiten, den südlichen Provinzen den Beystand des Prinzen unentbehrlich zu machen, und auch dort auf den Ruinen der Herrschaft Spaniens seinen Einfluß und sein Ansehen zu gründen.

Die Ausschweifungen der rebellischen spanischen Kriegsleute dienten trefflich zur Beförderung ihrer Plane; denn sie vermehrten den Haß der Nation gegen den spanischen Nahmen, und machten die gegenseitige Erbitterung noch unversöhnlicher. Schon seit einiger Zeit hatte zwischen den Ständen und Oranien eine Unterhandlung, über eine nähere Vereinigung des Südens mit dem Norden der Niederlande, Statt gefunden. Vergebens widersprachen einer solchen alle die, welche aus persönlichen oder patriotischen Rücksichten den künftigen Einfluß des Prinzen fürchteten. Die oranische Partey behielt die Oberhand, trotz aller Widersprüche ward die Unterhandlung auf das Lebhafteste fortgesetzt, und es kam endlich so weit, daß die Staaten von Brabant, Flandern, Artois und Hennegau, denen in der Folge auch die von Geldern und Utrecht beytraten, dem Prinzen und den Provinzen Holland und Seeland ein förmliches Bündniß antrugen.

Dieß war es, was Oranien so eifrig gewünscht hatte. Der Antrag fand daher die günstigste Aufnahme. Sobald die vorläufigen Puncte zwischen beyden Theilen berichtiget waren, schrieben die Stände, unter dem Vorgeben, den abgerissenen Faden der ehemahligen Friedensverhandlungen von Breda wieder anzuknüpfen, einen neuen Congreß nach Gent aus (1576, 10. October); und die Bevollmächtigten der Provinzen, welche Theil daran nehmen wollten, begaben sich nach und nach dahin.

Die Abgeordneten, welche von Seiten des Prinzen und der Stände von Holland und Seeland erschienen, waren St. Aldegonde, van der Dorp, de Büis und noch einige andere ausgezeichnete Männer. Mitten unter dem Geräusche der Waffen, als eben die Citadelle, welche sich noch immer gegen die ständischen Truppen vertheidigte, heftig beschossen ward, hielten sie ihren feyerlichen Einzug in Gent.

Ihr zahlreiches Gefolge nahm eine ganze Flotte von Jachten und Barken ein, und ein unermeßliches Heer von Neugierigen war aus der ganzen benachbarten Gegend nach Gent geströmt, um ein so merkwürdiges und anziehendes Schauspiel zu sehen. In dem Gefolge der Abgeordneten befanden sich mehrere Personen, welche seit dem Anfange der Blutgerichte des Herzogs von Alba entfernt gewesen waren; diese betraten jetzt zum ersten Mahle die heilige Erde des Vaterlandes wieder, und drückten nach einer zehnjährigen Trennung die alten Freunde und Bekannten an ihr gerührtes Herz.

Schon den Tag nach der Ankunft (19. October) der Bevollmächtigten nahmen die Unterhandlungen ihren Anfang. Man betrieb sie mit dem größten Eifer; dennoch würden die Discussionen vielleicht noch längere Zeit gedauert haben, hätte nicht das traurige Schicksal der Stadt Antwerpen den Abschluß des ganzen Geschäfts beschleunigt. Die schauderhafte Begebenheit, welche diesen einst so blühenden Ort in Armuth und Elend stürzte, machte den tiefsten Eindruck auf die Bevollmächtigten, und bestärkte sie in dem schon früher gefaßten Argwohn, daß der Hof selbst die Aufrührer zu ihren Ausschweifungen reize, um den Ruin des Landes zu vollenden. Sie eilten daher um so mehr, das Friedens- und Vereinigungsbündniß abzuschließen, welches ein heiliges und unauflösliches Band für die ganze niederländische Nation seyn sollte; und am 8. November erfolgte unter vielen Feyerlichkeiten und bey offenen Thüren die Unterzeichnung der darüber ausgefertigten Urkunde. Nach der Unterschrift traten die Bevollmächtigten auf den großen Balcon des Stadthauses hinaus, von welchem herab alle fünf und zwanzig Artikel der Friedensacte, unter dem Schalle der Trompeten, dem Läuten aller Glocken und dem Donner des Geschützes, vor einer zahllosen Volksmenge, bey brennenden Fackeln abgelesen wurden.

Die Hauptpuncte dieses merkwürdigen Vertrages, welcher von den Ständen von Brabant, Flandern, Artois, Hennegau, Valenciennes, Ryssel, Douai, Orchies, Namur, Tournai, Utrecht und Mecheln auf einer, und dem Prinzen von Oranien und den Staaten von Holland und Seeland auf der andern Seite abgeschlossen ward, waren folgende: Beyde Theile versprechen einander mit Gut und Blut beyzustehen, und mit gemeinschaftlichen Kräften die Vertreibung der fremden Kriegsvölker, besonders der Spanier, aus den Niederlanden, und hiernächst eine allgemeine Versammlung der Staaten zu bewirken, um wegen der Kriegs- und Staatsangelegenheiten des Landes, und vorzüglich wegen der Religionsübung in Holland und Seeland zweckmäßige Verfügungen zu treffen. Niemand soll außerhalb dieser beyden Provinzen und der mit ihnen verbundenen Orte, etwas zum Nachtheile des katholischen Glaubens unternehmen. Dem Prinzen von Oranien bleibt die Würde eines königlichen Statthalters und Generaladmirals von Holland und Seeland zugestanden, mit aller der Gewalt, welche er in jenen Provinzen bisher ausgeübt hat; doch ist ihm nicht verstattet, sie auf diejenigen Orte und Städte auszudehnen, welche nicht gegenwärtig schon unter seinem Gebiethe stehen. Die strengen Strafbefehle wider die Nichtkatholiken sollen bis zur Versammlung der allgemeinen Stände unvollzogen bleiben. Alle Gefangenen von beyden Seiten, und nahmentlich der Graf von Bossü, werden ohne Lösegeld freygegeben. Der Prinz und jeder Andere werden in den Besitz ihrer ehemahligen Güter und Würden wieder eingesetzt, und alle seit dem Jahre 1566, wegen der Religion oder Ergreifung der Waffen ausgesprochenen Urtheile für ungültig erklärt. Um jedes Denkmahl von der Tyranney des Herzogs von Alba zu vernichten, sollen die von ihm errichteten Säulen und Siegeszeichen mit ihren Inschriften zerstört werden. Diejenigen Landschaf-

ten und Städte, welche es mit der Gegenparten halten, genießen die Vortheile dieses Bündnisses nicht eher, als bis sie sich demselben ebenfalls anschließen; aber der Beytritt ist ihnen verstattet.

Dieses war das Entstehen jener berühmten Verbindung, welche von den niederländischen Geschichtschreibern nach dem Orte, welcher die Wiege desselben war, der Friede von Gent oder die Genter Pacification genannt wird; ein Meisterwerk der Politik des Prinzen von Oranien, und die Grundlage zu der künftigen Regierungsform des niederländischen Freystaats. Ohne Vorwissen und Einwilligung des Königs, wie man leicht denken kann, ward er von einem Theile der niederländischen Provinzen mit dem andern geschlossen; dennoch bestätigte ihn der Staatsrath im Nahmen des Monarchen; und die hohe Schule zu Löwen, der die Bundesacte zur Durchsicht vorgelegt ward, erklärte: daß sie nichts dem katholischen Glauben Nachtheiliges enthalte.

Um den Abschluß des Friedenstractates recht feyerlich zu machen, unternahmen die Genter an dem Tage der Unterzeichnung desselben einen Sturm auf die belagerte Citadelle. Aber er ward abgeschlagen, und erst drey Tage später (11. November) übergab die Besatzung das Schloß, nach einer langen und tapfern Vertheidigung, welche von einer heldenmüthigen Frau, der Gattinn des spanischen Feldherrn Mondragone, geleitet ward.

Schon vor dem Abschluß des Genter Friedensvereins ließ der Prinz von Oranien durch den Grafen von Hohenlohe Ziriksee wieder besetzen. Auch Oudewater und andere Plätze und Schanzen in Holland wurden von den Spaniern geräumt. Nur Amsterdam, Harlem und einige andere Orte von geringerer Bedeutung blieben noch in ihrer Gewalt. Die Provinzen Grönningen, Friesland und Ober-Yssel, wo der tapfere Billi, ein eifriger Katholik und treuer Diener des

Königs, Befehlshaber war, wurden auch eine Zeit lang unter der spanischen Herrschaft erhalten. Erst am Ende des Jahres zersprengten auch sie die Fesseln des Despotismus, und traten ebenfalls dem Genter-Friedensbunde bey. Daß übrigens der grosse Zweck dieses Bündnisses, eine vollkommene Vereinigung aller niederländischen Provinzen, unter der Regierung des Prinzen von Oranien, zu bewirken oder wenigstens vorzubereiten, nie erreicht werden würde, war leicht voraus zu sehen. Schon die Verschiedenheit der Religionen gab in diesem Zeitalter des Glaubenseifers und der religiösen Schwärmerey ein unüberwindliches Hinderniß ab. Dadurch trug es freylich, wie alles menschliche Werk, den Keim des Todes und der Auflösung, schon von seinem Entstehen an, bey sich; aber trotz dieser Unvollkommenheit gewährte dieser Bund der Sache der Freyheit einen wesentlichen Vortheil; denn er veränderte den bisherigen Schauplatz des Kriegs, entfernte ihn von dem Boden Hollands und Seelands, und verschaffte dadurch diesen Provinzen Zeit und Ruhe, sich von den Stürmen der vergangenen Jahre zu erhohlen. So ward der Genter Verein wenigstens für einen Theil der Niederlande ein schützendes Bollwerk gegen das Zurücksinken unter Spaniens Herrschaft.

## 20.

# Don Juan d'Austria.

## 1576.

An eben dem Tage, als Antwerpen seinem schrecklichen Schicksal erlag, betrat Don Juan d'Austria, der neue, vom spanischen Hofe ernannte und längst erwartete Oberstatthalter, die niederländische Erde. Dieser Prinz, der eine kurze aber thatenvolle Rolle auf dem grossen Schauplatze der Weltbegebenheiten spielte, und für einen der grössten und glücklichsten Feldherrn seines kriegerischen Zeitalters gehalten ward, befand sich jetzt in der ersten kraftvollen Blüthe des männlichen Alters. Sein Ruhm ging vor ihm her. Er hatte die Morisken unterworfen, die Türken geschlagen, Constantinopel und die afrikanischen Küsten zittern gemacht; was liess sich nicht von einem solchen Helden erwarten? Aber ehe wir sehen, ob er die grossen Hoffnungen erfüllte, die man sich am spanischen Hofe, und in den Niederlanden von seiner Sendung in diese Provinzen machte, sey es erlaubt, einen Blick auf die romantischen Schicksale seiner früheren Jugend zu werfen. Die Erzählung derselben sey eine kurze Episode in der grossen Epopee des niederländischen Krieges, und gewähre der Seele durch die Aufstellung sanfterer Bilder eine wohlthätige Erhohlung nach dem Anblicke so vieler Scenen der Empörung, des Blutvergiessens und der Grausamkeit.

Don Juan war ein Kind der Liebe Kaiser Carls V., und ward zu Regensburg am 24. Februar 1545 geboren.

Ueber seine Mutter sind die Nachrichten ungewiß. Nach der Erzählung einiger Schriftsteller war es eine gewisse Barbara Blomberg aus Regensburg. Dieses junge und reizende Mädchen mußte den Kaiser oft in schwermüthigen Stunden durch ihren entzückenden Gesang aufheitern, und bey dieser verführischen Gelegenheit schlich sich die Liebe in sein Herz. Andere machen eine schöne Bäckerinn von Brüssel zu Don Juan's Mutter. Endlich wird auch erzählt, sie sey eine Person von hohem Range, nähmlich eine Gräfinn von Flandern gewesen, welche nachher an einem Grand von Spanien verheirathet ward; und Barbara Blomberg habe nur den Nahmen dazu hergegeben, um jene zu verheimlichen. So viel ist gewiß, daß Don Juan selbst die Blomberg immer für seine Mutter hielt. Sie lebte in der Folge als Kaiser Carls Geliebte, von einem geringen Jahrsgehalte in Spanien. Don Juan empfahl sie noch kurz vor seinem Tode seinem Halbbruder Philipp II.; sie überlebte ihren Sohn noch zwey Jahre, und starb endlich unweit Madrid. Ein niederländischer Geschichtschreiber *) erzählt: sie habe während ihres Aufenthaltes in Spanien nicht im besten Rufe gestanden, und da es ihr oft sehr kümmerlich gegangen sey, und Don Juan sich wenig um sie bekümmert habe, so sey sie aus Rache im Begriffe gewesen, auszusagen, daß nicht Kaiser Carl V., sondern ein Anderer sein Vater sey.

Der Kaiser beschloß die Geburt des Kindes vor dem Hofe und Jedermann sorgfältig zu verheimlichen. Er trennte deßhalb den Knaben, als er kaum das erste Jahr zurückgelegt hatte, (1546, 25. Februar) von der Mutter, und übergab ihn seinem Haushofmeister D. Quiada de Villagarcia, von dessen Verschwiegenheit er häufige Beweise hatte, um ihn nach Spanien zu bringen, und dort mit seinen Kindern erziehen zu lassen, ohne weder dem Knaben selbst, noch ih-

*) Meteren.

gen einem andern die Herkunft desselben zu entdecken. Don Quiada führte seinen Pflegling nach Villagarcia, seiner väterlichen Burg, und bewahrte das Geheimniß des Kaisers auf das Sorgfältigste. Seiner Gattinn Margaretha de Ulloa, einer sehr rechtlichen und unbescholtenen Frau, sagte er: der kleine Juan sey der Sohn eines seiner Freunde, dem er viel Verbindlichkeit schuldig sey. Die gutmüthige Margaretha hielt ihn Anfangs für ein Kind ihres Mannes, und pflegte ihn deßhalb um so sorgfältiger. Doch die außerordentliche Aufmerksamkeit und Sorgfalt ihres Gatten für den Knaben brachte sie nach und nach auf die Vermuthung, daß er von vornehmer Geburt seyn müsse. Ein Zufall brachte ihre Muthmaßung zur Gewißheit.

Es brach einst ein heftiges Feuer in dem Theile ihres Hauses aus, wo sie mit dem kleinen Unbekannten und ihren übrigen Kindern schlief. Schon hatte die Flamme fast ihr Bett ergriffen, als ihr Gatte unangekleidet und in größter Bestürzung herbeyeilte, zuerst den fremden Knaben in Sicherheit brachte, und dann zurückkehrte, um auch sie und ihre Kinder zu retten. Seit diesem Vorfall hielt sie sich überzeugt, daß Juan der Sohn eines erlauchten Vaters seyn müsse.

Der Knabe fing an sich zu entwickeln, und eine außerordentliche Kühnheit und Lebhaftigkeit zeichneten ihn aus. Alle seine kleinen Spiele waren kriegerisch, und immer sah man ihn dabey als den Anführer seiner Gefährten. Als er zum Jünglingsalter heranreifte, machten Reisen und andere körperliche Uebungen seine Lieblingsbeschäftigungen aus; und seine einnehmende Gestalt, — er hatte ein schönes und angenehmes Gesicht, lebhafte feurige Augen, hellblondes Haar und das vollkommenste Ebenmaß herrschte in seiner Gestalt, — und seine gefälligen Sitten erwarben ihm den Beyfall der ganzen weiblichen Welt von Villagarcia. Sein Pflegevater freute sich über den kriegerischen Geist, der seinen Zögling

belebte, bis der Kaiser ihm schrieb: er habe D. Juan für den geistlichen Stand bestimmt, und darnach möchte er dessen Erziehung einrichten.

Noch war des Jünglings Herkunft Jedermann verborgen. Erst nach seiner Abdankung eröffnete der Kaiser seinem Sohne Philipp II. das Geheimniß, und empfahl ihm D. Juan, als seinen natürlichen Bruder. Zwey Jahre nach des Kaisers Tode, bey einer öffentlichen Jagd, wozu D. Juan und sein Erzieher eingeladen waren, erkannte Philipp, im Beyseyn seines ganzen Hofes, den erstaunten Jüngling, der sich bis jetzt für den Sohn seines Pflegevaters gehalten hatte, für seinen Bruder, umarmte ihn, und entdeckte ihm das Geheimniß (1558) seiner Geburt.

Von jetzt an hielt er sich am Hofe seines königlichen Bruders auf, wo er mit dem Thronfolger Don Carlos und mit seinem Neffen, dem in der Folge so berühmt gewordenen Prinzen von Parma, Alexander Farnese, erzogen ward. Seine Vorzüge und der Beyfall, welches ihm sein liebenswürdiges Betragen erwarb, erregten den Neid des ungestalteten, finstern und durch sein tragisches Ende bekannten D. Carlos. Bey einem heftigen Zanke, der einst zwischen ihnen entstand, vergaß sich der Infant so sehr, daß er D. Juan einen Hurensohn nannte. Unvorsichtig erwiederte der Letztere: Ich bin eines bessern Vaters Sohn als Ihr!

Nach der Bestimmung seines Vaters sollte D. Juan in den geistlichen Stand treten. Philipp II. begünstigte seine Neigung zu den Waffen. Aber die Mißverständnisse mit dem Thronfolger, und das Mißtrauen des Königs, wovon er oft Beweise erhielt, machten ihm den Aufenthalt am Hofe zuwider. Sein feuriger jovialischer Geist sehnte sich nach einem weiteren Wirkungskreise. Er konnte nicht gedeihen in einer Atmosphäre, worin ein finsterer, schwermüthiger und argwöhnischer Philipp waltete, der immer frostig und ernst nicht

einmahl in den Tagen der ersten fröhlichen Jugend, diesem lieblichsten und unschuldigsten Traume des menschlichen Seyns, ein heiteres Gesicht gezeigt hatte; und der, selbst arm an Freude und Sclave einer selbstgeschaffenen Geistestyranney, auch nicht fähig war, Glück und Freude um sich her zu verbreiten.

Heimlich entfernte sich D. Juan (1566) vom Hofe, und ging nach Barcellona, um sich mit Garcias von Toledo zum Entsatze der Festung Malta einzuschiffen, welche damahls die so berühmte Belagerung von den Osmanen erlitt. Vergebens waren die Bitten und Vorstellungen seines Pflegevaters, sie konnten ihn nicht zur Rückkehr bewegen; aber als ein strenger Befehl seines Bruders an ihn nach Barcellona erging, kehrte er nach Madrid zurück. Im Genusse der Liebe suchte er seinen Verdruß zu vergessen. Maria von Mendoza bezauberte sein Herz, und eine Tochter Nahmens Anna, welche von seiner Pflegemutter heimlich erzogen, und in der Folge Aebtissinn eines Frauenklosters zu Burgos ward, war die Frucht dieser Liebe.

Endlich erfüllte der König seinen Wunsch, und sandte ihn (1570) in das Königreich Granada, zur Bekämpfung der Morisken, Nachkommen der alten Mauren in Spanien. Dort zeichnete er sich auf eine so glänzende Art durch Muth und Talente aus, daß die alten Soldaten Carls V., welche unter ihm fochten, voll Begeisterung ausriefen: Er ist der wahre Sohn des Kaisers! *) Durch die siegreiche Schlacht bey Mirabella (1571) gelang es ihm, dem langwierigen Kriege mit jenem unglücklichen Volke ein erwünschtes Ende zu machen.

Diese erste glückliche Unternehmung gründete seinen Waffenruhm. Bald darauf ging er nach Italien, und ward dort zum Oberadmiral der großen christlichen Flotte ernannt, wel-

*) Brantome, Tom. VI.

che der König von Spanien, die Republik Venedig, Papst Pius V., der Großherzog Cosmus von Florenz und die Ritter von Malta aufgestellt hatten, um dem türkischen Sultan Selim II. die den Venetianern abgenommene Insel Cypern wieder zu entreißen. Man erfand für ihn den stolzen Titel Generalissimo, und der Papst ließ ihm vor seiner Abreise nach Messina, dem Sammelplatz der christlichen Flotte, zu Neapel einen geweihten Feldherrnstab zum Zeichen seiner erhabenen Würde überreichen. Don Juan erfüllte das Zutrauen der verbündeten Mächte. Unter seiner Anführung gewann die vereinigte Flotte (1571, 7. October) im Meerbusen von Lepanto die größte und blutigste Schlacht der neuern Zeit auf dem Elemente des Meeres. Die osmanische Flotte ward fast ganz vernichtet, und der Beherrscher und die Hauptstadt des türkischen Reichs geriethen in Schrecken. Im ganzen christlichen Europa ward der erfochtene Sieg wie ein Triumph des Evangeliums über den Islam gefeyert, und D. Juan's Nahme ertönte von allen Lippen; nur in Spanien und am Hofe seines Bruders tadelte man seine glänzende That.

Durch politische Umstände verhindert, den erfochtenen Sieg verfolgen zu können, überfiel er die Küsten der Barbarey und eroberte Tunis, dessen Beherrscher er gefangen nahm; und es war im Werke, einen eigenen Staat für ihn in jenem Welttheile zu bilden. Aber Philipps Mißtrauen verhinderte die Ausführung dieses Plans. Er befahl D. Juan nach Mailand zu gehen, und schlug ihm alle Unterstützung ab. Tunis fiel wieder unter die Bothmäßigkeit seiner alten Fürsten, und der Sieger von Lepanto mußte einige Jahre unthätig in Italien verleben. Dort unter einem glücklichen Himmel, in dem Lande der Liebe und des Genusses, entschädigte er sich für den Verlust seiner vereitelten Hoffnungen auf Größe, in den Armen der zärtlichen Diana von

Zelanka. Sie gebar ihm eine Tochter, welche in der Folge an den Prinzen Botero in Sicilien verheirathet ward.

D. Juan befand sich eben zu Mailand, als ihn der König nach dem Tode des Comthurs Requesens zum Oberstatthalter der Niederlande ernannte. Er schiffte sich sogleich nach Spanien ein, und empfing dort von Philipp II. seine Verhaltungsbefehle, welche im Wesentlichen darin bestanden, daß er sich öffentlich sehr nachgebend und freundlich gegen die Stände beweisen, insgeheim aber alles Mögliche anwenden solle, um ihre Vereinigung zu hindern. Mit dem spanischgesinnten Staatsrath Rueda solle er sich über die zu treffenden Maßregeln berathschlagen, jedoch nicht mündlich, sondern schriftlich, um nicht den Argwohn der Staaten zu erregen.

Um den Eifer des Prinzen zu vermehren, eröffnete der König seinem Ehrgeiz ein neues Feld, indem er ihm die Versicherung gab: wenn es ihm gelungen sey, die Niederlande wieder zu beruhigen und sie zu ihrer Pflicht zurück zu führen, so wolle er ihn mit einer Flotte nach England senden, um die unglückliche Königinn Maria von Schottland aus ihrem Gefängnisse zu befreyen, und sich mit ihr zu vermählen. Die Freude, welche D. Juan über diese Aussicht auf eine Krone etwas zu laut und unvorsichtig äußerte, beleidigte den König und erregte von Neuem sein Mißtrauen gegen ihn.

Begleitet von Ottavio Gonzaga und noch zwey andern Personen, verließ er Spanien, und trat mit Postpferden die Reise nach den Niederlanden an. Er nahm seinen Weg durch Frankreich, als Gonzaga's Edelknabe verkleidet, und mit schwarzgefärbtem Bart und Haaren, um unerkannt zu bleiben. In Paris trat er in einem Hotel unweit der Wohnung des spanischen Gesandten ab, von welchem er den traurigen Zustand der Niederlande erfuhr; wohnte darauf in seiner Verkleidung einem Balle des Hofes im Louvre bey, und hatte eine Unterredung mit dem Herzog von Guise.

Kurz vor seiner Ankunft in Frankreich war die berüchtigte heilige Ligue geschlossen worden, und Philipp hatte dem Prinzen befohlen, den Herzog von Guise in dem Vorhaben, sich zum Oberhaupte dieses Bundes aufzuwerfen, zu bestärken, mit dem Versprechen, daß er in diesem Falle auf den nachdrücklichsten Beystand Spaniens rechnen könne. Ob D. Juan sich dieses Auftrags wirklich entledigte, oder ob es gegründet ist, was damahls das Gerücht sagte: daß er mit dem Herzoge einen heimlichen Vertrag geschlossen habe, worin sie sich eine gegenseitige Unterstützung ihrer geheimen Absichten, auf die Souveränität der Niederlande und auf den Besitz des französischen Throns, versprochen hätten, — ist nicht mit Gewißheit zu bestimmen, weil die Nachrichten darüber zweifelhaft und unzureichend sind.

Am 4. November langte der neue Oberstatthalter in Luxemburg an, zu spät, um Antwerpen retten, und den Abschluß des Genter Friedensvereins verhindern zu können.

---

## II.

## Das ewige Edict.

### 1577.

Bey Don Juan's Ankunft war von allen siebzehn niederländischen Provinzen Luxemburg die einzige, welche ihren alten Verhältnissen treu geblieben war, und an den Unruhen keinen Theil genommen hatte; alle übrigen schienen für die spanische Krone verloren zu seyn. Die Macht des Königs war nichts mehr als ein Schattenbild, und man bediente sich seines Nahmens nur noch als Form bey den öffentlichen Angelegenheiten, um dem Ungehorsam gegen die Regierung ein minder strafbares Ansehen zu geben. Es ist eine auffallende, aber durch alle Empörungen wider die monarchische Gewalt, deren die Geschichte erwähnt, bestätigte Erfahrung: daß die Rebellen stets weit weniger Bedenken trugen, sich an dem Wesen, als an den äußern Formen des Königthums zu vergreifen.

Um die alte Ordnung der Dinge in den abgefallenen Provinzen wieder herzustellen, und die empörte Nation wieder in die Schranken zurück zu führen, welche sie durchbrochen hatte, blieben dem neuen Statthalter nur zwey Wege übrig: nähmlich der Weg offener Gewalt, oder jener der Gelindigkeit und Verstellung. Der erstere schien unter den gegenwärtigen Umständen, wo sein Ansehen noch nicht ge-

gründet, und seine Würde von den Repräsentanten der Nation noch nicht anerkannt, und die Kriegsmacht, worüber er gebiethen konnte, bey weitem nicht so zahlreich als die der Gegner war, viel zu unsicher und gefährlich zu seyn; weil er dabey Alles auf's Spiel setzen mußte, und folglich Alles zu verlieren in Gefahr gerieth. Er beschloß daher den letztern zu wählen, und sich den Niederländern nicht in der abschreckenden Gestalt eines Vertreters und Rächers der Majestät, sondern als einen Vermittler und Friedensstifter zu zeigen, der gekommen sey, Glück und Ruhe unter ihnen wieder herzustellen; und erst dann, wenn es ihm in dieser liebenswürdigen Rolle, wobey ihn sein einnehmendes Aeußere, seine gefälligen Sitten und sein erworbener Ruhm trefflich unterstützen konnten, gelungen seyn würde, sich in das Vertrauen der Nation zu stehlen, sie plötzlich und desto sicherer durch den schweren Arm des Herrschers zu überraschen.

Diesem Plane gemäß, und um den Niederländern sogleich einen glänzenden Beweis seiner liberalen und friedlichen Gesinnungen zu geben, erläßt er von Luxemburg aus zwey Sendschreiben, nähmlich eines an die Stände und Rathscollegien, und das andere an die Befehlshaber der spanischen Truppen. Den bürgerlichen Gewalten macht er seine Erhebung bekannt, und ladet sie zu einer gemeinschaftlichen Berathschlagung über die Mittel zur Herstellung eines allgemeinen Friedens ein; und den Feldherren befiehlt er, alle Feindseligkeiten einzustellen.

Die Stände waren zweifelhaft, wie sie den erhaltenen Antrag aufnehmen sollten, und beschlossen endlich, sich ohne den Rath und die Zuziehung Oraniens auf nichts einzulassen. Der Prinz befand sich damahls in Holland, und das hellsehende Auge dieses Menschenkenners durchschaute die hinterlistigen Plane des Spaniers. Er erwiederte auf die an ihn ergangene schriftliche Anfrage der Stände: Sie möch-

ten keinen Vorschlägen, von welcher Art sie auch wären, Gehör geben, und sich nicht durch die trügerischen Lockungen eines Feindes bethören lassen, von dessen Arglist eine theuer erkaufte Erfahrung sie hinlänglich überzeugt habe.

Diese Warnung, wenn sie auch nicht ganz befolgt ward, bestimmte wenigstens die Stände, mit der größten Vorsicht zu handeln. Sie antworteten D. Juan: Nur dann, wenn er die spanischen Kriegsvölker aus dem Lande entfernen, eine allgemeine Versammlung der Staaten ausschreiben, und dem gentischen Friedensverein beytreten wolle, würden sie ihn als Oberstatthalter anerkennen, außer dem aber nicht.

Dieser, welcher ähnliche Forderungen erwartet, und sich also darauf vorbereitet hatte, erwiederte: Er sey bereit, die fremden Truppen aus dem Lande zu senden, wenn die Stände auch die ihrigen entlassen würden; auch wolle er in die Zusammenberufung der Staaten und in eine allgemeine Friedensverhandlung willigen, jedoch ohne daß dadurch der katholischen Religion und der Hoheit des Königs ein Nachtheil erwachse.

Die Staaten theilten dem Prinzen diese Antwort mit. Er fand sie zweydeutig und unzureichend; bestätigte dieses Urtheil durch einige aufgefangene Schreiben des Königs, D. Juan's und des Staatsraths Rueda, aus welchen hervorging, daß es im Werke sey, noch mehr Truppen zu werben und den Krieg fortzusetzen, und erklärte endlich mit kurzen und bestimmten Worten: er und die Stände von Holland und Seeland würden sich nie auf eine Unterhandlung mit den Spaniern einlassen, was auch immer für Vorschläge gethan werden möchten.

Indeß hatte der Statthalter, um der Nation zu zeigen, daß es ihm mit der Entfernung des fremden Kriegsvolks ein Ernst sey, seinen Geheimschreiber und Vertrauten, Escuvedo, nach Antwerpen gesandt, um die Befehlshaber

der spanischen Truppen zur Abreise aus dem Lande zu bewegen; wobey er ihnen jedoch insgeheim aufgeben ließ, darauf zu dringen, daß ihr Abzug zu Wasser geschähe. Dieser erhaltenen Instruction zu Folge erklärten die spanischen Feldherren, daß sie bereit wären, sich mit ihren Völkern zu entfernen, wenn sie zuvor die Rückstände ihres Soldes empfangen hätten, und wenn man sie zu Wasser abreisen ließe; weil zu Lande, bey der späten Jahreszeit und da die Straßen durch Savoyen wegen der Pest gesperrt wären, nicht fortzukommen sey. Der Grund, warum D. Juan wünschte, daß die Abreise zu Wasser geschehe, ist nicht mit Gewißheit bekannt; die Stände aber muthmaßten, die Absicht sey, eine Verzögerung dadurch zu bewirken, um die Truppen noch etwas länger zurück zu behalten. Da sie nun vorhersahen, daß die Flotte zu der Ueberfahrt viel Geld und Zeit kosten werde, auch die Schiffe, wären sie einmahl in den Händen der Spanier, so gut als verloren seyn würden: so schlugen sie es geradezu ab, sich auf den Abzug zur See einzulassen, und trafen zugleich Anstalt, sich gegen gewaltsame Schritte in Vertheidigungsstand zu setzen.

Die Unterhandlungen dauerten jedoch fort, und der Statthalter begab sich von Luxemburg nach Marche en Famine. Hier erschienen bald nach seiner Ankunft Bevollmächtigte des Kaisers Rudolph II., welcher ein Jahr zuvor seinem Vater Maximilian II. auf dem deutschen Throne gefolgt war. Ihr Auftrag war, eine Versöhnung zwischen der niederländischen Nation und dem Beherrscher derselben zu vermitteln. Die Stände wurden eingeladen, ebenfalls Abgeordnete aus ihrer Mitte nach Marche en Famine zu senden, und da sie sich bereit dazu finden ließen, so nahmen die Unterhandlungen über den abzuschließenden Frieden ihren Anfang. Nach einigen heftigen Debatten, willigte D. Juan, seinem angenommenen System der Nachgiebigkeit ge-

mäß, in die Entfernung des spanischen Kriegsvolks zu Lande, und versprach auch die Annahme des Genter Friedensvereins. Dadurch waren die Hauptschwierigkeiten aus dem Wege geräumt, die Stände vergaßen den Rath ihres Warners, die Unterhandlungen wurden schnell zum Ende geführt, und es kam ein förmlicher Friedensvergleich zwischen beyden Theilen zu Stande, welcher am 12. Februar (1577) von D. Juan und den 17. von den Abgeordneten des Staatsraths und der Stände unterzeichnet ward. Dieser aus neunzehn Artikeln bestehende Vergleich war im Nahmen des Königs abgefaßt, und enthielt folgende Hauptpuncte: Genehmigung des Genter Friedensschlusses, und das Versprechen einer Zusammenberufung der allgemeinen Staaten; Entfernung aller auswärtigen Truppen, der Spanier, Deutschen, Italiener und Wallonen, welche mit Zurücklassung des Geschützes und aller Kriegsvorräthe das Land räumen, und nur in der dringendsten Noth, und nicht ohne Einwilligung der Staaten, zurück gerufen werden können; wogegen die Letzteren, zur Befriedigung der Truppen 600,000 Gulden in zwey Terminen zu bezahlen versprechen; Loslassung aller Gefangenen von beyden Seiten; jedoch mit Ausnahme des Grafen von Büren, ältesten Sohnes des Prinzen von Oranien; von Seiten des Königs und seines Statthalters Versicherung der Freyheiten des Landes, und von Seiten der Staaten das Versprechen des Gehorsams, der Treue und der Erhaltung des katholischen Glaubens; Entlassung des ständischen Kriegsvolks und unverzügliche Anerkennung D. Juans als königlichen Statthalter, sobald der Abzug der spanischen, burgundischen und italienischen Truppen erfolgt seyn wird.

Dieses war der Inhalt eines Friedens, dem man den glänzenden und vielversprechenden Nahmen des ewigen Edictes gab. Aber leider war die Ewigkeit seiner Dauer schon

drey Monath nach seinem Abschluß zu Ende; und dieser feyerliche, vom Könige von Spanien (April 1577) förmlich bestätigte Versöhnungsact, erhielt nur dadurch eine traurige Celebrität in der Geschichte der niederländischen Rebellion, daß er nicht eine der erwarteten glücklichen Folgen hervorbrachte. Weit entfernt, einem unglücklichen Volke den Frieden wieder zu geben, legt er vielmehr den Grund zu neuen Feindseligkeiten und Stürmen, und wird endlich die Veranlassung einer gänzlichen Trennung der Nation.

Nach der Unterzeichnung des ewigen Edicts begab sich D. Juan mit seinem ganzen Hofstaat nach Löwen, um dort den Abzug der Truppen, welcher auf den März festgesetzt war, abzuwarten; denn früher durfte er, nach dem Inhalt des Friedensvertrags, nicht als Statthalter in Brüssel erscheinen. Er bestätigte den Herzog von Arschot, welcher von den Ständen zum Befehlshaber der Citadelle von Antwerpen ernannt worden war, in dieser Würde; worauf sich der Herzog nach Antwerpen begab, um das Schloß aus den Händen der Spanier zu übernehmen. Diese Uebergabe ist charakteristisch, und die Umstände, welche sie auszeichnen, verdienen erwähnt zu werden.

An dem bestimmten Tage erscheint der Herzog, begleitet von den kaiserlichen Bevollmächtigten und einer Anzahl wallonischer Kriegsleute, vor der Brücke der Citadelle. Die Brücke ist aufgezogen, und die Thore sind verschlossen. Der Geheimschreiber Escuvedo tritt heraus, um den Eid des Herzogs zu empfangen. Letzterer legt seine Hand in Escuvedo's seine, und schwört mit entblößtem Haupte: „Ich Philipp de Croy, Herzog von Arschot, schwöre bey Gott und der Jungfrau Maria, und den vier heiligen Evangelien, daß ich dieses Schloß bewahren will und erhalten zum Dienste königlicher Majestät Philippi unsers Herrn, und solches ohne seinen ausdrücklichen Befehl an Niemand will ausliefern, als

seiner eigenen Person oder seinen Erben!« Darauf erwiederte Escuvedo: »Kommt Ihr dem nach, was Ihr sagtet, dann möge Gott Euch helfen; wo nicht, so hohle Euch der Teufel mit Leib und Seele!« Alle Umstehenden sagten: Amen!

Sancho d'Avila, der spanische Befehlshaber der Citadelle, war zu stolz, die Schlüssel selbst zu übergeben, an seiner Stelle überreichte sie dem Herzoge Martin del Oyo, sein Lieutenant. Die Thore öffnen sich, die Brücke fällt herab, die spanische Besatzung zieht aus, und der Herzog mit seinem Gefolge rückt herein. Die Deutschen unter ihren Obersten Fronsberg und Fugger bleiben in der Stadt.

Die ausziehenden Spanier führten ihre Gefangenen und sechs Stück Geschütz mit sich hinweg; weil sie die versprochene Bezahlung des rückständigen Soldes noch nicht empfangen hatten. Eine zahlreiche Schar von Weibern und Freudenmädchen befand sich in ihrem Gefolge. Sie rückten über Lier nach Mastricht, dem Sammelplatz aller spanischen, italienischen und burgundischen Truppen. Dort erhielten sie ihre Bezahlung; wozu D. Juan selbst, weil ihm sehr an Vollziehung des abgeschlossenen Friedensvergleichs gelegen war, den Ständen eine bedeutende Summe vorschoß. Nach abgemachtem Zahlungsgeschäft erfolgte die Auswechslung der Gefangenen, unter welchen sich auch der junge Graf von Egmont befand. Endlich brach das ganze Corps (1577, 21. April), unter Anführung des Grafen von Mannsfeld, von Mastricht auf, und zog, beladen mit Schätzen und Kleinodien, dem Ertrage eines zehnjährigen Raubes, über Luxemburg nach Italien, nachdem sich unter Weges die Burgunder und Deutschen von den Italienern und Spaniern getrennt hatten. Die Letztern erhielten ihre Quartiere an den genuesischen Grenzen bis Novi hin, wo ein großer Theil dieser einst so furchtbaren Krieger ein Opfer des Unmuths, der Unthätigkeit und des Klima's ward.

Allgemein war die Freude der Niederländer über die Entfernung ihrer verhaßten Gäste, von denen sie zehn Jahre hindurch die ungeheuersten Drangsale hatten erdulden müssen. Nur einige hellsehende Köpfe hielten diesen Auszug für nicht viel mehr als ein Possenspiel, und zweifelten nicht an der baldigen Wiederkehr jener heillosen Banden, welche das edelste niederländische Blut vergossen, und den schönsten Flor des Vaterlandes mit frechem Muthwillen zertreten hatten. Sie ergossen ihre Empfindungen, ihre Ahnungen und Zweifel in poetischen Aufsätzen, welche sich unter das Volk verbreiteten, ohne die Leichtgläubigen in ihrem süßen Wahn zu stören.

Am 1. Mai hielt D. Juan seinen feyerlichen Einzug in Brüssel, und drey Tage darauf (4. Mai) ward er förmlich als Statthalter der Niederlande anerkannt. Der ganze Adel war in der Hauptstadt Brabants versammelt, dem neuen Regenten seine Ergebenheit zu beweisen, welcher durch Leutseligkeit und Güte die Herzen der Niederländer zu gewinnen, und ihren alten Haß gegen den spanischen Nahmen auszulöschen strebte. Er theilte reiche Geschenke aus, und verlieh vielen angesehenen Männern Bedienungen und Jahrgelder, um sie desto inniger an sein Interesse zu knüpfen. Dennoch blieb bey einem großen Theile das Mißtrauen gegen die Aufrichtigkeit der Versöhnung; Mehrere schlugen deßhalb die angebothenen Wohlthaten aus, und selbst der alte staatskluge und patriotische Viglius ab Ayta äußerte, noch kurz vor seinem um diese Zeit erfolgten Tode, Bedenken und Zweifel über die Dauer des Friedens. Wie viel fehlte noch zur Beruhigung der empörten Gemüther! Wie weit war noch das Ende der Leiden entfernt, unter welchen dieses einst so glückliche Volk erlag!

Der Prinz von Oranien hatte sich nach Bergen op Zoom begeben, um dort in der Nähe über jede Bewegung der

neuen Regierung zu wachen. Nach dem Abschluße des ewigen Edicts sandten sowohl die Staaten der demselben beygetretenen Provinzen, als auch D. Juan selbst Bevollmächtigte an den Prinzen und die Stände von Holland und Seeland, welche sie einladen mußten, dem abgeschlossenen Frieden beyzutreten. Aber D. Juans arglistige Politik scheiterte an den höheren Talenten des furchtbarsten Gegners der spanischen Regierung. Standhaft verweigerte er den Beytritt zu dem Brüsseler Frieden, und die Stände folgten seinem Beyspiele. Er erklärte den Bevollmächtigten: Die Provinzen, welche sich durch ihre treue Anhänglichkeit an ihn so gerechte Ansprüche auf seine Vorsorge und Erkenntlichkeit erworben hätten, verlangten eine weit stärkere Bürgschaft für die Aufrichtigkeit und den guten Willen der spanischen Regierung, als der Inhalt der ihnen mitgetheilten Friedensacte gewähre. Es mußten zuvor ihre Schutzmauern, die halbzerstörten Schlösser und Festen wieder hergestellt, ihrem zu Grunde gerichteten Handel müsse wieder aufgeholfen, und endlich auch seine Schadloshaltung berichtiget und die Freylassung seines Sohnes versichert werden, ehe man sich zur Annahme des geschlossenen Friedens verstehen könne.

Weder die Herablassung und Nachgiebigkeit des neuen Statthalters, noch selbst die Entfernung der fremden Truppen, konnten Oraniens Scharfsicht täuschen. Aufgewachsen in der spanischen Schule, kannte er das System dieses Hofes bis auf seine feinsten Züge. Diese Erfahrung, eine richtige Ansicht der öffentlichen Angelegenheiten, und eine genaue Bekanntschaft mit den Geheimnissen der Cabinette, ließen ihn die kurze Dauer des ewigen Edicts leicht vorher sehen, und überzeugten ihn, daß die Staaten seine Hülfe bald wieder anrufen würden.

Um indeß die Ruhe, deren sie jetzt genossen, so gut als möglich zu benutzen, trafen die Stände von Holland und

Seeland mancherley Verfügungen zum Besten des Landes. Unter andern liessen sie an der Wiederherstellung der durch Stürme und Durchstechungen während des letzten Krieges beschädigten Dämme arbeiten, und damit die Kosten, welche diese Unternehmungen erforderten, desto leichter bestritten werden könnten, wurden nur 45 Fahnen zu Fuß, jede zu 114 Köpfe und 30 Kriegsschiffe, beybehalten, der Ueberrest der bewaffneten Macht aber ward entlassen. Zugleich faßte die Ständeversammlung einen Beschluß, die Festungswerke einiger Plätze in Holland und Seeland zu verstärken; und den belgischen Staaten ward auf ihr Ansuchen, die bey Antwerpen und auf der Maas vor Anker liegenden seeländischen Schiffe abzurufen, eine abschlägige Antwort ertheilt.

Gleich nach dem Abschluß des gentischen Friedens hatten sich schon die Stände lebhaft bemühet, diejenigen Städte in Holland und Seeland, welche der spanischen Partey noch anhingen, auf ihre Seite zu ziehen. Ihre Bemühungen waren auch nicht fruchtlos. Muiden, Wesp und Harlem, und bald darauf auch Tholen, Goes und Südbeveland traten nach und nach zu der Partey der Freyheit über. Ganz Seeland hatte sich jetzt von Spanien abgewandt, und in Holland war Amsterdam die einzige Stadt, welche ihren alten Herren noch treu blieb.

Im Heumonathe machte der Prinz von Oranien mit seiner Gemahlinn eine Reise durch die meisten holländischen Städte, und überall empfing man ihn als den Retter des Vaterlandes mit lauter und herzlicher Freude. Auch in Westfriesland begeisterte seine Erscheinung das Volk zur lebhaftesten Theilnahme; frohlockend nannte es ihn Vater, und Einer rief dem Andern freudig entgegen: Vater Wilhelm ist gekommen! Wie rührend ist dieser einfache und ungekünstelte Erguß einer kindlichen und dankbaren Anhänglichkeit und

Liebe! Er erweckt unser innigstes Mitgefühl, indeß wir uns mit Unwillen und Verachtung von den überspannten und herzlosen Tiraden hinweg wenden, womit die feile Schmeichelev den glücklichen Despoten vergöttert.

Im Weinmonath (1577) unterwarfen sich auch die Stadt und das Stift Utrecht, nachdem sie sich ihrer fremden Besatzungen entledigt hatten, der Regierung des Prinzen unter der Bedingung: daß die Freyheiten des Landes, die katholische Religion und die bischöfliche Gerichtsbarkeit unverletzt erhalten würden. So stärkte sich der Freyheitsbund im Norden der Niederlande, und indem er den Beytritt zu dem ewigen Edict verweigerte, erkannte er auch D. Juan nicht als Statthalter an, und behauptete dadurch die Unabhängigkeit seiner Verfassung, ohne sich jetzt schon öffentlich für souverän erklärt zu haben.

## 22.

## Wiederausbruch der Feindseligkeiten.

## 1577.

Eine feyerliche Versöhnung zwischen dem größten Theil der niederländischen Nation und ihrem Beherrscher war geschlossen, aber die Ruhe welche sie über das Land, welches so lange der Schauplatz der Verwirrung und des Blutvergießens gewesen war, verbreitete, glich der Stille eines schwülen Sommertages, welche nicht selten die Verkünderinn des heftigsten Ungewitters ist. Die Stimmung der Gemüther war dem Frieden nicht geneigt, kein Theil hatte Zutrauen zu dem andern, die ganze Nation war in Gährung; sie glich einem ungestümen Meere, wenn nach dem Sturme die empörten Wogen noch schäumend durch einander brausen, und groß war die Anzahl derer, welche aus Eigennutz oder Ehrgeiz, die Fortdauer des Kriegs und der Unruhen wünschten. Die friedlichen Gesinnungen, die Nachgiebigkeit, welche D. Juan äußerte, waren ihm kein Ernst. Er, dessen Ehrgeiz nach dem Besitze einer Krone gestrebt hatte, sollte jetzt den Schatten einer eingeschränkten Macht von stolzen Republikanern erbetteln! Welche Rolle für den Besieger der furchtbaren Osmannen, dessen Nahme einst an der Tiber vergöttert und am Bosphorus mit Schrecken genannt ward! Seine Geduld war am Ende, er wünschte den Krieg, und erwartete

nur den günstigen Augenblick, wo er die Maske der Verstellung abnehmen, und den Niederländern das strenge Gesicht des beleidigten Regenten zeigen konnte.

Auch war er dem größten Theile der Nation schon verdächtig, ehe er noch etwas unternommen hatte, ihr Mißtrauen zu rechtfertigen; und der Argwohn, welchen der Prinz von Oranien gegen ihn hegte, trug nicht wenig dazu bey, ihm das allgemeine Vertrauen zu entziehen. Mancherley Gerüchte, deren Quelle Niemand wußte, vermehrten die Unruhe des besorgten Volks. Man flüsterte einander zu, von dem spanischen Heere hätten sich zahlreiche Haufen abgesondert, und hielten sich in den luxemburgischen und lothringischen Wäldern versteckt, und die Burgunder wären nach Frankreich gegangen, und in den Dienst der Ligue getreten, wo sie bereit ständen, auf den ersten Wink wieder in den Niederlanden zu erscheinen. Diese und ähnliche Sagen, welche immer mehr vergrößert wurden, je weiter sie sich verbreiteten, beunruhigten die Friedlichgesinnten, wurden von den Mißvergnügten begierig aufgenommen und schienen den Ständen ein Recht zu geben, die Gewalt des Statthalters in die engsten Grenzen zu verweisen, und jeden seiner Schritte mit mißtrauischer Eifersucht zu bewachen.

Er drang auf den Abzug der deutschen Truppen. Die Staaten geriethen dadurch in Verlegenheit; denn nach dem Inhalte des ewigen Edicts waren sie verpflichtet, den Truppen vor ihrer Entfernung den rückständigen Sold auszuzahlen. Außer Stande, die ganze Forderung derselben berichtigen zu können, ließen sie (1577, Junius) den Deutschen eine ansehnliche Summe anbiethen um sie damit abzufinden, und der Oberstatthalter selbst begab sich nach Mecheln unter dem Vorgeben, die Truppen zur Annahme dieses Vorschlags zu bewegen. Aber anstatt den Antrag der Staaten zu unterstützen, überredete er die deutschen Obersten Polweiler,

Frondsberg, Fugger und Emden, den Abzug zu verweigern, und im Lande zu bleiben, wobey er ihnen die Versicherung gab, daß sie nichts an ihrem Solde verlieren sollten; denn er bedurfte ihrer zur Ausführung seiner geheimen Plane.

D. Juan hatte sich jetzt vollkommen überzeugt, daß er durch Nachgiebigkeit und Schonung die Niederländer nie wieder zum Gehorsame zurück führen werde. Der Geist der Freyheit und Unabhängigkeit, und der Haß wieder die spanische Regierung beherrschten die Nation und ihre Repräsentanten zu mächtig, als daß er hätte hoffen dürfen, sie werde ihren Nacken freywillig dem abgeworfenen verhaßten Joche wieder unterwerfen. Noch immer besaß er kaum einen Schatten von Macht, seine Würde war nicht viel mehr als ein leerer Nahme; wollte er die Stelle wirklich bekleiden, wovon er diesen Nahmen führte, so mußte er sich mit Gewalt in den Besitz derselben setzen. Dieses hinaus zu führen, war von jetzt an sein fester Wille, und bald sehen wir ihn den ersten entscheidenden Schritt nach dem vorgesteckten Ziele thun.

Die Königinn von Navarra, Margarethe von Valois, König Heinrichs III. von Frankreich Schwester und Gattinn Heinrichs IV., eben so berühmt durch ihre außerordentliche Schönheit als durch das Talent, mit gleicher Leichtigkeit eine Intrigue des Herzens und der Politik anzulegen und auszuführen, hatte eine Reise durch die Niederlande angetreten, um sich nach Spaa zu begeben. Oeffentlich hieß es, sie wolle sich der Bäder bey jener Stadt bedienen; aber die wahre Absicht der Reise war, eine geheime Unterhandlung mit dem Grafen von Lalaing, Befehlshaber von Valenciennes, und mit andern französisch gesinnten Niederländern anzuspinnen, um ihrem geliebten Bruder, dem Herzog von Anjou, ehemahligen Herzog von Alençon, die Statthalterwürde der Niederlande zu verschaffen. Margarethe selbst, in den Denk-

würdigkeiten, welche sie uns von ihrem Leben hinterlassen hat, bezeugt, daß dieses der Zweck jener Reise gewesen sey, bey deren Erzählung sie eine Menge interessanter Nachrichten und kleiner Züge über die Sitten und Gebräuche und aus dem häuslichen Leben der damahligen Niederländer mittheilt.

D. Juan, welcher einst von dieser Königinn das Urtheil gefällt hatte, daß ihre Schönheit zwar mehr göttlich als menschlich sey, aber die Menschen eher zur Verdammniß als zum Genusse der Seligkeit führen werde, beschied seinen ganzen Hofstaat nach Namur, um sie dort bey ihrer Durchreise feyerlich zu empfangen. Margarethe macht die Bemerkung, daß in dem Gefolge des Statthalters nur ein einziger Mann von Bedeutung, nähmlich Ludwig Gonzaga, sich befunden habe; die Uebrigen wären größten Theils gemeine Leute gewesen. Sie verweilte einen ganzen Tag zu Namur, und ward von D. Juan prächtig bewirthet. Den folgenden Tag begleitete er sie nach dem Fahrzeuge, welches sie weiter führen sollte, und kehrte dann zu Pferde nach der Stadt zurück. Unter dem Vorgeben, auf die Jagd zu reiten, nimmt er seinen Weg neben dem Glacis des Schlosses vorbey, und äußert wie von ungefähr den Wunsch, die Veste auch von Innen zu sehen. Der Befehlshaber Johann von Burgund empfängt ihn mit großer Ehrerbiethung, und führt ihn auf den Wällen der Citadelle umher.

Indeß man beschäftigt ist, ein Frühstück für den hohen Gast zu bereiten, verweilt er unter dem Thore, und unterhält sich von gleichgültigen Dingen. Plötzlich erscheint ein Trupp Reiter, welcher hinter Gebüschen versteckt gelegen hatte, und in dem Augenblicke ergreifen D. Juan und seine Begleiter ihre Pistolen, halten sie der überraschten Wache vor, treiben den Befehlshaber und die ständische Besatzung aus der Veste, und nehmen sie (24. Julius) in Besitz. Als der Streich glücklich und nach Wunsch ausgeführt war,

konnte Don Juan seine Freude nicht länger zurückhalten. Dieß ist, rief er triumphirend aus, der erste Tag meiner Statthalterschaft! Darauf versammelte er die Vornehmsten von denen, die ihn nach Namur begleitet hatten, und unter welchen sich auch der Herzog von Arschot befand, und stellte einem Jeden frey, ob er sich entfernen oder bleiben wolle.

Dieser Gewaltstreich, wodurch das ewige Edict plötzlich auf immer vernichtet ward, setzte die ganze Maße der Nation in die heftigste Bewegung. Jetzt waren die Warnungen Oraniens in Erfüllung gegangen, und der Verdacht in die Aufrichtigkeit des Spaniers hatte sich nur zu sehr gerechtfertigt. Man erfuhr, daß er den Plan gehabt habe, sich zu gleicher Zeit noch mehrerer Plätze durch List oder Gewalt zu bemächtigen, welche nur die Redlichkeit und Vorsicht der Befehlshaber noch gerettet habe; und durch ganz Flandern und Brabant erscholl das Geschrey über Treulosigkeit und Verletzung der heiligsten Tractaten.

Der Statthalter suchte den gethanen Schritt durch das Vorgeben zu rechtfertigen, daß eine Verschwörung wider sein Leben im Werke gewesen sey, weßhalb er sich des Schlosses zu Namur zur Sicherheit seiner Person habe bemächtigen müssen. Zugleich verlangte er von den Staaten, sie sollten einen andern Befehlshaber zu Brüssel ernennen, und die dortige Bürgerschaft entwaffnen. Die Staaten sandten darauf eine Deputation an ihn und ließen ihn einladen, wieder nach Brüssel zurückzukehren, wo sie nicht nur alle möglichen Anstalten für seine persönliche Sicherheit treffen, sondern sich auch mit ihm über die Erfüllung seiner übrigen Wünsche besprechen würden.

Der Prinz von Oranien befand sich eben in Westfriesland, als ihm die Einnahme des Schlosses von Namur gemeldet ward. Sogleich schrieb er den belgischen Staaten: Dieß sey die günstigste Gelegenheit, das Vaterland auf im-

mer von dem spanischen Gesindel zu reinigen. Sie möchten daher unverzüglich alle ihre Truppen zusammen ziehen, und hätten sie solche noch durch 3000 neugeworbene Reiter verstärkt, so sey diese Macht vollkommen hinreichend, D. Juan, der nur über weniges Kriegsvolk gebiethen könne, zur Räumung Namurs, Luxemburgs und des ganzen Landes zu zwingen.

Hätten Eintracht und Entschlossenheit in der Versammlung der Staaten geherrscht, so würden sie nicht einen Augenblick gesäumt haben, den weisen Rath des Prinzen zu befolgen, und wahrscheinlich würde dann der Ausgang dieses Kriegs ganz anders gewesen seyn, als wir ihn jetzt in der Reihe der Weltereignisse erblicken. Das Schicksal überrascht den Sterblichen zuweilen durch eine glückliche Schäferstunde, die ungenossen verloren, ihm nimmer wiederschlägt. Durch ihre Uneinigkeit verscherzte die Nation den günstigen Moment, welchen die Umstände darbothen, und worauf der Prinz sie aufmerksam machte. Leider war sie jetzt in drey verschiedene Factionen getheilt: in die der Staaten, zu welcher der größte Theil der Katholiken gehörte, in die des Prinzen von Oranien und der Hugenotten, und in die spanische, welche auf D. Juans Seite stand. Jede hatte ihre eigenen Ansichten, ihre besonderen Interessen. Wozu die eine rieth, das machte die andere verdächtig, was diese billigte, das verwarf jene, und so geschah es auch jetzt, daß der Vorschlag Wilhelms von Oranien nicht befolgt ward, und der glücklichste Zeitpunct zur schnellen Beendigung des Krieges ungenützt verschwand.

Indeß hatte D. Juan einen Anschlag gemacht, sich der Citadelle von Antwerpen zu bemächtigen; aber er bewahrte das Geheimniß so schlecht, daß die Staaten davon Nachricht erhielten und schleunige Maßregeln dagegen trafen. Eine Fahne deutscher Landsknechte, unter Cornelius von Emden, welche schon auf dem Wege nach Antwerpen ist, wird von dem

ländischen Obersten de Vers eingeholt und geschlagen, und die Besatzung der Citadelle, durch das Versprechen der Bezahlung ihres rückständigen Soldes, für die Staaten gewonnen. Ueber diese Vorfälle geräth die deutsche Besatzung in der Stadt, deren Befehlshaber mit D. Juan im Einverständniß waren, in die heftigste Bewegung, und schon besorgten die erschrockenen Bürger eine neue Plünderung. Glücklicher Weise erscheint in diesem kritischen Augenblick ein seeländisches Geschwader auf der Schelde, welches der Prinz von Oranien, auf die erste Nachricht von der Gefahr der Stadt, zu ihrem Beystand abgesandt hat. Die Seeländer kündigen ihre Ankunft durch einige Kanonenschüsse an, und Alles geräth in Aufruhr. Durch alle Straßen erschallt das Geschrey: die Geusen kommen! die Geusen sind da! und der Schrecken vor diesen furchtbaren Seeleuten ergreift die Deutschen dergestalt, daß sie in der größten Uebereilung, und selbst zum Theile mit Zurücklassung von Waffen und Gepäck, aus den Thoren fliehen, die man eiligst hinter ihnen verschließt.

So ward Antwerpen gerettet. Unter den zurückgelassenen Papieren der entflohenen deutschen Obersten fanden sich verschiedene Schreiben des Statthalters, worin sie aufgefordert wurden, seine Absichten auf die Citadelle von Antwerpen zu unterstützen und Partey mit ihm gegen die Staaten zu machen. Diese schriftlichen Zeugnisse seiner feindseligen Gesinnungen wurden bald durch andere noch wichtigere bestätiget. Auf des Prinzen von Oranien Bitte hatte König Heinrich von Navarra in den Landen von Bordeaux zwey Schreiben D. Juan's und seines Geheimschreibers Escuvedo an den König von Spanien auffangen lassen, und dem Prinzen zugeschickt. Sie waren in Chiffern geschrieben, und enthielten eine weitläufige Darstellung der Gründe, die es nöthig machten, zur Unterwerfung der Niederlande die Waffen

zu gebrauchen. Der Prinz ließ sie durch St. Aldegonde entziffern, und ihr Inhalt ward öffentlich bekannt gemacht.

So viel unwidersprechliche Beweise mußten endlich die Staaten über D. Juan's Plane belehren, und sie von seinen feindseligen Gesinnungen überzeugen. Sie beschlossen daher, keine Schonung weiter gegen ihn zu zeigen, und ließen durch ihre Truppen Wavre, Bergen op Zoom, Herzogenbusch und Breda besetzen, welche von den Deutschen gegen das Versprechen, einen Theil ihrer rückständigen Soldforderungen zu erhalten, geräumt wurden. Der Stadt Antwerpen ward, auf ihr Gesuch, die Erlaubniß (1577, August) zur Zerstörung der dortigen Citadelle ertheilt.

Dieses so wie die übrigen Schlösser, welche der Herzog von Alba während der Schreckenszeit seines Regiments hatte anlegen lassen, waren den Niederländern, als öffentliche Symbole der Dienstbarkeit, auf das Aeußerste verhaßt. Jetzt schien der günstigste Zeitpunct zur Vernichtung dieser gehässigen Monumente der Tyranney und des Despotismus gekommen zu seyn, und nicht nur über jenes zu Antwerpen, sondern auch über das Genter sprach die Staatenversammlung das Verdammungsurtheil der Zerstörung aus.

Sogleich werden an beyden Orten die eifrigsten Anstalten zur Vollziehung des Urtheils getroffen. Zahlreiche Haufen von Antwerpener Bürger ziehen mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen nach Gent, und abwechselnd die Genter in eben dem feyerlichen Aufzuge nach Antwerpen, und beyde helfen einander gegenseitig bey der Demolirung ihrer Schlösser. An beyden Orten, aber vorzüglich zu Antwerpen, betreibt man das Geschäft mit dem höchsten Enthusiasmus. Einwohner von jedem Range, Alter und Geschlecht legen Hand an. Selbst die vornehmsten Weiber und die zärtlichsten Jungfrauen sieht man mit Hacke und Schaufel ausgerüstet nach den Wällen eilen. Die Tage der Zerstörung sind ein Na-

tionalfest und wurden mit Schmausereyen, dem großen Bedürfniß des sinnlichen Niederländers, und mit andern Lustbarkeiten gefeyert.

Von ungefähr entdeckt Einer während der Arbeit in einem abgelegenen Gewölbe die Bildsäule des Herzogs von Alba, jenes prahlerische, den Niederländern so verhaßte Denkmahl seines Stolzes, welches er sich selbst gesetzt hatte, um nicht nur seinen Nahmen, sondern auch das Unrecht und die Schmach zu verewigen, welche er einer tiefgebeugten Nation zugefügt hatte. Dieser Fund vermehrt die allgemeine Freude. Mit lautem Jubel war der metallene Tyrann aus der Verborgenheit, wohin ihn der Comthur Requesens verwiesen hatte, hervorgezogen, durch die Straßen geschleift, mit Koth beworfen, und einen ganzen Tag hindurch dem Muthwillen des Pöbels Preis gegeben. Dann ward die Bildsäule in Stücken geschlagen, und endlich wieder in Kanonen umgegossen, woraus sie entstanden war. Die Citadellen von Utrecht, Gröningen und andern Orten, theilten das Schicksal derer von Antwerpen und Gent.

Der Vorfall von Namur war ein Wetterschlag, der das ganze Land in Flammen setzte. Ueberall hört man das Wort Verrätherey, überall werden die Thore gesperrt gehalten, als ob der Feind in der Nähe sey. Die ganze Nation ist exaltirt, das träge niederländische Blut treibt schneller im Fieberschauer des Enthusiasmus um. Zu einem solchen Grade stieg die Erbitterung, daß die Königinn Margarethe, auf ihrer Rückreise von Spaa, fast ermordet worden wäre; weil der wüthende Pöbel sie für eine Mitverschworne D. Juan's hielt. Die Staaten ließen neue Truppen werben, und überreichten dem Könige eine Bittschrift, worin sie ihn ersuchten: seinem Statthalter zu befehlen, daß er das ewige Edict und den Gentischen Frieden halten möchte.

Diese ernsten und kriegerischen Maßregeln machten D.

Juan besorgt, und ließen ihn fürchten, daß er in Namur angegriffen werden würde. Er äußerte daher wieder friedlichere Gesinnungen, um das Ungewitter zu beschwören, welches ihm drohete, und schlug eine Unterhandlung vor. Die Staaten bewilligten sie; aber es war keinem von beyden Theilen ein Ernst damit. Beyde suchten nur Zeit dadurch zu gewinnen; D. Juan um seine spanischen und italienischen Soldaten wieder an sich zu ziehen, und die Staaten, um ebenfalls die angefangenen Rüstungen vollenden zu können; doch der Vortheil der Verzögerung war auf des Statthalters Seite.

Die erste Forderung, welche D. Juan, bey Eröffnung der neuen Unterhandlungen an die Stellvertreter des niederländischen Volks machte, bestand darin: daß sie gemeinschaftlich mit ihm den Prinzen von Oranien und die Provinzen Holland und Seeland bekriegen sollten, welche durch mancherley Gewaltthätigkeiten gegen Amsterdam und durch Verstattung der Ausübung des katholischen Gottesdienstes in Harlem, den Genter Frieden verletzt hätten. Die Staaten verweigerten dieses Ansinnen, da sie einsahen, daß der arglistige Spanier dadurch nur eine Gelegenheit, sie mit ihren nördlichen Landsleuten in Zwist zu verwickeln, herbeyführen wollte. Da ihm diese Absicht fehlschlug, so machte er den Staaten den Antrag: sich einen andern Statthalter vom Könige zu erbitten, wenn sie unzufrieden mit ihm und seiner Regierung wären, und bis die Sache entschieden sey, einen Stillstand mit ihm einzugehen. Zugleich forderte er seine nach Spanien bestimmt gewesenen und auf der Reise dahin aufgefangenen Briefe zurück, deren Inhalt er dadurch zu entschuldigen suchte, daß er zur Zeit ihrer Absendung noch nicht als Statthalter anerkannt gewesen sey. Die Staaten erklärten hierauf: nur unter der Bedingung könnten sie den verlangten Stillstand zugestehen, wenn er das Schloß zu Namur, Charlemont, und andere Plätze räumen,

und bis der König einen andern Statthalter ernannt habe, dem Staatsrath die Regierung übergeben wolle. Diese Forderungen verweigerte D. Juan, und nun wandten sich die Staaten noch ein Mahl an den König (1577, 9. September), und bathen um dessen Zurückberufung.

Während dieser fruchtlosen Unterhandlungen näherten sich die von D. Juan zurückgerufenen spanischen und italienischen Truppen den niederländischen Grenzen. Auch die ständischen Kriegsvölker zogen sich auf Befehl der Staaten zusammen, und bezogen bey Wavre in Brabant ein Lager. Anton Goignies war Befehlshaber dieses Heeres; Graf Philipp Lalaing befehligte das Fußvolk, Melün, Burggraf von Gent, die Reiterey, und Pardieu La Motte war Oberst des Geschützes. Die Staaten schrieben an verschiedene deutsche Fürsten um Beystand und Hülfe; und der Pfalzgraf Johann Casimir rieth ihnen in seiner Antwort, den Prinzen von Oranien zum Haupte der Regierung zu wählen.

Die zahlreichen Freunde und Anhänger, welche dieser Prinz besonders unter den Mitgliedern der Stände von Brabant hatte, brachten es durch ihre dringenden Vorstellungen dahin, daß die Staaten sich entschlossen, den Vorschlag des Pfalzgrafen zu befolgen, und den Beystand Oraniens zu suchen. Es gingen Bevollmächtigte an ihn nach Gertruidenburg ab, welche ihm die Bitte des Volksenats, sich nach Brüssel zu begeben, um als ein Mitglied des Staatsraths die Stände in der gegenwärtigen kritischen Epoche, wo der Wiederausbruch der Feindseligkeiten mit der spanischen Regierung unvermeidlich sey, mit seinem Rathe zu unterstützen. Oranien, der schon früher zu der Reise nach Brabant geneigt gewesen war, nahm, mit Einwilligung der Stände von Holland und Seeland, diese Einladung an, und reisete in Begleitung eines zahlreichen Gefolges, wobey sich auch sein, erst vor Kurzem aus Deutschland angekomme-

ner Bruder, Graf Johann von Nassau, befand, von Gertruidenburg über Antwerpen nach Brüssel.

Am 23. des Herbstmonaths langte er in der Hauptstadt Brabants an, und ward mit grossen Ehrenbezeigungen unter dem jauchzenden Zuruf einer zahllosen Volksmenge empfangen. Er erschien jetzt, nach einer zehnjährigen Verbannung, zum ersten Mahle wieder an einem Orte, wo er einst in so hohem Ansehen stand. In einem neuen Glanze, als der Rächer und Beschützer des Vaterlandes, zeigt er sich demselben Volke wieder, zu dessen Lieblingen er einst gehörte; welches zehn Jahre zuvor über seine Entfernung, wie über den Verlust seines Schutzgeistes getrauert hatte, und dessen grosse Erwartungen er seit dem vollkommen gerechtfertigt zu haben schien. Alles drängt sich, ihn zu sehen und zu begrüssen. Die Nahmen Retter und Vater schallen ihm entgegen. Seine Blicke werden verschlungen, sein Lächeln begeistert selbst die kältesten Herzen. Es war einer der schönsten und glorreichsten Momente seines Lebens.

Noch war jedoch nicht alle Hoffnung erloschen, den Ausbruch des Kriegs abzuwenden; und die Staaten setzten, mit Zustimmung des Prinzen, die Unterhandlungen mit dem Statthalter fort. Aber da sie trotzig auf ihren vorigen Bedingungen bestanden, und D. Juan dagegen neue Klagen über die Zerstörung der Citadellen von Antwerpen und Gent, und über die Berufung Oraniens nach Brüssel erhob, und ihnen vorwarf, daß sie dem Könige von Spanien nichts als den leeren Titel ihres Fürsten übrig ließen: so blieben alle Versuche zu einer Versöhnung ohne Erfolg. Wie ließ sich auch eine friedliche Entwicklung der Crisis erwarten, da auf der einen Seite der Prinz von Oranien, der unversöhnliche Feind Spaniens, die Berathschlagungen der Staaten leitete, und auf der anderen ein junger, kriegerischer und ruhmdürstiger Fürst sich befand, der die ihm angethanen Kränkungen nie

verzeihen konnte, und schon aus Neigung gern die Flamme des Kriegs sich entzünden sah.

Von Luxemburg aus, wohin D. Juan von Namur gegangen war, um seine rückkehrenden Spanier und Italiener an sich zu ziehen, schrieb er den Staaten: daß er vom Hofe Befehl erhalten habe, die strengsten Maßregeln wider sie zu ergreifen, wenn sie den Folgen der königlichen Ungnade nicht dadurch zuvor kämen, daß sie ihren stolzen und übermüthigen Forderungen entsagten, und den Prinzen von Oranien mit seinem ganzen Anhange entfernten. Aber diese Drohungen machten keinen Eindruck, und weit entfernt, den Prinzen von sich zu lassen, brachten es vielmehr seine Freunde im Staatsrathe und unter den Ständen dahin, daß ihm, wiewohl nicht ohne heftigen Widerspruch die ehrenvolle Würde eines Ruward's (Ruhebewahrers) von Brabant (22. October) ertheilt ward. Die Geschichte der belgischen Vorzeit stellt verschiedene Beyspiele von der Ertheilung dieser alten Würde auf, welche einige Aehnlichkeit mit der eines römischen Dictators hatte, und bey heftigen Staatsrevolutionen an angesehene Personen verliehen ward. Kurz vor dieser Erhebung des Prinzen ward der Herzog von Arschot vom Staatsrathe zum Statthalter von Flandern ernannt.

Oranien nahm jetzt an allen Verhandlungen des Staatsraths und der Staaten Theil, und arbeitete gemeinschaftlich mit ihnen für das Beste und für die Sicherheit des Landes, jedoch mit vorsichtiger Aufmerksamkeit auf seine eigene Erhaltung. Die hohe Achtung, welche man ihm erwies, und das große Ansehen, worin er stand, hatten die Eifersucht der Großen in Brabant und Flandern gegen ihn erweckt. Viele von ihnen, obgleich von glühendem Hasse gegen die Spanier entbrannt, waren gleich Anfangs sehr unzufrieden darüber gewesen, daß man ihn, den sie für ihres Gleichen hielten, nach Brabant gerufen, und an die Spitze der Re-

gierung gestellt hatte, und je bedeutender sein Einfluß in die Angelegenheiten jener Provinzen war, desto höher stieg ihr Unwille gegen ihn.

Die Häupter dieser Gegenparten waren der Herzog von Arschot und dessen Bruder, der Marquis von Havre. Eine alte Feindschaft hatte längst schon ihr Haus mit dem des Prinzen entzwent; politische Verhältnisse vermehrten jetzt den Familienhaß. Champigni und der junge Graf Egmont vereinigten sich mit ihnen, und bigotter Religionseifer verstärkte ihre Parten durch den Beytritt des größten Theils der Katholiken. Die Absicht dieser Faction war keineswegs, die neue Verfassung des gemeinschaftlichen Vaterlandes umzustoßen, und es der Herrschaft der Spanier wieder zu unterwerfen; die Regierung sollte bleiben, nur der Prinz nicht das Haupt derselben seyn; dieses war der Zweck ihrer Vereinigung gegen ihn.

Nicht leicht aber war es, eine Frage zu beantworten, welche sich den Gegnern Oraniens bey ihren Berathschlagungen über die Mittel zur Erreichung ihres Wunsches von selbst aufdrang, und worüber man doch nothwendig einverstanden seyn mußte, ehe man auf die Erfüllung desselben hinarbeiten konnte; die Frage: wen man an die Stelle des Prinzen setzen wolle? Ein auswärtiger Fürst mußte es seyn, vor welchem, wie sich hoffen ließ, der Prinz freywillig zurücktreten würde; denn durch gewaltsame Maßregeln wider ihn hätte man den Spaniern ein leichtes Spiel gemacht, welches man doch verhindern wollte. Nach vielen geheimen Debatten, wobey nach und nach die Königinn Elisabeth, Prinz Johann Casimir, der Sohn des Churfürsten von der Pfalz, der Herzog von Anjou, Bruder des Königs von Frankreich, und der Erzherzog Matthias von Oesterreich auf die Wahl kamen, vereinigten sich endlich die meisten Stimmen für den Letzteren.

Matthias war der dritte Sohn Kaiser Maximilians II.

Er hatte erst das neunzehnte Jahr erreicht, und zeichnete sich weder durch einen vorzüglichen Kopf, noch durch grosse und liebenswürdige Eigenschaften aus. Aber er besaß den Ehrgeiz und die Herrschsucht aller übrigen Zweige seines Geschlechts, und lieh den Vorschlägen des niederländischen Bevollmächtigten Malsteede, welcher in früheren Zeiten als Edelknabe am Wiener-Hofe gestanden hatte, und deßhalb von der Partey des Herzogs von Arschot zum Unterhändler gewählt worden war, ein williges Ohr. Ohne Bedenken nimmt er den ihm gemachten Antrag an, verläßt in der Nacht zum 2. October heimlich mit einem Gefolge von dreyßig Personen Wien, und geht mit der Post über Cölln nach Brabant. Kaiser Rudolph stellte sich über die Abreise seines Bruders des Erzherzogs äußerst erstaunt und unzufrieden, sandte ihm Bothen nach, die ihn zurückbringen sollten, aber zu spät kamen, und erklärte öffentlich: daß er von dem Vorhaben seines Bruders nichts gewußt habe, und es auf's Höchste mißbillige. Niemand glaubte jedoch, daß Matthias ohne des Kaiser Vorwissen und Genehmigung nach den Niederlanden gegangen sey, selbst D. Juan nicht, obgleich sich der Kaiser gegen ihn darüber zu rechtfertigen suchte.

Die unerwartete Erscheinung des Erzherzogs in den Niederlanden erregte allgemeines Erstaunen bey allen denen, welche nicht um das Geheimniß seiner Ankunft wußten. Die Anhänger des Herzogs von Arschot aber, welche ihn dahin gerufen hatten, erklärten: daß sie die Erhebung des österreichischen Prinzen zum Oberhaupte der Regierung für das sicherste Mittel zur Erhaltung des katholischen Glaubens und des königlichen Ansehens achteten; und der Monarch selbst werde die auf einen Prinzen seines Hauses gefallene Wahl nicht mißbilligen. Der geheime Plan des Herzogs von Arschot und seiner Vertrauten war eigentlich, den Erzherzog mit Hülfe des ständischen Kriegsheeres bey Wavre in ihre Gewalt zu

bekommen, und dann im Rahmen dieses unerfahrnen und schwachköpfigen Fürsten selbst das Heft der Regierung zu führen. Doch dieser Anschlag mißlang; denn die Vorsicht Oraniens wußte ihn zu vereiteln, und die Ankunft des österreichischen Prinzen hatte die traurige Folge, daß sie die damahls unter den Staaten herrschende Uneinigkeit noch vermehrte. Viele bezeigten laut ihr Mißvergnügen über das eigenmächtige Verfahren der Arschotischen Partey. Andere waren unzufrieden, daß man nicht lieber den Herzog von Anjou gewählt habe; und endlich gab es auch einige unter den Mitgliedern der Staaten, welche eine Versöhnung mit D. Juan wünschten.

Oranien allein, dessen großer Geist weit erhaben war über den kurzsichtigen Egoismus dieser gemeinen Seelen, folgte den Grundsätzen einer richtigen Politik. Immer nur sein großes Ziel, die Vernichtung der spanischen Herrschaft in den Niederlanden, im Auge, ging er festen Schrittes darauf hin, ohne sich durch eine leidenschaftliche Aufwallung auf Irrwege verleiten zu lassen. Das Spiel seiner Intrigue war von der erhabensten Art, nur ein Geist, wie der seinige, hätte ihn durchschaut. Wie unangenehm ihm daher auch die plötzliche Erscheinung einer neuen Hauptperson auf dem Schauplatze seyn mochte, er verbarg seine Empfindlichkeit darüber, und suchte die Sache, welche nun ein Mahl geschehen war, so zu lenken, daß sie seine Plane befördern half. Deßhalb stellte er den Staaten vor, daß es unanständig seyn würde, den Bruder des Kaisers mit Schimpf zurück zu senden, und bewog sie durch seine Ueberredungskunst und durch die Stärke der Gründe, welche er ihnen vorlegte, daß sie sich die Ernennung des Erzherzogs zum Generalgouverneur gefallen ließen. Matthias, der sich bisher zu Mastricht aufgehalten hatte, ward eingeladen, sich nach Antwerpen zu begeben, um dort die Unterhandlungen, welche man

mit ihm eingehen wollte, abzuwarten; und am 11. des Weinmonaths hielt er seinen Einzug in diese Stadt, wo er auf die glänzendste Art empfangen ward.

Die Staatenversammlung entsetzte (7. December) hierauf zuerst D. Juan förmlich der Statthalterschaft, und erklärte ihn selbst für einen Feind des Vaterlandes; und seine Anhänger für Rebellen. Drey Tage später (10. December) beschworen die Mitglieder der Versammlung eine engere Verbindung unter sich, wodurch Calvinisten und Katholiken einander gegenseitigen Beystand versprachen. Darauf ward dem Erzherzog ein Entwurf der Bedingungen, unter welchen man ihm die Oberstatthalterwürde zu übertragen bereit sey, nach Antwerpen übersandt. Die vorzüglichsten derselben waren folgende: Er solle den Gentischen Friedensverein beschwören, keine Verfügung in öffentlichen Angelegenheiten ohne Zuziehung des Staatsraths und Genehmigung der Staaten treffen, und den Prinzen von Oranien nicht nur als besondern Statthalter von Brabant, sondern auch als den Verweser der Oberstatthalterschaft anerkennen. Wie drückend auch diese Forderungen waren, wodurch die Gewalt des neuen Oberstatthalters in so enge Grenzen beschränkt ward, daß er in allen öffentlichen Angelegenheiten theils von dem ihm zugeordneten Kriegs- und Staatsrath, theils von den Staaten abhängig gemacht ward, und fast nichts als den leeren Nahmen eines Regenten behielt: so nahm sie Matthias doch an, und versprach sich ihnen zu unterwerfen. Am 18. Jannar (1578) hielt er seinen Einzug in Brüssel, und am 20. ward er als Oberstatthalter anerkannt und vereidigt; worauf er den Prinzen von Oranien zu seinem Verweser erklärte. Der Letztere blieb also das Haupt der Regierung, wovon der Erzherzog nur den Nahmen führte, und die Anhänger D. Juan's nannten

ihn deßhalb den Schreiber des Prinzen, der nur unterzeichne, was dieser ihm vorlege.

Während der Unterhandlungen wegen Uebertragung der Oberstatthalterwürde an den Erzherzog war zu Gent ein Aufstand ausgebrochen. Die Einwohner dieser Stadt hatten sich schon unter den vorigen Regierungen durch einen zügellosen Geist der Freyheit und Unabhängigkeit ausgezeichnet, und dadurch die schönsten Blüthen ihres bürgerlichen Glücks mit eigener Hand zerstört. Jetzt waren es zwey Feuerköpfe und eifrige Anhänger Oraniens, Ryhove und Imbize genannt, welche das Volk zum Aufstand wider den Herzog von Arschot, damahligen Statthalter von Flandern, aufreizten. Einige anzügliche Ausdrücke von dem Prinzen, welche ihm entfallen seyn sollten, gaben den Vorwand dazu ab; und die Folge war, daß der Herzog und mehrere angesehene Personen (1577, 28. October) eingekerkert wurden. Zwar bewirkten die Staaten, durch Vermittlung Oraniens, bald wieder die Freylassung des Herzogs, und der Prinz selbst ging (December) in der Folge nach Gent, und stellte dem Anschein nach die Ruhe wieder her. Er machte auch Versuche, die Entlassung der übrigen Gefangenen zu bewirken; aber Viele glaubten, daß es ihm kein Ernst damit gewesen sey. Selbst das Feuer des Aufruhrs unter den Einwohnern war nicht gelöscht, sondern nur unterdrückt; es glühete fort, und bald werden wir es wieder in eine hohe und verzehrende Flamme auflodern sehen.

## 23.

# Treffen bey Gemblours.

## 1578.

---

Die kühnen Schritte, welche sich die Staaten, seit der Ankunft des Prinzen von Oranien in Brabant, gegen die spanische Regierung und deren Stellvertreter erlaubt hatten, führten das Ende der so lange fruchtlos fortgesetzten Unterhandlungen mit D. Juan schnell herbey. Alle bisher noch beobachtete Schonung von beyden Seiten hört nun auf, und die Sprache, welche man öffentlich gegen einander annimmt, deutet auf eine nahe heftige Crisis. Um ihr Betragen vor der civilisirten Welt zu rechtfertigen, machten die Staaten eine Vertheidigungsschrift voll der bittersten Vorwürfe gegen D. Juan bekannt, welcher die aufgefangenen Briefe desselben als Belege beygefügt waren. Diese öffentliche Anklage ward, um eine desto größere Publicität zu erhalten, in sieben verschiedene Sprachen übertragen, und D. Juan beantwortete sie in einer Gegenschrift worin die Stände der Widerspänstigkeit beschuldigt und die heftigsten Invectiven wider den Prinzen von Oranien ausgestoßen wurden. Dem Streite mit Schrift und Wort folgte, wie gewöhnlich in dergleichen Fällen, ein weit ernsterer mit Schwert und Kano-

nen auf dem Fuße nach. Kein Theil dachte mehr an das ewige Friedensedict, von allen Seiten erscholl das Geräusch der Waffen, und eine neue Epoche des Krieges begann.

D. Juan hatte Marche en Famine im Luxemburgischen zum Sammelplatz seines Heeres bestimmt. Dort waren am Schlusse des verflossenen Jahrs die aus Italien zurückgerufenen spanischen und italienischen Truppen angelangt. Mit diesen tapfern Kriegern, deren Muth durch einen feyerlichen Ablaß, den ihnen Papst Gregor XIII. vor ihrem Abzuge aus Italien in das Land der Ketzerey ertheilte, bis zur Schwärmerey erhöht ward, erschien ein neuer jugendlicher Held in den Niederlanden. Dieß war D. Juan's Neffe und Jugendgefährte, Alexander Farnese Prinz von Parma, ein Sohn der ehemahligen Oberstatthalterinn, der jetzt zum ersten Mahle mit den Waffen in der Hand einen Schauplatz betrat, auf welchem er in der Folge eine große und glänzende Rolle spielen sollte. Eine Anzahl deutscher, burgundischer und französischer Kriegsleute, welche letzteren Graf Carl von Mannsfeld anführte, verstärkten D. Juan's Heer, so daß sich seine ganze Kriegsmacht auf 16,000 Mann zu Fuß und 2000 spanische und italienische Reiter belief. Der Graf von Barlaimont mit seinen vier Söhnen, Graf Peter Ernst von Mannsfeld und viele vornehme Niederländer befanden sich bey diesem Heere. Ottavio Gonzaga, Don Rico, Doctor del Rio, Don Lopez, Pedro de Taxis, Mondragone und Escovedo bildeten den geheimen Rath D. Juan's.

Jetzt endlich sah sich der Letztere am Ziele seiner Wünsche. Alles schien einen glücklichen Erfolg und die erfreulichsten Resultate zu versprechen, und eine hinreißende Aussicht, seinen Ehrgeiz und seine Rache an jenen verächtlichen niederländischen Rebellen und diesem Wilhelm von Oranien, dem Zerstörer seiner schönsten Pläne, zugleich befriedigen zu

können, eröffnete sich ihm. Seine Ungeduld, sich diesen doppelten Genuß zu verschaffen, ließ ihn nicht lange säumen. Sobald also nur sein Heer beysammen und zum Schlagen gerüstet war, erfolgte (1578, 25. Januar) eine förmliche Kriegserklärung gegen die Staaten. Es hieß unter andern darin: Seine Pflicht, die katholische Religion und das Ansehen des Königs zu erhalten, zwänge ihn, die Waffen wider die niederländischen Rebellen zu ergreifen, um sie in die Schranken der Ordnung und des Gehorsams zurück zu weisen; aber alle die, welche ihren Fehltritt bereuen und sich freywillig ihrem rechtmäßigen Herrn unterwerfen würden, sollten sich der Verzeihung und anderer großer Vortheile zu erfreuen haben. An den Kaiser und verschiedene Reichsfürsten erging das Gesuch, keine Werbungen in Deutschland zum Dienste der niederländischen Stände zu verstatten.

Die Staaten hatten während der Zurüstungen D. Juan's ihre Kriegsmacht ebenfalls verstärkt, die Vermehrung der Truppen, wie dringend solche auch der Prinz von Oranien empfahl, ging jedoch nur langsam von Statten, und obgleich am Ende das ständische Heer dem feindlichen an Menge der Streiter gleich kam, so stand es diesem doch an innerem Gehalte weit nach; denn es war größten Theils aus Neugeworbenen geschaffen, welche den spanischen Veteranen an Kriegszucht und Waffenerfahrung nicht glichen. Einen großen Theil des Winters hindurch hatte das ständische Heer unweit St. Martin bey Namur gestanden, und seine Thaten auf einige nichtsentscheidende Gefechte mit der Besatzung des dortigen Schlosses, und auf die Eroberung von Bouvines beschränkt. Fruchtlos waren alle dringenden Vorstellungen Oraniens an die Staaten, mehr Ernst zu zeigen und D. Juan aus dem Lande zu drängen, ehe er sich darin festsetzen könne. Wie in allen Volksversammlungen ähnlicher Art, herrschten auch in dieser Uneinigkeit und Mangel an

Entschlossenheit, und man stritt sich darin so lange über die Frage: ob der Krieg angriffs- oder vertheidigungsweise geführt werden solle, bis der günstige Zeitpunct versäumt war.

Am Ende des Januars führte D. Juan sein Heer in die Grafschaft Namur. Anton Goignies, Feldmarschall der ständischen Miliz, hatte strengen Befehl von den Staaten, ein Treffen zu vermeiden. Bey dem Vordringen der Spanier ward er angewiesen, sich nach Brabant zurück zu ziehen. Goignies bestimmte den letzten Tag des Januars zu diesem Rückzuge, und beschloß ihn über Gemblours zu machen. D. Juan, der Prinz von Parma und Gonzaga befanden sich eben auf dem Schlosse zu Namur, als dieser Entschluß gefaßt ward, und durch einen Ausfall, welchen die Besatzung thun mußte, verschafften sich die spanischen Feldherren zwey Gefangene, von denen sie das Vorhaben des ständischen Oberbefehlshabers erfuhren. Sogleich beschloß D. Juan, den Feinden auf der Ferse zu folgen, und, böthe sich eine günstige Gelegenheit dar, sie während des Marsches anzugreifen.

In der Nacht zum 31. Januar brach Goignies auf. Den Vortrab des Heeres machten die Regimenter Montigny und Heze, geführt von dem Marquis von Montigny und durch einige Geschwader leichter Reiter auf den Flanken gedeckt. Das Mitteltreffen unter Bossü bestand aus den Regimentern Bossü und Champigni, aus 13 Fahnen Schotten und einigen Haufen Engländer. Den Nachtrab, bey welchem sich der Obergeneral selbst und der Marquis von Havre befanden, bildeten die Regimenter Egmont, La Marche und Lumai, welche zum Theil aus Franzosen bestanden und den Kern der Reiterey ausmachten. Viele von den vornehmsten Officieren waren nicht zugegen, sondern wohnten eben einer großen Hochzeit zu Brüssel bey; ein Umstand, der eben kein vortheilhaftes Licht auf die Disciplin bey diesem Heere wirft.

Ja ihre Abwesenheit unter diesen Umständen und bey der Nähe des Feindes erregte in der Folge den nicht ungegründeten Verdacht, daß sie sich vorsetzlich, aus Verdruß über das Mißlingen des Plans mit dem Erzherzog, entfernt hätten.

Dem ständischen Heere folgte in geringer Entfernung das spanische nach. Der Vortrab des letztern, 1600 Reiter stark und geführt durch Alexander Farnese und Ottavio Gonzaga, bestand aus den Schützen zu Pferde, den Kürassieren und schwer gerüsteten Speerreitern. Die spanischen und deutschen Regimenter, in ein großes Viereck geordnet, schlossen sich dem Vortrab an. Ein Regiment Wallonen, unter Peter von Mannsfeld, und die burgundische Reiterey bildeten den Nachzug.

Der spanische Vortrab hatte Befehl, sich in kein ernstliches Gefecht einzulassen, sondern nur von fern den Feind zu beunruhigen. Dennoch drückten die kampfdürstenden Spanier so heftig auf die hintersten Schwadronen des niederländischen Nachzuges, daß am Eingange eines engen und sumpfigen Hohlwegs Gedränge und Unordnung unter den letzteren entstand. An dem Hin- und Herschwanken der Lanzen erkannte Parma's scharfer Kriegerblick den Vorgang. Sein Entschluß ist schnell gefaßt. Die kühnsten Hauptleute der spanischen Reiterey, Mendoza, Camillo del Monte, Ferdinand de Toledo, Martinengo und Mondragone, ruft er auf; setzt mit ihren Geschwadern über den Graben, und stürmt mit solchem Ungestüm in die Flanke der Niederländer, daß er sie nach einem kurzen Widerstande auf ihr eigenes Fußvolk stürzt, welches getrennt und überritten wird. In diesem Augenblick griff D. Juan dieses Fußvolk an. Es vertheidigte sich Anfangs; aber da es bereits in die Unordnung gekommen und von seiner Reiterey verlassen war, so ward es von der spanischen Reiterey, als diese von der Verfolgung der ständischen zu-

rückkam, ebenfalls über den Haufen geworfen und zerstreut. Zwar machte jetzt der niederländische Vortrab, unter Montigny's Anführung, noch einen Versuch, sich in einigen Höfen und Baumgärten bey Gemblours wieder zu setzen; doch seine Anstrengungen waren vergebens, und er mußte die Flucht der übrigen theilen und den Spaniern das Schlachtfeld überlassen.

Dieser Sieg kostete den Spaniern nicht mehr als 8 bis 10 Todte, und war das Werk von anderthalb Stunden. Auch bey den Ständischen war der Verlust an Todten unbedeutend; aber über 30 Fahnen Fußvolks und der Feldmarschall selbst wurden gefangen, und das ganze Geschütz ging verloren. Am meisten hatten die Schotten eingebüßt; die Reiterey rettete sich größten Theils durch eine schnelle Flucht. Gemblours ergab sich ohne Widerstand dem Sieger.

Groß und allgemein war der Schrecken, welchen diese Niederlage über das ganze Land und besonders zu Brüssel verbreitete. Die Staaten, der Erzherzog und selbst Oranien verließen schon den Tag nach dem Treffen die Hauptstadt, und eilten nach Antwerpen. Brüssel ward mit 30 Fahnen Ständischer unter dem Grafen Bossü, welcher kurz zuvor die spanische Partey verlassen hatte und auf die Seite der Staaten übergetreten war, besetzt, und mit jeder Stunde fürchtete man die siegreichen spanischen Fahnen vor den Thoren der Stadt zu sehen. Doch diese Furcht war ohne Grund. D. Juan's Kriegsmacht war nicht stark genug, um einen Angriff auf die volkreiche Hauptstadt wagen zu können, und sein Geldmangel erlaubte ihm auch nicht, sich durch neue Werbungen zu verstärken. Er mußte deßhalb seine Unternehmungen auf die Eroberung einiger unbedeutenden Plätze in Brabant und Flandern beschränken. Bouvines ergab sich nach geringem Widerstande an Hierges. Löwen vertrieb selbst, bey D. Juan's Heranzug, seine schottische Besatzung, und unterwarf sich dem

Sieger. Das kleine Castell Sichenen oder Sichem leistete tapfern Widerstand. Die Spanier eroberten (1578, 22. Februar) es erst nach einem grossen Verluste mit stürmender Hand, und erschlugen oder ersäuften Jeden, der ihnen aufstieß. Der Befehlshaber des Schlosses und verschiedene Andere von der Besatzung wurden vor das Fenster hinausgehängt. Diest und Leeuwen wurden ohne Gegenwehr genommen. Muthiger vertheidigte sich das Städtchen Rivelles gegen die Angriffe des Grafen Carl von Mannsfeld. Erst nach einem vier Mahl wiederhohlten Sturme ergab es sich auf Bedingungen. Die Besatzung zog aus, aber die Verwundeten und Kranken, welche ihr nicht folgen konnten, wurden von den barbarischen Siegern ermordet. Einige Fahnen des deutschen Regiments Megen bestanden durchaus auf der Plünderung des Orts, weil sie einen dreymonathlichen Sold zu fordern hatten. D. Juan ließ sogleich die übrigen, noch nicht vom Geiste der Empörung ergriffenen Fahnen des Regiments entfernen, und die Aufrührer plötzlich durch andere Truppen umringen. Jetzt geboth er ihnen die Aufwiegler auszuliefern, und es wurden 12 angezeigt, von denen zuerst vier und dann zwey das Todeslos zogen, von denen aber nur Einer hingerichtet und der Andere, welcher sich auf seine langen und treuen Dienste berief, begnadiget ward.

Philippeville leistete Anfangs (21. May) muthigen Widerstand, endlich ergab es sich mittelst eines Vergleichs, und der größte Theil der Besatzung ging in spanische Dienste. Limburg unterwarf sich (15. Junius), ohne den gedrohten Angriff abzuwarten, und die Besatzung nahm ebenfalls spanische Dienste. Valkenburg und Dalheim zwang der Prinz von Parma zur Uebergabe, während Gonzaga in Henegau einfiel und die ganze Provinz bis Bergen hin plünderte. Doch alle diese Vortheile der königlichen Partey im Süden der Niederlande wogen einen Verlust nicht auf, den sie im Nor-

den derselben durch den Abfall Amsterdams erlitt. Diese mächtige Stadt, die treue und standhafte Anhängerinn Spaniens, trat um diese Zeit auf die Seite Oraniens und der Stände über, und ward in der Folge der Hauptsitz des neueren niederländischen Handels, so wie es in früheren Zeiten Brügges und Antwerpen gewesen waren.

Das Treffen bey Gemblours veranlaßte nicht nur einige neue Versuche zur Wiederherstellung des Friedens, sondern vermochte auch die Staaten, deren Muth durch den Verlust desselben erschüttert worden war, von Neuem nach fremder Hülfe umher zu blicken. Schon im Januar war endlich mit der Königinn von England, welcher die kühnen Entwürfe D. Juan's, nach der Unterjochung der Niederländer, Marien von Schottland zu befreyen, sich mit dieser schönen und unglücklichen Fürstinn zu vermählen, und England zu erobern, nicht fremd geblieben waren, ein Vertheidigungsbündniß zu Stande gekommen. Elisabeth versprach dadurch, den Staaten 5000 Mann Hülfstruppen zu übersenden, und diese verflichteten sich, die Königinn im Falle der Noth mit 40 Kriegsschiffen zu unterstützen. Elisabeth behielt jedoch ihre Kriegsvölker zurück, und sandte dafür 20,000 Pfund Hülfsgelder.

Nach der Schlacht von Gemblours wurden die Unterhandlungen mit dem Herzog von Anjou wieder angeknüpft, und mit der Erscheinung Johanns von Noircarmes in den Niederlanden ging der Nation eine neue Hoffnungssonne auf. Noircarmes überbrachte die Antwort des Königs von Spanien auf die Schreiben, welche die Staaten unterm 24. August und 8. September des vergangenen Jahres an ihn erlassen hatten; aber ihr Inhalt entsprach leider der davon gehegten Erwartung nicht. Ohne darin des Gentischen Friedens zu erwähnen, förderte der Monarch die Wiederherstellung der Religions- und Regierungsangelegenheiten auf den Fuß, wie sie zu seines Vaters Zeiten gewesen waren, und

billigte übrigens Alles, was D. Juan gethan hatte. Auf diese so ungünstige Antwort erfolgte eine königliche Erklärung (1578, Februar), wodurch den Ständen anbefohlen ward, ihre Truppen zu entlassen. Aber weit entfernt, diesem Befehle zu gehorchen, beschlossen sie vielmehr, ihre Kriegsmacht zu verstärken. Es wurden Gelder zu den Werbungen aufgebracht; die Stände von Holland und Seeland trugen zu den Kriegskosten bey, welche monathlich auf 600,000 Gulden berechnet wurden, und der Erzherzog, der Prinz von Oranien und der Staatsrath erhielten uneingeschränkte Vollmacht, Werbungen anzustellen, ohne vorher bey der Staatenversammlung darüber Anfrage zu thun.

Im Mai ging eine Gesandtschaft nach dem Reichstage zu Worms ab, um den Beystand der deutschen Fürsten anzurufen. Aber Alles, wozu sich die Reichsstände entschlossen, war, daß sie sich beym Kaiser für eine neue Friedensvermittelung verwandten. Rudolph sandte auch auf ihre Vorstellungen den Grafen Otto von Schwarzburg in die Niederlande, um eine Aussöhnung zwischen den Ständen und der Regierung zu vermitteln; doch diese Sendung hatte keinen bessern Erfolg, als alle früheren Unternehmungen dieser Art.

D. Juan, der jetzt weit weniger Neigung zum Frieden äußerte, als vor dem Treffen zu Gemblours, machte während jener unnützen Aussöhnungsversuche Anschläge, sich einiger Plätze durch Verrätherey zu bemächtigen; aber sie scheiterten sowohl auf Brügges, als auf St. Guilain und Mastricht, wo man die Besatzungen zur Empörung aufgereizt hatte. So fanden sich beyde Theile in ihren Erwartungen getäuscht.

## 24.

# Religionsunruhen.

## 1578.

In einem Zeitalter, zu dessen Haupttendenzen die große Glaubensrevolution mit ihren Folgen gehörte, und wo alle Köpfe vom religiösen Fanatismus schwindelten, konnte kaum irgend eine merkwürdige Begebenheit in Europa vorfallen, welche nicht entweder in jener Revolution ihren Ursprung hatte, oder wenigstens auf das Innigste mit derselben verwebt war. Die häufigen Bürgerkriege und Empörungen des sechzehnten Jahrhunderts, welche Bedrückung, Ehrgeiz oder Freyheitsliebe entzündeten, nahmen mehr oder weniger den Charakter religiöser Fehden an; man vereinigte die Sache des Himmels mit den Angelegenheiten einer irdischen Leidenschaft, und eben diese unnatürliche Vermischung gab jenen Begebenheiten die gräßliche Gestalt, in der sie uns als Denkmahle des menschlichen Wahnsinns erscheinen.

Auch auf die niederländische Rebellion und den langen und verheerenden Krieg, den sie erzeugte, hatte die Reformation einen wesentlichen Einfluß, wie schon im Anfange dieser Geschichte gezeigt ward; und es ist eine auffallende Erscheinung, daß der nähmliche Umstand, welcher den Ausbruch jener Empörung so sehr beförderte, auch am meisten dazu beytrug, daß der Zweck derselben nur zum Theil erreicht ward. Dieselbe Verschiedenheit der Glaubensmeinungen, derselbe Haß zwischen Katholiken und Nichtkatholiken, welche den

Aufstand der Niederländer wider die spanische Regierung schneller herbeyführten und unversöhnlicher machten, lähmten auch die Kräfte der Nation, indem sie ihre Eintracht störten, und wurden dadurch die Hauptveranlassung, daß die meisten niederländischen Provinzen wieder unter die spanische Herrschaft zurücksanken, und nur der kleinste Theil von ihnen die Freyheit errang.

Zwar hörten die Verfolgungen wegen des Glaubens, welche unter Alba mit so viel Wuth und Unmenschlichkeit anfingen, und auch unter seinem Nachfolger Requesens ohne Schonung fortgesetzt wurden, während D. Juan's Statthalterschaft fast ganz auf, und einige zu Antwerpen hingerichtete Wiedertäufer waren fast die einzigen Schlachtopfer der spanischen Intoleranz unter seiner Regierung; aber die Abneigung und der Haß der verschiedenen Glaubensgenossen gegen einander dauerten fort, und die Gewalt, welche diese Ausgeburten eines übelverstandenen Religionseifers über die Gemüther der Menschen behaupteten, machten nicht selten die Stimme der Vernunft und der Vaterlandsliebe der besten Patrioten verstummen.

Nach dem Wiederausbruche des Kriegs, während Don Juan's Statthalterschaft, bewachten die Staaten das Betragen der Geistlichen, welche sie für die erste Ursache der innern Unruhen und des Mangels an Eintracht hielten, sehr genau, und es scheint, daß sie den Vorsatz hatten, das große Ansehen derselben einzuschränken. Sie verbothen ihnen (1578, April), irgend etwas zu lehren, was den Schein einer Widersetzlichkeit hätte, oder die Achtung, welche dem Erzherzog und dem Prinzen von Oranien gebühre, verletzen könne; keiner sollte die allgemeine Ruhe stören, oder außer Holland und Seeland, wo die protestantische Religionsparthey die herrschende war, die Uebung des katholischen Gottesdienstes hindern; und endlich sollten alle Geistlichen, gleich den

Staatsbedienten und Obrigkeiten, den Genter Friedens-verein beschwören und D. Juan Feindschaft geloben.

Die Jesuiten und ein Theil der Franciscaner zu Antwerpen weigerten sich, diesen Eid zu leisten, und wurden deßhalb gezwungen, die Stadt zu räumen. Gleiches Schicksal traf die Franciscaner zu Utrecht; und zu Gent und Brügges wurden verschiedene Mitglieder dieses Ordens wegen Sodomie zum Feuer verurtheilt oder mit Ruthen gestrichen.

Ein so strenges Verfahren der Staaten wider die Katholiken machte den Calvinisten Muth, nach einer größern Begünstigung ihrer Secte zu streben; ein unglückliches Beginnen, welches die Quelle großer Ausschweifungen nicht nur in Holland und Seeland, sondern auch in den römisch-katholischen Provinzen ward. In Holland erhob sich zuerst der Sturm. Die Calvinisten zu Amsterdam und Harlem entrissen den dortigen Katholiken mit Gewalt mehrere Kirchen, und nahmen sie zum Gebrauche für ihren Gottesdienst. Diese Gewaltthätigkeit reizte ihre Glaubensgenossen in den katholischen Provinzen, gleiche Religionsfreyheiten mit der herrschenden Kirche zu fordern. Sie überreichen dem Erzherzog und dem Staatsrath eine Bittschrift, welche das Gesuch um freye Uebung ihres Gottesdienstes enthält. Bald darauf erschien eine Verordnung der Regierung, worin festgesetzt ward: der römisch-katholische Gottesdienst solle in Holland und Seeland wieder hergestellt werden, und zwar an allen den Orten, wo die, welche solches verlangten, in den größeren Städten und Dörfern wenigstens 100 Familien, und in den geringeren die größte Anzahl der Einwohner ausmachten; und auf gleiche Weise sollte den Nichtkatholiken die freye Ausübung des Gottesdienstes nach ihrem System in den gesammten Niederlanden verstattet seyn.

Durch dieses aus dreyßig Artikeln bestehende Gesetz, welches der Religionsfriede genannt ward, hoffte die Regierung

allen Beschwerden wegen des religiösen Cultus ein Ende zu machen, und vielleicht hätte sie, ohne die Unduldsamkeit und den Verfolgungsgeist der Priester, auch wirklich diese wohlthätige Absicht erreicht. Aber die Geistlichkeit beyder Secten verdarb Alles, und brachte es durch die Gewalt, welche sie über das Volk ausübte, dahin, daß das Religionsedict nicht in allen Provinzen Beyfall fand, daß die Unruhen nicht aufhörten, und daß die Calvinisten an mehreren Orten; vorzüglich in Flandern, den Katholiken mit Gewalt ihre Kirchen nahmen, und die größten Ausschweifungen begingen.

Keine Stadt zeichnete sich mehr dabey aus, als Gent, wo auch die politische Gährung noch immer fortdauerte, und Imbize und Ryhove mit ihren Anhängern jetzt völlig den Meister spielten. Pater Dathenus, ein abtrünniger Mönch aus Poperingen und heftiger Zelot, donnerte von der Kanzel herab wider den heillosen Punct des Gentischen Friedensvereins, wodurch den Katholiken die freye Religionsübung zugestanden worden sey. Selbst den Prinzen von Oranien verschonte die freche Zunge dieses finsteren Eiferers nicht; denn er nannte ihn einen Ruchlosen, der weder Gott noch Gottesdienst achte. Einige exaltirten Köpfe und eine Menge losen Gesindels verbanden sich mit dem Zeloten, verjagten unter seiner Anführung die katholischen Geistlichen, zogen die Kirchengüter ein, und warfen die Bilder aus den Kirchen. Da diese fanatischen Rotten, durch Soldaten und bewaffnete Bürger verstärkt, bemächtigten sich mehrerer benachbarter flandrischer Städte, und trieben gleichen Unfug darin; wodurch man hier die Scenen des berüchtigten Bildersturms in den ersten Zeiten der Revolution sich erneuern sah.

Es konnte nicht fehlen, eine so grobe Verletzung des Genter Friedensvereins mußte die Provinzen, wo die katholische Religion die herrschende war, zum höchsten Unwillen reizen,

und die Folgen zeigten sich bald. Die Stände der walloni-schen Landschaften und Städte Artois, Hennegau, Ryssel, Orchies, Douai, Valenciennes und Mecheln hielten ihre Bey-träge zu den allgemeinen Steuern zurück; und die walloni-schen Regimenter im Dienste der Staaten, Egmont, Capres, Bours, Heeze und Montigny, schon vorher im Begriffe sich wegen eines dreymonathlichen Soldes zu empören, ergriffen jetzt die Waffen wider die Einwohner Gents. So entbrannte ein Bürgerkrieg zwischen beyden Theilen, der mit der höch-sten Wuth und Erbitterung geführt ward. Es fielen meh-rere Gefechte, größten Theils zum Nachtheil der Genter, vor; die Wallonen, denen man den Nahmen der Malcon-tenten oder Mißvergnügten gegeben hatte, plünderten und verheerten das platte Land um Gent, und gleiche Gewalt-thätigkeiten übten die Genter an Kirchen und Klöstern aus.

Der Prinz von Oranien sah mit Bedauern diesen den allgemeinen Angelegenheiten so verderblichen Zwist. Aber alle Vorschläge zu einer Versöhnung waren umsonst. Die Genter Demagogen forderten freye Uebung des reformirten Gottesdienstes, und verweigerten nicht nur die Loslassung der Gefangenen, sondern verlangten auch, daß ihnen die An-führer der wallonischen Regimenter Lalaing und Montigny ausgeliefert werden sollten. Die Erbitterung der streitenden Theile war zu groß, und die wilde Leidenschaft beherrschte sie zu mächtig, als daß sie den Vorstellungen und Gründen der Vernunft und Billigkeit Gehör gegeben hätten.

Im Weinmonath (1578) traf zwey von den vorhin er-wähnten Gefangenen, den Rath Hesselts und den Amtmann Visch, das Loos, als Opfer der Volksrache zu sterben. Bey-de hatten das Schicksal verdient, welches sie leiden mußten; aber die Urheber ihres Todes waren keineswegs berechtigt, sich zu Blutrichtern dieser Sünder aufzuwerfen. Hesselts war

einst Mitglied des berüchtigten Blutraths unter dem Herzog von Alba und ein rüstiger Gehülfe des grausamen Vargas gewesen. Ueber jeden Angeklagten ohne Unterschied entschied er durch den Ausspruch: An den Galgen! und diese furchtbare Sentenz war ihm so geläufig geworden, daß er sie beym Stimmengeben oft halb schlafend herausstieß. Wisch hatte als ehemahliger Amtmann zu Ingelmünster ebenfalls viele Grausamkeiten an den Nichtkatholiken ausgeübt. Beyde wurden allgemein gehaßt, und vorzüglich war es Ryhove, der ihre Hinrichtung betrieb. Er stellte Imbize und andern Häuptern seiner Partey vor, daß Heßelts nicht nur die Todesurtheile wider die Grafen Egmont und Hoorne abgefaßt, sondern auch dem Prinzen gleiches Schicksal zugedacht habe, und noch täglich bey seinem grauen Barte schwöre, daß er auch sie, Ryhove und Imbize, an den Galgen bringen wolle. Sein Tod ward beschlossen. Ganz unerwartet hohlte man ihn und Wisch aus dem Kerker, und hängte beyde, nach einem kurzen Verhör (4. October), an einen Baum neben dem Cortricker Heerweg auf. Noch kurz vor der Hinrichtung wandte sich Ryhove an Heßelts, und erwähnte mit grausamen Spott des Schwurs bey seinem grauen Barte. Aber der zwey und siebenzigjährige Greis erwiederte stolz: „Solch graues Haar werdet ihr nie tragen!“ „Das lügst du Schelm!“ versetzte Ryhove, schnitt ihm eine Locke vom Kinn, und steckte sie an seinen Hut, welchem Beyspiele mehrere seiner Anhänger folgten. Andere erzählen, der Nachrichter habe Heßelts den ganzen Bart abgeschnitten, und ihn gleich einer Feder um seinen Hut gelegt. So fand die vergeltende Nemesis diesen Bösewicht schon nahe an der Grenze seines Lebens, und sandte ihm auf demselben Wege zum Grabe, den er früher so manchen seiner besseren Landsleute gehen ließ.

Mit gleicher Wuth dauerten in Gent die Unruhen fort.

Die noch in der Stadt vorhandenen katholischen Geistlichen wurden vertrieben, alle Heiligenbilder zerstört und die Kirchenschätze geplündert. Der Prinz von Oranien begab sich endlich selbst in die empörte Stadt, um Ruhe und Eintracht, welche von ihr gewichen waren, wieder dahin zurück zu führen; und es gelang ihm, einen Vergleich (16. December), zu vermitteln und abzuschließen, vermöge dessen die Geistlichkeit, mit Ausschuß der vier Bettelorden, in den Besitz ihrer Güter hergestellt, und die Kirchen an beyde Religionsparteyen gleich vertheilt werden sollten. Doch weder Katholiken noch Protestanten waren mit dieser Verfügung zufrieden. Die Letzteren zürnten, weil den Erstern dadurch zu viel Vortheile zugestanden worden wären; und jene beklagten sich, daß die Sache der Genter Gefangenen noch immer unentschieden geblieben sey. Ja viele von den Gegnern des Prinzen von Oranien behaupteten, daß er selbst das Feuer der Unruhen in der empörten Stadt heimlich genährt habe; eine Beschuldigung, welche so ungereimt ist, daß sie nicht einmahl eine Widerlegung verdient.

Während der Genter Revolution und des Bürgerkriegs in Flandern herrschten auch in den nördlichen Provinzen, Holland und Seeland allein ausgenommen, große Irrungen und Streitigkeiten. Die Stadt Gröningen gerieth in einen heftigen Zwist mit den sogenannten Ommelanden, denen sie weder Handlung noch den Betrieb anderer Gewerbe zugestehen wollte. Durch einen Vergleich, welchen der Prinz von Oranien und der Erzherzog vermittelten, ward die Stadt in ihren Vorrechten bestätiget, und der Ausbruch des gegenseitigen Hasses in thätliche Feindseligkeiten gehindert.

In Friesland war der Gerichtshof spanisch gesinnt, und weigerte sich, D. Juan für einen Feind des Vaterlandes zu erklären. Der Graf Renneberg, Statthalter der Provinz,

ließ deßhalb einige Mitglieder desselben einziehen, und besetzte ihre Stellen durch Patrioten; wofür ihm die Staaten aus Dankbarkeit die Statthalterschaft über Ober-Yssel ertheilten. Die Städte Deventer und Kampen in dieser Provinz, waren noch mit deutschen Truppen im Dienste Spaniens besetzt. Der Statthalter nahm Kampen am 20. des Heumonaths, und Deventer nach einer viermonathlichen Belagerung, am 14. des Wintermonaths, mit Hülfe des Obersten Sonoi, in Besitz, und beyde Städte erhielten Besatzungen von ständischen Truppen.

Alle Provinzen litten mehr oder minder von inneren oder äußeren Stürmen. Holland und Seeland allein genossen einer beneidenswerthen Ruhe, und die milde Hand des Schicksals schenkte ihnen eine wohlthätige Erhohlung, deren sie nach den verheerenden Ungewittern der vergangenen Tage so sehr bedurften.

## 25.

# Der Herzog von Anjou
und der
# Pfalzgraf und Herzog von Zweybrücken, Johann Casimir.

## 1578.

---

Franz von Valois, Herzog von Anjou (vor Carls IX. Tode Herzog von Alençon), König Heinrich des III. von Frankreich jüngster Bruder, ein junger, lebhafter Mann von 21 Jahren, besaß einen unruhigen, nach Abenteuern dürstenden Geist in einem mißgestalteten Körper, und lebte in beständigen Zwistigkeiten mit seinem Bruder dem König und der Königinn Mutter, Katharine von Medicis. Von einem glühenden Ehrgeiz gefoltert, strebte er unaufhörlich nach Ruhm und Größe, und ergriff begierig jede Gelegenheit, die ihm Befriedigung dieser Lieblingswünsche verhieß. Aber es waren nicht Entwürfe eines Mannes, in einem großen und kühnen Geiste empfangen und genährt, die ihn begeisterten, sondern kindische Aufwallungen, denen er sich ohne Ueberlegung hingab. Dabey fehlte es diesem schwachen, unter den Wollüsten und Cabalen eines üppigen und ränkevollen Hofes aufgewachsenen Weichlings an Kraft und Stetigkeit, ein angefangenes Werk hinauszuführen; und eben so unbesonnen und rasch, als er eine Unternehmung begonnen hatte, gab

er sie auch wieder auf. Was Wunder also, daß er, der stets nach Größe rang, nie etwas Großes und Glänzendes vollbrachte, und endlich, ohne dem Fantome des Ruhms, welches ihn sein ganzes Leben hindurch begleitete, eine Wirklichkeit gegeben zu haben, unbewundert und unbedauert vom Schauplatz verschwand.

Mondoucet, französischer Bothschafter bey D. Juan, welcher während seiner Sendung den Gang der niederländischen Angelegenheiten genau beobachtet hatte, erregte zuerst den Wunsch in ihm, eine Rolle in diesem Lande zu spielen, indem er ihm zeigte, wie leicht es seyn würde, dort seine Liebe zum Ruhm zu befriedigen, und sich in den Besitz einiger der schönsten Provinzen zu setzen. Des Herzogs schöne und geistreiche Schwester, die Königinn Margarethe von Navarra, welche diesen Bruder zärtlich liebte, übernahm es hierauf, ihm eine Parțey unter dem niederländischen Adel zu verschaffen, und machte in dieser Absicht die schon früher in der gegenwärtigen Geschichte erwähnte Reise nach Spaa. Es gelang ihr durch ihre Talente zur Intrigue und durch den unwiderstehlichen Zauber ihrer Anmuth, den Grafen von Lalaing und einige andere edle Niederländer, denen sie das Verlangen ihres Bruders, sich zum Schutzherrn der Niederlande erklären zu lassen, eröffnete, für das Interesse desselben zu gewinnen. Der Herzog empfing die Nachricht davon mit der größten Freude; aber seine Versuche, auch den König, seinen Bruder, zur Theilnahme an dem Unternehmen zu bewegen, mißglückten; ja es kam so weit, daß er nach mancherley erlittenen Kränkungen den Hof und Paris heimlich verließ. Die Gemeinschaft mit seinen niederländischen Freunden ward indeß fortgesetzt, und der Baron von Montigny kam zu ihm nach Frankreich, und gab ihm die Versicherung: daß, sobald er nur an den Grenzen der Niederlande erschiene, Artois und Hennegau sich für ihn

erklären würden. Das unglückliche Treffen bey Gemblours brachte den Herzog der Erfüllung seiner Wünsche näher. Seine Anhänger in den Niederlanden ergriffen diese Gelegenheit, den Staaten eine Verbindung mit ihm, als das beste Mittel zur Rettung aus ihrer damahligen Verlegenheit, zu empfehlen, und der Entschluß ward gefaßt, sich dem Herzoge in die Arme zu werfen. Der Faden der Unterhandlungen mit ihm ward hierauf von Neuem aufgenommen, und am eifrigsten drangen auf den Abschluß derselben die Wallonen, oder katholischen Niederländer; denn sie wünschten durch den französischen Prinzen dem überwiegenden Einfluß der Calvinisten, welcher durch die bald erwartete Ankunft des Herzogs von Zweybrücken noch verstärkt werden mußte, ein Gegengewicht zu geben.

Um den Niederländern sogleich einen Beweis von seinem Eifer für ihre Angelegenheiten zu geben, sandte der Herzog von Anjou einen Kriegerhaufen von 3000 Mann an die Grenzen von Hennegau. Aber die Spanier, unter Gonzaga und Altems, griffen ihn an, und zersprengten ihn. Bald darauf (1578, Juni) begab sich der Herzog selbst nach Mons, um von dort aus mit den Staaten über die Bedingungen, unter welchen er die Vertheidigung der Niederlande übernehmen wollte, in der Nähe zu unterhandeln. Der Vertrag kam endlich, trotz der Unzufriedenheit, welche die Königinn Elisabeth darüber geäußert hatte, (1578, 13. August) zu Stande. Er bestand aus 23 Artikeln, und ward unterm 27. August von dem Herzoge bestätigt. Der Herzog von Anjou ward dadurch zum Beschützer der belgischen Freyheit erklärt. Er verpflichtete sich, zur Vertheidigung der Niederlande drey Monathe lang 10,000 Mann zu Fuß und 2000 zu Pferde, und nachher, so lange der Krieg noch fortdauere, 3000 zu Fuß und 500 Reiter zu unterhalten. Dagegen sollten ihm die Grenzplätze Quesnoy,

Binche und Bavai eingeräumt werden; auch ward ihm der Besitz aller Eroberungen, welche er jenseits der Maas machen würde, zugesichert, jedoch mit Ausnahme derjenigen Orte und Landschaften, die seit dem Gentischen Friedensvereine mit den Staaten verbunden wären. Würde er sich persönlich beym Heere befinden, so sollte er den Oberbefehl haben, die Verwaltung der Landesangelegenheiten aber den Staaten, dem Erzherzoge und dem Staatsrathe überlassen bleiben. Nach Abschluß dieses Vergleiches kehrte der Herzog von Mons nach Frankreich zurück, um Anstalten zur Aufstellung des vertragsmäßigen Hülfsheeres zu treffen.

Während der Unterhandlungen mit dem Herzoge von Anjou hatten die Staaten ihre ganze Kriegsmacht zwischen Lier und Herenthal zusammen gezogen. Sie bestand aus 8000 Mann zu Fuß, und ward von dem berühmten La Noue, einem französischen Hugenotten, als Feldmarschall und unter ihm von dem Grafen Bossü befehligt. Am 14. hielt der Erzherzog die Musterung über diese Truppen, und es ward beschlossen nicht eher angriffsweise wider die Spanier zu verfahren, bis die Verstärkung unter dem Herzoge von Zweybrücken, welche man aus Deutschland erwartete, angelangt seyn würde. Das Heer zog sich also in die Gegend von Mecheln in eine vortheilhafte und feste Stellung zwischen Rivenant und der Demer, um dort die Ankunft der Deutschen zu erwarten.

D. Juan's Kriegsmacht war der ständischen überlegen. Sie bestand aus 6000 Reitern und 12,000 Mann zu Fuß, größten Theils alter und versuchter Krieger, und ward von Alexander Farnese, Ottavio Gonzaga, Peter Ernst Grafen von Mannsfeld, dem Grafen von Barlaimont, Feldzeugmeister, Mondragone und Alonzo de Leiva befehligt.

Die Ueberlegenheit des Heeres über das feindliche schien einen Angriff auf letzteres, ehe es die aus Deutschland er-

warteten Verstärkungen an sich zöge, zu begünstigen und dazu aufzufordern. D. Juan selbst und der größte Theil der Feldherren stimmten dafür; nur der Herzog von Parma, so sehr er auch Soldat war, widerrieth ihn wegen der Festigkeit der feindlichen Stellung, welche in der Front durch einen Bach und angelegte Verschanzungen, und auf den Flanken durch Waldungen, Hecken und Engpässe gedeckt war. Aber seines Widerspruchs ungeachtet ward die Unternehmung doch beschlossen, und am 31. Jul. (1578) trat das spanische Heer den Marsch nach dem feindlichen Lager an.

Alonzo de Leiva, mit seinem 2000 Mann starken Regimente, machte den Vortrab. Er führte eine schwarze Fahne mit einem schwarzen Kreuze, welches der Cardinal Gesnada zu Neapel geweihet hatte, und zog voll stolzer Hoffnung, daß es ihm eben so leicht gelingen werde, die Niederländer zu besiegen, als dem Herzoge von Parma bey Gemblours, zur Schlacht. Das Leibpanier Don Juan's zeigte ebenfalls ein Kreuz mit der Inschrift: „Durch dieses Zeichen überwand ich die Türken; auch die Ketzer werde ich durch dasselbe besiegen.“

Sobald (1. August) der niederländische Feldherr, Graf Bossü, von den ausgestellten Posten die Nachricht erhielt, daß sich ein starker feindlicher Heerhaufe nähere, drängte er sein Corps auf einen Punct zusammen, und warf 5 bis 600 Hakenschützen in die Hecken, welche sich um seine Stellung herzogen. Nachdem das spanische Heer bey Arschot über die Demer gegangen war, drang der Vortrab auf einem schmalen Wege, wo nur sechs Mann neben einander fortkommen konnten, gegen den linken Flügel der Niederländer, und warf die Hakenschützen zurück. Diese setzten sich jedoch bald wieder, und Bossü verstärkte sie durch ein Regiment Schotten unter dem Obersten Norris. Die Spanier erneuerten den Angriff; aber die Schotten vertheidigten die Hecken und das

Ufer des Bachs mit der größten Tapferkeit, und wurden dabey trefflich unterstützt durch das Feuer einer Batterie, welches die Feinde reihenweise zu Boden schmetterte. Alle Vortheile des Bodens waren für die Niederländer; die Spanier konnten keinen Nutzen aus ihrer überlegenen Anzahl ziehen, weil es nicht möglich war, sie zu entwickeln, die Niederländer dagegen brachten immer wieder frische Truppen in's Feuer. Die spanische Reiterey, bey aller ihrer Tapferkeit, konnte wegen des beschränkten Bodens auch nichts Entscheidendes ausführen. Von des Morgens um sieben Uhr bis des Abends um sechs dauerte der Kampf, ohne daß die Spanier irgend einen Vortheil erringen konnten. Die Hitze war dabey so groß, daß die Schotten ihre Kleider abwarfen, und in bloßen Hemden, die sie zwischen den Beinen zubanden, fochten.

Endlich entschloß sich D. Juan zum Rückzuge, nachdem er 800 bis 1000 Mann vergebens aufgeopfert hatte. Alexander Farnese führte das Fußvolk auf einem schmalen Wege, der sich zwischen Hecken und Zäunen durchwand, zurück; und die im Gefechte begriffene Reiterey machte ihren Rückzug unter dem Schutze einer Anzahl von Hakenschützen. Das ständische Heer, welches ebenfalls einen beträchtlichen Verlust erlitten hatte, verfolgte die Weichenden nicht.

Der Rückzug der Spanier ging über Arschot, Löwen und Thienen nach Namur. In dem festen Lager bey dieser Stadt, auf dem Bongenberge an der Maas, angelegt von Gabriel Serbelloni, einem berühmten Kriegsbaumeister, dem Erbauer der Feste bey Tunis, beschloß D. Juan so lange zu bleiben, bis er Geld und Kriegsvolk aus Spanien erhalten würde. Am 7. August griff das ständische Heer die kleine Stadt Arschot an. Sie ward erobert, und die ganze Besatzung, aus drey Fahnen Deutscher und Italiener bestehend, niedergehauen und zerstreut. Kurz darauf überfielen die Spanier

den Ort, und da sie die niederländischen Truppen, welche sich bereits früher wieder zurückgezogen hatten, nicht mehr darin fanden, ließen sie ihre Wuth an den wehrlosen Einwohnern aus, und ermordeten sie.

Die Staaten hatten mit dem Pfalzgrafen Johann Casimir einen Subsidienvertrag über 3000 Reiter und 3000 Mann zu Fuß, die er zu ihrem Dienst in Deutschland werben sollte, geschlossen. Als in der Folge die Königinn Elisabeth von England sich erklärte, daß sie die Niederländer anstatt der bundesmäßigen Mannschaft mit Hülfsgeldern unterstützen wolle, ward der Pfalzgraf beauftragt, noch 2000 Reiter und 3000 Mann zu Fuß über die schon bestimmte Truppenzahl zu stellen. Dieser Fürst, wahrscheinlich von gleicher Hoffnung wie der Herzog von Anjou, einige Provinzen für sich zu erobern, beseelt, entschloß sich jetzt, seine Kriegsvölker in eigener Person nach den Niederlanden zu führen. Schon im Brachmonathe (1578) erließ er eine öffentliche Denkschrift zur Rechtfertigung seines Unternehmens, dessen einzige Absicht sey, den Niederländern wider D. Juan Beystand zu leisten. Darauf rückte er an der Spitze seiner Truppen über Cölln und Moeurs in die Grafschaft Zütphen ein, und forderte von dort aus von den Staaten die Bezahlung für die, über die zuerst bestimmte Anzahl geworbene Mannschaft. Die Staaten, außer Stande, die erforderlichen Geldsummen aufbringen zu können, bewogen ihn durch die dringendsten Vorstellungen, sich einen Aufschub der Zahlung gefallen zu lassen; er setzte hierauf seinen Zug fort, und endlich ward bey Mecheln die sehnlich gewünschte Vereinigung (1578, 26. August) mit dem Grafen von Bossu bewirkt.

Nach dieser Vereinigung und nach der Ankunft einiger Truppenhaufen, welche einzeln aus Deutschland anlangten, belief sich die gesammte ständische Kriegsmacht, ungerechnet die Hülfsvölker des Herzogs von Anjou, auf 14,000 Mann

zu Pferde und 35,000 zu Fuß, und übertraf also an Menge der Streiter bey weitem die feindliche. Aber dieses zahlreiche Heer, weit entfernt, den Staaten nützlich zu seyn, vermehrte nur ihre Verlegenheit. Die Unterhaltungskosten für dasselbe mit Ausschluß der Festungsbesatzungen, beliefen sich monathlich auf 800,000 Goldgulden, und die ganze Einnahme während sechs Monathen betrug kaum 400,000; denn von Flandern und den wallonischen Landschaften gingen keine Steuern ein. Mißvergnügen und Unruhen unter den Kriegsleuten waren die nächsten Folgen des Geldmangels. Sie droheten mit einem Aufstande, weil sie ihren Sold nicht empfingen, und mit vieler Mühe ließen sie sich durch die Abzahlung eines Theils desselben beruhigen.

Graf Bossü rückte hierauf vor Löwen, um diese von den Spaniern besetzte Stadt zu belagern. Es gelang ihm auch gleich Anfangs, einen heftigen Ausfall der Besatzung mit großem Verlust zurück zu schlagen; aber die Idee einer Belagerung konnte, vorzüglich wegen des Mangels an Lebensmitteln in der umliegenden ganz ausgezehrten Gegend, nicht ausgeführt werden; und der niederländische Feldherr führte sein Heer nach dem wallonischen Brabant, um sich mit den Truppen des Herzogs von Anjou zu vereinigen.

Am 9. des Herbstmonaths (1578) hatte der Herzog den Krieg wider D. Juan förmlich erklärt. Er erschien darauf mit 9000 Mann zu Fuß und 1000 Reitern im Felde, griff Binche im Hennegau an, und eroberte es (7. October) nach einer vierzehntägigen Belagerung. Auch Maubeuge ergab sich ihm mittelst Vergleichs. Aber Landreci, Quesnois und Mons weigerten sich standhaft, die französische Besatzung einzunehmen. Viele der Niederländer hegten großen Widerwillen gegen die Franzosen, welcher in blutige Thätlichkeiten ausbrach, bey einem Vorfall, der, wie unbedeutend an sich selbst er auch scheinen mag, doch hier erzählt zu werden

verdient; weil er die Physiognomie des Zeitalters charakterisirt, und einen Beytrag zur Cultur- und Sittengeschichte desselben liefert.

Der Hauptmann Lepont von den Truppen des Herzogs von Anjou ritt mit seiner Fahne in das niederländische Dorf Becourt ein. Er erhielt sein Quartier bey einem sehr rechtlichen und wohlhabenden Bauer, welcher drey junge schöne Töchter hatte. Maria, die älteste von ihnen, ein reizendes Mädchen von sechzehn Jahren, ließ es sich vorzüglich angelegen seyn, ihren Gast gut aufzunehmen und für seine Bequemlichkeit zu sorgen, um ihn bey guter Laune zu erhalten. Ihre Anmuth und Freundlichkeit reizten die Begierden des Franzosen, und während des Mittagsessens, im wilden Taumel der Leidenschaft, forderte er Marien von ihrem Vater zur Gattinn. Dieser hatte Gründe, ihm sein Verlangen abzuschlagen. Darüber gerieth der Hauptmann in die heftigste Wuth. Rache und Begierde entflammten ihn gleich heftig, und er beschloß, beyde zugleich zu befriedigen. Er jagt den Vater aus dem Zimmer, ruft seine Leute herein, entehrt Marien mit Gewalt, und gibt sie darauf auch jenen Preis. Nach dieser brutalen Mißhandlung zwingt er sie, sich wieder neben ihm an den Tisch zu setzen. Außer sich vor Zorn und Schmerz sinnt sie auf Rache; nur in dem Blute des Wütherichs kann sie ihre Schande auslöschen. Sie nimmt den Augenblick wahr, wo er einem seiner Diener etwas in's Ohr flistert, ergreift ein Messer, und stößt es ihm in's Herz, daß er augenblicklich todt zu Boden sinkt. Darauf eilt sie hinaus und macht sich auf die Flucht. Aber die Soldaten setzen ihr nach. Sie wird ergriffen, an einen Baum gebunden und erschossen. Indeß haben sich die Bauern, zur Blutrache aufgefordert von dem Vater dieser niederländischen Lucrezia, bewaffnet. Sie fallen wüthend über die Kriegsleute her. Der

Lärm verbreitet sich über die benachbarten Dörfer. Alles geräth in Aufruhr, Alles greift zu den Waffen. Mehr als vier Fahnen französischer Soldaten werden von den aufgebrachten Landleuten versprengt oder erschlagen, Mariens zürnenden Schatten zu versöhnen.

Während der Herzog von Anjou Lequenois und Maubeuge einnahm, machte sich Bossü zum Meister von Nivelles und einigen andern Städten und Schlössern. Seinen Hauptzweck, die spanische Armee zu einer Schlacht zu bringen, konnte er aber nicht erreichen; denn bey der Uebermacht der Niederländer schränkten sich die feindlichen Feldherren auf die strengste Vertheidigung ein. Aber jetzt ereignete sich eine Begebenheit, welche der Lage der Dinge eine neue Wendung gab.

## 26.

# Don Juan's Tod.

## 1578.

Don Juan stand noch immer im Lager bey Namur, und sein Heer litt von der Pest, welche viele Soldaten hinwegraffte. Er selbst, der Feldherr, trug schon seit langer Zeit den Samen einer abzehrenden Krankheit mit sich umher, die eine tiefe Melancholie über ihn verbreitete, und indem sie seinen Körper zerrüttete, zugleich die Kräfte seines Geistes aufrieb. War es Kummer über fehlgeschlagene Hoffnungen, und die fortdauernden Anstrengungen und Beschwerden, was die Blüthen seines schönsten Alters zerstörte? oder ward er ein Opfer der mißtrauischen Eifersucht seines argwöhnischen Bruders? Gram über verlorne Hoffnungen verzehrt die Lebenskraft, wie ein langsames, unheilbares Gift, und er sah alle glänzenden Aussichten, alle hochfliegenden Plane seines Ehrgeizes vernichtet.

Er hatte seine Absichten auf den Besitz der englischen Krone, wozu einst Philipp II. selbst die Hoffnung in ihm erregte, nicht aufgegeben, sondern noch immer darüber in einem geheimen Briefwechsel mit dem Papste gestanden, von

welchem er Bullen, Geld und auch die Belehnung mit dem Königreiche England erhielt. Unglücklicher Weise bekam sein mißtrauischer Bruder Nachricht von der Fortdauer dieser geheimen Unterhandlungen, die um so mehr seinen höchsten Unwillen reizten, da er erfuhr, daß der Geheimschreiber Escuvedo geäußert habe: sey man nur erst Meister von England, so ließe sich auch wohl mit Spanien fertig werden. Der König, um D. Juan an der Ausführung seiner stolzen Absichten auf England zu hindern, hielt die Gelder zurück, welche er zur Fortsetzung des niederländischen Kriegs gebrauchte, und entzog ihm dadurch die Mittel, auch hier mit Nachdruck handeln zu können. Alle Vorstellungen, alle Bitten des Oberstatthalters um Geld und Verstärkung an Truppen, fruchteten nichts. Er sandte endlich seinen Geheimschreiber und Vertrauten Escuvedo nach Madrid, um mit Nachdruck auf die Erfüllung seiner Forderungen zu dringen. Aber auch diesen hielt man mit leeren Versprechungen von einer Zeit zur andern hin; und als D. Juan endlich mit Ungestüm auf Geld und die Zurücksendung Escuvedo's drang, erhielt er statt dessen die Nachricht, daß der Letztere zu Madrid ermordet worden sey.

Ein gleichzeitiger französischer Memoirenschreiber *) erzählt: der spanische Staatssecretär und Liebling Philipp II., Antonio Perez, habe ein heimliches Liebesverständniß mit der Prinzessinn Eboli, der Witwe des Fürsten Rui Gomez, unterhalten. Escuvedo, welcher vormahls mit dem Fürsten in genauen Verhältnissen gestanden, habe dieß erfahren, und der Prinzessinn vorgestellt, wie sehr sie sich und ihren verstorbenen Gatten durch ein solches Betragen entehre. Sie

*) Brantome.

aber habe seine Freymüthigkeit sehr übel aufgenommen, und ihren Geliebten davon benachrichtiget. Der rachsüchtige Spanier beschloß sogleich, Escuvedo zu verderben, und wählte das sicherste Mittel zur Erreichung dieses Zwecks. Bekannt mit den Gesinnungen des Königs, vermehrte er dessen Verdacht wider D. Juan; legte ihm Briefe vor, woraus sich ergab, daß dieser nach der Herrschaft über die Niederlande, Mailand und Neapel strebe, und überzeugte den König, daß vorzüglich Escuvedo, in dessen Busen D. Juan seine geheimsten Gedanken niederlege, das Feuer des Ehrgeizes in ihm anfache und nähre. Philipp befahl ihm, den Geheimschreiber heimlich ermorden zu lassen; und dieß war es, was Perez wünschte. Sechs Meuchelmörder wurden gedungen; sie überfielen den Unglücklichen des Abends auf dem Rückwege nach seiner Wohnung, und stießen ihn nieder.

Daß diese That, welches auch die Umstände dabey gewesen seyn mögen, auf Befehl des Königs geschah, ist gewiß. Nichts schmerzte D. Juan so sehr, als die Hinrichtung jenes Mannes. Sie vermehrte seinen Unmuth eben so sehr, als die nachtheilige Wendung, welche die Angelegenheiten in den Niederlanden nahmen. Im äußersten Gedränge durch die Uebermacht seiner Feinde, und ohne Unterstützung vom spanischen Hofe, zweifelte er selbst an der Möglichkeit, sich noch länger in diesen Provinzen halten zu können.

Noch unterm 16. des Herbstmonaths erließ er aus dem Lager bey Namur zwey Schreiben, welche jedoch ihre Bestimmung nicht erreichten, sondern unter Weges von einem Niederländer, Nahmens Leger, aufgefangen wurden, an Johann Andreas Doria und Pedro de Mendoza, spanischen Statthalter zu Genua; worin er sich in bitteren Klagen darüber ergoß, daß man ihn beym Könige verleumdet habe, und daß er, dem äußersten Geldmangel Preis gegeben, sich

nicht länger als noch drey Monathe in den Niederlanden gegen die Heere der Rebellen und Franzosen werde halten können.

Bald darauf vermehrte sich seine Kränklichkeit, und endlich überfiel ihn ein heftiges Fieber. In dem Gefühle des nahen Todes ließ er sich durch einige Soldaten aus dem Lager in das Dorf Bonge tragen, und entledigte sich hier aller weltlichen Geschäfte. Den Prinzen von Parma ernannte er vorläufig zu seinem Nachfolger, und machte darauf sein Testament, worin er dem Könige seine Mutter und seine Dienerschaft empfahl, und ihn dringend bath, seine Gebeine im Escurial, neben der Asche seines Vaters, Carl V., bestatten zu lassen. Er verfiel hierauf in eine heftige Raserey, und starb am achten Tage (1578, 1. October) im Dorfe Bonge in einem armseligen Hause, im blühenden Alter von drey und dreyßig Jahren, allgemein bedauert von seinen Kriegern, deren Achtung und Liebe er im hohen Grade besaß.

Ueber seine Krankheit waren die Meinungen getheilt. Einige nannten sie Pest, Andere Fleckfieber; noch Andere aber behaupteten, er sey vergiftet worden, wovon sich sehr unzweydeutige Merkmahle an seinem Leichnahm gefunden hätten. Letzterer sey nicht nur mit verdächtigen Flecken bedeckt gewesen, sondern man habe auch die Eingeweide schwarz und die Lunge so ausgedörrt gefunden, daß sie bey der Berührung im Staub zerfallen sey. Die Spanischgesinnten schrieben seine Vergiftung den Niederländern zu, und diese warfen sie den Spaniern vor. Die meisten Schriftsteller nennen Philipp den Mörder D. Juan's. Und einem Fürsten, wie diesem, der sich nicht scheute, Sohn und Gattinn hinzurichten, dem kann man es endlich wohl zutrauen, daß er kein Bedenken getragen habe, einen Bruder, der seinen Verdacht erregt hatte, aufzuopfern. Aber so lange

nur Wahrscheinlichkeiten und keine überzeugenden Beweise dafür vorhanden sind, ist es dem Geschichtschreiber nicht verstattet, die schweren Verbrechen, welche auf jenem Fürsten lasten, noch durch ein neues ungewisses zu vermehren.

Die Liebe der Soldaten zu dem Verstorbenen war so groß, daß sich den Tag nach seinem Tode die verschiedenen Nationen, aus denen sein Heer bestand, Spanier, Deutsche und Wallonen, darüber stritten, welche von ihnen seinen Leichnam zur Gruft tragen sollten? Der Herzog von Parma entschied diesen Streit dahin, daß er bestimmte: aus dem Sterbehause sollte er von den niedern Hofbedienten getragen, dann von den Obersten derjenigen Nation, deren Zelte zunächst an das Hauptquartier stießen, und so ferner von den Uebrigen, der Reihe nach, übernommen werden. Der Leichnam lag in voller Rüstung da, und neben ihm stand eine Krone, von der Form, wie sie die alten burgundischen Herzoge trugen.

Am Beerdigungstage rückte das ganze Heer, Reiterey und Fußvolk, aus, und ordnete sich in verschiedene Haufen auf dem Wege nach Namur hin. Die Obersten und Hauptleute desjenigen Regiments, vor welchem der Leichnam ankam, übernahmen ihn von dem vorigen, und trugen ihn bis zum nächststehenden, bis er zuletzt von dem Stadtrath von Namur in Empfang genommen ward. Vier Leidtragende, Peter Ernst Graf von Mannsfeld, Octavian Gonzaga, Pedro von Toledo Marchese von Villafranka, und Johann Carl Graf von Reusius, hielten die Zipfel des Leichentuchs. Ein Regiment mit umgekehrten Waffen und zusammengewundenen Fahnen zog vor der Bahre her, und der Herzog von Parma folgte ihr in tiefer Trauer. Der Todte ward in der Hauptkirche zu Namur beygesetzt, und

blieb dort so lange stehen, bis der König befahl, daß er, seinem letzten Willen gemäß, nach Spanien gebracht werden sollte. Um den großen Aufwand dabey zu vermeiden, ward bey dem französischen Hofe nur der Durchzug seiner Dienerschaft nachgesucht, ohne des Leichnams zu erwähnen. Den letzteren zerlegte man in mehrere Stücke, und brachte die einzelnen Theile in Felleisen auf Packpferden fort, als ob sie zum Gepäcke der Hofleute gehörten. In Spanien wurden die Stücke wieder zusammengesetzt, mit der Rüstung des Verstorbenen und einem prächtigen Waffenrock bekleidet, und im Pantheon des Escurials neben den Gebeinen Kaiser Carls V. beygesetzt. Der Memoirenschreiber Montgon, welcher im Jahre 1726 die Leichen in der Gruft des Escurials besah, erzählt: daß von allen der Leichnam D. Juan's sich am besten erhalten habe. Dieser Prinz war nie vermählt gewesen; aber er hinterließ zwey natürliche Töchter, wie schon oben erwähnt worden ist.

So endete D. Juan, den die Schmeichler, in Rücksicht seiner Vorzüge und seines Schicksals, mit dem edlen Römer Germanicus verglichen, und die Priester fast zu einem Heiligen erhoben; weil er sehr religiös war, und nie eine kriegerische Unternehmung begann, ohne vorher gebeichtet und das Sacrament empfangen zu haben. Er besaß unstreitig viele treffliche und ausgezeichnete Eigenschaften; dennoch ist sein ganzes Leben nichts als eine Kette von vereitelten Planen. Dem feurigen jungen Manne fehlte es bey allen Vorzügen, die ihm nicht abgesprochen werden können, an Größe des Charakters und Festigkeit des Willens. Seine Herrschsucht, sein Ehrgeiz ergriffen jede große und glänzende Idee, er verlor sich in romantischen Entwürfen; aber sein Leichtsinn und sein Mangel an Beharrlichkeit hinderten ihn eine einzige hinaus zu führen, und überall standen ihm,

gleich bösen Genien, die argwöhnische Eifersucht seines Bruders und Oraniens tiefe Staatsklugheit entgegen. Darin liegt auch zum Theil der Grund, daß er in den Niederlanden die großen Erwartungen nicht erfüllte, welche man sich von seinen Talenten, seinem Glücke und seiner Kriegserfahrung gemacht hatte. Sein früher und unglücklicher Tod erregt unser Bedauern, und vielleicht fehlten ihm nur ein reiferes Alter und der Einfluß günstigerer Gestirne, um alle die schönen Hoffnungen, welche sein erstes Erscheinen auf dem großen Schauplatz erweckt hatte, zur Wirklichkeit zu bringen, und ihm neben der Theilnahme auch die Bewunderung der Nachwelt zu gewinnen.

## 27.

## Alexander Farnese, Herzog von Parma.

### 1578.

Ein neuer Held tritt nach D. Juan's Tode, als spanischer Statthalter und Oberfeldherr, auf den Schauplatz des niederländischen Krieges, vom Schicksal bestimmt, den Angelegenheiten Spaniens in diesen Provinzen eine günstigere Wendung zu geben, und ein würdiger Gegner Wilhelms von Oranien. Was die Alba's, Requesens und der berühmte Sieger von Lepanto nicht bewirken konnten, das würde Alexander Farnese, größer als alle seine Vorgänger, hinausgeführt haben, hätten nicht die argwöhnische und eigensinnige Laune und die fehlerhafte Politik Philipps II., und der Scharfblick eines Feindes wie Oranien, seine Fortschritte gehemmt. Aber gelang es ihm auch nicht, das ganze Gebieth der niederländischen Provinzen der Herrschaft seines Monarchen wieder zu unterwerfen: so erwarb er sich doch den Ruhm, ihm wenigstens den größten Theil derselben gerettet zu haben.

Die Geschichte hat längst darüber entschieden, daß Alexander einer der größten Feldherrn Spaniens und vielleicht der größte seines Zeitalters war. Mit dem Genie eines Heerführers verband er den eisernen Muth eines unerschroc-

keinen Soldaten; mit einer Kühnheit, die an Verwegenheit grenzte, die höchste Vorsicht; mit italienischer Schlauheit und List den romantischen Geist der Ritterwelt; und gleich gewandt in den Künsten des Cabinetts wie im Felde, wußte er eben so gut Unterhandlungen zu führen, als Schlachten zu gewinnen und Festen zu bezwingen. Dabey besaß dieser außerordentliche Mensch die große Kunst, den Soldaten an seine Pflichten wie an seine Person zu fesseln, und durch den Einfluß seines überwiegenden Geistes, durch eine vortheilhafte Gestalt und ein einnehmendes, gefälliges Betragen gelang es ihm, sich Freunde und Bewunderer aus allen Classen der Menschen zu erwerben. Schade, daß bey so viel Größe und einem so wahlverdienten Ruhme sein Andenken nicht rein ist von dem Verdachte der Theilnahme an einem verabscheuungswürdigen Meuchelmorde, um sich eines großen und gefürchteten Gegners zu entledigen. Hier nur einige Züge aus dem Gemählde des früheren Lebens dieses merkwürdigen Fürsten.

Alexander Farnese, Herzog von Parma und Piacenza, ward im Jahre 1547 zugleich mit seinem Zwillingsbruder Carl, der jedoch bald wieder starb, zu Rom geboren. Sein Vater war Ottavio Farnese, Herzog von Parma, seine Mutter Marie von Oesterreich, eine Tochter Kaiser Carls V., und sein Urgroßvater, Papst Paul III., welcher bey seiner Geburt, indem er die Hand auf das Haupt des Kindes legte, geäußert haben soll: daß er einst ein großer Feldherr werden würde. Nie ist eine Vorhersagung richtiger in Erfüllung gegangen. Geboren unter dem Geräusch der Waffen, denn sein Vater rüstete sich eben zu einem Kriegszuge in Deutschland mit dem Kaiser, als ihm dieser Sohn geboren ward, waren Kriegsspiele und Unterricht in den Wissenschaften des Kriegs schon als Knabe seine liebsten Beschäftigungen. Frühe schon sandte ihn seine Mutter an den Hof

ihres Bruders Philipp II., welcher sich damahls während des französischen Kriegs in den Niederlanden aufhielt. Er begleitete den König in das Lager bey St. Quentin, und man erzählt, er habe den Monarchen gebethen, ihn an dem Hauptangriff gegen die Stadt, nach welchem sie auch überging, Theil nehmen zu lassen, und als Philipp dem eilfjährigen Knaben dieses Gesuch lächelnd abgeschlagen, sey dieser aus Scham und Verdruß in eine heftige Krankheit gefallen.

Als der König nach Spanien zurückging, nahm er den jungen Farnese mit sich, welcher fast acht Jahre in diesem Lande blieb, wo er mit dem Thronfolger D. Carlos und seinem mütterlichen Oheim D. Juan erzogen ward, und sich zum künftigen Feldherrn vorbereitete. Im zwanzigsten Jahre seines Alters ging er nach Portugal, und verlobte sich mit der Infantinn Marie. Die Vermählung ward zu Brüssel vollzogen, wo damahls seine Mutter, als Oberstatthalterinn der Niederlande, ihre Residenz hatte. Er kehrte darauf mit seiner Gattinn nach Parma zurück, wo er mehrere Jahre friedlich und geschäftlos lebte. Indeß übte er in den Fechtschulen seine Fertigkeit im Gebrauche der Waffen und in nächtlichen Abenteuern seinen Muth; denn er durchzog oft des Nachts die Straßen von Parma, und forderte die ihm Begegnenden zum Kampfe heraus. Lange trieb er unentdeckt dieß sonderbare und gefährliche Spiel; bis einst ein solcher Zweykampf mit dem jungen Grafen Torelle, der seinen Gegner beym Scheine einer vorüber getragenen Fackel erkannte und den Degen wegwarf, diesen Unternehmungen ein Ende machte.

Zu seiner Freude erhielt er die Erlaubniß, den Feldzügen der vereinigten christlichen Flotte wider die Türken beywohnen zu dürfen, und legte in der glorreichen Schlacht bey Lepanto, welche den Nahmen seines Oheims D. Juan verewigte, die glänzendsten Beweise des Heldenmuths ab. Mit einem schweren Schlachtschwerte in beyden Händen, sprang

er der erste auf eine dreyruderige feindliche Galeere, und bahnte dadurch den Weg zu ihrer Eroberung und zum Siege. Als sein Oheim nach der Schlacht diese Kühnheit tadelte, erwiederte er im Geiste seines schwärmerischen Zeitalters: „Das Gebeth der frommen Marie von Portugal ruft den Schutz des Himmels auf mich herab!“

Nach geschlossenem Frieden ging er wieder nach Parma zurück, wo er fünf Jahre darauf seine Gattinn Marie, nachdem sie ihm verschiedene Kinder geboren hatte, verlor.

Im Jahre 1578 begab er sich, auf König Philipps Befehl, nach den Niederlanden; schon damahls, nach Strada's Versicherung, insgeheim zum Statthalter dieser Provinzen bestimmt. Sein schon kränklicher Oheim empfing ihn mit Freude, ernannte ihn kurz vor seinem Tode, zu seinem Nachfolger, und der König bestätigte ihn in der ihm bereits verliehenen Würde.

In der ersten Kraft und Blüthe des männlichen Alters, im zwey und dreyßigsten Jahre, übernahm er diese neue wichtige Rolle. Waffen und List, Versprechungen und Drohungen wandte er, mit nicht ungünstigem Erfolge, wider die Niederländer an, und die Folge dieser Geschichte wird zeigen, daß es ihm gelang, einen Theil der abgefallenen Provinzen unter die spanische Herrschaft zurück zu bringen.

## 28.

# Die Utrechter Union.

## 1579.

Die zahlreiche Kriegsmacht der Staaten, welche wegen Mangel an Gelde erst spät auf der Bühne des Kriegs erschienen war, und nach einem unfruchtbaren und thatenlosen Feldzuge sich früh in die Winterquartiere gezogen hatte, löste sich bald darauf, ohne irgend eine ausgezeichnete Unternehmung zum Besten des Staats ausgeführt zu haben, wieder auf, und verschwand wie eine Gewitterwolke, welche schwer und drohend, aber ohne einen Donnerschlag über den Horizont hinwegzieht. Uneinigkeit und Zwietracht unter den verschiedenen Anführern des Heeres, waren der Hauptgrund dieser Unthätigkeit. Der Herzog von Zweybrücken wollte keinem Befehle von dem Grafen von Bossü gehorchen, und eben so wenig von dem Herzog von Anjou, oder dieser von jenem abhangen. Ueberdieß hatte jeder von ihnen seine besonderen Interessen, seine eigenthümlichen Plane und Absichten, welche seinen Handlungen zur Richtschnur dienten.

Der Herzog von Zweybrücken begab sich bald nach seiner Ankunft in den Niederlanden mit 500 Reitern nach Gent, wohin ihn die democratische Partey gegen die wallonischen Regimenter und den Baron Montigny zu Hülfe gerufen hatte. Er schlug sich öffentlich zu dieser Faction, und beförderte dadurch die Unruhen, vielleicht weil er sich mit der Hoffnung schmeichelte, zum Grafen von Flandern gewählt zu werden.

Der Herzog von Anjou, welcher eine solche Absicht muthmaßte, und selbst nach nichts Geringerem als der Herrschaft über die gesammten Niederlände strebte, war heftig erzürnt über den Schritt des Pfalzgrafen. Das Mißverständniß der Anführer theilte sich den Kriegsleuten mit; Franzosen und Deutsche haßten und befeindeten einander. Anjou schlug es ab, seine Völker mit denen der Stände zu vereinigen, entließ Anfangs einen Theil derselben und verabschiedete endlich sein ganzes Heer, welches größten Theils, wahrscheinlich mit des Herzogs eigener Erlaubniß, bey den Wallonen, den Gegnern der Genter, Dienste nahm. Er selbst ging hierauf, unerachtet der ihm gemachten neuen und großen Versprechungen der Staaten, nach Frankreich zurück.

Die Stände selbst entließen einen großen Theil ihres eigenen Heers, welcher aus Eingebornen bestand, und während der Herzog von Zweybrücken nach England überschiffte, um bey der Königinn sein Verfahren in Gent zu rechtfertigen, gingen seine Reiter nach ihrem Vaterlande zurück. Sie nahmen ihren Marsch mitten durch die spanischen Quartiere; wozu ihnen der Herzog von Parma, dem ihr Abzug sehr willkommen war, die Erlaubniß und die nöthigen Pässe ertheilte. Franzosen und Deutsche ließen überall in den Gegenden, wo sie gehauset hatten, traurige Spuren ihrer Raubgier zurück; und die Staaten freuten sich, diese zügellosen Banden, welche für die schweren Summen, womit sie erkauft werden mußten, nicht einen wirklichen Dienst geleistet hatten, wieder los zu seyn. Im Hornung des folgenden Jahres (1579) kam der Herzog von Zweybrücken aus England nach den Niederlanden zurück, und da er seine Völker hier nicht mehr fand, folgte er ihnen nach Deutschland, ohne von dem Erzherzoge, von Oranien und den Staaten Abschied genommen zu haben.

Auch der dritte Anführer der in diesem Feldzuge wider die Spanier in den Niederlanden aufgestellten vereinigten

Kriegsmacht, der Graf von Bossu, verließ die Bühne. Er starb am 21. des Christmonaths (1578), als er eben im Begriffe gewesen seyn soll, sich mit dem Könige von Spanien, dessen Partey er kaum verlassen hatte, wieder auszusöhnen. Es ging ein Gerücht, der Prinz von Oranien habe seinen Tod durch Gift befördert; aber diese Sage, unstreitig eine Erfindung der Spanischgesinnten, ist eben so grundlos als so viele andere, womit die Feinde dieses edlen Fürsten seinen Ruhm zu beflecken suchten.

Im Anfange des folgenden Jahres (1579, 6. Januar) schlossen die wallonischen Landschaften Artois, Hennegau und Douai, zu Arras einen Bund, kraft dessen sie sich gegenseitig verpflichteten, dem Könige und dem Gentischen Friedensverein treu zu bleiben, das Religionsedict aber zu verwerfen. Die nächste Veranlassung zu dieser Verbindung war das Mißvergnügen der vereinigten Landschaften über die letzten Ausbrüche der Genter Unruhen, über die Gewaltthätigkeiten der dortigen demokratischen Partey, und über den von dem Prinzen von Oranien dort gestifteten Vergleich. Dieses Bündniß der Wallonen, obgleich nur ein vorübergehendes Phänomen in der Geschichte der niederländischen Rebellion, hatte dennoch sehr wichtige Folgen; denn, indem es auf der einen Seite die Macht der Staaten schwächte, beschleunigte es auf der andern den berühmten Utrechter Bund, den mehrere nördliche Provinzen mit einander schlossen, und dessen Entstehen wir jetzt erzählen wollen. Er war das Meisterstück des Prinzen von Oranien, und die Wiege des künftigen niederländischen Freystaats, dessen Hauptgrundgesetz, bey allen nachherigen Veränderungen, die Utrechter Bundesacte blieb.

Der Genter Friedensverein hatte die niederländischen Provinzen, Luxemburg und die zuletzt erworbenen Landschaften allein ausgenommen, auf das Genaueste mit einander verbunden. Aber der Vergleich mit Don Juan und das spätere

Vereinigungsbündniß zu Brüssel zerrissen jene erste Verbindung wieder. Der Gemeingeist verschwand in den Factionen des Adels und in dem Fanatismus der verschiedenen Glaubensgenossen. Intoleranz und Religionshaß entzündeten einen Bürgerkrieg zwischen den Gentern und Wallonen, die Kräfte der Nation wurden getheilt, und zerrieben einander selbst, und diese innere Gährung, furchtbarer und gefährlicher als die Waffen des Feindes, drohete sie endlich wieder unter die spanische Herrschaft zurück zu stürzen.

Daß die wallonischen Landschaften, der Sitz des eifrigsten Katholicismus, für die Freyheit ohne Rettung verloren wären, hatte Wilhelms Scharfblick längst vorausgesehen. Dieses Schicksal konnte leicht die ganze Nation betreffen. Um es abzuwenden und wenigstens bey einem Theile derselben das kostbare Gut zu erhalten, wofür man schon so viel Blut verschwendet hatte, schien es nur ein Mittel zu geben. Dieß war die Gründung einer engeren und näheren Verbindung mehrerer Provinzen und Orte, um mit vereinigten Kräften auf einen gemeinschaftlichen Zweck hinzuwirken, wodurch sie zu einem eigenen für sich bestehenden und unabhängigen Staat geformt wurden. Einen solchen Bund zu stiften, war schon seit längerer Zeit Oraniens Plan gewesen, und seit mehreren Jahren arbeitete er darauf hin. Die nördlichen Provinzen schienen am geschicktesten, den Centralpunct desselben abzugeben. Holland und Seeland hatten das ewige Edict nicht angenommen, und sich dadurch in gewisser Rücksicht schon von den übrigen Provinzen abgesondert. Die Lage, welche ihnen die Natur angewiesen hatte, und das Uebergewicht ihrer Flotten, sicherten sie gegen die Angriffe auf der Seeseite. Sie hatten die ersten Stürme der Revolution glücklich überstanden; seit dem der Bürgerkrieg nach dem Süden vorgedrungen war, nahm ihre Bevölkerung wieder zu, und einige friedliche Jahre hatten ihren betriebsamen

und fleißigen Bewohnern Muße verstattet, neue Kräfte zu sammeln und den Handel aus seinen Trümmern hervor zu ziehen. Hier war die neue Religion die herrschende, hier hing man wärmer und inniger an dem Prinzen von Oranien, als in den übrigen Provinzen, und hier, wo dem Despotismus die ersten tödtlichen Wunden geschlagen wurden, schien das heilige Palladium der Freyheit am sichersten aufbewahrt. Dieß Alles wußte Oranien, und jene frühere Verbindung, welche er zwischen Holland und Seeland stiftete, war ein Beweis, wie richtig schon damahls seine Ansichten von diesem wichtigen Gegenstande waren. Auch die Königinn Elisabeth soll schon im Jahre 1577 die genaue Verbindung einiger niederländischen Provinzen zur Erhaltung ihrer Freyheit für nöthig gehalten, und sie besonders den Holländern, Utrechtern, Seeländern und Friesen, mit dem Versprechen ihres Beystandes, angerathen haben. Auch der Prinz von Oranien ließ damahls an der Vereinigung der zunächst an Holland und Seeland grenzenden Provinzen Geldern, Utrecht, Ober-Yssel und Friesland, durch einige seiner treuesten Anhänger arbeiten. Sein eigentlicher Zweck dabey war, diese Provinzen durch die vorgeschlagene Vereinigung ganz und auf immer von Spanien zu trennen, jede Versöhnung zwischen ihnen und dem Hofe unmöglich zu machen, und es dahin zu bringen, daß sie sich öffentlich für frey und unabhängig von dem Könige erklärten. Aber nur wenige vertraute Personen wußten um dieses Geheimniß, den übrigen, deren Köpfe noch nicht für solche kühne Ideen bearbeitet waren, sagte man: die Tendenz der vorgeschlagenen engeren Vereinigung sey keine andere, als eine größere Sicherheit für sie durch gemeinschaftliche Vertheidigung zu bewirken.

Den Holländern und Seeländern mußte ein solches Bündniß mit den vorliegenden Provinzen sehr willkommen seyn; denn es gab ihnen nicht nur eine größere Stärke, sondern ent-

fernte auch den Krieg von ihren Grenzen. Die Unterhandlungen darüber aber wurden unterbrochen; da der Prinz als Verweser des Erzherzogs einen großen Antheil an der Regierung der sämmtlichen Niederlande bekam. Vielleicht nährte er auch selbst beym Anfange dieser Epoche die Hoffnung, den Abfall der sämmtlichen Niederlande unter den damahligen Umständen zu bewirken. Doch diese Aussicht mußte bald wieder verschwinden, und nach dem Ausbruche des Kriegs zwischen den Gentern und Wallonen dachte der Prinz von Neuem an die Ausführung seines wichtigen Plans, dessen Realisirung jetzt um so dringender schien, da der Herzog von Parma, gewandt in den Künsten der arglistigen italienischen Politik, Alles aufboth, die Uneinigkeit der Nation zu vermehren, um sich dadurch einen desto leichteren und gewisseren Sieg über sie zu bereiten.

Aber seine Verhältnisse zu dem Erzherzoge und den allgemeinen Staaten verstatteten Wilhelm nicht, die Sache persönlich zu betreiben. Der schon durch die gentisch-wallonische Fehde so sehr geschwächte niederländische Staatskörper mußte durch die Errichtung eines neuen Bundes noch mehr entkräftet werden, und man hätte ihn deßhalb mit Recht einer Verletzung des gentischen Friedensvereins, für dessen Festhaltung er sich doch stets erklärt hatte, beschuldigen können. Um diesen Vorwurf zu vermeiden, bediente er sich zur Leitung jenes Geschäftes seines Bruders, des Grafen von Nassau, der kurz zuvor von den Staaten zum Statthalter von Geldern ernannt worden war. Dieser berief im November 1578 die Stände von Holland und Seeland nach Gorinchem, und ermahnte sie dringend, sich mit Geldern, Friesland, Utrecht und andern Landschaften zu vereinigen; worauf der Prinz selbst sie schon zuvor durch schriftliche Winke aufmerksam gemacht hatte.

Nach einigen Bedenklichkeiten willigten die Stände in

den Vorschlag, und ihre Bevollmächtigten, unter welchen sich der durch seinen tragischen Tod berühmt gewordene große Patriot Oldenbarnefeld befand, begaben sich nach Utrecht. Kurz zuvor hatten die wallonischen Provinzen Hennegau, Artois und Douai die schon erwähnte Verbindung zur Erhaltung des katholischen Glaubens geschlossen. Dadurch wurden die Unterhandlungen zu Utrecht beschleuniget, und nachdem der Entwurf zu dem Vereinigungsbündnisse, welcher wahrscheinlich von einem Gelderer im Nahmen des Grafen von Nassau ausgearbeitet ward, von den verschiedenen Provinzen geprüft und genehmigt worden war, ward (1579, 23. Januar) der Bund geschlossen, und von dem Rathhause zu Utrecht (29. Januar) feyerlich bekannt gemacht.

Der wesentliche Inhalt der Bundesacte, welche auch in der Folge das Hauptgrundgesetz des Freystaats der vereinigten Niederlande blieb, und aus sechs und zwanzig Artikeln bestand, ist folgender:

»Die Bewohner des Fürstenthums Geldern und der Grafschaft Zütphen, der Grafschaften und Länder Holland, Seeland, Utrecht und der friesischen Ommelande zwischen der Ems und Lauwers, haben bemerkt, daß seit dem Gentischen Friedensverein die Spanier unter Johann von Oesterreich und den übrigen Häuptern bemüht gewesen sind, die niederländischen Provinzen zu trennen, um sie unter das Joch zurück zu bringen. Sie haben daher für gut befunden, sich noch enger und fester zu verbinden, ohne jedoch den Vorsatz zu haben, der allgemeinen Vereinigung des Genter Friedens zu entsagen. Es ist vielmehr ihre Absicht, das Band derselben noch fester und unauflöslicher zu machen, um sich mit desto grösserer Kraft und Zuversicht wider den gemeinschaftlichen Feind vertheidigen zu können.«

»Die obgenannten Länder verbinden sich daher mit Leib Gut und Blut, auf ewige Zeit wider alle und jede Gewalt-

thätigkeit, die ihnen unter dem Nahmen des Königs oder von fremden oder einheimischen Herren oder Städten zugefügt werden möchte. Jede Provinz behält ihre Privilegien, Ordnungen und Gebräuche, und das Recht, Anordnung in Staats-, Religions-, Polizey- und Finanzsachen zu treffen. Die vereinigten Provinzen machen ein unauflösliches Ganzes aus, und sollen sich gegenseitig mit gemeinschaftlichen Kräften beystehen und schützen. Ohne allgemeine Einwilligung soll kein Friede geschlossen, auch keine neue allgemeine Steuer angeordnet werden, und kein Mitglied des Bundes darf ohne Beystimmung der Uebrigen mit den benachbarten Herren oder Landen Verbindungen eingehen. Ueberhaupt kann jede Provinz in Absicht dessen, was ihre individuellen Verhältnisse, ihre Einkünfte, Würden und Aemter betrifft, ganz nach eigenem Gutdünken handeln; zu Allem aber, was die Union und ihre äußeren Verhältnisse angeht, ist die Einwilligung aller Provinzen, aus denen sie besteht, schlechterdings erforderlich.«

»Holland und Seeland können in Absicht des Gottesdienstes nach ihrem Dafürhalten verfahren; die übrigen Provinzen aber mögen sich nach den Grundsätzen des Gentischen Friedensvereins richten. Streitigkeiten zwischen einzelnen Landschaften sollen von den übrigen und deren Bevollmächtigten, und wenn sie sämmtliche Provinzen angehen, von den Statthaltern geschlichtet werden. Die jetzigen und künftigen Statthalter, die Obrigkeiten und hohen Gerichtsbeamten einer jeden Provinz und Stadt, ingleichen die Bürgerschaften und Zünfte in den Städten und Flecken sollen dieses Bündniß beschwören.«

Am 23. Januar ward diese Acte von dem Grafen Johann von Nassau, als Statthalter von Geldern und Zütphen, und von vier Bevollmächtigten aus dem Adel dieser Landschaften, und endlich von den Deputirten der Provinzen Holland, Seeland, Utrecht und der Gröningenschen Ommelande unterzeich-

net und besiegelt. Aber noch hatten nicht alle Stände der ebengenannten fünf Landschaften dem Inhalte der Acte beygestimmt; Middelburg und die ganze Provinz Seeland wollten sich nur unter gewissen Bedingungen dafür erklären. Die Stadt Gröningen hatte gar keine Bevollmächtigten nach Utrecht gesandt, und trat erst im Jahre 1594 der Verbindung bey. Im Februar verstärkten Gent, Brügge, Ypern und Antwerpen, im März Franeker, Leuwarden und Sneek, im Brachmonath die übrigen friesischen Städte, und im Frühling des folgenden Jahres 1580 die Provinz Ober-Yssel durch ihren Beytritt den Bund.

Oranien selbst, obgleich der Schöpfer und Beförderer der Vereinigung, nahm dennoch, aus eben den Gründen, die ihn abgehalten hatten, sie öffentlich zu befördern, nicht gleich Anfangs Theil daran. Erst unterm 3. Mai 1579 erschien zu Antwerpen eine Denkschrift, worin er erklärte: Er habe bisher gezögert, dem Utrechter Bunde beyzutreten, in der Hoffnung, es werde ihm gelingen, die gesammten Niederlande zu einer gleichen Vereinigung zu bewegen. Da er aber jetzt unterrichtet sey, daß der Erzherzog und ein großer Theil der Provinzen das Utrechter Bündniß billigten; so habe auch er nicht länger säumen wollen, die Bundesacte, welche nichts enthalte, was dem Ansehen und der Gewalt des Erzherzogs nachtheilig sey, zu unterzeichnen. Bald darauf unterschrieb auch der Graf von Renneberg, Statthalter von Friesland; aber wie wenig dieser Schritt seinen wahren Gesinnungen angemessen war, hat sein Betragen in der Folge gezeigt. Die Städte Breda und Venlo und das Land der Freyen in Flandern, wurden ebenfalls Mitglieder der Utrechter Union.

Unmittelbar nach dem Abschlusse des Bündnisses ordneten die vereinigten Landschaften eine Versammlung zu Utrecht an, der sie die Gewalt verliehen, über die vorkommenden Angelegenheiten Beschlüsse zu fassen, und wenn sie von Wich-

tigkeit wären, die Bundesgenossen zusammen zu berufen. Das erste Geschäft dieser Versammlung war, die Kriegsleute in Geldern auf's Neue in Eid und Pflicht zu nehmen. Während der Abwesenheit des Prinzen stellte sein Bruder das Haupt des Bundes vor, und es ward ihm ein Rath von einigen Personen zur Seite gesetzt.

In der Bundesacte, deren Inhalt vorhin angezeigt ist, war nichts davon erwähnt, daß die Verbündeten dem Könige von Spanien den Gehorsam aufsagen und sich seiner Oberherrschaft entziehen wollten; aber bald zeigte sich's, daß die Stifter des Bundes diesen Zweck gehabt hatten. Unmittelbar nach dem Abschluße desselben wurden die Regalien und Domainen eingezogen, und in den Befehlen und öffentlichen Schriften der Regierung Titel und Nahme des Königs weggelassen. Bisher hat man, bey allen Eingriffen in das Wesen der königlichen Gewalt, doch wenigstens die Formen derselben beybehalten; von jetzt an wurden auch diese abgeschafft, und in den Verordnungen und Edicten, welche so lange noch im Nahmen des Königs abgefaßt wurden, las man jetzt nur: Die Generalstaaten der vereinigten Provinzen setzen fest, oder befehlen.

Erst, da man diese Schritte schon wirklich gethan hatte, fand man für gut, nachzuhohlen, was eigentlich vorher hätte geschehen sollen. Es ward im Haag eine förmliche Aufkündigungsurkunde in den heftigsten Ausdrücken abgefaßt, worin dem Volke gesagt ward: daß der König durch Verletzung seiner heiligsten Pflichten gegen die Nation sich selbst aller Ansprüche auf die Herrschaft über dieselbe beraubt habe, weßhalb sie auch nicht verbunden sey, ihn ferner für ihr Oberhaupt zu erkennen, und ihm als solchem Gehorsam zu leisten. Diese Erklärung ward durch alle vereinigten Provinzen von einer Stadt zur andern gesandt; man zählte das Volk von dem Eide der Treue gegen seinen bisherigen Beherrscher los;

die königlichen Siegel und alle Symbole der königlichen Gewalt wurden vernichtet, die öffentlichen Beamten auf's Neue in Eid und Pflicht genommen, und so proclamirte der neue Staat seine Unabhängigkeit feyerlich im Angesichte der ganzen Welt.

Dieß war das Entstehen der niederländischen Republik, welche bey ihrem Anfange an Macht und Umfang nur klein war, aber in der Folge zu einer solchen Größe und politischen Wichtigkeit gedieh, daß sie die Bewunderung der Welt auf sich zog, und sich den mächtigsten Staaten Europa's kühn zur Seite stellen durfte. Der jugendliche Freystaat wählte zu seinem Sinnbilde ein Bündel zusammengebundener Pfeile von einem Löwen getragen, mit dem Motto:

Concordia res parvae crescunt, Discordia maximae dilabuntur.

Glücklich, hätten die Nachkommen diesen Denkspruch ihrer Ahnen immer im Auge behalten und befolgt! Aber alles menschliche Werk trägt den Keim der Zerstörung in seinem eigenen Busen, von seinem ersten Daseyn an; so auch dieses, wie weise es auch erdacht und wie wunderbar es ausgeführt ward.

Die Folge dieser Geschichte wird uns zeigen, wie problematisch die Fortdauer der neuen Republik schon bey ihrer Wiege war, und unter welchen Stürmen und Gefahren sie zum Jünglingsalter heranreifte, und mit ihm jene Kraft und üppige Blüthe erreichte, in welcher sie eine Zeit lang unter den Staaten unsers Welttheils geprangt hat.

# Inhalt

## des gegenwärtigen Bandes.

## Erste Periode des Kriegs,

### vom Ausbruch desselben bis zur Utrechter Vereinigung, 1568 bis 1579.

Seite.

# Friedrich von Schillers

# sämmtliche Werke.

Drey und dreyßigster Theil.

Geschichte
des
Abfalls der Niederlande von der spanischen Regierung
V. Theil.

Fortgesetzt von Carl Curths.

Grätz, 1834.
Bey Joh. Andreas Kienreich.





**Meuchelmörderischer Angriff auf den Prinzen v. Oranien.**

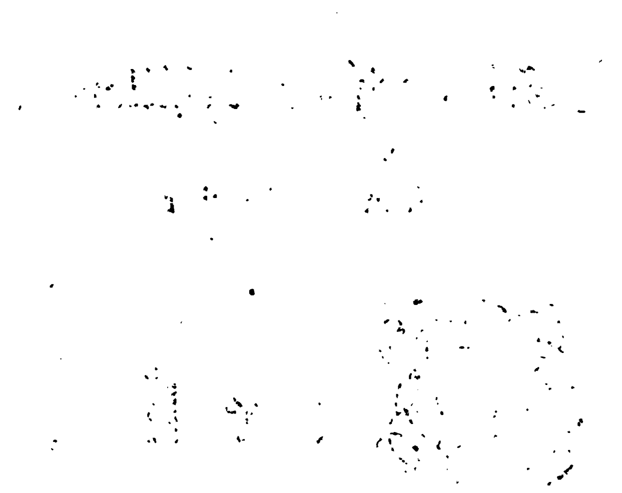
# Friedrich von Schillers

# sämmtliche




## Siebenzehnter Band.

Grätz, 1834.
Bey Joh. Andreas Kienreich.



# Inhalt

## des gegenwärtigen Bandes.

### Zweyte Periode.

### Vom Jahre 1579 bis 1586.

Seite.

Seite.

# Geschichte

des

# Abfalls der Niederlande

von der

## Spanischen Regierung.

---

Fünfter und sechster Theil.

Fortgesetzt

von

Carl Curths.

Zweyte Periode 1579 — 1586.



# Zweyte Periode.

## 1.

## Belagerung Mastricht's durch die Spanier.

## 1579.

Einen gefährlicheren Feind, als den Herzog von Parma, hatten die Niederländer seit dem Ausbruche der Revolution noch nicht gehabt. Größerer Feldherr als Alba, war er kein roher Barbar wie dieser; aber das verführerische Lächeln seiner Milde, zur rechten Zeit mit Strenge und hohem Ernste gepaart, ward der aufkeimenden Freyheit verderblicher, als es die Blutgerüste jenes herzlosen Tyrannen gewesen waren. In der einen Hand das Schwert der strafenden Gerechtigkeit, und in der andern den Oehlzweig des Friedens und der Versöhnung, trat er entschlossen vor die Niederländer hin, und ließ ihnen zwischen beyden die Wahl. Nur dann, wenn dieser zurückgewiesen würde, sollte jenes den Widerspänstigen treffen, und dem beleidigten Monarchen Genugthuung verschaffen. Mit freundlichen, überredenden Worten fordert er die Abtrünnigen auf, unter den milden Zepter ihres rechtmäßigen Souveräns zurückzukehren; ja er erbiethet sich selbst zum Vermittler ihrer Vergehen gegen die Majestät, überzeugt, daß weniger die Stimme ihres eigenen Herzens, als

die Ränke einer kleinen Anzahl frecher und ehrgeiziger Verführer sie dazu verleitet hätten.

Indeß bearbeiteten seine Emissäre die durch Parteyen zerrissene Nation nach seinen Wünschen, und es gelingt ihm, wenigstens einen Theil derselben zu gewinnen und seinem Könige ohne Schwertstreich wieder zu unterwerfen.

Doch nicht allein durch Worte, durch Ermahnungen und Verheißungen will er zu den Abgefallenen sprechen; Thaten sollen seinen Anerbiethungen Eingang verschaffen, und er beschließt irgend eine wichtige kriegerische Unternehmung auszuführen, um nicht nur die zweifelhaften Gemüther zu einem festen Entschlusse zu schrecken; sondern auch den spanischen Waffen ihren alten Glanz und das ehemahlige Uebergewicht wieder zu verschaffen.

Durch die Verstärkung, welche ihm der Graf von Altems zugeführt hatte, war sein Heer auf 24,000 Mann zu Fuß und 7000 Reiter angewachsen, und die tapfersten und erfahrensten Feldherren standen an der Spitze desselben. Mit einer für jenes Zeitalter, wo noch keine ungeheuern Streitermassen die Schaubühnen des Krieges bedeckten, um den minder zahlreichen Gegner mit einem gewaltigen Schlage zu zermalmen, so ansehnlichen Macht, hatte der Herzog nicht mehr nöthig, sich den Feinden hinter festen Stellungen zu entziehen, sondern konnte ihm kühn im offenen Felde entgegen treten; und er säumte nicht, von seinen Kräften Gebrauch zu machen.

Christoph Mondragone und Ottavio Gonzaga hatten schon im Anfange des Jahrs (1579, Jänner), durch einen Angriff auf das feste Schloß Kerpen, den Feldzug eröffnet. Der größte Theil der Besatzung des Schlosses war eben ausgerückt, als der 8000 Mann starke Feind davor erschien. Nur 45 Vertheidiger befanden sich noch darin; aber an ihrer Spitze stand ein tapferer Mann, der Hauptmann Biel von Utrecht,

dessen Muth die Gefahr nicht niederschlug, sondern erhob. Einen ganzen Tag hindurch donnert das feindliche Geschütz auf die kleine Feste; endlich, da schon ein großer Theil der Mauern zerschmettert da lag, ward sie im Sturme erobert (8. Jänner), und alle noch lebenden Vertheidiger derselben, nebst ihrem tapfern Anführer, wurden aufgehängt; eine Barbarey, welche der spanische Befehlshaber durch die Beschuldigung, daß die Besatzung wegen begangener Räubereyen nicht nach Kriegsgebrauch hätte behandelt werden können, vergebens zu rechtfertigen suchte.

Diese und einige andere kleine kriegerische Scenen gaben das Vorspiel zu größeren ab. Der Herzog von Parma stand auf der rechten Seite der Maas, und rüstete sich sein Heer über den Strom zu führen, in Brabant einzudringen, und wenn ihn die Umstände begünstigten, einen Angriff auf Mastricht zu unternehmen. Dieser feste und wichtige Platz ist ein Schlüssel zu Brabant, und sichert seinem Besitzer die Gemeinschaft mit der Mosel und mit Deutschland. Ueberdem erleichtert die Lage der Stadt an der schiffbaren Maas dem Angreifenden die Herbeyschaffung des Geschützes und der nöthigen Kriegs- und Mundbedürfnisse; ein höchst bedeutender Umstand bey dem gänzlichen Mangel an Fuhrwerken in Flandern und Brabant. Diese Gründe waren es, welche den Herzog bestimmten, sein Augenmerk vorzüglich auf Mastricht zu richten; und endlich war ihm auch die Nachbarschaft von Cölln erwünscht, wo der neue Friedenscongreß gehalten werden sollte, um den niederländischen Commissärien, durch den Donner seines Geschützes in ihrer Nähe, zu imponiren.

Das königliche Heer bricht auf, geht bey Roermonde über die Ruhr, und senkt sich von da nach der Maas herab. Die ungünstige Jahreszeit, (1579, Februar) der hochangeschwollene Strom, der Mangel einer Brücke, und die Nähe eines feindlichen Corps, bothen dem Uebergange große Hindernisse

entgegen. Das Genie des Feldherrn überwand sie alle. Unter dem Schutze einiger am linken Ufer liegenden Häuser, die er mit einer Fahne Musketiere besetzen ließ, ward eine Schiffbrücke über den Strom geschlagen, und der Uebergang glücklich vollzogen, obgleich Sturm und Wellen die Brücke sehr beschädigten. Das überraschte niederländische Corps wich eilend zurück, und vertheilte sich in mehrere feste Plätze; nur ein kleiner Theil desselben stellte sich zwischen Herzogenbusch und Eindhofen auf. Ungehindert trug Alexander Farnese seine Waffen nach Brabant, und machte bald diese bald jene Wendung, um den Feind über seine wahre Absicht zu täuschen. Dennoch errieth ihn der scharfsichtige Oranien, und sandte den Hauptmann Sebastian Tapin, einen Lothringer, dessen Talente und Thätigkeit ihn zu einem so wichtigen Auftrage geschickt machten, nach Mastricht, um den Ort in einen bessern Vertheidigungsstand zu setzen.

Der spanische Feldherr hatte sich Antwerpen genähert. Sechs und zwanzig Fahnen ständischer Krieger, Engländer, Schotten, Franzosen und Wallonen, unter Lanoue, Argentilien, Mouy und Norris, standen in dem Flecken Bourgerhout in der Nachbarschaft jener Stadt verschanzt. Parma beschloß dieses Corps zu überfallen. In der Ebene von Bourgerhout theilt er sein Heer in zwey Haufen, wovon der eine zum Angriff des Fleckens, und der andere zur Reserve und zur Beobachtung Antwerpens bestimmt ist. Der letztere, aus den deutschen Regimentern Altems und Fronsberg bestehend, ordnet sich in ein Viereck, von spanischen Schützen und Reitern wie mit einer lebendigen Brustwehr umgeben. Jener, aus dem Ueberrest der Truppen gebildet, bricht in vier Colonnen, unter Gonzaga, Delmonte Figueroa und Hautepene, in tiefster Stille gegen Bourgerhout auf. Jede Colonne führt eine tragbare Brücke mit sich, zum Uebergang über den Graben, welcher den Flecken umgab. Der Angriff gelingt,

und die Uebermacht der Königlichen zwingt das niederländische Kriegsvolk, den Ort zu räumen. Fechtend und von den Spaniern verfolgt, zieht es sich unter die schützenden Wälle Antwerpens zurück. Hier entbrannte ein heftiges Gefecht. Die ganze Stadt gerieth durch die Nähe des Feindes in Bewegung. Jeder greift zum Gewehr. Alle Schanzen füllen sich mit Bewaffneten an, und das Geschütz von den Wällen donnert auf die Spanier herab. Der Erzherzog und der Prinz von Oranien selbst bestiegen den Hauptwall und ertheilten die nöthigen Befehle. Bis zum Abend hin dauerte der Kampf. Einige hundert der Fechtenden von beyden Theilen bedeckten die Wahlstatt. Am folgenden Morgen zog der Herzog, welcher keine ernstlichen Absichten auf Antwerpen gehabt hatte, und überdem nicht mit Lebensmitteln versehen war, sein Heer zurück, zufrieden, die stolze Stadt geschreckt zu haben, und die Rache für eine gelegenere Zeit versparend.

Er nahm seinen Marsch nach Herenthals. Auf dem Wege dahin liegt das Schloß Grobbendonk. Es ward angegriffen, erobert, und sank in Asche. Der niederländische Feldherr La Noue folgte dem spanischen Heere, dessen Bewegungen zu beobachten, und die Absichten des Herzogs auf Mastricht leuchteten ihm immer deutlicher ein. Jetzt machte er Anstalten, sich mit einer Verstärkung in die bedrohte Stadt zu werfen; aber der Marchese Delvasto vereitelte sein Vorhaben, indem er alle Wege um Herenthals, auf welchen La Noue nach Mastricht gelangen konnte, besetzte, und schon am 12. des Lenzmonaths weheten die königlichen Fahnen im Angesichte der Stadt.

Auf brabantischem Boden, am linken Ufer der Maas, streckt Mastricht seine Thürme empor, ein gutgebauter und damahls, nach Strada's Versicherung, von 34,000 Menschen bewohnter Ort; reich, nahrhaft und voll blühenden Gewerbes, durch starke Mauern und Bollwerke und breite, tiefe Grä-

ben, so wie durch den nachbarlichen Strom, gegen feindliche Angriffe geschützt. Gerade über am rechten Ufer der Maas, lag das Städtchen Wick, gleichsam eine Vorstadt Mastrichts, und durch eine steinerne Brücke mit diesem verbunden.

Die Besatzung des Platzes bestand aus 1200 Mann, größten Theils Engländern, Franzosen und Schotten. Dazu kamen ein Paar tausend bewaffnete Bürger und einige tausend Bauern, aus den benachbarten Dörfern, welche sich bey der Herannäherung der Spanier mit Weib und Kind in die Stadt geflüchtet hatten. Der Oberst Heve, genannt Schwarzenburg, war Oberbefehlshaber der Besatzung, und unter ihm befehligte der schon erwähnte Sebastian Tapin. Dieser einsichtsvolle und unternehmende Mann rechtfertigte vollkommen das Zutrauen des Prinzen von Oranien, und vollzog den erhaltenen Auftrag mit unermüdeter Thätigkeit. Er läßt die Stadtmauern mit Erde beschütten, den Graben vertiefen, Raveline, Halbmonde und Abschnitte erbauen, und Minen und Casematten anlegen. Bey allen diesen Arbeiten, so wie nachher bey der Vertheidigung der Stadt, leisteten die geflüchteten Landleute, ein kraftvoller und beherzter Schlag Menschen, vortreffliche Dienste.

Der Mangel einer zahlreicheren Besatzung ward durch den Eifer und die patriotische Stimmung der Bürger ersetzt. Noch schwebte ihnen die Erinnerung der vor drey Jahren (1576, 20. October) erlittenen Mißhandlungen, wie ein warnendes Schreckbild vor Augen, und es war ihr fester Entschluß, sich bis auf den letzten Mann zu vertheidigen, und lieber unter den Ruinen der Stadt umzukommen, als sich einem Feinde zu ergeben, von dem keine Schonung zu erwarten sey. Derselbe heroische Geist war über alle Classen und Stände verbreitet; sogar das weibliche Geschlecht, wie einst in der Belagerung Harlems, erboth sich, die Gefahren des Kampfs und die Schanzarbeiten mit den Männern zu thei-

len; und die Folge der gegenwärtigen Erzählung wird uns zeigen, wie treulich diese Heldinnen die freywillig übernommene Verpflichtung erfüllen, und an der Seite ihrer Gatten und Geliebten zu fechten und zu sterben wissen. Schwarzenburg selbst war ein entschlossener und unverzagter Soldat, und unter seinen Hauptleuten gab es eben so wackere Männer. Vor allen übrigen zeichnete sich Tapin aus, und Moncada, ein Spanier, der aus königlichem in niederländische Dienste übergetreten war, und schon seit mehreren Jahren dem Prinzen von Oranien als Kriegsbaumeister gedient hatte. Ueberall finden wir während der Belagerung diese beyden Braven, gleich leitenden Genien, an der Spitze ihrer Waffenbrüder.

In dieser Lage und Stimmung fand der Herzog von Parma die Stadt und ihre Bewohner, als er in ihrer Nähe erschien. Nach Vertreibung einiger Schwärme leichter feindlicher Truppen, welche die Umgebungen Mastrichts verwüsteten, um seinem Heere die Subsistenz zu erschweren, berennte er die Stadt, während Mondragone mit einem besondern Corps das Städtchen Wick einschloß. Zwey Brücken, ober- und unterhalb der Stadt über die Maas geschlagen, unterhielten die Gemeinschaft beyder Heerhaufen, und verschlossen zugleich den Belagerten den Strom und die Aussicht, vermittelst desselben Unterstützung an Mannschaft und Vorräthen an sich zu ziehen. Vier grose Schanzen, auf der brabantischen Seite angelegt, sollten der Stadt die Verbindung mit den benachbarten Landschaften entziehen; aber es fehlte an Arbeitern zur Erbauung dieser Werke, denn die Schanzgräber, welche Graf Mannsfeld im Luxemburgischen aufboth, waren noch nicht angelangt, und die Bewohner der benachbarten Dörfer hatte die Furcht vor den Mißhandlungen des spanischen Kriegsvolks verscheucht. In dieser Verlegenheit wandte sich der Herzog an die Soldaten, und ermunterte sie durch Geschenke, und mehr noch durch sein eigenes Beyspiel, zu einer Arbeit, wo-

den, so wie durch den nachbarlichen Strom, gegen feindliche Angriffe geschützt. Gerade über am rechten Ufer der Maas, lag das Städtchen Wick, gleichsam eine Vorstadt Mastrichts, und durch eine steinerne Brücke mit diesem verbunden.

Die Besatzung des Platzes bestand aus 1200 Mann, größten Theils Engländern, Franzosen und Schotten. Dazu kamen ein Paar tausend bewaffnete Bürger und einige tausend Bauern, aus den benachbarten Dörfern, welche sich bey der Herannäherung der Spanier mit Weib und Kind in die Stadt geflüchtet hatten. Der Oberst Heve, genannt Schwarzenburg, war Oberbefehlshaber der Besatzung, und unter ihm befehligte der schon erwähnte Sebastian Tapin. Dieser einsichtsvolle und unternehmende Mann rechtfertigte vollkommen das Zutrauen des Prinzen von Oranien, und vollzog den erhaltenen Auftrag mit unermüdeter Thätigkeit. Er läßt die Stadtmauern mit Erde beschütten, den Graben vertiefen, Raveline, Halbmonde und Abschnitte erbauen, und Minen und Casematten anlegen. Bey allen diesen Arbeiten, so wie nachher bey der Vertheidigung der Stadt, leisteten die geflüchteten Landleute, ein kraftvoller und beherzter Schlag Menschen, vortreffliche Dienste.

Der Mangel einer zahlreicheren Besatzung ward durch den Eifer und die patriotische Stimmung der Bürger ersetzt. Noch schwebte ihnen die Erinnerung der vor drey Jahren (1576, 20. October) erlittenen Mißhandlungen, wie ein warnendes Schreckbild vor Augen, und es war ihr fester Entschluß, sich bis auf den letzten Mann zu vertheidigen, und lieber unter den Ruinen der Stadt umzukommen, als sich einem Feinde zu ergeben, von dem keine Schonung zu erwarten sey. Derselbe heroische Geist war über alle Classen und Stände verbreitet; sogar das weibliche Geschlecht, wie einst in der Belagerung Harlems, erboth sich, die Gefahren des Kampfs und die Schanzarbeiten mit den Männern zu thei-

len; und die Folge der gegenwärtigen Erzählung wird uns zeigen, wie treulich diese Heldinnen die freywillig übernommene Verpflichtung erfüllen, und an der Seite ihrer Gatten und Geliebten zu fechten und zu sterben wissen. Schwarzenburg selbst war ein entschlossener und unverzagter Soldat, und unter seinen Hauptleuten gab es eben so wackere Männer. Vor allen übrigen zeichnete sich Tapin aus, und Moncada, ein Spanier, der aus königlichem in niederländische Dienste übergetreten war, und schon seit mehreren Jahren dem Prinzen von Oranien als Kriegsbaumeister gedient hatte. Ueberall finden wir während der Belagerung diese beyden Braven, gleich leitenden Genien, an der Spitze ihrer Waffenbrüder.

In dieser Lage und Stimmung fand der Herzog von Parma die Stadt und ihre Bewohner, als er in ihrer Nähe erschien. Nach Vertreibung einiger Schwärme leichter feindlicher Truppen, welche die Umgebungen Mastrichts verwüsteten, um seinem Heere die Subsistenz zu erschweren, berennte er die Stadt, während Mondragone mit einem besondern Corps das Städtchen Wick einschloß. Zwey Brücken, ober- und unterhalb der Stadt über die Maas geschlagen, unterhielten die Gemeinschaft beyder Heerhaufen, und verschlossen zugleich den Belagerten den Strom und die Aussicht, vermittelst desselben Unterstützung an Mannschaft und Vorräthen an sich zu ziehen. Vier große Schanzen, auf der brabantischen Seite angelegt, sollten der Stadt die Verbindung mit den benachbarten Landschaften entziehen; aber es fehlte an Arbeitern zur Erbauung dieser Werke, denn die Schanzgräber, welche Graf Mannsfeld im Luxemburgischen aufboth, waren noch nicht angelangt, und die Bewohner der benachbarten Dörfer hatte die Furcht vor den Mißhandlungen des spanischen Kriegsvolks verscheucht. In dieser Verlegenheit wandte sich der Herzog an die Soldaten, und ermunterte sie durch Geschenke, und mehr noch durch sein eigenes Beyspiel, zu einer Arbeit, wo-

zu sie ihr Dienst eigentlich nicht verpflichtete. Er selbst nimmt zuerst die Schaufel in die Hand, und trägt auf seinen Schultern die erste Faschine herbey. Jetzt bedarf es keiner Aufforderung mehr. Das Beyspiel des geliebten Feldherrn wirkt mit Zauberkraft auf das ganze Heer. Officiere und Soldaten legen Hand an, und nach zwey Tagen stehen schon die vier Schanzen vollendet da. Auf der rechten Seite des Stroms gegen Wick wurden zwey ähnliche Werke errichtet.

Alexanders Plan war, sich nicht in eine langwierige Belagerung zu vertiefen, sondern durch Geschütz und Minen eine beträchtliche Bresche in den Mauern zu öffnen, und dann sogleich einen allgemeinen Sturm zu wagen, um den Knoten der Verwickelung schnell und mit einem entscheidenden Streiche zu durchhauen. Es scheint, er hielt die Stadt für weniger fest, als sie wirklich war, und rechnete nicht auf den schwärmerischen Muth, der ihre Vertheidiger beseelte.

Johann Baptista Plato und Properz Baroccio, zwey der besten spanischen Kriegsbaumeister, wurden an die Spitze der Belagerungsarbeiten gestellt. Der Feldzeugmeister Hierges, des Grafen von Barlaimont Sohn, führte Geschütz und Munition von Namur und Lüttich auf dem Rücken der Maas herbey.

Francesco Mondesdocha, ehemahls königlicher Befehlshaber von Mastricht, und mit allen Vorzügen und Fehlern der Festung bekannt, rieth, den Angriff gegen das Bollwerk am Herzogenbuscher Thore, dem nächsten am Strome, als der schwächsten Seite der Stadt, zu führen. Der junge Graf Sangiorgio, ein guter Kriegsbaumeister, und der Herzog selbst, stimmten seiner Meinung bey. Aber Barlaimont behauptete, der Angriff müsse gegen das Brüsseler Thor gerichtet werden, und so wenig er auch durch die angeführten Gründe den Oberfeldherrn überzeugte, gab dieser doch nach,

um den Feldzeugmeister nicht durch Mißtrauen in seine Einsichten zu kränken.

Das Brüsseler Thor, welches auch nach Tongern und Lüttich führt, ward also zum Angriffe bestimmt, und die Belagerer eröffneten gegen dasselbe, nicht ohne einen bedeutenden Verlust, die Laufgräben, in der Entfernung eines Musketenschusses, nach der Gewohnheit jener Zeit, wo man noch keine niedrigen Werke vor den Festungen anlegte; denn in dieser Nähe konnten die Approchirenden nicht von dem Geschütze der hohen Wälle getroffen werden, und waren nur dem Gewehrfeuer der Raveline und des bedeckten Weges ausgesetzt. Der thätige Tapin beunruhigte die Belagerer durch häufige Ausfälle bey ihren Arbeiten, und zwang nicht selten Arbeiter und Bedeckung mit dem Degen in der Faust zur Flucht. Ein solcher Ausfall kam einst dem spanischen Regimente Figueroa theuer zu stehen. Es war am hellen Mittag, und im Lager Alles sicher und unbesorgt. Plötzlich erscheint Tapin an der Spitze von 600 Mann vor den Linien. Mit Blitzesschnelle stürzt er sich auf das erwähnte Regiment, vertrieb es mit einem Verluste von 200 Mann von seinem Posten, läßt die Laufgräben auf mehr als hundert Schritte weit zerstören, und kehrt, ohne einen einzigen Mann eingebüßt zu haben, in die Stadt zurück. Vorsichtiger gemacht durch einen so empfindlichen Streich, sicherten sich die Belagerer durch Aufführung mehrerer Schutzwerke gegen ähnliche Ueberfälle, stellten den Schaden bald wieder her, und setzten mit verdoppeltem Eifer ihre Arbeiten fort.

Unter dem Schutze von vier weittragenden, auf einem nahe liegenden Hügel aufgepflanzten Colubrinen, die durch ihr Feuer die Belagerten von der Anlage neuer Werke, zur Verstärkung des bedrohten Theils der Stadt, und von ferneren Ausfällen abhalten sollten, wurden die Geschützstände erbaut; und während ein Theil des Fußvolks beschäftigt war, Kanonen

und Munition aus den Fahrzeugen an's Land zu schaffen, schleppte Gonzaga's Reiterey Faschinen und Wollsäcke herbey, bestimmt, den Graben auszufüllen, um am Tage des Sturms einen Weg hindurch zu bahnen. Am 25. des Lenzmonaths sind endlich zwey Breschbatterien aufgeführt, und fünf und vierzig Feuerschlünde werfen Flammen und Eisenmassen auf die Stadt. Sechs tausend Kugeln wurden an diesem und dem folgenden Tage gegen die Mauern und das Bollwerk am Tongernschen Thore geschleudert. Aber die Erwartung der Belagerer, auf diesem Wege schnell zum Ziele zu gelangen, verschwand, als sie durch die entstandenen Oeffnungen bemerkten, daß die Belagerten hinter der Courtine noch einen zweyten Wall aufgeführt hatten. Unter diesen Umständen fand der Herzog für nöthig, noch einen zweyten Angriff gegen die Stadt zu führen; wozu das gleich Anfangs von Mondesdocha vorgeschlagene Herzogenbuscher Thor, oder die hohe Pforte am Wasser, bestimmt ward. Er selbst übernahm jetzt die Leitung des ersten Angriffs, und übertrug die des zweyten dem Grafen Mannsfeld, welcher eine Batterie von zwey und zwanzig Geschützen gegen das Bollwerk am Herzogenbuscher Thore errichten ließ. Mondragone, vom jenseitigen Ufer der Maas herüber, unterstützte sein Feuer auf dasselbe durch eine Batterie von sechs Feuerschlünden, und zugleich ward auch die Beschießung des Brüsseler Thors mit gleichem Eifer fortgesetzt. Und nicht nur über der Erde, auch unter der Oberfläche derselben wurden die feindlichen Werke durch Minen und Untergrabungen bekämpft.

Schon durch die Natur zu einem großen Feldherrn berufen, hatte Alexander Farnese durch eifriges Studium der Kriegskunst diesen Beruf bewährt. Kein Theil der Wissenschaften, welche den Heerführer bilden, war ihm fremd geblieben. Auch in der schweren Kunst des Angriffs und der Vertheidigung fester Plätze, welche in diesem Kriege mehr

als irgend ein anderer Zweig der militärischen Scienzen cultivirt ward, hatte er sich bedeutende Kenntnisse erworben, und da verwandte ausgezeichnete Geister und gegenseitiges Talent sich leicht erkennen, so versammelte er nach und nach eine Elite der besten und geschicktesten Kriegsbaumeister und Artilleristen um sich her. Eines der talentvollsten Mitglieder dieser Schule, Günstling des Herzogs, und sein vorzüglichster Rathgeber, war der Hauptmann Rhosne, dem die Zeitgenossen einen bedeutenden Antheil an seinen Siegen zuschrieben. Nach dem Vorschlage dieses Officiers ließ der Feldherr eine Mine gegen das, von den Belagerten vor dem Brüsseler Thore angelegte Ravelin führen, um einen Theil desselben in die Luft zu sprengen; denn bey den Belagerungen jener Zeit war es nicht ungewöhnlich, auch Minen zur Bewirkung der Breschen anzuwenden.

Die aufmerksamen Belagerten entdeckten jedoch bald die unterirdischen Arbeiten der Feinde, und suchten sie durch Gegenminen zu vereiteln, deren Vertheidigung größten Theils das weibliche Geschlecht übernahm. Diese Heldinnen, welche an Muth und Unerschrockenheit mit den Männern wetteiferten, wandten zur Vertreibung der spanischen Minirer aus ihren Gallerien nicht nur die damahls gewöhnlichen Mittel, Kunstfeuer und erstickende Dämpfe an, sondern bedienten sich auch eines Neuen, wahrscheinlich von ihrer eigenen Erfindung, des siedenden Wassers, welches sie über die Köpfe der Spanier herabgossen. Diese ungewöhnliche Angriffswaffe veranlaßte die Erfindung eines eben so neuen Vertheidigungsrüstzeugs. Man versah die spanischen Minirer, um sie gegen die Folgen des siedenden Wassers zu sichern, mit hölzernen daumendicken Schilden, welche unten einen Fuß und oben ein Schießloch hatten. Von diesen Schilden gedeckt, feuerten sie mit Pistolen auf die niederländischen Amazonen. Die aufgewühlte Mine erfüllte jedoch nicht den beabsichtigten

Zweck. Von kräftigerer Wirkung dagegen war eine zweyte, durch den Kriegsbaumeister Plato, gegen das Ravelin geführt. Mit groser Vorsicht legte der Künstler das Haupt derselben, während einer dunkeln Nacht, außerhalb dem Gesichtskreise der Belagerten an, und führte seine Gallerie nach Compaß und Winkelmaß, einer nicht ganz gewöhnlichen Methode, gegen den bestimmten Punct. Das Glück begünstigte seine Kunst, die Explosion erfolgte, und ein Theil des Ravelins stürzte in Trümmern. Der Herzog selbst war in der Nähe; 800 Spanier, unter dem Hauptmann Antonio Transoco, welche zum Angriff bereit standen, bestürmten sogleich das Ravelin, und würden es erstiegen haben, wären sie nicht durch eine mit Graben und Pallisaden versehene Traverse aufgehalten worden; indeß blieben sie doch, nach einem heftigen und blutigen Gefecht, im Besitze des bedeckten Weges. Bey dieser Gelegenheit fielen den Belagerten einige Spanier, unter andern Alexander Cavalloa, einer von des Herzogs Hofedelleuten in die Hände, und wurden, nach Strada's Versicherung, auf eine barbarische Art in der Maas ersäuft. Die niederländischen Geschichtschreiber erwähnen nichts von dieser grausamen That, weßhalb man sie billig bezweifeln muß. Vielleicht ward sie nur von den Spaniern erfunden, um eigene Unmenschlichkeiten mit dem Nahmen einer gerechten Vergeltung zu entschuldigen.

Die Eroberungen des bedeckten Weges, und einige durch das Geschütz in die Courtine geschlagene Breschen, schienen das Wagestück eines allgemeinen Sturms zu begünstigen, und Alexander, dem Muth seiner Spanier vertrauend, beschloß ihn zu unternehmen. Die Befehle dazu werden ertheilt, die Anstalten getroffen, und keine Anordnung, wodurch man sich eines glücklichen Erfolgs bemächtigen kann, wird versäumt. Das ganze Belagerungsheer frohlockt bey der Nachricht von dem beschlossenen Angriff, jeder Einzelne

brennt vor Verlangen, sich auszuzeichnen, gereizt durch das Phantom der Ehre, oder durch die lockende Aussicht auf die reiche Beute, welche der Besitz einer so wohlhabenden Stadt verspricht.

Beyde Angriffspuncte, das Herzogenbuscher und Brüsseler Thor, sollten zugleich bestürmt werden. Der Sturm auf das Herzogenbuscher Thor ward dem spanischen Regimente Lombardey unter Figueroa, dem Regimente des Obersten Francesco Valdes, 10 Fahnen Burgundern und Deutschen unter Hannibal Altems und 5 Fahnen Wallonen übertragen. Gegen die Bresche am Brüsseler Thore rückten aus: das Regiment der Liga, eine der besten spanischen Kriegerscharen, welche sich schon in der furchtbaren Seeschlacht bey Lepanto mit Ruhm bedeckt hatte, und die deutschen Truppen unter Georg Fronsberg, Barlaimont und Carl Fugger. Der Ueberrest des Heeres blieb zur Bewachung des Lagers und der Belagerungswerke zurück. Auf beyden Angriffspuncten war ein Theil des Grabens mit dem Schutt der Breschen und mit Faschinen angefüllt, und eine aufgeflogene Mine hatte ein Stück von der Platteform am Thurm des Brüsseler Thors herabgestürzt, und hier für die Stürmenden einen Eingang geöffnet.

Die Reihen der Krieger sind geordnet, (April 8.) und die Erwartung ist gespannt. Jetzt wird das Signal gegeben. Der Donner des Geschützes rollt mit verdoppelter Wuth, und in feyerlicher Stille rücken die spanischen Veteranen gegen die Breschen heran. Am Herzogenbuscher Thore erhob sich der Kampf zuerst. Eine treffliche Blüthe edler italienischer Jünglinge war mit Fabio Farnese, einen Verwandten des Herzogs, über die Alpen gekommen, und zierte das spanische Heer. Man sah diese kühne Jugend, die Gefahr verachtend, an der Spitze der Stürmenden, und zwey der jugendlichen Helden gaben ihren Waffengefährten ein Beyspiel romantischen Muths.

Graf Pietro Novrio und Marc Anton Simonetta sprengen zuerst auf die feindliche Brustwehr, um sich eine richtige Ansicht von der Lage der Werke zu verschaffen, aber beyde fielen als Opfer ihrer Kühnheit. Den Ersteren streckte ein Kartätschenschuß zu Boden, und seinen Gefährten, welcher eine Fahne trug, ergriff eine große feindliche Geschützkugel, warf ihn hoch in die Luft und tödtete ihn in einem Augenblicke. Zugleich empfing ein dichter Hagel von Steinen und Kugeln das lombardische Regiment, und zerschmetterte ganze Reihen desselben. Der Anblick des gewissen Todes schreckte diese tapfern Scharen, sie wichen zurück; aber ihre Hauptleute feuerten durch Ermahnung und Beyspiel ihren gesunkenen Muth wieder auf, und führten sie von Neuem den Graben und die Bresche heran. Jetzt erhob sich ein furchtbarer und mörderischer Kampf. Ein edler Wetteifer vereinigte die Belagerten zu einer männlichen und unerschrockenen Gegenwehr. Schwarzenburg, Tapin und Moncada fochten an ihrer Spitze. Man vertheidigte sich mit Musketenkugeln und Steinen, mit Lanzen und Degen. Die Landleute schlugen mit ihren eisenbeschlagenen Dreschflegeln unter die Stürmenden. Die Weiber warfen Brennstoffe auf sie herab, und der kleine Thurm über dem Thore, welchen Tapin mit Falconetten, eisernen Drehbassen und anderen kleinen Geschützen besetzt hatte, überschüttete sie mit einem Eisenhagel. Viele tapfere Krieger verloren hier das Leben. Conrad Malaspina, Pedro Zuniga, D. Juan's von Oesterreich Jugendgespiele, Augustin Schiaffinato, Pedro Gusmann, Vincenz Machiavelli fielen, nebst einer Menge von niedrigerem Range; und selbst Fabian Farnese empfing eine tödtliche Wunde, woran er bald darauf starb.

Nicht minder blutig und ungewiß war der Kampf vor dem Brüsseler Thore, wo Valdes die Stürmenden, und Moncada die Belagerten führte. Leicht glaubten die Spanier hier durch die Oeffnung der gesprengten Mine einzu-

brechen. Aber sie fanden sich schrecklich getäuscht, und das feindliche, mit Nägeln, Ketten und Kugeln geladene Geschütz richtete eine fürchterliche Niederlage unter ihnen an. Auf ein Mahl wurden sie mitten im Getümmel des Gefechtes durch eine Siegesnachricht überrascht. Ein Eilbothe fliegt daher, und ruft: Sieg und San Jago! Lombardei ist schon in die Stadt gedrungen! Mehrere nachfolgende Bothen bestätigen die erfreuliche Nachricht; und zugleich verkündet ein ähnliches Siegesgeschrey den Stürmenden am Herzogenbuscher Thore, daß das Regiment der Liga und die Wallonen das Brüsseler Thor forcirt hätten. Aber diese übelgewählte List, eine Erfindung Mannsfelds, von welcher die späte Nachwelt in einer furchtbar entscheidenden Schlacht eine unglückliche Nachahmung sah, entsprach eben so wenig vor den Wällen Mastrichts, als zwey Jahrhunderte später in den Thalgründen Auerstädts, der davon gehegten Erwartung. Die Stürmenden, Anfangs der täuschenden Siegesnachricht glaubend, ließen sich hinreißen, ohne Vorsicht und Ordnung vorzudringen, und vergrößerten dadurch nur ihre Niederlage. Das Regiment der Liga fand einen eben so heftigen Widerstand als Lombardei, und opferte fruchtlos einen Theil seiner bravsten Mannschaft auf. Auch der junge hoffnungsvolle Graf Sangiorgio, welcher mit großem Eifer alle damahligen Kriegswissenschaften, Meßkunst, Befestigungskunst und Geschützkunde getrieben hatte, und erst vor wenigen Tagen mit vortheilhaften Empfehlungen als Freywilliger beym spanischen Heere angelangt war, erlag hier in der ersten vielversprechenden Blüthe des Lebens seinem Schicksale, und allgemeines Bedauern folgte ihm in die Gruft.

Um das Unglück der Stürmenden an diesem blutigen Tage zu vermehren, flog eine gegen den Thurm am Brüsseler Thore geführte Mine früher als sie sollte, und am unrechten Orte auf. Viele von ihnen wurden durch die Explosion verschüttet, verbrannt und zerschmettert, während die Bela-

gerten gar nichts dadurch litten. Ein sonderbares Schicksal traf dabey den spanischen Hauptmann Ortiz, welcher eben in die Mine gegangen war, um sie zu untersuchen, als der Ausbruch erfolgte. Seine schwere Rüstung veranlaßte, daß er weniger hoch geschleudert ward, und schneller wieder herabfiel, als die emporgeworfene Erde, welche ihn bedeckte und erstickte. Als die Festungswerke Mastrichts, fünf und vierzig Jahre nach dieser Belagerung, wieder ausgebessert wurden, fand man beym Aufräumen des Schuttes seinen Leichnam mit Helm und Harnisch angethan, und eine goldene Kette am Halse, in aufrechter Stellung, eine Schaufel und ein Grabscheid lagen zu seinen Füßen.

Die aufgeflogene Mine, der Eisenhagel von den Wällen, die herabgeschleuderten glühenden Massen, und die durch Unvorsichtigkeit veranlaßte Entzündung eines großen Vorraths von Schießpulver, richteten eine schreckliche Verwüstung unter den Stürmenden an. Ueberall sah man verstümmelte und scheußlich entstellte Leichname, Todte und Halblebende in gräßlicher Vermischung durcheinander. Viele von dem entzündeten Schießpulver Ergriffene wälzten sich mit brennenden Kleidern heulend auf der Erde umher, und mußten eines langsamen und martervollen Todes sterben.

Figueroa und Valdes meldeten dem Oberfeldherrn die erlittenen großen Verluste, und die hoffnungslose Lage der Dinge. Beyde waren der Meinung, den Sturm aufzugeben, denn jede Aussicht auf einen glücklichen Erfolg schien verschwunden. Aber Alexander wollte lieber Alles aufopfern, als der Hoffnung auf den Besitz der Stadt entsagen. Er bestand auf die Wiederhohlung des Angriffes, und ließ Figueroa erwiedern: er werde selbst kommen, und sich an die Spitze der Stürmenden stellen. Umsonst waren die Vorstellungen mehrerer seiner Feldherren, sein kostbares Leben keiner so dringenden Gefahr auszusetzen. Er hing unbeweglich an

seinem Entschluße, bis endlich die Ermahnungen des alten Grafen Serbelloni, den er wie einen Vater ehrte, Eindruck auf ihn machten. Mit schwerem Herzen gab er den Befehl zum Rückzuge, und der Kampf hörte auf. Er kostete den Königlichen 11 Hauptleute und 4 Fähnriche; überhaupt hatten sie außer den Gemeinen 250 Krieger von höherem Range verloren. Ein großes Spielhaus im Lager ward in ein Hospital verwandelt, und nahm 400 Verwundete auf. Der Herzog selbst trug die größte Sorgfalt für diese Unglücklichen. Er besuchte sie, erkundigte sich liebreich nach ihrem Zustande, und ließ sie durch seine väterliche Theilnahme wenigstens ihre Schmerzen vergessen, wenn er sie auch nicht vom Tode retten konnte. Wie unwiderstehlich würde diese liebenswürdige Humanität unser Herz ergreifen, wäre sie der Erguß eines reinmenschlichen Gefühls, und nicht das kalte Spiel eines feinspeculirenden Kopfs gewesen.

Durch den unglücklichen Erfolg jenes blutigen Tages, an welchem sich der Herzog selbst allen Gefahren so sehr ausgesetzt hatte, daß ihn der König, auf Serbelloni's Anzeige davon, erinnerte, sich künftig mehr zu schonen, waren alle seine Hoffnungen, eine schnelle Eroberung an Mastricht zu machen, vereitelt. Er beschloß daher, eine langsamere aber sichere Art des Angriffes zu wählen, und nicht nur die Beschießung fortzusetzen, sondern auch vorzüglich durch Minen die Zerstörung der feindlichen Werke zu bewirken. Um das Lager gegen die Ausfälle der Belagerten zu sichern, ließ er die ganze Stadt mit einer Circumvallationslinie umgürten, wobey 4000 Schanzgräber aus dem Lüttichschen, welche für die besten in den Niederlanden galten, sehr gute Dienste leisteten. Von Lüttich her hatten die Belagerer auch den größten Theil ihres Geschützes und ihrer übrigen Bedürfnisse erhalten, und diese Bereitwilligkeit der Lütticher, den spanischen Feldherrn zum Verderben des nachbarlichen Mastrichts

zu unterstützen, zog ihnen den Unwillen und die bittersten Vorwürfe der Niederländer zu. Vorzüglich klagten die Letztern den Bischof als den Beförderer dieser Unterstützung an; weil er vor dem Ausbruche der Revolution, gemeinschaftlich mit dem Könige von Spanien als Herzoge von Brabant, die Hoheitsrechte über Mastricht ausgeübt hatte. Ein Versuch der Belagerer, sich auf einer kleinen Insel, welche die Maas bildet, festzusetzen, ward durch das Geschütz der Belagerten vereitelt, welches die Insel mit großer Wirkung bestrich; dagegen legten sie im Umfange der Stadt nach und nach sechzehn Schanzen an, welche durch eine Brustwehr mit einander verbunden wurden.

Die Grafen von Nassau und Hohenlohe hatten ein kleines Corps auf die Beine gebracht, und näherten sich der bedrängten Stadt, um ihr, wo möglich, Hülfe zu leisten; aber die Festigkeit des feindlichen Lagers schreckte sie von allen Versuchen ab, und sie zogen sich wieder zurück, ohne durch ihre Bewegungen Mastricht irgend einen Vortheil gebracht zu haben. Die Beschießung der Stadt dauerte ununterbrochen fort, und die Königlichen suchten sich durch zweckmäßig geführte Laufgräben den Werken immer mehr zu nähern.

Die Belagerten hatten vor dem Brüsseler Thore ein starkes, mit Ausfällen, Casematten und doppelten Retiraden versehenes, und durch Graben und Pallisaden umgebenes Ravelin angelegt. Ein sehr enger Eingang verband es mit dem Brüsseler Thore, dessen Durchgang ein größerer und drey kleinere Thürme schützten. Gegen dieses Werk ließ Alexander einen Cavalier von ungeheurer Höhe aufführen, der aus eingerammten Pfählen und Flechtwerk mit dazwischen gestampfter Erde erbaut ward. In's Gevierte hatte er 115 und in der Höhe 135 Fuß, und war mit einer Brustwehr versehen, und mit drey Kanonen besetzt, welche nicht nur das Ravelin, sondern auch einen Theil der Stadt, vorzüglich die

sogenannte große Straße bestrichen, und die Häuser zerschmetterten. Fünf Wochen lang ward von diesem Werke das Ravelin beschossen, und es verging kein Tag, wo nicht wenigstens 20 Mann auf beyden Seiten gefallen wären. Durch Geschütz und Minen, deren die Belagerer im Laufe dieser Belagerung nach und nach zwey und zwanzig sprengten, gelang es ihnen endlich einen Theil des Ravelins zu zerstören, und ein neuer, mit Muth und Beharrlichkeit durchgeführter Sturm vertrieb die Besatzung aus allen Partien desselben, und liefert den Stürmenden sogar den Hauptgraben und die Courtine in die Hände. Der Fähnrich Camillo Manelli pflanzte zuerst das spanische Panier auf den Wall, und Alexander, dessen Aufmerksamkeit keine ausgezeichnete That entging, hing dem Braven mit eigener Hand eine goldene Kette um, und erhob ihn zum Hauptmann über eine Fahne Wallonen.

Jetzt endlich sahen sich die Spanier im Besitze des Hauptwalls; aber ein neuer Abschnitt, eine Schöpfung neuer Werke erhob sich hinter den alten, und es bedurfte erneuerter Angriffe und Anstrengungen, um sich dieser zweyten inneren Festung zu bemächtigen. In jenem, an außerordentlichen Beyspielen langer und heldenmüthiger Vertheidigungen belagerter Plätze so reichen Zeitalter, dessen Kriegsgeschichte bey der Vergleichung mit der des gegenwärtigen Jahrhunderts, unter so vielen wunderbaren Contrasten auch diesen darbeut, daß damahls den größten Feldherren und den tapfersten Soldaten nicht selten die Einnahme einer einzigen Feste mehr Aufwand an Zeit und Kräften kostete, als jetzt die Eroberung eines ganzen von zahlreichen cultivirten Völkern bewohnten Landes — in jenem Zeitalter war es gewöhnlich, daß die Belagerten, so bald Bresche geschossen ward, einen Abschnitt hinter dem Hauptwall aufführten, welcher sich entweder in Form eines Halbmondes umherzog, oder auch ausspringende Winkel und die Gestalt eines neuen Polygon's hatte, je nach-

dem die Angriffe der Belagerer entweder gegen ein Bollwerk oder wider die Courtine gerichtet waren. Einen solchen Abschnitt, in Gestalt eines Halbmondes und mit einem dreyßig Fuß tiefen Graben umgeben, hatten auch die Vertheidiger Mastrichts hinter dem Bollwerk und der Courtine am Brüsseler Thore aufgeführt, und den Belagerten blieb nichts übrig, als eine Breschbatterie dagegen anzulegen.

Die Hauptschwierigkeit bey dieser Arbeit both der Transport des Geschützes über den breiten und 40 Fuß tiefen Hauptgraben dar. Es kam darauf an, nahe vor den Augen der Belagerten und mitten im heftigsten Feuer eine Brücke über den Graben zu schlagen. Die Kühnsten im spanischen Heere verzweifelten an dem glücklichen Erfolge eines so verwegenen Beginnens; aber des Feldherrn großer Geist löste die schwere Aufgabe leicht und glücklich auf. Indem dieser außerordentliche Mensch mit ruhiger Miene seine Befehle ertheilt, sieht man ihn zugleich der Gefahr und einer ungewohnten Anstrengung trotzen. Mit der Schaufel in der Hand, oder einen Holzstamm zu der Brücke auf den Schultern tragend, schreitet er mitten unter seinen Kriegern einher, und scheint es kaum zu bemerken, wenn die feindlichen Geschoße seine nächsten Begleiter zerschmettern. Das Beyspiel, welches der Feldherr gibt, reißt alle Uebrigen zur Nachahmung hin; und keiner achtet mehr der eigenen Gefahr, wo sie einem so theuern Leben gleich dem gemeinsten droht. Jedermann legt Hand an, und arbeitet mit unverdrossenem Muthe, obgleich Manchen der Tod ereilt, wie den Grafen Barlaimont, welchen eine feindliche Musketenkugel durchbohrte, als er eben beschäftigt war, zwey Feldstücke gegen den halben Mond richten zu lassen, um die Belagerten vom Wall zu verscheuchen, und die spanischen Arbeiter gegen ihr Gewehrfeuer zu sichern. Trotz aller Hindernisse ward endlich die Brücke vollendet, das Geschütz herüber geschafft und der

feindliche Abschnitt aus zehn Karthaunen beschossen. Bald lag ein Theil des halben Mondes in Schutt und Trümmern, und mit stürmender Hand setzten sich die Spanier nach einem zweystündigen blutigen Kampfe, worin der Hauptmann Tapin eine gefährliche Wunde empfing, in Besitz dieses Werks. Die Belagerten zogen sich auf den innersten Wall, das letzte Asyl ihrer Tapferkeit, zurück.

Die Lage der Stadt war jetzt äußerst kritisch. Die Vorräthe aller Art hatten sich sehr vermindert, und es fehlte besonders an Pulver, dem unentbehrlichsten Bedürfniß nächst dem Brote. Der größte Theil der Werke befand sich in der Gewalt der Feinde, und zwey Dritt-Theile der Besatzung waren in ihrer Vertheidigung gefallen. Der Ueberrest der Soldaten, von Kleinmuth und Hoffnungslosigkeit ergriffen, wünschte mit den Feinden in Unterhandlung zu treten. Aber die bewaffneten Bürger, die Landleute, ja selbst Weiber und Knaben hatten sich feyerlich verschworen, die Stadt bis auf den letzten Mann zu vertheidigen, und droheten den Kriegsleuten, sie als Verräther zu behandeln, wenn sie sich noch etwas von Uebergabe verlauten ließen.

Der Herzog von Parma war durch einen Ueberläufer von allen diesen Umständen auf das Genaueste unterrichtet. Er wünschte die Stadt für den König zu erhalten, und die Verheerungen einer Bestürmung von ihr abzuwenden. »Zum letzten Mahle« — schrieb er unterm 3. des Brachmonaths an die Bürgerschaft und Besatzung — »zum letzten Mahle biethe ich euch Gnade und Schonung an, wenn ihr unverzüglich unter die Herrschaft eures rechtmäßigen Fürsten zurückkehrt.« — Aber Tapin hatte die Eintracht unter den Bürgern und Kriegsleuten wieder hergestellt, und den Muth der letzteren durch das Versprechen eines gewissen Entsatzes gestärkt. Beyde Theile hatten sich auf's Neue zu einer standhaften Vertheidigung vereinigt, und die reformirten Glau-

bensgenossen in der Stadt bothen alles auf, sie bey diesem Vorsatz festzuhalten. Die Aufforderung des feindlichen Feldherrn ward mit stolzem Trotze zurückgewiesen.

Tepin hatte der Besatzung einen baldigen Entsatz zugesichert und sie dadurch zu ihrer Pflicht zurückgeführt; aber wie ungewiß war die Erfüllung dieses Versprechens! Zwar hatten schon früher die Befehlshaber dem Prinzen von Oranien die mißliche Lage der Stadt gemeldet, und ihn um schleunige Hülfe ersucht; zwar schilderten der Prinz und der Erzherzog den Generalstaaten die dringende Gefahr Mastrichts und die nachtheiligen Folgen des Verlusts eines so wichtigen Platzes, mit den lebhaftesten Farben; aber nie hatten Uneinigkeit und Verwirrung in den öffentlichen Angelegenheiten der Niederlande und in der Versammlung der Staaten so sehr geherrscht, als eben jetzt. Man berathschlagte über die Mittel, das bedrohte Mastricht zu retten, ohne einen Schluß fassen zu können, und wählte endlich nach langen Debatten das unsicherste und zwecklosete von allen. Die Abgeordneten der Staaten beym Friedenscongreß zu Cölln, dieser großen Farce, wodurch die Feinde der niederländischen Freyheit nicht den Segen des Friedens, sondern die Flammen der Zwietracht über die abgefallenen Provinzen zu verbreiten suchten, erhielten Befehl, bey dem Herzog von Terranova, dem Bevollmächtigten Philipps II. am Congreß, darauf anzutragen: daß die Belagerung Mastrichts entweder bis zum Abschluß der Friedensunterhandlungen ruhen, oder die Stadt unter den Schutz eines Neutralen gestellt werden möchte. Aber der Herzog erwiederte auf den Vorschlag: „Mir ist die Vermittlung des Friedens und dem Herzog von Parma die Führung des Kriegs übertragen. An ihn müßt ihr euch mit eurem Anliegen wenden. Aber bey der zweifelhaften Hoffnung des Friedens und der gewissen Aussicht auf die Eroberung der Stadt darf er die

Belagerung nicht unterbrechen, und kann nur unter der Bedingung einen Waffenstillstand bewilligen, wenn die Stadt zuvor dem Könige übergeben wird und ihm ganz überlassen bleibt, im Falle kein Friede zu Stande kommt.«

Bey dieser Lage der Dinge blieb also den Vertheidigern Mastrichts wenig oder keine Aussicht auf den Beystand ihrer Bundesgenossen übrig. Immer näher und unvermeidlicher rückte die Entscheidung ihres Schicksals heran, und was hatten sie von einem Feinde zu erwarten, den ein langer Widerstand und die dadurch erlittenen großen Verluste zur schrecklichsten Rache reizten. Dennoch beschlossen diese tapferen Männer, die gefürchtete Katastrophe durch Muth und Standhaftigkeit so lange als möglich abzuwenden; und bräche sie endlich dennoch herein, unter den Ruinen ihres vormahligen Glücks als Helden zu fallen.

Beyde Theile, Belagerer und Belagerte, waren jetzt einander so nahe gekommen, daß sie sich von den Wällen herab fast mit ihren Schwertern und Speeren erreichen konnten. Den Belagerten blieb außer ihrer Tapferkeit nur noch eine Brustwehr übrig. Die Wachsamkeit muß daher verdoppelt werden, um jeden Augenblick zum Kampfe bereit zu seyn, und diese immerwährende Anstrengung zerreibt ihre Kräfte und verringert ihre Anzahl, während die Feinde ihren Abgang an Mannschaft und Vorräthen aus den befreundeten Städten an der Maas leicht wieder ersetzten.

Doch mitten in dieser Nacht voll banger Besorgnisse ging den Belagerten plötzlich ein Strahl der Hoffnung auf. Heftige Gemüthsbewegungen und körperliche Anstrengung warfen den Herzog von Parma auf das Krankenlager, und ein gefährliches Fieber brachte ihn dem Tode nahe. Seine Soldaten, mit Liebe und Zutrauen ihm anhangend, gingen mit allen Zeichen des tiefsten Schmerzens im Lager umher, die Belagerung ward mit minderer Thätigkeit fortgesetzt,

und die Belagerten fingen an, sich einer gefährlichen Sicherheit zu überlassen. Doch wider alle Erwartung besserte sich's mit dem Kranken, und die Angriffe wurden mit erneuertem Eifer fortgesetzt, so daß die Belagerten bey dem Mangel an waffenfähiger Mannschaft fast ununterbrochen auf dem Walle seyn, und dort essen und schlafen mußten, um jeden Augenblick zum Widerstande bereit zu seyn. Ihr Muth ward aufgefrischt und gestärkt durch die beruhigenden Zuschriften, welche sie von Zeit zu Zeit von Oranien und dem Erzherzog empfingen. Noch unterm 23. des Brachmonaths schrieb ihnen der Erstere, daß sie binnen vierzehn Tagen einen gewissen Entsatz zu hoffen hätten. Holland bewilligte Soldaten und Lebensmittel zu diesem Zweck, und Graf Hohenlohe an der Spitze von einigen tausend Reitern machte einige entfernte Bewegungen sich der Stadt zu nähern. Aber dabey blieb es, und Mastricht ward seinem Schicksale überlassen.

Die Belagerten fuhren fort, sich mit einer Standhaftigkeit und Unerschrockenheit zu vertheidigen, die eines besseren Erfolgs werth waren. Alle Stürme der Feinde wurden zurückgeschlagen, und kein Tag verging ohne Kampf und Blutvergießen. Endlich entschied der 29. des Brachmonaths, der Tag des heiligen Petrus, das Schicksal der unglücklichen Stadt.

Am Morgen dieses Tages bemerkt Alonso Garcia, der sich mit einer Patrouille nahe an den Wall geschlichen hat, daß die meisten Wachen eingeschlafen sind, und eine Bresche in dem Wall nur leicht und nachlässig zugeschüttet ist. Garcia theilte seine Beobachtungen einem Obersten mit, der sie dem Oberfeldherrn vorträgt. Sogleich werden in größter Stille die Anstalten zu einem Angriff getroffen, und die vorderen Reihen der Stürmenden ersteigen unbemerkt den Wall. Die halbschlafenden Wachen werden überrascht

und niedergestoßen, nur einige Franzosen leisten einen fruchtlosen Widerstand. Ueber ihre Leichname hin dringen die Spanier, gleich einem unaufhaltbaren Strome, in die Stadt.

Der gräßliche Morgengruß: der Wall ist erstiegen, die Feinde sind da! erschallt durch alle Straßen und setzt Alles in Bewegung. Aber selbst die schreckliche Ueberraschung lähmt den Muth der Einwohner nicht, und die Spanier finden einen heftigen, nicht erwarteten Widerstand. Jene, ohne Unterschied des Alters und Standes, selbst Frauen, Mädchen und Knaben, vertheidigen sich gleich Verzweifelten aus den Häusern und von den Dächern. Kugeln und Steine, Balken und siedendes Wasser wurden auf die Stürmenden herabgeworfen. Aber alle Gegenwehr ist vergebens. Mit jedem Augenblick dringen neue feindliche Scharen in die Stadt, und ein entsetzliches Blutbad beginnt. Die Rache schnaubenden Spanier ließen der rohen Leidenschaft, von keiner äußeren Gewalt, von keiner edleren Empfindung gezügelt, freyen Lauf, und die Einwohner wurden ohne Schonung wie Schlachtvieh niedergewürgt, selbst da schon jeder Widerstand aufhörte. Alle Straßen, alle Plätze schwammen im Blut. Ueberall hörte man das Mordgeschrey der Sieger, und das Geheul der Verfolgten. Männer und Frauen, welche sich in die Häuser versteckt hatten, wurden aus den Fenstern herabgestürzt. Selbst der Kinder schonte man nicht, und die Brutalität der Soldaten begnügte sich nicht am Morden, sondern verstümmelte auch die noch halb Lebenden auf die gräßlichste Art. Viele, um den Grausamkeiten der spanischen Tieger zu entgehen, sprangen in die Maas, und manche Mutter im Wahnsinn der Verzweiflung wirft ihre Kinder in den Strom und stürzt sich ihnen nach.

Der tapfere Befehlshaber Schwarzenburg fiel als ein Held mit den Waffen in der Hand, nachdem er sein Leben theuer verkauft hatte. Sein Leichnam ward unerkannt mit

andern Todten in die Maas geworfen. Der Spanier Moncada, die Rache seiner Landsleute fürchtend, hatte sich unter das Dach eines Hauses versteckt; aber Antonio de Solis entdeckte ihn in seinem Schlupfwinkel, und zur Strafe für seine Abtrünnigkeit ward er durch die Spieße gejagt. Auch der verwundete Tapin ward gefangen und zum Herzog von Parma geführt, der seines Lebens schonte, und ihn als Gefangenen auf das Schloß zu Limburg sandte. Der Geschichtschreiber De Thou erzählt: Parma habe den Gefangenen aufgefordert, unter sehr ehrenvollen Bedingungen in spanische Dienste zu treten, und ihn den Wundärzten zur sorgfältigsten Pflege empfohlen. Aber kurz darauf sey er durch einen Schuß aus einem Fenster getödtet worden, entweder zufällig oder aus Rache; weil er die ihm angetragenen königlichen Dienste ausgeschlagen habe. Wenigstens erwähnt die Geschichte seiner nicht mehr.

Eine Menge der unglücklichen, überall von ihren Henkern verfolgten Einwohner Mastrichts flüchtete nach der Brücke, um sich in das noch nicht eroberte Städtchen Wick zu retten. Aber die Wicker hatten unglücklicher Weise das Ende der Brücke abgetragen, um den Feinden den Eingang in ihre Stadt zu verschließen, und den Flüchtigen blieb also nichts übrig, als die schreckliche Wahl, in den Wellen der Maas oder durch das Schwert der nachsetzenden Feinde zu sterben.

Als die Spanier im völligen Besitze der Stadt waren, begann eine allgemeine Plünderung, welche drey Tage unter den größten Gräueln fortgesetzt ward. Die unersättliche Habsucht der Sieger ließ keine Marter unversucht, von den noch-lebenden Bürgern die Entdeckung verborgener Schätze zu erpressen, und viele der Gemißhandelten stürzten sich in den Strom, um Qualen zu entgehen, die schrecklicher wa-

ren, als der kurze Moment des Sterbens. Die Wenigen, deren man schonte, mußten sich mit großen Summen lösen.

Auch in den Städtchen Wick fehlte es nicht an Gräuelscenen. Mondragone's Soldaten erstiegen es, aus Besorgniß die Beute zu verlieren, während die Befehlshaber über eine Capitulation unterhandelten. Alles, was die Waffen trug, ward niedergehauen; doch schonte man der Weiber und Kinder, und Aller, die man unbewaffnet fand.

Man liest nicht, daß der Herzog von Parma irgend etwas gethan habe, den Grausamkeiten seiner Soldaten in Mastricht Grenzen zu setzen; endlich verboth er die fernere Plünderung, als freylich nichts mehr zu rauben übrig war. Ueber 4000 Einwohner fanden den Tod in jenen drey schrecklichen Tagen des Mordens und Raubens. Eine gleiche Anzahl war schon vorher während der Belagerung umgekommen, und mehr als 1700 Weiber und Mädchen theilten das Schicksal der Männer. Den Verlust des königlichen Heeres im Laufe der viermonathlichen Belagerung gibt Strada viel zu gering auf 2500 Streiter an. Es waren allein 34 Hauptleute gefallen. Die Beute der Sieger soll über eine Million Goldgulden betragen haben.

Der Herzog hielt einen feyerlichen Einzug in die mit Blut, Leichnamen und Trümmern angefüllte Stadt. Er saß, wegen seiner noch fortdauernden Kränklichkeit, auf einem mit Purpurdecken behangenen, von vier spanischen Hauptleuten getragenen, und von den vornehmsten Befehlshabern umgebenen Sessel. Das ganze Heer zog mit kriegerischem Gepränge voran, und die Leibwache in prächtiger Rüstung beschloß den Zug, dessen Glanz und Getümmel auffallend gegen die schauerliche Todtenstille in der eroberten Stadt contrastirte. Von der ganzen zahlreichen Bevölkerung des Orts überlebten nur 300 Bürger die Eroberung, und auch diese trieben Hunger und Noth bald hinweg. Lange lag Mastricht verödet und

wüst, und ward nur von Soldaten bewohnt, welche die leeren Häuser abbrachen, und das Holzwerk zur Feuerung gebrauchten. Einige Landleute und eine Anzahl Lütticher, welche dahin zogen, haben den verwüsteten Ort in der Folge zuerst wieder angebaut und bevölkert.

Das schreckliche Schicksal einer so ansehnlichen und blühenden Stadt verbreitete Entsetzen und tiefe Trauer über das ganze Land. Brabant, Ober-Yssel und andere benachbarte Provinzen, welche nach dem Falle Mastrichts einer feindlichen Invasion am meisten ausgesetzt waren, bestürmten den Prinzen von Oranien und die Generalstaaten mit Bitten um schleunige Hülfe. Aber der Prinz, entrüstet über die Kälte, mit der man seine dringenden Vorstellungen, Mastricht zu retten, da es noch Zeit war, aufgenommen hatte, lehnte ihr Gesuch von sich ab, und klagte vorzüglich die Genter an, daß sie durch ihr aufrührerisches und widerspänstiges Betragen den Verlust Mastrichts verschuldet, und das Vaterland in die äußerste Gefahr gestürzt hätten. Glücklicher Weise hatte das spanische Heer durch die langwierige und blutige Belagerung so sehr gelitten, daß der Sieger das durch seine Eroberung verbreitete Schrecken nicht benutzen und nichts Bedeutendes unternehmen konnte. Er selbst genas nur langsam von seiner letzten Krankheit, und führte sein Heer in die Gegend von Roermonde, wo verschiedene kleine Gefechte mit den ständischen Besatzungen von Venloo, Geldern und Wachtendonk vorfielen (September). Auch zwischen den Gentern und den mit dem Könige ausgesöhnten Wallonen wüthete der Krieg. Die Wallonen plünderten Alost und die Freyheit Ronse, wurden aber durch einige Fahnen Gentischer Truppen geschlagen (1579, October). Die Ständischen bemächtigten sich Meenen's, und der Feldmarschall Lanoue eroberte Warwik, und vertrieb die Wallonen aus Halerin und mehreren andern Plätzen. So kämpften Niederländer gegen Niederländer, und Krieg und

Bürgerzwist zerrissen das unglückliche Land, ohne daß während des dießjährigen Feldzuges, außer der Belagerung Mastrichts, noch eine wichtige militärische Scene erfolgt wäre.

Der fruchtlose Friedenscongreß zu Cölln, der Abfall der niederländischen Provinzen von der gemeinschaftlichen Sache und die Leidenschaften der verschiedenen Parteyen, worin die Nation zerfallen war, lähmten und schwächten ihre Kräfte, und veranlaßten nicht nur den Verlust Mastrichts, sondern auch die Passivität des niederländischen Kriegsheeres im ganzen Laufe des Feldzugs. Ohne den heldenmüthigen Widerstand jener Stadt und ihre spartanische Aufopferung für die gemeine Sache des Vaterlandes, welche den Kern des feindlichen Heeres aufrieben, dessen Abgang der spanische Feldherr, vom Geldmangel schwer gedrückt, nicht wieder ersetzen konnte, würden die Niederländer noch weit größere Verluste erlitten haben.

## 2.

# Friedenscongreß zu Cölln
## und
# Wiederaussöhnung der wallonischen Provinzen
## mit der spanischen Regierung.
## 1579.

Der Lauf dieser Geschichte hat uns schon mehrere öffentliche Versuche gezeigt, zwischen den abgefallenen Niederländern und ihrem ehemahligen Beherrscher, dem Könige von Spanien, eine Aussöhnung zu bewirken. Keiner von allen hatte einen erwünschten Erfolg; weil es keinem von beyden Theilen ein Ernst war, die gegenseitigen Forderungen zu erfüllen. Dennoch ward man nicht müde, jene politische Farce (denn mehr war es nicht) von Zeit zu Zeit zu erneuern, und jetzt sehen wir abermahls eine neue Wiederhohlung derselben, deren Entwickelung eben so wenig der allgemeinen Erwartung und den Wünschen des friedlichen Theils der Niederländer entsprach, als die früheren.

So wie fünf Jahre zuvor Kaiser Maximilian II. die Friedensunterhandlungen zu Breda einleitete, so warf sich jetzt dessen Sohn und Nachfolger auf den Kaiserthron, Rudolph II., zum Vermittler zwischen dem Herrn und dessen empörten Unterthanen auf. Schon längst hatte er beyde streitende Theile zur Aussöhnung ermahnt, ihnen seine guten

Dienste dabey angebothen, und sie zu einem Congreß zur Ausgleichung ihrer Zwistigkeiten eingeladen. Mehrere Reichsfürsten und der Papst selbst unterstützten den Antrag des Reichsoberhaupts. Zur grossen Freude des Kaisers, welcher sich so gern mit dem Ruhm eines Friedensstifters zu schmücken wünschte, nahmen der spanische Hof und endlich auch die Generalstaaten wider alle Grundsätze einer vernünftigen Politik, die angetragene Vermittlung an; die neutrale Stadt Cölln ward zum Sitz des Congresses gewählt, und die Gesandten der interessirten Theile begaben sich nach und nach dahin.

Jacob von Elz, Churfürst und Erzbischof von Trier, Gebhard Truchses, Churfürst und Erzbischof von Cölln, Julius, Bischof von Würzburg, und Otto, Graf von Schwarzburg, erschienen als Bevollmächtigte des Kaisers. Von Seiten des Königs von Spanien und des Herzogs von Parma fanden sich ein: D. Carlos de Arragon, Herzog von Terranova, der Graf von Boucquoi und die Räthe Assonville und Bonk. Die Gesandtschaft des Erzherzogs und der Generalstaaten bestand aus dem Herzog von Arschot, den Aebten von St. Gertrud und Marolles, den Herren von Merode und Grobbendonk, dem berühmten Rechtsgelehrten Aggeus von Albada und noch sechs andern Personen. Giovanni Baptista Castanca, Erzbischof von Rossana, trat als päpstlicher Nuntius und Friedensvermittler auf.

Während der Herzog von Parma alle Schrecken des Kriegs über das unglückliche Mastricht verbreitete, ward zu Cölln, in der Nachbarschaft der belagerten Stadt, unter grossen Feyerlichkeiten der Congreß eröffnet (1579, 5. April), auf welchem über Krieg und Frieden unterhandelt werden sollte. Eine sonderbare Zusammenstellung! Der Kanonendonner, welcher täglich von Mastricht herüber scholl, schien dem Geschäfte, welches man dort betrieb, Hohn zu sprechen; und die Bekanntheit, womit die spanische Gesandtschaft den Antrag der

Niederländischen, während des Friedensgeschäfts die Waffen ruhen zu lassen, zurückwies, war nicht geeignet, ein günstiges Vorurtheil für den Zweck ihrer Sendung zu erwecken. Trotz dieser ungünstigen Vorbedeutungen nahmen die Conferenzen ihren Anfang.

Eine lange Zeit ward mit unnützen Discussionen über unbedeutende Gegenstände verloren; und als man endlich zur Hauptsache schritt, verschwand fast jede Möglichkeit, die gegenseitigen Absichten und Wünsche und Interessen, welche so unendlich von einander abwichen, zu vereinigen. Forderten die niederländischen Bevollmächtigten: Entfernung der fremden Kriegsvölker, Wiedereinsetzung des Prinzen von Oranien und andere Theilnehmer des Aufstandes in ihre ehemahligen bürgerlichen Verhältnisse, Loslassung der Gefangenen und besonders des Grafen von Büren, ältesten Sohnes des Prinzen, Bestätigung des Erzherzogs Matthias in der Oberstatthalterswürde, Erhaltung der bürgerlichen Vorrechte der Provinzen und freye Uebung der protestantischen Religion in den Landschaften und Städten, wo sie schon eingeführt war; so lautete dagegen die dem Herzog von Terranova ertheilte königliche Instruction: Es wird keine andere als die katholische Religion in den Niederlanden geduldet; der Prinz von Oranien muß die Niederlande verlassen, und es kann ihm allenfalls für seine freywillige Entfernung eine Summe von 100,000 Kronen und die Einsetzung seines ältesten Sohnes in seine niederländischen Güter angebothen werden; die königliche Gewalt muß in ihrem ganzen Umfange wieder hergestellt, und der Erzherzog der Statthalterwürde entsetzt werden.

So war denn gleich Anfangs ein glücklicher Erfolg der Unterhandlungen höchst problematisch. Wie ließ sich erwarten, daß die Niederländer den Forderungen des spanischen Hofes nachgeben, und dadurch ein Werk, dem sie schon so große und kostbare Opfer gebracht hatten, mit eigenen Hän-

den zerstören würden! Zwar schienen sich beyde Theile in der Folge einander mehr zu nähern; aber die Verschiedenheit der Religionen blieb ein ewiges und unüberwindliches Hinderniß des Zusammentreffens auf demselben Vereinigungspuncte. Ein Philipp II., der einst öffentlich erklärte, daß er lieber gar nicht, als über Ketzer herrschen wollte, würde eher seinem Zepter entsagt, als dem Protestantismus ein freyes Asyl in einem seiner Staaten bewilligt haben.

Welches auch immer die Motive seyn mochten, von denen die Generalstaaten bey der Annahme des Cöllner Friedenscongresses geleitet wurden; die Folge hat bewiesen, daß ihr Beytritt zu dieser Versammlung ein politischer Mißgriff war. Die Tendenz des spanischen Hofes bey diesem Friedensgeschäfte war offenbar keine andere, als Uneinigkeit und Zwietracht unter den Niederländern auszustreuen, und diese Absicht gelang ihm nur zu gut. Schon vor der Eröffnung des Congresses übergab La Motte, ständischer Befehlshaber von Gravelingen (1579, März), verleitet durch die glänzenden Versprechungen des Herzogs von Parma, die ihm anvertraute Stadt den Spaniern, und söhnte sich durch diese Niederträchtigkeit mit dem Könige aus. Zwar erklärte ihn dafür ein Beschluß der Staaten für einen Rebellen und Staatsverräther, und der Feldmarschall Lanoue überfiel und zersprengte bey Dünkirchen einen Theil seiner Truppen; aber der Letztere ließ sich dadurch nicht in der dem Könige auf's Neue geschwornen Treue erschüttern. Sein Beyspiel verführte den Baron Montigny, Befehlshaber über 8000 Wallonen im Dienste der Staaten, zu gleicher Apostasie. Er ging mit allen seinen Truppen zur Partey des Königs über, und überredete auch seinen Bruder, den Grafen Lalaing, Statthalter über Hennegau, denselben Schritt zu thun. Diese einzelnen Beyspiele der Abtrünnigkeit zogen bald ein größeres nach sich, welches einen entscheidenden Einfluß auf das künftige Schicksal der

3 *

niederländischen Provinzen hatte, indem es zuerst eine förmliche fortdauernde Trennung derselben bewirkte.

Es war im Mai (1579), als im spanischen Lager vor Mastricht der Bischof von St. Vast, der Herr von Capres und einige andere vornehme Niederländer als Abgeordnete der wallonischen Landschaften Artois, Hennegau, Ryssel, Douai und Orchies erschienen, um mit dem Herzog von Parma über die Rückkehr der erwähnten Provinzen unter die Herrschaft des Königs zu unterhandeln. Schon längst war insgeheim an diesem Geschäfte gearbeitet und dadurch die Trennung dieser fast ganz von Katholiken bewohnten Provinzen von den übrigen vorbereitet worden, eine Trennung, deren erste Veranlassung man unstreitig in der Unduldsamkeit beyder Religionsparteyen suchen muß. Der Bürgerkrieg, welcher zwischen den Wallonen und Gentern entbrannte, und dessen schon in dem vorigen Bande dieses Werks Erwähnung geschehen ist, vermehrte die gegenseitige Erbitterung beyder Parteyen, und die Intriguen des Herzogs von Parma und seiner Emissäre machten den Bruch unheilbar. Im April versammelten sich die Hauptbeförderer des Abfalls, La Motte, Montigny, Capres, der Bischof von Arras und einige andere vornehme Niederländer in der Abtey Mont St. Eloi bey Arras, wo man sich über die wesentlichen Bedingungen der Rückkehr unter die spanische Herrschaft verständigte. Nach Berichtigung der Präliminarien begab sich die oben erwähnte Deputation in das Lager vor Mastricht, wo sie auf das Glänzendste empfangen, und mit Bällen, Serenaden und andern Lustbarkeiten beehrt ward. Ihr Aufenthalt im Lager dauerte über sechs Wochen, und unter dem Donner des Geschützes, welches Mastricht zerschmetterte, ward die letzte Hand an's Werk gelegt, dessen Vollendung dem Herzog von Parma eben so sehr am Herzen lag, als dem Prinzen von Oranien die Stiftung des Utrechter Bundes. Der Vertrag, wodurch sich

die wallonischen Provinzen zur Rückkehr in den Schooß der spanischen Monarchie verpflichteten, ward endlich abgeschlossen und vom Könige bestätigt. Er bestand aus acht und zwanzig Artikeln, deren wesentlicher Inhalt folgender war: Erhaltung des katholischen Glaubens, Bestätigung des Genter Friedensvereins, Entfernung der fremden Kriegsvölker aus den Niederlanden, und an deren Stelle Errichtung einer Nationalmiliz, welche aus den königlichen Einkünften, wozu die sich unterwerfenden Landschaften ihren Antheil beytragen, besoldet wird. Die Bestellung eines Generalgouverneurs ward dem Könige überlassen, bis zu dessen Entscheidung darüber der Herzog von Parma die Regierung führen sollte. Die Proclamation dieses Vergleichs geschah zu Mons (1579, 13. September) in Hennegau im Nahmen des Königs durch ein öffentliches Manifest, welches zugleich allen Niederländern ohne Ausnahme freystellte, sich unter den Bedingungen des Vertrags mit dem Könige auszusöhnen, wozu ihnen bis drey Monath nach dem Abzuge der fremden Truppen Frist gegeben ward.

So hatte der Herzog von Parma seinem Monarchen einen beträchtlichen Theil der empörten niederländischen Provinzen ohne Schwertstreich wieder erobert, und dadurch nicht nur die Kräfte der Genter Verbindung geschwächt, sondern auch der königlichen Kriegsmacht, durch den Beytritt der streitbaren und fanatischen Wallonen, einen bedeutenden Zuwachs verschafft. Wäre dieser Schlag ganz unerwartet erfolgt, so würde er ein tödtliches Schrecken über die übrigen Provinzen verbreitet haben. Glücklicher Weise aber waren sie schon darauf vorbereitet. Die Unterhandlungen von Mont St. Eloi waren kein Geheimniß geblieben; der Prinz von Oranien hatte den Erfolg derselben längst voraus gesehen, und deßhalb den Abschluß des Utrechter Bundes beschleunigt, um wenigstens dem Norden der Niederlande die Freyheit zu

erhalten, da der Süden, wegen des dort herrschenden Katholicismus und eines zahlreichern Adels, der den Glanz der Monarchie den einfacheren republikanischen Formen vorzog, und auch größten Theils dem Nassauischen Hause abgeneigt war, für sie verloren zu seyn schien.

Zu spät machten die der Sache der Freyheit treu gebliebenen Provinzen den abgefallenen die bittersten Vorwürfe über ihre Treulosigkeit; der Schritt war einmahl gethan, und vergebens beklagte sich die niederländische Gesandtschaft am Friedenscongreß zu Cölln über die Falschheit des spanischen Hofes, der nur friedliche Gesinnungen heuchle, um den leichtgläubigen Theil der Niederländer zu verblenden, und den Ueberrest der Nation desto gewisser in das Joch einer unerträglichen Sclaverey zurück zu zwingen. Trotz dieser gerechten Vorwürfe und der Unmenschlichkeit, mit der die siegenden Spanier das erstürmte Mastricht mit dem Blute seiner Bürger überschwemmten, fuhr man dennoch fort, zu Cölln über den Frieden zu unterhandeln; aber, wie leicht vorher zu sehen war, ohne daß man sich über irgend einen wesentlichen Punct vereinigen konnte. Die deutschen Gesandten, müde der unnützen Zeitverschwendung, verließen endlich Cölln, (14. November) bis auf den Grafen Schwarzburg. Bald folgte ihrem Beyspiel der Herzog von Terranova, und so löste sich diese dem ganzen Europa mit so großem Geräusch angekündigte Versammlung eben so fruchtlos auf, wie jene frühere zu Breda, ohne dem Blutvergießen und den Gräueln des Kriegs ein Ziel gesetzt zu haben. Der Genius des Friedens und der Ruhe schien auf immer aus den unglücklichen Niederlanden gewichen zu seyn.

Neben dem Kampfe wider den allgemeinen Feind hatte sich im Schooße des Vaterlandes selbst ein blutiger Streit über religiöse und politische Meinungen entzündet, und in den meisten Provinzen loderte die Fackel bürgerlicher Zwietracht

auf. Die protestantischen Bürger Utrechts verjagten einen Theil der katholischen Einwohner, und erst nach manchen fruchtlosen Bemühungen gelang es dem Rathe, das Ungewitter, welches diese Gewaltthätigkeit herbeygeführt hatte, durch einen Vergleich zwischen beyden feindlichen Parteyen, zu beschwören. Zu Antwerpen wurden bey einer feyerlichen Procession, welcher der Erzherzog in eigener Person beywohnte, die katholischen Geistlichen, durch die protestantischen Einwohner vertrieben, und der Prinz von Oranien both vergebens sein ganzes Ansehen auf, den erbitterten reformirten Pöbel zu besänftigen. Gent war der Schauplatz der Anarchie und Verwirrung. In dieser großen Stadt, wo eine Rotte frecher Terroristen und Feuerköpfe, an deren Spitze der berüchtigte Demagoge Imbize stand, den Meister spielte, wurden die größten Gewaltthätigkeiten an den katholischen Glaubensgenossen ausgeübt. Um den Ausschweifungen der dortigen Volkstyrannen ein Ende zu machen, begab sich Oranien selbst dahin, setzte Imbize von seinem Schöppenamte ab, und veränderte den Rath. Aber diese Maßregel fruchtete wenig, und der Brand, welchen Parteyhaß und Ehrgeiz angezündet hatten, wüthete fort. Auch in Brügge ergriffen Protestanten und Katholiken die Waffen wider einander, und ein großer Theil der letzteren mußte die Stadt verlassen. Gleiche Scenen der Zwietracht ereigneten sich zu Herzogenbusch, wo die Katholiken, als der zahlreichere Theil, die Oberhand behielten. Die Folge davon war, daß sich die Stadt mit dem Könige aussöhnte und sich ihm unterwarf. Auch zu Zütphen, Hattem, Werden, Leyden und an andern Orten trieb der Geist der Intoleranz sein finsteres Wesen; und überall, wo die Protestanten die Stärkeren waren, setzten sie sich mit Gewalt in den Besitz der Kirchen und warfen die Bilder der Heiligen heraus. Die Erfahrung hat gelehrt, daß die Unduldsamkeit der calvinistischen Zeloten, deren finstere Glau-

denslehre alles Menschliche an dem Menschen wie Verbrechen verdammte, alle sichtbaren Formen, die nur allein zum Herzen sprechen, gleich abgöttischen Idolen verstieß, die das Heiligste in ein Gewebe mystischer und unverständlicher Dogmen hüllte, für den Unglücklichen keinen Trost, selbst nicht die Hoffnung auf eine bessere Zukunft, sondern nur Strafgerichte hatte, und die ewige Liebe in eine Quelle unendlichen Hasses und unversöhnlicher Rache verwandelte, — daß die Intoleranz dieser menschenfeindlichen Schwärmer jene der Katholiken noch fast übertraf.

Politische Meinungen trennten die Nation gleich den religiösen. Die Stadt Amersfort im Stifte Utrecht weigerte sich, einen zwischen dem Prinzen von Oranien und dem Stifte geschlossenen Vergleich einzugehen, und verlangte für sich selbst zu unterhandeln, versagte auch ihren Beytritt zu der Utrechter Union, so daß der Graf von Nassau genöthigt war, durch eine militärische Execution Gehorsam von ihr zu erzwingen. In Mecheln erhob sich ein heftiger Zwist zwischen der Bürgerschaft und der ständischen Besatzung, und als die letztere auf Verlangen der Bürger entfernt ward, um die Ruhe wieder herzustellen, schloß die Stadt wider ihr Versprechen einen Aussöhnungsvertrag mit dem Herzog von Parma, und nahm königliche Völker ein.

Selbst die Hauptstadt Brabants blieb nicht frey von unruhigen Auftritten. Graf Philipp von Egmont, ein Sohn des enthaupteten Lamoral, hatte insgeheim den unrühmlichen Entschluß gefaßt, sich mit einer Regierung auszusöhnen, die seinen unglücklichen Vater das Blutgerüste besteigen ließ, und er entwarf den Plan, die Stadt Brüssel in die Hände der Spanier zu liefern, um seinem neuen Herrn durch diesen wichtigen Dienst ein glänzendes Unterpfand seiner Treue mitzubringen. Aber der Anschlag ward noch vor der Ausführung verrathen; Bürger und Besatzung geriethen darüber

in die größte Bewegung, und der Graf konnte sich glücklich preisen, daß man ihn mit seinem Anhange frey davon ziehen ließ.

So wandelte die Zwietracht, mit Brandfackeln und Mordstahl bewaffnet, überall in den niederländischen Provinzen umher, und empörte die Gemüther ihrer Bewohner wider einander, zu einer Zeit, wo sie der Einigkeit mehr als jemahls bedurften, um sich gegen die Gefahren zu schützen, welche ihnen der thätige und unternehmende Geist des Herzogs von Parma bereitete. Die Hellersehenden und die echten Patrioten, welche es redlich mit dem Vaterlande meinten, ohne irgend einer Partey zu huldigen, ahneten mit Wehmuth das Schicksal, dem es schwerlich entgehen konnte, und Viele gaben die Hoffnung auf, ihrem mächtigen Feinde länger mit Erfolg widerstehen zu können. Daher wollten sie sich ihm lieber freywillig unterwerfen, als es späterhin gezwungen thun, und die Klugheit selbst schien diesen Schritt zu rechtfertigen. Unter denen, welche sich aus Furcht, Vorsicht oder Eigennutz, um ihre Güter und Personen in Sicherheit zu bringen, ehe der gefürchtete Alles zermalmende Schlag auf das Vaterland herab fiele, zu der schimpflichen Verläugnung ihrer bisherigen Grundsätze erniedrigten, waren die ersten, der Herzog von Arschot, viele vornehme Geistliche und die übrigen Bevollmächtigten der Staaten am Friedenscongresse. Diese alle söhnten sich bald nach ihrer Rückkehr von Cölln mit dem Könige aus, und schworen ihm von Neuem Gehorsam unter denselben Bedingungen, welche den wallonischen Landschaften bewilliget worden waren. Bald folgten Mehrere diesem verführerischen Vorbilde. Selbst der Graf von Renneberg, der erst einen so großen Eifer für den Dienst der Stände gezeigt, und zur Belohnung die Statthalterschaft über Friesland, Gröningen, Ober-Yssel, Drente und Lingen erhalten hatte, wandte sich plötzlich zur königli-

chen Partey. Eigennutz und die Ueberredungen seiner Verwandten, vorzüglich seiner Schwester Cornelia von Lalaing, verleiteten ihn zu diesem Schritt, der sein Andenken auf immer befleckt hat. Die Bestätigung in seiner Statthalterschaft und 10,000 Stück Pistolen waren der Preis seiner Schande. Sobald sein Entschluß gefaßt war, bemächtigte er sich der Stadt Gröningen (1580, 3. März) durch Hülfe eines geheimen Verständnisses mit einigen katholischen und spanischgesinnten Bürgern, veränderte den Rath und ließ die Urkunde über den mit der spanischen Regierung abgeschlossenen Unterwerfungsvertrag öffentlich ablesen, und von der Bürgerschaft und den obrigkeitlichen Gewalten beschwören. Zu seinem Verdrusse war von allen Ständen seiner Statthalterschaft Gröningen die einzige, welche er dem Könige überliefern konnte. Denn so bald seine Treulosigkeit bekannt ward, trafen die Einwohner der übrigen, welche keine Neigung hatten, unter das Joch ihrer ehemahligen Tyrannen zurück zu kehren, schnelle und wirksame Anstalten zur Vereitlung seiner Plane. Dennoch ward sein Abfall und die Ueberlieferung Gröningens an die spanische Regierung eine Quelle nachtheiliger Ereignisse für die Republik; denn sie zogen den Krieg in jene Gegenden, der vierzehn Jahre hindurch, so lange Gröningen in der Gewalt der Spanier blieb, seine Verheerungen über sie ergoß.

In dieser gefahrvollen Lage, wo die Waffen und Intriguen eines tapfern und arglistigen Feindes, die Eifersucht und Untreue der Großen, die blutigen Streitigkeiten religiöser und politischer Secten, und der Mangel an Geld und Gemeinsinn die höchste Verwirrung in der Republik erregten, schienen die Staaten in den Zustand einer gänzlichen Apathie versunken zu seyn. Anstatt mit verdoppeltem Eifer alle Kräfte aufzubiethen, um das sinkende Gebäude der Freyheit vom Umsturz zu retten, schlummerten sie ruhig dem Moment ihrer

Auflösung entgegen, und selbst die Nachrichten von den außerordentlichen Rüstungen der Spanier zu dem bevorstehenden Feldzuge, schreckten sie nicht zur Thätigkeit auf. Endlich erklärte ihnen der Prinz von Oranien (1579, 26. November), er werde alle seine Aemter niederlegen, wenn sie nicht schleunige Anstalten träfen, durch kräftige Maßregeln und Vermehrung der Kriegsmacht das Vaterland zu retten. Diese Drohung wirkte wie ein Zauberschlag, und gab den erschlafften Gemüthern neue Spannkraft. Die zu Antwerpen versammelten Staaten bathen den Prinzen, seine lenkende Hand von der gemeinen Sache nicht abzuziehen, und Wilhelm, dem es bey seinem glühenden Hasse gegen Spanien mit jener Drohung schwerlich ein Ernst gewesen war, versprach ihren Wunsch zu erfüllen. Er übergab ihnen hierauf einen Plan, nach welchem der Kriegsstand der Republik auf 4000 Reiter, 8000 Feuerröhre, 4000 Lanzenträger und 1200 Schanzarbeiter nebst einem Artilleriepark von 10 bis 12 Feuerschlünden, außer den Festungsbesatzungen, gesetzt werden sollte. Diese Macht hielt er für hinreichend, das Feld wider den Feind zu behaupten, und einen Defensivkrieg zu führen. Die Staaten billigten seinen Vorschlag; aber es war nicht leicht, bey der damahligen Zerrüttung des Landes, die erforderlichen Geldsummen zur Aufstellung einer solchen Kriegsmacht aufzutreiben.

Nie erschien vielleicht dem Herzoge von Parma ein so günstiger Zeitpunct, ganz Belgien durch List oder Waffengewalt unter den Gehorsam seines Herrn zurück zu bringen, als der gegenwärtige; und an seinem Willen wenigstens lag es nicht, wenn den erwünschten Verhältnissen, womit ihn das Glück so freygebig überraschte, nicht alle die Früchte abgewonnen wurden, welche sie darbothen. Mangel an den nöthigen Geldsummen, die alten Truppen zu bezahlen, und sie durch neugeworbene zu verstärken, war die Klippe, an

welcher seine schönsten Entwürfe scheiterten. Zum Glücke für die Niederlande war König Philipp damahls ganz allein mit der Eroberung Portugals, dessen Thron erledigt war, beschäftigt. Bey der Aussicht auf den Besitz einer neuen Krone betrachtete er in diesem Augenblicke die niederländischen Angelegenheiten nur als eine Nebensache. Fruchtlos blieben daher alle noch so dringenden Vorstellungen Parma's, ihn mit den nöthigen Summen zur Bezahlung der rückständigen Soldforderungen des Kriegsvolks, zu versehen. Im Unwillen über diese Vernachlässigung bath er den König, seine Stelle niederlegen, und zugleich mit den spanischen Truppen nach Italien gehen zu dürfen. Der König verweigerte sein Gesuch; aber auch Geld erfolgte nicht. Die unbezahlten Kriegsleute, welche selbst an den unentbehrlichsten Bedürfnissen Mangel litten, rächten sich durch Ausschweifungen, wodurch das Elend des Landes vermehrt ward. Sie erpreßten Geld von den Städten, wo sie in Besatzung lagen, und plünderten die Häuser ihrer Wirthe. Eine allgemeine Gährung herrschte im ganzen Heere, und die Obersten konnten kaum den Ausbruch einer furchtbaren Revolution zurückhalten. Die Bande der Kriegszucht und des Gehorsams waren aufgelöst. Die Soldaten weigerten sich gerade hin, den Befehlen ihrer Officiere Folge zu leisten; verließen, wenn sie die Wache bezogen hatten, ihre Posten, und die Deutschen vorzüglich erklärten laut, sie würden dem Feinde keinen Widerstand leisten, wenn man sie nicht bezahle. Der Herzog von Parma selbst erhielt einst, als er nach Namur ging, einen auffallenden Beweis von der aufrührerischen Stimmung des Kriegsvolkes. Bey seinem Einzuge durch das Stadtthor begegnet ihm ein ausrückendes Reitergeschwader, und senkt als militärische Ehrenbezeigung die Lanzen vor ihm. Einer der Reiter hat an die Spitze der seinigen einen leeren Beutel gebunden. Der Herzog bemerkt es, ruft, über diese Frechheit entrüstet, den Reiter

hervor, und haut ihn in's Gesicht mit den Worten: „Neige mit Ehrfurcht deine Lanze, und reize nicht durch einen unzeitigen Scherz deine besseren Cameraden zum Aufruhr!“ Alles schweigt, Niemand rührt sich, keiner wagt es zu murren; und als der Herzog befiehlt, den Strafbaren sogleich aufzuhenken, erflehen die Uebrigen mit den demüthigsten Bitten die Begnadigung desselben von ihm.

Wenn es in allen Verhältnissen des gesellschaftlichen Zustandes der Menschen der Vorzug großer Geister ist, die gemeinere Natur von sich abhängig zu machen, und über sie zu herrschen; so äußert er sich in keinem auf eine so auffallende und glänzende Weise, als in der Verbindung des Feldherrn mit seinen Kriegern. Die Geschichte der Feldzüge des Herzogs von Parma ist voll von überraschenden und außerordentlichen Beweisen für diese Erfahrung, und wir finden sie in allen Kriegen bestätigt, wo ein genialischer Mensch an der Spitze der Heere erscheint.

## 3.

## Feldzug des Jahres 1580.

---

Eine der Hauptbedingungen des zwischen der spanischen Regierung und den wallonischen Provinzen abgeschlossenen Aussöhnungs- und Unterwerfungsvergleichs war die Entfernung des fremden Kriegsvolks aus den Niederlanden. Wie viel Schwierigkeiten auch mit der Erfüllung dieses Punctes verbunden waren, und wie ungern sich der Hof dazu verstehen mochte; so drang doch der König selbst darauf, um den Niederländern zu beweisen, daß er fest entschlossen sey, sein ihnen gegebenes Wort zu halten. Die spanischen, italienischen und deutschen Besatzungen mußten daher die festen Plätze räumen, welche mit Wallonen besetzt wurden, und sich in der Gegend von Mastricht und Limburg zusammenziehen, von wo aus die Regimenter vereint den Rückmarsch nach Italien und Deutschland antreten sollten. Vor ihrem Abzuge hielt der Herzog von Parma noch eine allgemeine Musterung über sie, und empfing bey dieser Gelegenheit die rührendsten Beweise ihrer Anhängligkeit und Achtung.

Jetzt, da sie im Begriffe sind, sich von dem theuern Feldherrn zu trennen, lassen sich diese sonst so trotzigen und widerspänstigen Krieger nicht nur leicht von ihm bewegen, für ihre großen Soldforderungen eine Zahlung auf Abschlag an-

zunehmen, sondern sie knien auch beym Abschiede vor ihm nieder, küssen ihm Hände und Gewand, legen ihm ihre Fahnen zu Füssen, und äußern ihren Schmerz auf die auffallendste Art. Und nicht nur die ihm durch Sprache und Sitten verwandten Italiener und Spanier, auch die Deutschen bringen ihm dieselben freywilligen Opfer eines vollen Herzens dar. Die meisten Officiere dieser Nation nahmen sein Brustbild mit in ihre Heimath, und stellten es neben den Bildnissen ihrer Schutzheiligen auf, oder trugen es als eine Schaumünze auf der Brust. Der gerührte Fürst war dankbar und gerecht. Er beschenkte viele mit goldenen Ketten und Ringen, mit Harnischen, Helmen, Schwertern und Dolchen, und wirkte manchem verdienten Gemeinen beym Könige einen Gnadengehalt aus. Soll der Geschichtschreiber diese schönen Züge der Menschlichkeit nicht auffassen und verewigen? Ach! er hat ja nur zu oft das traurige Geschäft, sein Geschlecht in der höchsten Entartung und Verwilderung darstellen zu müssen; was würde seinen Glauben an die bessere Natur desselben erhalten, thäten es nicht jene Ergüsse eines rein menschlichen Gefühls, von welchen selbst der roheste Barbar in gewissen Momenten überrascht wird.

Es war im Jänner 1580, als der Abzug der fremden Truppen erfolgte, nur die obersten Befehlshaber und einige Geschwader italienischer Reiter blieben zurück. Auf die Wallonen machte die Entfernung der Ausländer einen sehr günstigen Eindruck, und erwarb dem Herzog von Parma ihr Zutrauen. Bey dem Allen war sie nichts mehr als ein Theaterstreich, das leichtgläubige Volk zu täuschen und die Besorgnisse des Adels zu zerstreuen. Wie schmerzlich würde einem so ruhmdürstigen Feldherrn, wie Alexander Farnese, die Trennung von solchen Truppen gewesen seyn, deren Tapferkeit, Treue und Kriegszucht der beste Wille der Wallonen nicht aufwog, und die allein sein Ansehen gründen, und

seinen Ruhm verherrlichen konnten, hätte ihn nicht die feste Ueberzeugung einer baldigen Rückkehr über ihre Entfernung getröstet.

Die angestrengtesten Rüstungen und die Anwendung aller möglichen Hülfsmittel hatten ihm ein Heer verschafft, welches nach dem Abzuge der Ausländer noch aus 30,000 Mann zu Fuß und 5000 Reitern bestand, welche von dem Marquis von Roubaix, einem Niederländer, und von Georg Basta, der sich während des niederländischen Kriegs vom gemeinen Reiter bis zum Befehlshaber und Generalcommissär der Reiterey emporgeschwungen hatte, angeführt wurden. Ungeachtet dieser bedeutenden Truppenzahl zeichnet sich doch der dießjährige Feldzug durch keine wichtige und folgenreiche Unternehmung von Seiten des königlichen Heeres aus. Leider waren es größten Theils Niederländer, welche in demselben wider einander auftraten und sich bekämpften; dahin hatte es jetzt die arglistige Politik der Spanier gebracht, daß die Nation ihre Kräfte im Kampfe wider sich selbst zerrieb, und in thörichter Verblendung ihr eigenes Blut vergoß, um ihrem Tyrannen den Sieg über sich zu erleichtern.

Die ersten kriegerischen Scenen des Feldzuges fielen im Süden der Niederlande vor, wo der Baron Montigny an der Spitze seiner Wallonen sich der Städte Montagne und St. Amand bemächtigte, die ständischen Besatzungen darin gefangen nahm, und das platte Land umher verwüstete. Eine andere Abtheilung Wallonen unter dem Obersten Alleines machte sich durch eine glückliche Kriegslist Meister von Kortrik. Pobelsberg, der Befehlshaber dieser Stadt, wollte die Besatzung derselben heimlich wider den Willen der Bürgerschaft verstärken. Er fordert in dieser Absicht einen in der Nähe stehenden ständischen Befehlshaber durch ein Schreiben auf, sich in die Stadt zu werfen; wobey er ihm Zeit, Ort und den Weg, welchen er nehmen soll, genau bezeichnet.

Unglücklicher Weise fällt der Bothe mit dem Briefe in die Hände der Wallonen, und Alleines säumt nicht, den günstigen Zufall zu benutzen. Er führt sein kleines Corps nach dem von Pobelsberg bestimmten Sammelplatz (1580, 27. Februar), und jener bemerkt den ihm gespielten Betrug nicht eher, als bis aller Widerstand vergebens ist. Die Wallonen dringen in die Stadt, und bemächtigen sich derselben nach Ueberwältigung der schottischen Besatzung.

Diese Fortschritte der königlichen Truppen setzten auch die ständischen in Bewegung, welche die Städte Nivelle, Avesnes und Ninove überfielen und eroberten. Ninove ward erst nach großem Blutvergießen (März 28.) überwältigt; und die Sieger fanden darin die Grafen Carl und Philipp von Egmont. Jener ward auf des Prinzen von Oranien Vorbitte in Freyheit gesetzt; aber Philipp, der schon bey mehreren Gelegenheiten, und noch erst vor Kurzem in Brüssel seine feindseligen Gesinnungen gegen die Staaten bewiesen hatte, ward nach Rammekens gebracht, und mußte fünf Jahre Gefangener bleiben.

Die Stadt Mecheln hatte sich durch ihren treulosen Abfall den Unwillen der ganzen republikanischen Partey zugezogen. Die Staaten beschlossen, sie dafür züchtigen zu lassen, und der Oberst Tempel erhielt Befehl, das Strafgericht zu vollziehen. Mit einem kleinen aus Engländern und Niederländern zusammengesetzten Corps bricht er in aller Stille gegen die Stadt auf, und steht vor ihren Mauern, ehe sie noch irgend eine Gefahr ahnet. Der Angriff wird sogleich unternommen (9. April), die Mauern erstiegen, das Brüsseler Thor gesprengt, und der Reiterey der Eingang geöffnet. Indeß hatten auch die Einwohner zu den Waffen gegriffen, und auf dem Markte entbrannte ein heftiges Gefecht. Mitten unter den Kämpfenden sah man den Pater Wolf, Provinzial der Carmeliter, einen fanatischen Mönch, dessen Ränke

vorzüglich den Abfall der Stadt veranlaßt hatten, und der seit dem die Rolle eines Demagogen darin spielte. Mit einer Hellebarde bewaffnet focht er gleich einem Rasenden, bis er endlich nebst mehreren andern Mönchen erschlagen ward. Bald darauf erklärte sich der Sieg für die Ständischen, und sie schändeten ihn durch eine allgemeine Plünderung der eroberten Stadt; wobey sich keiner thätiger bewies, als die Engländer, welche sogar die Uhren aus den Thürmen und die Grabsteine von den Kirchhöfen raubten und nach England sandten.

Die Freude der republikanischen Parten über die Wiedereroberung Mechelns ward bald durch einen Unfall getrübt, welcher den ständischen Feldherrn Lanoue bey dem Schlosse Ingolmünster traf. Er hatte sich vor dieser kleinen Feste gelagert, und war im Begriffe sie anzugreifen, als ihm plötzlich der Gedanke einfiel, die Stadt Ryssel zu überfallen. Die damahlige Lage der Dinge schien dieses Unternehmen ganz vorzüglich zu begünstigen, und alle Umstände versprachen einen glücklichen Erfolg. Dennoch vereitelte es ein unvorhergesehenes Ereigniß, und stürzte zugleich den Urheber desselben in's Verderben. Schon war Lanoue an der Spitze einer auserlesenen Mannschaft im vollen Marsch nach Ryssel begriffen, als ihm der Marquis von Risburg mit 18 Fahnen Wallonen entgegen kam. Dem ständischen Feldherrn, bey der Uebermacht des Feindes, blieb nichts übrig, als sich in das schwachbesetzte Lager vor Ingolmünster zurück zu ziehen. Risburg eilte ihm auf einem nähern Wege über Kortrik nach, überwältigte die schlechtbesetzte Brücke über die Mander unweit Ingolmünster, und schlug und zerstreute die ständischen Truppen (10. Mai). Lanoue selbst ward nebst mehreren Officieren gefangen und alles Geschütz erobert. Der Erstere mußte fünf Jahre Gefangener bleiben; denn da er für einen vorzüglichen Feldherrn galt, verweigerten die Königlichen seine Auswechslung.

Bald nach der Niederlage bey Ingolmünster eroberten die ständischen Truppen die Städte Sichem, Arschot und Diest (Junius), wo sich eine Fahne des deutschen Regiments Lodron so tapfer vertheidigte, daß sie bis auf den letzten Mann niedergehauen ward. Die Königlichen dagegen machten sich Meister von Quesnoi und Bouchain (September). Aber ein Versuch des Prinzen von Oranien, Mastricht durch Bestechung der Besatzung wieder zu gewinnen, gelang eben so wenig, als die Bemühungen des Herzogs von Parma (October), die Hauptstadt Brabants durch große Versprechungen zum Abfalle zu verleiten.

Dieß waren die merkwürdigsten Vorfälle des dießjährigen Feldzuges im Süden und Westen der Niederlande; größere Thätigkeit herrschte in den östlichen und nördlichen Provinzen. Des Grafen von Renneberg Uebertritt zur königlichen Partey hatte Zwietracht und Verwirrung über die Provinz Gröningen gebracht; doch blieb der größte Theil des Volks den Staaten treu. Besonders zeichneten sich die Bewohner desjenigen Districts, welchen man die Ommelande nennt, durch ihren Eifer für die Sache der Freyheit aus. Sie wiesen nicht nur alle Aufforderungen des Grafen, sich dem Könige zu unterwerfen, zurück, sondern bothen auch alle ihre Kräfte auf, die Stadt Gröningen der spanischen Herrschaft wieder zu entreißen. Noch am Abende desselben Tages (1580, 3. März), da Renneberg die Stadt für den König in Besitz genommen hatte, ward sie durch Johann Kornput, einen tapfern Kriegsmann und eifrigen Anhänger der Staaten, mit einer kleinen Anzahl niederländischer Truppen berennt. Am folgenden Tage vereinigte sich der ständische Oberst Entes, der 13 Fahnen Friesen und 2 Kornetten Reiter befehligte, mit Kornput, und beyde Anführer trafen Anstalten zur Belagerung der Stadt.

Gröningen, ein ansehnlicher volkreicher Ort, liegt in einer fruchtbaren, an Getreideland und Weide reichen Gegend. Die Einwohner sind wohlhabend, und treiben einen bedeutenden Handel. Die Festungswerke des Ortes bestanden damahls aus einer mit Thürmen und Rondelen versehenen Mauer und aus einem tiefen Graben. Vor dem Bottringer Thore erhob sich ein großes Bollwerk. Sechzehn Fahnen Niederländer, unter Philipp Hohenlohe und Wilhelm Ludwig Nassau, des Grafen Johann von Nassau Sohn, verstärkten das Belagerungscorps, und die Stände der Ommelande versahen es mit Geld und Geschütz, wozu die Kirchengelder und die Glocken aus den Dorfkirchen genommen wurden. Jetzt ward die Belagerung förmlich eröffnet, die Laufgräben gezogen, und Batterien erbaut; aber ein Angriff, welchen der Oberst Entes, wider den Rath der übrigen Befehlshaber, auf die verschanzte Vorstadt Schuitending unternahm (27. Mai), ward mit Verlust abgeschlagen. Entes selbst ward bey diesem Vorfall durch einen Musketenschuß getödtet, und so beschloß dieser berüchtigte, schon aus den frühesten Zeiten der niederländischen Revolution bekannte Abenteurer sein unruhiges Leben auf demselben Fleck Erde, der ihn erzeugt hatte. Die niederländischen Geschichtschreiber zeichnen sein Bild mit sehr gehässigen Zügen, und lassen ihm keine Tugend, als einen unerschütterlichen Muth. Seine erste Bestimmung waren die Wissenschaften, und man sandte ihn nach Gröningen, um sich mit den Anfangsgründen der menschlichen Erkenntnisse bekannt zu machen. Aber sein unruhiger Geist paßte nicht in diese eingeschränkte Sphäre, er trieb ihn von der Beschäftigung mit todten Formen hinaus in die lebendige Welt, und nachdem er sein väterliches Erbe durch Ausschweifungen vergeudet hatte, trat er in die Verbrüderung der Meergeusen (1571). Das Glück begünstigte ihn, und in kurzer Zeit erwarb er sich beträchtliche Reichthümer durch See-

räuberey. Er trieb dieses Gewerbe mit der höchsten Grausamkeit, und mancher ausgeplünderte Kaufmann ward auf seinen Befehl ins Meer geworfen. Nach der Eroberung Briels, an welcher er Theil nahm, spielte er eine nicht unbedeutende Rolle in Holland, als Verweser des Grafen von der Mark, damahligen Befehlshabers der Provinz unter dem Prinzen von Oranien. Aber nie verläugnete sich sein wilder und grausamer Charakter, und die Klagen der von ihm gemißhandelten Holländer bewogen den Prinzen, ihn seiner Dienste zu entlassen. Nach einiger Zeit erschien er jedoch wieder auf dem Schauplatz des Kriegs, und fand endlich vor den Mauern Gröningens den Tod.

Der Oberst Escheda übernahm nach seinem Abgange den Oberbefehl über das Belagerungscorps, und die Angriffe wurden fortgesetzt, aber mit geringem Erfolg; denn die Belagerten leisteten tapfern Widerstand, und schon näherte sich ein Corps von 3000 Mann zu Fuß und 600 Reitern, welches ihnen der Herzog von Parma zu Hülfe sandte. Der Anführer dieses Entsatzes, Martin Schenk von Nideghem, ein kühner und unternehmender Partisan, welcher Anfangs den Staaten gedient, und in der Folge ihren Dienst mit dem spanischen vertauscht hatte, in der Hoffnung, ein schnelleres Glück zu machen, setzte mit seiner, größten Theils aus deutschen und andern Abenteurern bestehenden Mannschaft über den Rhein, und eilte in Gewaltzügen nach Gröningen. Aber in Ober-Yssel, zwischen Zwol und Coevorden (Junius 17.) traf er auf den Grafen Hohenlohe, der ihm auf Befehl der Generalstaaten mit 3000 Mann entgegengerückt war. Der ständische Feldherr, ohne seinen durch einen äußerst beschwerlichen Marsch entkräfteten Truppen einige Erhohlung zu verstatten, beschloß sogleich den feindlichen anzugreifen.

Es war hoch Mittag, als beyde Theile zum Kampfe geordnet standen. Die glühende Sonne eines heißen Som-

mertags bräunte, den Ständischen ins Angesicht; aber sie waren voll Muth und Schlachtbegier. Das Gebeth wird gesprochen, nach der Sitte des Zeitalters. Die Hüte werden aufgeschwenkt, die Kanonen abgeprotzt, und das Zeichen zum Angriff ertönt. Nach einem hartnäckigen Kampfe scheint sich der Sieg für die Niederländer zu erklären; aber indem sich die friesischen Fahnen zu einem neuen Angriff schwenken, werden sie selbst von einigen Geschwadern königlicher Speerreiter und Schützen zu Pferde angegriffen, und weil sie der feindlichen Reiterey keine Pikeniers entgegenstellen können, durchbrochen und geworfen. Das ganze ständische Fußvolk gerieth plötzlich in Verwirrung, und nach einigen fruchtlosen Versuchen sich wieder zu setzen, floh es aus einander in unaufhaltbarer Flucht. Die Reiterey folgte dem Beyspiel des Fußvolks, und das Geschütz ward den Feinden zur Beute. Im ersten Schrecken verließen die Ständischen auch Coevorden, und in der Nacht nach dem 18. des Brachmonaths ward die Belagerung Gröningens aufgehoben, wo Schenk feyerlich als Sieger einzog. Die Anhänger der Stände in den Ommelanden entflohen, und ihre Besitzungen wurden von den königlichen Truppen ausgeplündert und verheert.

Schenk und Renneberg eroberten darauf die Stadt Delfzyl und die Schanzen von Aduwerderzyl und Obslag, wogegen Hohenlohe Coevorden wieder einnahm. Aber der Letztere verlor ein Treffen auf der Bourtangerheide, die ständischen Truppen flohen überall (September), und die königlichen spielten in ganz Ober-Yssel den Meister. Die Generalstaaten, beunruhigt durch die Fortschritte der Feinde in diesen Gegenden, sandten große Geldsummen an ihre dortigen Befehlshaber, um die zerstreuten Regimenter wieder zu sammeln und zu ergänzen. Aber während dieß geschah, wandte sich der siegreiche Renneberg gegen Steenwik und rüstete sich zum Angriff dieses Orts.

Die Belagerung, welche jetzt erfolgte, gehört zu den merkwürdigsten Ereignissen des gegenwärtigen Feldzugs, nicht wegen ihres besondern Einflusses auf den Gang des Kriegs; sondern weil sie reich ist an einzelnen charakteristischen Zügen, und dabey einen Beweis abgibt, wie viel oft die Standhaftigkeit eines einzigen besonnenen und entschlossenen Mannes zu bewirken vermag.

Steenwik ist eine uralte Stadt von geringem Umfange, in der Provinz Ober-Yssel an der friesischen Grenze gelegen. Sie bildet einen Halbzirkel an dem Gewässer Aa. Ihre Umgebungen sind auf der Ost- und Westseite ein hohes Land, nach der Landschaft Drente sich herabziehend; im Süden ein niedriges Mohrbruch und feuchte Wiesen, welche von einem Steindamm, der nach Steenwikerwolde und Tuif führt, durchschnitten und bey starken Regengüssen einer gänzlichen Ueberschwemmung ausgesetzt sind; und im Norden und Nordosten eine weite Aue, der Jövener Damm und eine Brücke über die Aa. Die Befestigung des Städtchens war damahls nur unbedeutend. Ein Erdwall mit einer vier bis fünf Fuß dicken Brustwehr und ein Wassergraben von fünfzig Fuß Breite bildeten die ganze Fortification. Ueber den Graben führten von den Thoren aus gemauerte Dämme ohne Zugbrücken und Barrieren, so daß ein Ueberfall leicht ausführbar war.

Als der Vortrab des Renneberg'schen Corps schon im Anzuge war (1580, 18. October), bestand die ganze Besatzung der Stadt nur aus einer Fahne ständischer Truppen, und die größten Theils spanischgesinnte Bürgerschaft weigerte sich hartnäckig, eine Verstärkung an Kriegsvolk einzunehmen. Erst den Tag vor der Ankunft der Feinde gelang es dem Hauptmann Johann Kornput, dessen unbekannter Nahme seit der ruhmwürdigen Vertheidigung Steenwiks in den Annalen seines Vaterlandes ehrenvoll ausgezeichnet ist, sich

mit seiner Fahne wider den Willen der Bürger in die Stadt zu werfen. Der tapfere Mann ließ seine Krieger einen feyerlichen Eid schwören, nie von Uebergabe zu sprechen, und jeden ihrer Cameraden, der etwas davon erwähnen werde, auf der Stelle nieder zu stechen. Die ganze Besatzung betrug jetzt 600 Mann, und von 500 bewaffneten Bürgern waren kaum 50, die es redlich meinten, und denen man trauen konnte. Die Vorräthe an Pulver und Proviant waren nur gering. Da kein Befehlshaber in der Stadt war, so übernahmen die Bürgermeister und Hauptleute gemeinschaftlich das Commando.

Renneberg rückte mit 6000 Mann vor die Stadt, und besetzte sogleich alle Zugänge; worauf die mißvergnügte Bürgerschaft ein Schreiben an die Staaten sandte (October 23.), und um schleunige Hülfe bath, weil sich die Stadt sonst nicht halten könne; Kornput aber erklärte den Inhalt dieses Schreibens für lügenhaft und strafbar.

Die Feinde vertrieben ein kleines Detaschement Niederländer aus dem Dorfe Kuinder, und erbeuteten eine Fahne, welche sie, an den Schweif eines Pferdes gebunden, unter Musik und Jubelgeschrey um die Stadt schleiften. Die Belagerten rächten diesen Schimpf durch einen Ausfall, welchen die Belagerer dadurch vergalten, daß sie unter einem heftigen Musketenfeuer eine mit Pech, Schwefel und andern Brennstoffen ausgefüllte Tonne gegen die Barriere vor dem Geestthore wälzten, um diese in Brand zu stecken. Ein tapferer Soldat von Kornputs Fahne erboth sich, das Feuer, welches bereits die Barriere ergriffen hatte, zu löschen. Er wird vom Wall herabgelassen, und schwimmt, einen ledernen Eimer im Munde, über den Graben, rollt die Tonne zurück und gießt das Feuer aus. Mit echt niederländischem Phlegma verrichtet er sein Geschäft, ohne auf die feindlichen Kugeln zu achten, die um ihn her sausen. Ich bin Aart

von Gröningen, eines Barbierers Sohn! ruft er den Feinden zu, schwimmt ruhig über den Graben zurück, und empfängt von Kornput den Lohn für seine kühne That. Am Abend desselben Tages ward ein feindlicher Soldat, der vor dem Wallthore heftige Schmähungen wider die Staaten und den Grafen von Hohenlohe ausstieß, vom Wall herab durch einen Schützen, der sein Feuerrohr nur nach dem Schall der Stimme richtete, gerade in den sich öffnenden Mund geschossen, und dadurch für seinen Muthwillen gestraft.

Renneberg hatte Befehl vom Herzog von Parma, sich der Stadt zu bemächtigen, es möge kosten was es wolle. Er versuchte zuerst durch gütliche Mittel seinen Zweck zu erreichen, und erließ eine Aufforderung zur Uebergabe an sie; wobey den Belagerten Sicherheit des Lebens und Eigenthums und freyer Abzug versprochen ward. Aber ihre Antwort lautete: Wir werden Steenwik dem Könige erhalten, aber unter des Prinzen von Oranien Aufsicht und Schutz. Jetzt wurden drey Stück Geschütz gegen die Stadt aufgeführt, und die Belagerten arbeiteten an Verstärkung der Wälle und Brustwehren. Die Letzteren bathen noch ein Mahl die Staaten dringend um Entsatz; aber Kornput schrieb ihnen, die Stadt bedürfe noch keines Entsatzes, sie möchten sich daher nicht übereilen, um desto kräftigere Maßregeln treffen zu können; zugleich that er den Staaten Vorschläge zu einer Chiffersprache und zu Signalen durch Laternen und Feuerpfannen während der Nacht, und am Tage durch ausgespannte Tücher.

Renneberg schlug eine kleine Schar ständischer Truppen bey dem Dorfe Willenhofen (November 17.), und bemächtigte sich eines Vorraths von Schießpulver, den sie mit sich führte, wovon er sogleich einen verderblichen Gebrauch gegen die Stadt machte. Die zerstörende Kunst, durch glühende Stückkugeln Gebäude anzuzünden, war damahls längst er-

funden; aber nur selten machte man Gebrauch davon, vielleicht wegen der Schwierigkeiten beym Glühen der Kugeln, oder wegen der für die Constabler damit verbundenen Gefahr, wenn die Pulverladung Feuer fing. Renneberg ließ Steenwik ihre verheerenden Wirkungen empfinden, und nachdem das Geschütz die Spitzen der Wälle und die hohen Brustwehren herabgestürzt hatte, um eine freye Aussicht über die Stadt zu öffnen, eine Anzahl glühender Kugeln auf die Häuser herabschleudern. Bald schlugen die Flammen an mehreren Stellen auf, und verbreiteten sich mit so reißender Schnelligkeit, daß mehr als siebenzig Häuser und mehrere Magazine in Asche sanken.

Nach diesem Brandspiel forderte der feindliche Feldherr die Stadt abermahls zur Uebergabe auf, und die mit einigen Hauptleuten der Besatzung einverstandene Bürgerschaft drang darauf, wenigstens die Bedingungen des Feindes anzuhören. Aber Kornput wollte davon nichts wissen, und erwiederte den Bürgern: Eine Jungfrau, die sich zu einer Unterredung mit ihrem Buhlen versteht, ist schon halb schwanger! Den folgenden Tag (20. November) rotten sich die Bürger und Soldaten auf dem Markte zusammen, und fordern mit Ungestüm die Uebergabe der Stadt. Aber plötzlich tritt Kornput, von einigen Hauptleuten und treuen Kriegern begleitet, mitten unter sie, und scheucht die lärmenden Gruppen aus einander. Nur ein vorlauter Schlächter blieb stehen und fragte trotzig: Was soll aus uns werden, wenn wir nichts mehr zu essen haben? Dann wollen wir dich und andere Schurken deines Gleichen zuerst auffressen; aber noch ist es nicht so weit, versetzte Kornput in seiner derben niederländischen Sprache, und trieb ihn fort.

So hinderte dieser entschlossene Mann durch seine Standhaftigkeit die Uebergabe der Stadt, und brachte es auch durch seine Vorstellungen dahin, daß zweckmäßige Anstalten

zur Abwendung ähnlicher Feuersbrünste als die vorhin erwähnte getroffen wurden. In allen Straßen, ja vor jedem Hause, mußten die Bürger Wache halten. Selbst Weiber und Knaben verrichteten diesen Dienst. Sobald die Wächter bemerkten, daß ein Haus von einer glühenden Kugel getroffen war, welches der aufsteigende Dampf leicht verrieth, ward sie mit eisernen Haken oder mit den Händen, die mit dicken angefeuchteten ledernen Handschuhen bedeckt waren, aufgehoben und auf die Straße geworfen. Dadurch wurden alle weiteren Versuche der Belagerer, die Stadt auf's Neue anzuzünden, vereitelt.

Mit dem Anfange des Christmonaths trat Regenwetter ein, und jetzt öffneten die Belagerten ihre verschütteten Thore wieder, und thaten Ausfälle, während unter ihren Feinden Mißmuth und Empörung herrschten. Das Ungemach der Jahreszeit und der Mangel an Gelde und an allen nöthigen Bedürfnissen, womit die Belagerer zu kämpfen hatten, erschöpften ihre Geduld; sie empörten sich, und ihr Befehlshaber mußte sich mehrere Tage verbergen, um den Ausbrüchen ihrer Wuth zu entgehen. Durch ausgetheilte Geldsummen und glänzende Versprechungen gelang es ihm endlich, die aufgebrachten Gemüther wieder zu besänftigen.

Indeß hatten die Generalstaaten, nach langen Berathschlagungen mit dem Prinzen von Oranien, den Entsatz von Steenwik beschlossen, welches seiner geographischen Lage wegen für einen Schlüssel zu Drente und Friesland galt. Da es aber an Geld und Mannschaft fehlte, so konnte nur wenig gethan werden, und alles, was zur Rettung des bedrängten Platzes geschah, war, daß einige schwache Truppenhaufen dahin gesandt wurden. Der erste unter dem Obersten Norris war so glücklich, sich eine Gemeinschaft mit der belagerten Stadt zu öffnen, und eine kleine Verstärkung hinein zu werfen, welche etwas Geld und Pulver mitbrachte; wor-

auf die Belagerten einen neuen Ausfall thäten, und dem Feinde einige Geschütze (31. December) mit großen Schmiedehämmern zerschlugen. Die Erscheinung des Obersten Sonoi, welcher mit Mannschaft und Lebensmitteln aus Nordholland über den Südersee gesegelt und bey Blokzyl, eine Meile von Steenwik, an's Land gestiegen war, belebte den Muth der Belagerten auf's Neue. Auch Norris rückte jetzt näher an die Stadt, und schon sahen die Bewohner derselben in freudiger Erwartung der nahen Befreyung entgegen, als ihnen die Nähe ihrer Freunde durch einen traurigen Irrthum fast zum Verderben geworden wäre. Renneberg hatte auf die Hoffnungen der Belagerten den Plan zu einer Kriegslist gegründet. Er läßt einen Theil seiner Mannschaft gegen die Stadt ausrücken, und trifft dabey solche Maßregeln, daß die Belagerten glaubend gemacht werden, es sey der sehnlich erwartete Entsatz. Ein starker Nebel und der holländische und englische Trommelschlag, welchen die Feinde nachahmen, vollenden die Täuschung. Die Belagerten machen einen Ausfall, um denen, welche sie für ihre Befreyer halten, die Hand zu biethen, und würden sammt der Stadt ein Opfer ihrer Unvorsichtigkeit geworden seyn, hätte sich nicht glücklicher Weise der Nebel plötzlich verzogen, und sie noch zur rechten Zeit ihren Irrthum erkennen lassen; worauf sie sich ohne Verlust in die Stadt zurückzogen, und eine abermahlige Aufforderung des Feindes zur Uebergabe gleich den früheren abwiesen (1581, 9. Januar).

Wenige Tage nach diesem Vorfall sah man vor den Mauern der belagerten Stadt eine Scene, welche an die Zeiten der Homerischen Helden oder der späteren Ritterwelt erinnert haben würde, hätte nicht ihr burlesker Ausgang die poetische Idee einer romantischen Vorzeit schnell verwischt, und die gemeine niederländische Natur in einem treffenden Zuge dargestellt. Ein feindlicher Hauptmann forderte den

Obersten Norris zum Zweykampfe heraus, und ein Lieutenant des Letzteren nahm die Ausforderung an dessen Stelle an. Ort und Zeit des Kampfes werden bestimmt, Geißeln gegeben und Bedingungen festgesetzt. Die Kämpfer erscheinen, beyde Heere stehen unter den Waffen. Das Gefecht hebt an. Mehrere Gänge werden gemacht, und keiner der Fechtenden ist verletzt. Endlich legen sie die Waffen nieder, ergreifen ein Paar volle Krüge, trinken einander zu, und das Schauspiel ist zu Ende.

Nach einem für die Belagerten nicht glücklichen Ausfall zog sich Norris zu Sonoi nach Blokzyl zurück, nachdem er aus Unkunde des Terrains einen ganzen Tag in der größten Gefahr geschwebt hatte, mit seinem ganzen Corps aufgehoben zu werden. Nach einer aus Friesland erhaltenen Verstärkung rückte er wieder näher gegen Steenwik vor (31. Januar).

Die Belagerten erbauten, auf Kornputs Rath, ein neues Thor gegen Norden, um das Einbringen des Proviants, womit Norris die Stadt versehen wollte, zu erleichtern. Aber die erwartete Verproviantirung verzögerte sich so lange, daß von Neuem der Muth der Belagerten sank. Ein unbedeutender Zufall erhob ihn wieder. Drey Wachteln, welche eines Tages über den Markt hinflogen, wagten sich zu tief herab, und wurden mit der Hand gegriffen. »Gott ist dreyeinig« — rief Kornput aus, als man ihm den Vorfall erzählte — »er sandte einst den muthlosen Israeliten in der Wüste diese Speise! auch unsere Stadt wird er speisen, doch erst in drey Wochen, weil der Wachteln drey sind, und zwar zur Prüfung wegen des durch euern Mangel an Zutrauen auf seine Hülfe bewiesenen Kleinmuths.« So benutzte der erfahrne Menschenkenner den Wunderglauben und die Vorurtheile seines Zeitalters, und es gelang ihm, durch dieses immer wirksame Mittel die Hoffnung der Belagerten noch ein Mahl

zu beleben, daß sie getrost der Zukunft und der versprochenen Hülfe entgegen sahen.

Norris lagerte sich auf einer befestigten Höhe im Angesichte der Stadt (4. Februar), wo ihn Renneberg vergebens angriff. Beyde Theile mußten mit Hunger, Frost und allen nur erdenklichen Mühseligkeiten kämpfen. In der Stadt konnte man das Lager unter Norris sehr deutlich sehen, und die Blicke der Belagerten hingen mit Sehnsucht auf diesem Pharus ihrer Hoffnungen. Um den Einwohnern und der Besatzung von Zeit zu Zeit Nachricht von sich zu geben, erfand Norris folgendes Mittel: Er ließ zweypfündige, mit doppelten Oeffnungen versehene bleyerne Kugeln gießen. In die eine Oeffnung ward ein Brief gesteckt, und die Oeffnung dann mit einem bleyernen Pfropf verschlossen; in die andere that man Brennstoffe und eine Zündschnur, um die Stelle zu bezeichnen, wo die abgeschossene Kugel niederfiel.

Der 22. Februar war der entscheidende Tag, wo es dem Obersten Norris gelang, nach langen und blutigen Gefechten mit dem Belagerungscorps die Stadt mit allen nöthigen Bedürfnissen zu versorgen. Die Folge davon war, daß Renneberg die Belagerung aufhob, so schmerzlich es ihm auch war, dem Herzog von Parma das gegebene Versprechen nicht erfüllen zu können. Er zog sich in größter Ordnung von der Stadt zurück (23. Februar), und die Belagerten wagten nicht, ihn zu verfolgen; weil das trübe nebelige Wetter alle Aussicht entzog. Norris hielt seinen Einzug in die gerettete Stadt, und der Schade, welchen die Bürger während der Belagerung erlitten hatten, ward ihnen durch Erlassung der Steuern und andere Vergünstigungen ersetzt. Aber ihre Freude über den glücklichen Ausgang der Belagerung verwandelte sich bald in Trauer; denn eine pestartige Seuche, welche sich über die Stadt verbreitete, stürzte in kurzer Zeit den größten Theil ihrer Bewohner in's Grab.

Nach dem gelungenen Entsatze Steenwiks verfolgten die ständischen Befehlshaber ihr Waffenglück. Norris eroberte Kuinder, Lemmer und Sloten, und Sonoi Staveren. Rennebergs Truppen, welche sich in Besitz der sämmtlichen Ommelande gesetzt hatten, wurden nach und nach aus ihren Eroberungen vertrieben (1581, 19. Julius), und bis unter die Mauern von Gröningen gedrängt.

In dieser letztern Stadt beschloß der Graf von Renneberg seine Laufbahn (23. Julius). Unmuth und Krankheit hatten seit der mißlungenen Belagerung Steenwiks an seinem Leben genagt. Auch soll er in den letzten Tagen, nach der Versicherung der niederländischen Geschichtschreiber, seinen Abfall von der republikanischen Partey bitter bereuet, seine Schwester Cornelia Lalaing, welche ihn dazu überredet, von seinem Sterbelager zurückgewiesen, und noch kurz vor seinem Ende im Gefühl des Schmerzens ausgerufen haben: O Gröningen, Gröningen, wozu hast du mich verleitet!

Franz Verdugo, ein Spanier von geringer Geburt, der sich durch Muth und Talente vom gemeinen Kriegsmanne zum Befehlshaber emporgeschwungen hatte, erhielt vom Herzoge von Parma Rennebergs erledigte Statthalterschaft, zur großen Kränkung des tapfern Schenk, welcher des Grafen Nachfolger zu werden gehofft hatte. Verdugo erschien an der Spitze von zehn Fahnen in Friesland, eroberte die Ommelande wieder, schlug den Obersten Norris auf's Haupt, und erwarb den königlichen Waffen (1581, September) das Uebergewicht auf dem nördlichen Schauplatze des Kriegs.

## 4.

# Achtserklärung des Königs von Spanien wider den Prinzen von Oranien.

## 1580.

---

Der Utrechter Bund, wodurch sich ein Theil der niederländischen Provinzen feyerlich von der spanischen Herrschaft lossagte, und den ersten entscheidenden Schritt zu der künftigen Unabhängigkeit that, war gleich allen übrigen Unternehmungen der Nation wider ihre ehmahligen Beherrscher das Werk Wilhelms von Oranien. Er allein erhielt die Partey der Königsfeinde und der Freyheit, und ohne den alles belebenden Einfluß dieses außerordentlichen Geistes wäre die niederländische Revolution ohne dauernde Folgen geblieben, und nichts mehr als der ohnmächtige Versuch eines gemißhandelten Volks zur Wiedererlangung seiner natürlichen Rechte gewesen. Nie hatte Philipp II. einen so gefährlichen Feind gehabt, als diesen, und nur zu gut kannte er die Wichtigkeit und den Werth eines Mannes, der nun schon zwölf Jahre mit geringen Hülfsmitteln den ungleichen Kampf wider ihn, den mächtigsten Monarchen Europa's, unterhielt.

Nur wenn er ihnen diese Stütze entriß, durfte er hoffen, seine abgefallenen niederländischen Unterthanen wieder

zum Gehorsam zurück zu bringen. Aber alle Versuche, dieses zu bewirken, waren bis jetzt fruchtlos geblieben. Der List war Oranien ausgewichen, weil er den Grundsatz hatte, Spanien nie zu trauen; der Gewalt hatte er mit unerschütterlicher Standhaftigkeit getrotzt, und eben so wenig machten gütliche Vorschläge Eindruck auf ihn, wenn sich in ihnen die Absicht aussprach, ihn abzulenken von seinem großen Vorhaben, den Götzen der spanischen Tyranney in den Niederlanden zu zertrümmern. Während des Cöllner Friedenscongresses, wo der spanische Gesandte, nach seiner Instruction, bestimmt und unwiderruflich darauf drang, daß der Prinz seiner Würden in den Niederlanden entsetzt, und gezwungen werden sollte, dieses Land auf immer zu räumen, ward ihm von Seiten des spanischen Hofes insgeheim die Hand zu einem Vergleiche gebothen. Man machte ihm den Antrag, daß, wenn er sein Wort gäbe, die Niederlande freywillig zu verlassen, und nach Deutschland zurück zu gehen, ihm eine Entschädigung von 100,000 Gulden bewilliget, und sein Sohn, der Graf von Büren, der erlittenen langen Haft entledigt, und in alle väterlichen Rechte und Besitzungen in den Niederlanden eingesetzt werden solle. Aber Wilhelm wies diesen entehrenden Vorschlag, der die Verwünschungen der Niederländer, den Spott der Zeitgenossen, und die Verachtung der Nachwelt über ihn gebracht haben würde, mit Unwillen zurück.

Diese Weigerung und die eingelaufenen Berichte von geheimen Berathschlagungen in den abgefallenen Provinzen, dem Herzog von Anjou die Souveränität über die Niederlande anzubiethen, reizten den kalten Philipp zum heftigsten Zorn, und der stolze Beherrscher zweyer Welttheile, welcher sonst aus dem mystischen Gewölk seines düsteren Ceremoniels wie ein Wesen höherer Art auf seine Unterthanen herabsah, erschien ihnen jetzt, von einer niedrigen Leidenschaft über-

rascht, wie ein gemeiner Mensch. Auf immer zerrissen war jetzt der Faden gütlicher Unterhandlung zwischen ihm und Oranien, und auch die letzte Aussicht auf eine noch mögliche Aussöhnung verschwunden. Von jetzt an behandelten sich beyde Prinzen ohne alle Schonung, und selbst ohne die ihrem Range schuldige Achtung, und mißhandelten sich in öffentlichen Schriften, welche mit den niedrigsten Schmähungen angefüllt waren, und worin die Leidenschaft Wahres und Falsches durch einander mischte.

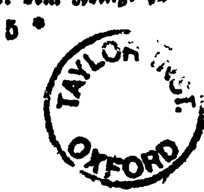
Den ersten Schritt zu dieser unrühmlichen Fehde that der erbitterte Philipp. Auf seinen Befehl erließ der Herzog von Parma, von Mastricht aus, wo er sich den größten Theil dieses Jahres aufhielt, ein öffentliches Manifest wider den Prinzen von Oranien (1580, 15. März), dessen Inhalt folgender war: König Philipp von Spanien, Herzog von Brabant und Burgund, thut darin zu wissen, wie nicht nur sein Vater Kaiser Carl V., sondern auch er selbst den Prinzen von Oranien mit Wohlthaten überhäuft hätten. Der Kaiser habe ihm zum Besitz des Fürstenthums Orange, des Erbtheils seines Vetters Renatus von Chalons, verholfen, und von ihm sey er zum Ritter des goldenen Vließes und zum Statthalter über Holland, Seeland, Utrecht und Burgund ernannt worden. Diese Wohlthaten habe er mit dem schwärzesten Undank vergolten, die aufrührerische Verbindung des Adels in den Niederlanden, die Bilderstürmerey und die Unterdrückung des katholischen Glaubens veranlaßt und befördert, und endlich wider seinen rechtmäßigen Herrn die Waffen ergriffen. Unmittelbar an diese Beschuldigungen schloß sich eine Reihe der gröbsten und niedrigsten Schmähungen. Der Prinz ward ein Ehebrecher genannt; weil er bey Lebzeiten seiner von ihm geschiedenen Gattinn, Anna von Sachsen, sich mit einer geweihten Aebtissinn, der Tochter des Herzogs von Montpensier,

vermählt habe; ein Ketzer und Abtrünniger, ein Kain und Judas, ein Heuchler, eine Pest der Christenheit und ein Feind des Menschengeschlechts. Zum Schluß erklärte ihn der König als den Stifter der niederländischen Unruhen und ehrlosen meineidigen Schelm, sammt allen seinen noch nicht eingezogenen Gütern, in die Acht, und gab Vermögen und Person des Geächteten einem Jeden Preis. Wer ihn todt oder lebendig liefern werde, dem wurden 25,000 Goldkronen, Loszählung von allen Verbrechen, und der Adel, wenn er noch kein Edelmann sey, zur Belohnung versprochen. Alle seine Anhänger, die sich nicht binnen einem Monath von ihm trennten, sollten Adel, Ehre, Leben und Vermögen verwirkt haben.

Oranien war von dem Inhalt dieser Achtserklärung, schon vor ihrer öffentlichen Erscheinung, durch seine Kundschafter am spanischen Hofe, die alle Schritte desselben bewachten, unterrichtet, und hatte eine vorläufige Anzeige davon an die Staaten von Holland und Seeland gemacht. Als hierauf das schändliche Product der Rache und des Hasses wirklich aus dem spanischen Cabinette hervorging, und in seiner ganzen Abscheulichkeit vor den Augen der Welt zur Schau aufgestellt ward, beschloß der gemißhandelte und tiefgekränkte Prinz, seinen Gegner mit gleicher Münze zu bezahlen, ferner keine Schonung und Discretion gegen den König zu beobachten, und denselben Ton gegen ihn anzustimmen, den sich jener zuerst gegen ihn erlaubt habe. Er beantwortete das Manifest in einer Rechtfertigungsschrift, worin er das Bild des verhaßten Despoten, der selbst den Geistern gern seine Fesseln angelegt hätte, im grellsten Lichte aufstellte.

Zuerst entwickelt er in dieser Schrift, welche an die Generalstaaten gerichtet war, die großen Verdienste seiner Vorfahren um das Haus Österreich, und zeigt nach einigen Lobsprüchen auf Kaiser Carl V., wie wenig er dem Könige zu

5 *



verdanken, und wie viel er durch ihn verloren habe. Dann fährt er fort: nicht er habe den Aufstand in den Niederlanden bewirkt, sondern der spanische Hof durch seine ungerechten Eingriffe in die heiligsten Rechte der Nation, und die blutige Tyranney des Herzogs von Alba; seine Schaffotte und unersättliche Habsucht hätten das friedfertigste Volk von der Welt zur Verzweiflung gebracht. Wer sey derjenige, der seine rechtmäßige Vermählung lästere? Philipp, der mit seiner Schwestertochter eine blutschänderische Ehe geführt; der seine Gemahlinn Isabelle und seinen Sohn D. Carlos, weil er Mitleid mit den unglücklichen Niederländern geäußert, ermordet, mit Donna Euphrosia im Ehebruch gelebt, und sie schwanger dem Prinzen von Ascoli zur Gattinn aufgedrungen habe, um seinem Bastard dessen Güter zu verschaffen, worauf den Letzteren der Gram, oder vielleicht ein vergifteter Bissen getödtet habe. Kain und Judas hätten Gott nicht vertrauet; er vertraue ihm, aber nicht Menschen, die vor den Mauern von Granada und an den Grafen von Egmont und Hoorne sich öffentlich als Verräther und Wortbrüchige bewiesen hätten. Die Niederträchtigkeit, einen Preis auf seinen Kopf zu setzen, und daß man in Spanien Meuchelmördern den Adel ertheile, nehme ihn eben nicht Wunder; da der größte Theil des spanischen Adels, wie die ganze Welt sage, von den Maranen oder Juden herstamme, welche das Leben Christi dem Judas mit barem Gelde abgekauft hätten. Käme es übrigens bey diesen verderblichen Unruhen nur auf seinen Kopf an, und könnten sie durch dessen Verlust gestillt werden, so wolle er ihn gern zum Opfer darbringen. Sie, die Generalstaaten, möchten daher frey über sein Leben gebiethen; denn nur sie allein, und kein Potentat der Erde, hätten Macht über seinen Kopf. Glaubten sie aber von seinen gesammelten Erfahrungen noch längeren Gebrauch

machen zu können, so sey er bereit, Leben und Vermögen in ihrem Dienste aufzuopfern.

Peter de Villier, ehemahls Advocat und nachher Hofprediger des Prinzen, ein treuer Diener seines Hauses, und mit seinen Staatsgeheimnissen und politischen Verhältnissen vertraut, ward für den Verfasser dieses Aufsatzes gehalten. Am 13. des Christmonaths (1580) begab sich der Prinz, von seinem Neffen dem Grafen Hohenlohe und einigen andern Verwandten begleitet, in die Versammlung der Generalstaaten, welche damahls zu Delft gehalten wurden, und überreichte ihr die Schrift. Der Pensionär las sie der Versammlung vor, welche den Inhalt etwas zu heftig fand, und die Berathschlagungen darüber einige Tage verschob. Endlich ertheilte sie ihre Antwort darauf (17. December), erklärte die dem Prinzen in der Achtserklärung wegen der niederländischen Unruhen gemachten Beschuldigungen für falsch und ungegründet, pries seine dem Vaterlande geleisteten großen Dienste, ersuchte ihn um seinen ferneren Beystand, wobey sie ihm alle mögliche Unterstützung leisten wolle, und erboth sich, ihm zu seiner persönlichen Sicherheit ein Geschwader Leibwache auf gemeine Kosten zu halten; und bemerkte endlich zum Schluß, daß, da auch sie in der Achtserklärung angegriffen worden sey, sie ebenfalls eine Rechtfertigung ihres Verfahrens bekannt machen werde.

Hierauf wurden die Achtserklärung, des Prinzen Vertheidigungsschrift, und die Antwort der Generalstaaten mit Genehmigung der Letztern in niederländischer und französischer Sprache gedruckt, und, um ihnen eine desto größere Publicität zu geben, von dem Prinzen an mehrere europäische Höfe gesandt.

Diese Schriften erhitzten die erbitterten Gemüther auf's Neue. Sie waren ein neuer Feuerbrand, der unter die empörte Menge geworfen ward, ein neuer Aufruf zu einem ewi-

gen unheilbaren Zwiste, zu einem Kampfe auf Leben und Tod; denn furchtbarer als je erwachte jetzt die alte Wuth. Eine Widerlegung der Vertheidigungsschrift des Prinzen von spanischer Seite ist nie erfolgt. Vielleicht sah Philipp bey kälterer Ueberlegung das Entehrende eines übereilten Schrittes ein, wozu ihn eine heftige Aufwallung hingerissen hatte. Welche Erniedrigung für den stolzesten und mächtigsten Monarchen seiner Zeit, mit einem seiner Unterthanen, und möchte er auch ein Prinz seyn, eine solche Sprache zu führen! Und wie verdunkelte er seinen Ruf dadurch, daß er seinen Gegner reizte, Dinge aus der Nacht des Geheimnisses an das Licht des Tages hervor zu ziehen, und öffentlich vor den Augen der Zeitgenossen und der Nachwelt aufzustellen, denen er zu seiner Ehre eine ewige Verborgenheit, worin sie ohne diesen Vorfall auch vielleicht geschlummert hätten, wünschen mußte. Doch wie erniedrigend auch die Folgen dieses Streites für den König waren, desto verderblicher wurden sie dem Prinzen von Oranien. Von jetzt an schwebte der Engel des Todes drohender über seinem Haupte, überall schlichen Meuchelmord und Verrätherey in hundert verschiedenen Gestalten ihm nach, und sein Leben ward endlich das Racheopfer für Philipps beleidigte Ehre.

Wenige Monathe nach der Erscheinung der Achtserklärung wider den Prinzen von Oranien, widerfuhr auch dem Herzog von Parma eine Kränkung, welche leicht einen sehr nachtheiligen Einfluß auf die Angelegenheiten Spaniens in den Niederlanden hätte haben können. Die Herzoginn Margarethe von Parma, Alexanders Mutter, und ehemahls, bey den ersten Ausbrüchen der Revolution, Statthalterinn der Niederlande, langte auf Befehl des Königs aus Italien (1580, August) zu Namur an. Philipp hatte den wallonischen Provinzen versprochen, ihnen einen Generalgouverneur

aus seinem Hause zu geben. Seine Wahl, entweder aus dem ihm eigenen Mißtrauen gegen jeden ausgezeichneten Mann, oder von dem Cardinal Granvella geleitet, fiel auf seine Schwester Margarethe, deren Leutseligkeit, wie er hoffte, ihm die Herzen der Niederländer wieder gewinnen werde, ohne ihm bey ihren mittelmäßigen Talenten Veranlassung zum Argwohn zu geben. Sie sollte daher, nach seinem Befehl, die Regierungsgeschäfte verwalten, und der Herzog, ihr Sohn, die Kriegsangelegenheiten leiten. Aber der Letztere, im Bewußtseyn seiner dem Könige geleisteten Dienste, fühlte den heftigsten Unwillen gegen diese unverdiente Zurücksetzung, und war keineswegs geneigt, von der ersten Stelle in einem Lande, wo er bisher die höchste Gewalt ausgeübt hatte, herab zu steigen, um eine subalterne Rolle zu übernehmen. Er empfing seine Mutter, die er schon in seiner Jugend wenig geschätzt hatte, mit Kaltsinn, und sie selbst, da sie seinen Unwillen über ihre Gegenwart bemerkte, schrieb bald nach ihrer Ankunft an den König, und bath ihn, sie der ihr verliehenen Würde wieder zu entledigen, da bey dem gegenwärtigen schrecklichen Zustande der Niederlande nur von den Waffen, welche ihr Sohn besser zu führen verstehe, als sie, ein kräftiger und wirksamer Erfolg zu hoffen sey. Als der König aber dennoch auf seinem Willen bestand, wollte der Herzog lieber seine Entlassung nehmen, als mit seiner Mutter die höchste Gewalt und die Führung der Geschäfte theilen.

Das Gerücht von diesem Vorhaben des Herzogs verbreitete sich bald, und versetzte die ganze königliche Partey in den Niederlanden in Unruhe und Bestürzung; ja die Truppen erklärten, daß sie nicht mehr dienen würden, wenn man ihnen ihren geliebten Feldherrn raubte. Der König, welcher den Herzog nicht entbehren konnte, sah sich endlich ge-

zwungen, dem Drange der Nothwendigkeit nachzugeben, und ihn auf's Neue in der Statthalterschaft zu bestätigen, welche seine Mutter abtrat.

Margarethe blieb nach dieser Katastrophe in den Niederlanden, ohne jedoch an den öffentlichen Angelegenheiten Theil zu nehmen. Sie hatte ihren Aufenthalt zu Namur; ihr Sohn bekümmerte sich wenig um sie, und es kam so weit, daß sie den drückendsten Mangel leiden mußte, ob ihr gleich bey ihrer ersten Entlassung von der Statthalterwürde vom spanischen Hofe ein Jahrgehalt von 20,000 Thalern angewiesen worden war. Im Herbstmonath 1583 kehrte sie nach Italien zurück.

## 5.

# Entsetzung Philipps II.

### von der Oberherrschaft über die Niederlande,

### und

# Wahl des Herzogs von Anjou

### zum Souverän derselben.

### 1580 bis 1582.

---

Schon seit mehreren Jahren hatte unter den eifrigen Republikanern in den abgefallenen niederländischen Provinzen, besonders in Holland und Seeland, der Antrag bestanden, dem Könige von Spanien den Gehorsam aufzukündigen. Hätte die Königinn Elisabeth die ihr im Jahre 1575 angebothene Souveränität angenommen, so würden jene beyden Provinzen schon damahls diesen entscheidenden Schritt gethan haben. Ihre Weigerung und der langsame und bedächtige Charakter der Nation, der selbst in dem exaltirten Zustande der Revolution nicht unterging, verzögerte ihn, und auch Oranien erklärte sich dagegen; weil er das Band zwischen den abgefallenen Provinzen noch nicht haltbar genug fand, um ihn mit Sicherheit und Erfolg thun zu können. Man ließ daher die äußeren Formen der Regierung vor der Hand noch in ihrem damahligen Zustande, und alle Verordnungen und Befehle wurden fortdauernd im Nahmen und unter dem

zwungen, dem Drange der Nothwendigkeit nachzugeben, und ihn auf's Neue in der Statthalterschaft zu bestätigen, welche seine Mutter abtrat.

Margarethe blieb nach dieser Katastrophe in den Niederlanden, ohne jedoch an den öffentlichen Angelegenheiten Theil zu nehmen. Sie hatte ihren Aufenthalt zu Namur; ihr Sohn bekümmerte sich wenig um sie, und es kam so weit, daß sie den drückendsten Mangel leiden mußte, ob ihr gleich bey ihrer ersten Entlassung von der Statthalterwürde vom spanischen Hofe ein Jahrgehalt von 20,000 Thalern angewiesen worden war. Im Herbstmonath 1583 kehrte sie nach Italien zurück.

## 5.

# Entsetzung Philipps II.

von der Oberherrschaft über die Niederlande,

und

# Wahl des Herzogs von Anjou

zum Souverän derselben.

1580 bis 1582.

---

Schon seit mehreren Jahren hatte unter den eifrigen Republikanern in den abgefallenen niederländischen Provinzen, besonders in Holland und Seeland, der Antrag bestanden, dem Könige von Spanien den Gehorsam aufzukündigen. Hätte die Königinn Elisabeth die ihr im Jahre 1575 angebothene Souveränität angenommen, so würden jene beyden Provinzen schon damahls diesen entscheidenden Schritt gethan haben. Ihre Weigerung und der langsame und bedächtige Charakter der Nation, der selbst in dem exaltirten Zustande der Revolution nicht unterging, verzögerte ihn, und auch Oranien erklärte sich dagegen; weil er das Band zwischen den abgefallenen Provinzen noch nicht haltbar genug fand, um ihn mit Sicherheit und Erfolg thun zu können. Man ließ daher die äußeren Formen der Regierung vor der Hand noch in ihrem damahligen Zustande, und alle Verordnungen und Befehle wurden fortdauernd im Nahmen und unter dem

Siegel desselben Fürsten ausgefertigt und erlassen, wider den man die Waffen mit der höchsten Erbitterung führte. Nach dem Abschluß der Utrechter Union ward in der Versammlung der Staaten von Holland (1580, März) auf's Neue der Vorschlag gethan, die königliche Gewalt mit allen ihren äußeren Zeichen abzuschaffen, und die Regierung der Republik fest und entscheidend zu bestimmen. Er ward mit allgemeinem Beyfalle aufgenommen; aber die Versammlung fand für gut, ihn zur Zeit noch nicht zu realisiren, weil sie die Hoffnung hegte, daß bald alle vereinigten Landschaften denselben Entschluß fassen würden.

Dieser Zeitpunct trat ein, als mit dem fruchtlosen Ausgange des Cöllner Congresses jede Friedensaussicht verschwunden war, als die Achtserklärung des spanischen Hofes wider den Prinzen von Oranien und des letzteren mit den heftigsten Invectiven gegen den König angefüllte Vertheidigungsschrift den gegenseitigen Haß noch glühender und unversöhnlicher machten; und als auf der einen Seite die gänzliche Vereinigung Amsterdams und Harlems mit der republikanischen Partey der Provinz Holland dem Bunde mehr Stärke verliehen hatte, und auf der andern das Waffenglück des Herzogs von Parma und die Rückkehr ganzer Provinzen und so vieler Städte und einzelner bedeutender Männer unter den Gehorsam des Königs die Patrioten mit den gerechtesten Aussichten eines unglücklichen Ausganges erfüllten. Jetzt, um nicht Alles in einem Kampfe zu verlieren, der mit so ungleichen Kräften geführt ward, mußte Alles gewagt und endlich ein souveräner Schritt gethan werden. Nur wenn man jede Gemeinschaft mit Spanien aufhob, das letzte mit der Monarchie noch bestehende Band zerriß, und einen fremden selbstgewählten Fürsten zum Chef und Beschützer der Republik proclamirte, ließ sich noch Rettung von dem gewissen Untergange hoffen. Oranien selbst, welcher die große Kunst verstand,

stets die günstigsten Momente zur Erreichung seiner Absichten zu treffen, zeigte jetzt die Nothwendigkeit, dieses entscheidende Hülfsmittel zu ergreifen, und rieth, von je her der Verbindung mit Frankreich geneigt, dem Herzoge von Anjou an Philipps Stelle die Oberherrschaft zu übertragen; weil dieser Fürst, dessen Wahl ihnen den Beystand Frankreichs und vielleicht auch Englands verspräche, dem Interesse des Landes angemessener sey, als irgend ein Anderer.

Lange gab dieser wichtige Gegenstand das Hauptthema zu den Berathschlagungen der Generalstaaten ab. Endlich, nach vielen und heftigen Debatten, ward beschlossen, dem Rathe des Prinzen zu folgen, und eine Deputation an den Herzog von Anjou zu senden, um mit ihm über die Annahme der Oberherrschaft über die Niederlande in Unterhandlung zu treten. Aus den früheren Epochen dieser Geschichte ist bekannt, daß die Staaten den Herzog schon im Jahre 1578 zum Oberstatthalter und Schutzherrn der Niederlande erklärt hatten. Sie waren damahls außer Stande, ihm die Bedingungen halten zu können, wozu sie sich verpflichtet hatten, und er war mißvergnügt nach Frankreich zurückgekehrt, ohne doch darum seinen Lieblingsplan, sich noch einst zum Herrn jenes schönen nachbarlichen Landes zu machen, aufgegeben zu haben. Sehr angenehm überraschte ihn daher die Nachricht, welche ihm seine niederländischen Correspondenten von dem Beschlusse der Generalstaaten ertheilten, welcher ihn dem Ziele seiner Hoffnungen und Wünsche auf ein Mahl so nahe rückte. Im August (1580) langte die niederländische Gesandtschaft in Frankreich an, um die Unterhandlung mit dem Herzoge zu eröffnen, welcher seiner Seits einige Commissarien zu diesem Geschäfte ernannte. Das Schloß Plessis les Tours ward zum Schauplatze der Conferenzen zwischen den beyderseitigen Bevollmächtigten gewählt. Aber eine Menge Schwierigkeiten verzögerten den Gang der Unterhandlungen; denn die auf

die Freyheiten ihres Vaterlandes eifersüchtigen niederländischen Deputirten, an deren Spitze St. Aldegonde stand, discutirten sogar über einzelne Phrasen, und wogen jeden Ausdruck mit ängstlicher Genauigkeit ab. Alle Hindernisse wurden endlich gehoben, alle Differenzen ausgeglichen, der Vertrag kam zu Stande, und die darüber ausgefertigte Urkunde ward am Michaelistage (1580) von den Bevollmächtigten beyder Theile unterschrieben.

Der Vertrag bestand aus sieben und zwanzig Artikeln. Dem Herzoge von Anjou ward dadurch für sich und seine männliche Descendenz die Oberherrschaft über die Niederlande mit eben den Titeln, welche die vorigen Fürsten geführt hatten, übertragen, aber die Gewalt des neuen Souveräns war durch vielfache Einschränkungen in Rücksicht der Erbfolge, der Regentschaft bey einer Minderjährigkeit, des Genter Friedensvereins und der Utrechter Union in so enge Grenzen gesteckt, daß ihm kaum noch ein Schatten von Macht übrig blieb. Er mußte versprechen, alle Freyheiten und Vorrechte der Landschaften zu bestätigen, wenigstens ein Mahl jährlich die allgemeinen Staaten zusammen zu berufen, zu seinen Staatsräthen nur Eingeborne, und auf's Höchste nur zwey Franzosen zu wählen, und die Statthalter der Provinzen aus den ihm von den Staaten vorgeschlagenen Personen zu ernennen, die Provinzen Holland und Seeland in Ansehung des Gottesdienstes, und auch außer dem, bey ihrer gegenwärtigen Verfassung zu lassen, den Beystand seines Bruders des Königs wider Spanien zu bewirken, und mit dessen und seinem eigenen Gelde den Krieg zu führen, wozu die Staaten jährlich 240,000 Gulden beytragen würden. Den Staaten sollte ferner das Recht zustehen, denjenigen von seinen Descendenten, welchen sie für den würdigsten hielten, zu seinem Nachfolger zu wählen. Jede Verletzung dieses Vertrags von Seiten des Herzogs sollte die Staaten von ihrem Eide und

Gehorsam und allen Verpflichtungen gegen ihn entbinden. Endlich rückten die niederländischen Bevollmächtigten zum Schlusse noch mit der Erklärung hervor: nur unter der Bedingung, daß der Herzog von seinem Bruder ein schriftliches, unter dem königlichen Nahmen und Siegel ausgefertigtes Versprechen seines Beystandes bewirkte, sey der gegenwärtige Tractat von ihnen abgeschlossen worden, und für gültig zu halten.

Der Herzog nahm alle Puncte des Vertrages an, und ging auch die letzte Verpflichtung ein; aber seine Bemühungen, sie zu erfüllen, waren vergebens. Frankreich war damahls ein Raub der Anarchie und des Bürgerkrieges, und Alles, wozu sich der schwache, seinem Bruder abgeneigte König bewegen ließ, war ein Schreiben (1580, 26. November), worin er dem Herzoge und den Niederländern Hülfe zu leisten verhieß, wenn die Ruhe in Frankreich wieder hergestellt seyn würde. Wie wenig auch eine so unbestimmte Erklärung den Staaten Genüge leistete, mußten sie sich doch dabey beruhigen; weil vor der Hand nichts mehr zu erlangen war. Sie bestätigten auf der Versammlung (1580, 30. December) zu Delft den Tractat von Plessis, und beschworen ihn (1581, 23. Jänner), nachdem sie wenige Tage zuvor, auf den Rath des Prinzen von Oranien, einen Land- oder Staatsrath, der aus ein und dreyßig Mitgliedern bestand, errichtet hatten.

Auf die Wahl des Herzogs von Anjou zum Souverän der Niederlande folgte unmittelbar die schon früher beschlossene Entsetzung des Königs von Spanien. Der Beschluß, welcher Philipp II. seiner Rechte auf die Niederlande verlustig und ihn für einen Feind der Republik erklärte, ward von den Staaten von Brabant, Flandern, Geldern, Zütphen, Holland, Seeland, Utrecht, Friesland und Mecheln auf der Versammlung zu Amsterdam am 26. Mai gefaßt, und zwey Monathe später (1581, 27. Jul.) im Haag feyerlich procla-

mirt. Die darüber abgefaßte Acte hob mit der merkwürdigen Erklärung an: Die Völker sind nicht der Fürsten wegen, sondern die Fürsten der Völker wegen da, und den Unterthanen gebührt das Recht, den Regenten seiner Würde zu entsetzen, wenn er sie als Sclaven behandelt, und wenn es für sie kein anderes Mittel gibt, wieder zu ihrer Freyheit zu gelangen. Wird eine solche Entsetzung durch die Stände des Landes beschlossen, so ist sie vollkommen rechtmäßig, und mehr als irgend ein anderes Volk sind die Niederländer im Besitze dieses Rechtes, deren Souverän verpflichtet ist, nach heilig beschwornen Bedingungen zu regieren. Diesem Eingange folgte eine weitläufige Darstellung aller Ungerechtigkeiten und Eingriffe in die Vorrechte der Nation, deren sich der König schuldig gemacht habe; und endlich ward er aller Rechte und Ansprüche auf die Regierung der niederländischen Republik auf immer für verlustig erklärt. Die Lehensleute, Staatsdiener und sämmtliche Einwohner wurden von dem ihm geleisteten Eide entbunden, und es ward befohlen, nicht mehr des Königs Nahmen und Siegel, sondern bey allgemeinen Angelegenheiten das Siegel der Generalstaaten, und bey besondern die der einzelnen Provinzen, in Holland und Seeland aber den Nahmen des Prinzen von Oranien und der Staaten gemeinschaftlich zu gebrauchen.

Kaum ist dieser Beschluß bekannt gemacht, so eilt man auch schon zur Vollziehung desselben. Ueberall werden die Wappen und Bildnisse des Königs hinweggeschafft, die Siegel zerbrochen, die von ihm ertheilten Bestallungen zerrissen, und sein Brustbild und Nahme von den Münzen verbannt. Doch nicht an allen Orten ward das Haager Manifest mit gleichem Beyfalle aufgenommen, und viele Beamten, welche kein Bedenken getragen hatten, an der Rebellion gegen ihren alten Fürsten Theil zu nehmen, weigerten sich jetzt, den neuen Eid zu leisten; so wahr ist's, daß der größte Theil der

Menschen nur an den äußern Formen hängt, und weit schwerer diesen als dem Wesen der Dinge entsagt. Auch der Aberglaube erklärte sich wider die Neuerung. Focko Ralda, Rath des Hofes von Friesland, ward in dem Augenblick, da man ihm den neuen Eid zur Ablegung vorlegte, vom Schlage getroffen, und blieb auf der Stelle todt. Dieser Zufall machte einen großen Eindruck auf den gemeinen Haufen, der darin den Wink einer höhern Macht, der alten Ordnung treu zu bleiben, zu erkennen glaubte. Michael Rudze, ein lutherischer Prediger zu Woerden, erhob sich mit solcher Wuth wider die Absetzung des Königs, daß man ihn aus der Stadt verweisen mußte. Mehrere Vasallen und Beamten, welche ebenfalls den neuen Eid verweigerten, traten zur royalistischen Partey über, und suchten im Lager des Herzogs von Parma ein Asyl gegen die Rache ihrer republikanischen Mitbürger.

Aber wie laut auch Vorurtheil, Aberglaube und Pfaffengeist sich wider die Abschaffung der alten Regierung mit ihren bisherigen Formen erheben mochten, nie erscheint dem philosophischen Beobachter die Versammlung der niederländischen Volksrepräsentanten ehrwürdiger und achtungswerther, als in dem Augenblicke, da sie die Entsetzung Philipps decretirt, und ihm den Gehorsam aufsagt. Denn was adelt den Menschen mehr, als wenn er mit männlicher Kraft die Ketten zerreißt, welche ein übermüthiger Despot für ihn geschmiedet hat, und lieber die offene Brust allen Ungewittern des Lebens darbeut, als sein Haupt unter den ungerechten Zepter des Tyrannen schmiegt. Die europäischen Fürsten freylich, wie sich leicht vorher sehen ließ, schenkten diesem Triumph der beleidigten Menschheit ihren Beyfall nicht. Am wenigsten behagte ihnen der in dem Haager Manifeste aufgestellte Grundsatz von der Souveränität der Völker und dem Rechte, unter gewissen Umständen ihre Regenten abzu-

mertags bräunte, den Ständischen ins Angesicht; aber sie waren voll Muth und Schlachtbegier. Das Gebeth wird gesprochen, nach der Sitte des Zeitalters. Die Hüte werden aufgeschwenkt, die Kanonen abgeprotzt, und das Zeichen zum Angriff ertönt. Nach einem hartnäckigen Kampfe scheint sich der Sieg für die Niederländer zu erklären; aber indem sich die friesischen Fahnen zu einem neuen Angriff schwenken, werden sie selbst von einigen Geschwadern königlicher Speerreiter und Schützen zu Pferde angegriffen, und weil sie der feindlichen Reiterey keine Pikeniers entgegenstellen können, durchbrochen und geworfen. Das ganze ständische Fußvolk gerieth plötzlich in Verwirrung, und nach einigen fruchtlosen Versuchen sich wieder zu setzen, stob es aus einander in unaufhaltbarer Flucht. Die Reiterey folgte dem Beyspiel des Fußvolks, und das Geschütz ward den Feinden zur Beute. Im ersten Schrecken verließen die Ständischen auch Coevorden, und in der Nacht nach dem 18. des Brachmonaths ward die Belagerung Gröningens aufgehoben, wo Schenk feyerlich als Sieger einzog. Die Anhänger der Stände in den Ommelanden entflohen, und ihre Besitzungen wurden von den königlichen Truppen ausgeplündert und verheert.

Schenk und Renneberg eroberten darauf die Stadt Delftzyl und die Schanzen von Aduwerderzyl und Obslag, wogegen Hohenlohe Coevorden wieder einnahm. Aber der Letztere verlor ein Treffen auf der Bourtangerheide, die ständischen Truppen flohen überall (September), und die königlichen spielten in ganz Ober-Yssel den Meister. Die Generalstaaten, beunruhigt durch die Fortschritte der Feinde in diesen Gegenden, sandten große Geldsummen an ihre dortigen Befehlshaber, um die zerstreuten Regimenter wieder zu sammeln und zu ergänzen. Aber während dieß geschah, wandte sich der siegreiche Renneberg gegen Steenwik und rüstete sich zum Angriff dieses Orts.

Die Belagerung, welche jetzt erfolgte, gehört zu den merkwürdigsten Ereignissen des gegenwärtigen Feldzugs, nicht wegen ihres besondern Einflusses auf den Gang des Kriegs; sondern weil sie reich ist an einzelnen charakteristischen Zügen, und dabey einen Beweis abgibt, wie viel oft die Standhaftigkeit eines einzigen besonnenen und entschlossenen Mannes zu bewirken vermag.

Steenwik ist eine uralte Stadt von geringem Umfange, in der Provinz Ober-Yssel an der friesischen Grenze gelegen. Sie bildet einen Halbzirkel an dem Gewässer Aa. Ihre Umgebungen sind auf der Ost- und Westseite ein hohes Land, nach der Landschaft Drente sich herabziehend; im Süden ein niedriges Rohrbruch und feuchte Wiesen, welche von einem Steindamm, der nach Steenwikerwolde und Tuik führt, durchschnitten und bey starken Regengüssen einer gänzlichen Ueberschwemmung ausgesetzt sind; und im Norden und Nordosten eine weite Aue, der Jövener Damm und eine Brücke über die Aa. Die Befestigung des Städtchens war damahls nur unbedeutend. Ein Erdwall mit einer vier bis fünf Fuß dicken Brustwehr und ein Wassergraben von fünfzig Fuß Breite bildeten die ganze Fortification. Ueber den Graben führten von den Thoren aus gemauerte Dämme ohne Zugbrücken und Barrieren, so daß ein Ueberfall leicht ausführbar war.

Als der Vortrab des Renneberg'schen Corps schon im Anzuge war (1580, 18. October), bestand die ganze Besatzung der Stadt nur aus einer Fahne ständischer Truppen, und die größten Theils spanischgesinnte Bürgerschaft weigerte sich hartnäckig, eine Verstärkung an Kriegsvolk einzunehmen. Erst den Tag vor der Ankunft der Feinde gelang es dem Hauptmann Johann Kornput, dessen unbekannter Nahme seit der ruhmwürdigen Vertheidigung Steenwiks in den Annalen seines Vaterlandes ehrenvoll ausgezeichnet ist, sich

mit seiner Fahne wider den Willen der Bürger in die Stadt zu werfen. Der tapfere Mann ließ seine Krieger einen feyerlichen Eid schwören, nie von Uebergabe zu sprechen, und jeden ihrer Cameraden, der etwas davon erwähnen werde, auf der Stelle nieder zu stechen. Die ganze Besatzung betrug jetzt 600 Mann, und von 500 bewaffneten Bürgern waren kaum 50, die es redlich meinten, und denen man trauen konnte. Die Vorräthe an Pulver und Proviant waren nur gering. Da kein Befehlshaber in der Stadt war, so übernahmen die Bürgermeister und Hauptleute gemeinschaftlich das Commando.

Renneberg rückte mit 6000 Mann vor die Stadt, und besetzte sogleich alle Zugänge; worauf die mißvergnügte Bürgerschaft ein Schreiben an die Staaten sandte (October 23.), und um schleunige Hülfe bath, weil sich die Stadt sonst nicht halten könne; Kornput aber erklärte den Inhalt dieses Schreibens für lügenhaft und strafbar.

Die Feinde vertrieben ein kleines Detaschement Niederländer aus dem Dorfe Kuinder, und erbeuteten eine Fahne, welche sie, an den Schweif eines Pferdes gebunden, unter Musik und Jubelgeschrey um die Stadt schleiften. Die Belagerten rächten diesen Schimpf durch einen Ausfall, welchen die Belagerer dadurch vergalten, daß sie unter einem heftigen Musketenfeuer eine mit Pech, Schwefel und andern Brennstoffen ausgefüllte Tonne gegen die Barriere vor dem Geestthore wälzten, um diese in Brand zu stecken. Ein tapferer Soldat von Kornpüts Fahne erboth sich, das Feuer, welches bereits die Barriere ergriffen hatte, zu löschen. Er wird vom Wall herabgelassen, und schwimmt, einen ledernen Eimer im Munde, über den Graben, rollt die Tonne zurück und gießt das Feuer aus. Mit echt niederländischem Phlegma verrichtet er sein Geschäft, ohne auf die feindlichen Kugeln zu achten, die um ihn her sausen. Ich bin Aart

von Gröningen, eines Barbierers Sohn! ruft er den Feinden zu, schwimmt ruhig über den Graben zurück, und empfängt von Kornput den Lohn für seine kühne That. Am Abend desselben Tages ward ein feindlicher Soldat, der vor dem Wallthore heftige Schmähungen wider die Staaten und den Grafen von Hohenlohe ausstieß, vom Wall herab durch einen Schützen, der sein Feuerrohr nur nach dem Schall der Stimme richtete, gerade in den sich öffnenden Mund geschossen, und dadurch für seinen Muthwillen gestraft.

Renneberg hatte Befehl vom Herzog von Parma, sich der Stadt zu bemächtigen, es möge kosten was es wolle. Er versuchte zuerst durch gütliche Mittel seinen Zweck zu erreichen, und erließ eine Aufforderung zur Uebergabe an sie; wobey den Belagerten Sicherheit des Lebens und Eigenthums und freyer Abzug versprochen ward. Aber ihre Antwort lautete: Wir werden Steenwik dem Könige erhalten, aber unter des Prinzen von Oranien Aufsicht und Schutz. Jetzt wurden drey Stück Geschütz gegen die Stadt aufgeführt, und die Belagerten arbeiteten an Verstärkung der Wälle und Brustwehren. Die Letzteren bathen noch ein Mahl die Staaten dringend um Entsatz; aber Kornput schrieb ihnen, die Stadt bedürfe noch keines Entsatzes, sie möchten sich daher nicht übereilen, um desto kräftigere Maßregeln treffen zu können; zugleich that er den Staaten Vorschläge zu einer Chiffersprache und zu Signalen durch Laternen und Feuerpfannen während der Nacht, und am Tage durch ausgespannte Tücher.

Renneberg schlug eine kleine Schar ständischer Truppen bey dem Dorfe Willenhofen (November 17.), und bemächtigte sich eines Vorraths von Schießpulver, den sie mit sich führte, wovon er sogleich einen verderblichen Gebrauch gegen die Stadt machte. Die zerstörende Kunst, durch glühende Stückkugeln Gebäude anzuzünden, war damahls längst er-

funden; aber nur selten machte man Gebrauch davon, vielleicht wegen der Schwierigkeiten beym Glühen der Kugeln, oder wegen der für die Constabler damit verbundenen Gefahr, wenn die Pulverladung Feuer fing. Renneberg ließ Steenwik ihre verheerenden Wirkungen empfinden, und nachdem das Geschütz die Spitzen der Wälle und die hohen Brustwehren herabgestürzt hatte, um eine freye Aussicht über die Stadt zu öffnen, eine Anzahl glühender Kugeln auf die Häuser herabschleudern. Bald schlugen die Flammen an mehreren Stellen auf, und verbreiteten sich mit so reißender Schnelligkeit, daß mehr als siebenzig Häuser und mehrere Magazine in Asche sanken.

Nach diesem Brandspiel forderte der feindliche Feldherr die Stadt abermahls zur Uebergabe auf, und die mit einigen Hauptleuten der Besatzung einverstandene Bürgerschaft drang darauf, wenigstens die Bedingungen des Feindes anzuhören. Aber Kornput wollte davon nichts wissen, und erwiederte den Bürgern: Eine Jungfrau, die sich zu einer Unterredung mit ihrem Buhlen versteht, ist schon halb schwanger! Den folgenden Tag (20. November) rotten sich die Bürger und Soldaten auf dem Markte zusammen, und fordern mit Ungestüm die Uebergabe der Stadt. Aber plötzlich tritt Kornput, von einigen Hauptleuten und treuen Kriegern begleitet, mitten unter sie, und scheucht die lärmenden Gruppen aus einander. Nur ein vorlauter Schlächter blieb stehen und fragte trotzig: Was soll aus uns werden, wenn wir nichts mehr zu essen haben? Dann wollen wir dich und andere Schurken deines Gleichen zuerst auffressen; aber noch ist es nicht so weit, versetzte Kornput in seiner derben niederländischen Sprache, und trieb ihn fort.

So hinderte dieser entschlossene Mann durch seine Standhaftigkeit die Uebergabe der Stadt, und brachte es auch durch seine Vorstellungen dahin, daß zweckmäßige Anstalten

zur Abwendung ähnlicher Feuersbrünste als die vorhin erwähnte getroffen wurden. In allen Straßen, ja vor jedem Hause, mußten die Bürger Wache halten. Selbst Weiber und Knaben verrichteten diesen Dienst. Sobald die Wächter bemerkten, daß ein Haus von einer glühenden Kugel getroffen war, welches der aufsteigende Dampf leicht verrieth, ward sie mit eisernen Haken oder mit den Händen, die mit dicken angefeuchteten ledernen Handschuhen bedeckt waren, aufgehoben und auf die Straße geworfen. Dadurch wurden alle weiteren Versuche der Belagerer, die Stadt auf's Neue anzuzünden, vereitelt.

Mit dem Anfange des Christmonaths trat Regenwetter ein, und jetzt öffneten die Belagerten ihre verschütteten Thore wieder, und thaten Ausfälle, während unter ihren Feinden Mißmuth und Empörung herrschten. Das Ungemach der Jahreszeit und der Mangel an Gelde und an allen nöthigen Bedürfnissen, womit die Belagerer zu kämpfen hatten, erschöpften ihre Geduld; sie empörten sich, und ihr Befehlshaber mußte sich mehrere Tage verbergen, um den Ausbrüchen ihrer Wuth zu entgehen. Durch ausgetheilte Geldsummen und glänzende Versprechungen gelang es ihm endlich, die aufgebrachten Gemüther wieder zu besänftigen.

Indeß hatten die Generalstaaten, nach langen Berathschlagungen mit dem Prinzen von Oranien, den Entsatz von Steenwik beschlossen, welches seiner geographischen Lage wegen für einen Schlüssel zu Drente und Friesland galt. Da es aber an Geld und Mannschaft fehlte, so konnte nur wenig gethan werden, und alles, was zur Rettung des bedrängten Platzes geschah, war, daß einige schwache Truppenhaufen dahin gesandt wurden. Der erste unter dem Obersten Norris war so glücklich, sich eine Gemeinschaft mit der belagerten Stadt zu öffnen, und eine kleine Verstärkung hinein zu werfen, welche etwas Geld und Pulver mitbrachte; wor-

auf die Belagerten einen neuen Ausfall thaten, und dem Feinde einige Geschütze (31. December) mit großen Schmiedehämmern zerschlugen. Die Erscheinung des Obersten Sonoi, welcher mit Mannschaft und Lebensmitteln aus Nordholland über den Südersee gesegelt und bey Blokzyl, eine Meile von Steenwik, an's Land gestiegen war, belebte den Muth der Belagerten auf's Neue. Auch Norris rückte jetzt näher an die Stadt, und schon sahen die Bewohner derselben in freudiger Erwartung der nahen Befreyung entgegen, als ihnen die Nähe ihrer Freunde durch einen traurigen Irrthum fast zum Verderben geworden wäre. Renneberg hatte auf die Hoffnungen der Belagerten den Plan zu einer Kriegslist gegründet. Er läßt einen Theil seiner Mannschaft gegen die Stadt ausrücken, und trifft dabey solche Maßregeln, daß die Belagerten glaubend gemacht werden, es sey der sehnlich erwartete Entsatz. Ein starker Nebel und der holländische und englische Trommelschlag, welchen die Feinde nachahmen, vollenden die Täuschung. Die Belagerten machen einen Ausfall, um denen, welche sie für ihre Befreyer halten, die Hand zu biethen, und würden sammt der Stadt ein Opfer ihrer Unvorsichtigkeit geworden seyn, hätte sich nicht glücklicher Weise der Nebel plötzlich verzogen, und sie noch zur rechten Zeit ihren Irrthum erkennen lassen; worauf sie sich ohne Verlust in die Stadt zurückzogen, und eine abermahlige Aufforderung des Feindes zur Uebergabe gleich den früheren abwiesen (1581, 9. Januar).

Wenige Tage nach diesem Vorfall sah man vor den Mauern der belagerten Stadt eine Scene, welche an die Zeiten der Homerischen Helden oder der späteren Ritterwelt erinnert haben würde, hätte nicht ihr burlesker Ausgang die poetische Idee einer romantischen Vorzeit schnell verwischt, und die gemeine niederländische Natur in einem treffenden Zuge dargestellt. Ein feindlicher Hauptmann forderte den

Obersten Norris zum Zweykampfe heraus, und ein Lieutenant des Letzteren nahm die Ausforderung an dessen Stelle an. Ort und Zeit des Kampfes werden bestimmt, Geißeln gegeben und Bedingungen festgesetzt. Die Kämpfer erscheinen, beyde Heere stehen unter den Waffen. Das Gefecht hebt an. Mehrere Gänge werden gemacht, und keiner der Fechtenden ist verletzt. Endlich legen sie die Waffen nieder, ergreifen ein Paar volle Krüge, trinken einander zu, und das Schauspiel ist zu Ende.

Nach einem für die Belagerten nicht glücklichen Ausfall zog sich Norris zu Sonoi nach Blokzyl zurück, nachdem er aus Unkunde des Terrains einen ganzen Tag in der größten Gefahr geschwebt hatte, mit seinem ganzen Corps aufgehoben zu werden. Nach einer aus Friesland erhaltenen Verstärkung rückte er wieder näher gegen Steenwik vor (31. Januar).

Die Belagerten erbauten, auf Kornputs Rath, ein neues Thor gegen Norden, um das Einbringen des Proviants, womit Norris die Stadt versehen wollte, zu erleichtern. Aber die erwartete Verproviantirung verzögerte sich so lange, daß von Neuem der Muth der Belagerten sank. Ein unbedeutender Zufall erhob ihn wieder. Drey Wachteln, welche eines Tages über den Markt hinflogen, wagten sich zu tief herab, und wurden mit der Hand gegriffen. „Gott ist dreyeinig“ — rief Kornput aus, als man ihm den Vorfall erzählte — „er sandte einst den muthlosen Israeliten in der Wüste diese Speise! auch unsere Stadt wird er speisen, doch erst in drey Wochen, weil der Wachteln drey sind, und zwar zur Prüfung wegen des durch euern Mangel an Zutrauen auf seine Hülfe bewiesenen Kleinmuths.“ So benutzte der erfahrne Menschenkenner den Wunderglauben und die Vorurtheile seines Zeitalters, und es gelang ihm, durch dieses immer wirksame Mittel die Hoffnung der Belagerten noch ein Mahl

zu beleben, daß sie getrost der Zukunft und der versprochenen Hülfe entgegen sahen.

Norris lagerte sich auf einer befestigten Höhe im Angesichte der Stadt (4. Februar), wo ihn Renneberg vergebens angriff. Beyde Theile mußten mit Hunger, Frost und allen nur erdenklichen Mühseligkeiten kämpfen. In der Stadt konnte man das Lager unter Norris sehr deutlich sehen, und die Blicke der Belagerten hingen mit Sehnsucht auf diesem Pharus ihrer Hoffnungen. Um den Einwohnern und der Besatzung von Zeit zu Zeit Nachricht von sich zu geben, erfand Norris folgendes Mittel: Er ließ zweypfündige, mit doppelten Oeffnungen versehene bleyerne Kugeln gießen. In die eine Oeffnung ward ein Brief gesteckt, und die Oeffnung dann mit einem bleyernen Pfropf verschlossen; in die andere that man Brennstoffe und eine Zündschnur, um die Stelle zu bezeichnen, wo die abgeschossene Kugel niederfiel.

Der 22. Februar war der entscheidende Tag, wo es dem Obersten Norris gelang, nach langen und blutigen Gefechten mit dem Belagerungscorps die Stadt mit allen nöthigen Bedürfnissen zu versorgen. Die Folge davon war, daß Renneberg die Belagerung aufhob, so schmerzlich es ihm auch war, dem Herzog von Parma das gegebene Versprechen nicht erfüllen zu können. Er zog sich in größter Ordnung von der Stadt zurück (23. Februar), und die Belagerten wagten nicht, ihn zu verfolgen; weil das trübe nebelige Wetter alle Aussicht entzog. Norris hielt seinen Einzug in die gerettete Stadt, und der Schade, welchen die Bürger während der Belagerung erlitten hatten, ward ihnen durch Erlassung der Steuern und andere Vergünstigungen ersetzt. Aber ihre Freude über den glücklichen Ausgang der Belagerung verwandelte sich bald in Trauer; denn eine pestartige Seuche, welche sich über die Stadt verbreitete, stürzte in kurzer Zeit den größten Theil ihrer Bewohner in's Grab.

Nach dem gelungenen Entsatze Steenwiks verfolgten die ständischen Befehlshaber ihr Waffenglück. Norris eroberte Kuinder, Lemmer und Sloten, und Sonoi Staveren. Rennebergs Truppen, welche sich in Besitz der sämmtlichen Ommelande gesetzt hatten, wurden nach und nach aus ihren Eroberungen vertrieben (1581, 19. Julius), und bis unter die Mauern von Gröningen gedrängt.

In dieser letztern Stadt beschloß der Graf von Renneberg seine Laufbahn (23. Julius). Unmuth und Krankheit hatten seit der mißlungenen Belagerung Steenwiks an seinem Leben genagt. Auch soll er in den letzten Tagen, nach der Versicherung der niederländischen Geschichtschreiber, seinen Abfall von der republikanischen Partey bitter bereuet, seine Schwester Cornelia Lalaing, welche ihn dazu überredet, von seinem Sterbelager zurückgewiesen, und noch kurz vor seinem Ende im Gefühl des Schmerzens ausgerufen haben: O Gröningen, Gröningen, wozu hast du mich verleitet!

Franz Verdugo, ein Spanier von geringer Geburt, der sich durch Muth und Talente vom gemeinen Kriegsmanne zum Befehlshaber emporgeschwungen hatte, erhielt vom Herzoge von Parma Rennebergs erledigte Statthalterschaft, zur großen Kränkung des tapfern Schenk, welcher des Grafen Nachfolger zu werden gehofft hatte. Verdugo erschien an der Spitze von zehn Fahnen in Friesland, eroberte die Ommelande wieder, schlug den Obersten Norris auf's Haupt, und erwarb den königlichen Waffen (1581, September) das Uebergewicht auf dem nördlichen Schauplatze des Kriegs.

## 4.

# Achtserklärung des Königs von Spanien wider den Prinzen von Oranien.

## 1580.

Der Utrechter Bund, wodurch sich ein Theil der niederländischen Provinzen feyerlich von der spanischen Herrschaft lossagte, und den ersten entscheidenden Schritt zu der künftigen Unabhängigkeit that, war gleich allen übrigen Unternehmungen der Nation wider ihre ehmahligen Beherrscher das Werk Wilhelms von Oranien. Er allein erhielt die Partey der Königsfeinde und der Freyheit, und ohne den alles belebenden Einfluß dieses außerordentlichen Geistes wäre die niederländische Revolution ohne dauernde Folgen geblieben, und nichts mehr als der ohnmächtige Versuch eines gemißhandelten Volks zur Wiedererlangung seiner natürlichen Rechte gewesen. Nie hatte Philipp II. einen so gefährlichen Feind gehabt, als diesen, und nur zu gut kannte er die Wichtigkeit und den Werth eines Mannes, der nun schon zwölf Jahre mit geringen Hülfsmitteln den ungleichen Kampf wider ihn, den mächtigsten Monarchen Europa's, unterhielt.

Nur wenn er ihnen diese Stütze entriß, durfte er hoffen, seine abgefallenen niederländischen Unterthanen wieder

zum Gehorsam zurück zu bringen. Aber alle Versuche, dieses zu bewirken, waren bis jetzt fruchtlos geblieben. Der List war Oranien ausgewichen, weil er den Grundsatz hatte, Spanien nie zu trauen; der Gewalt hatte er mit unerschütterlicher Standhaftigkeit getrotzt, und eben so wenig machten gütliche Vorschläge Eindruck auf ihn, wenn sich in ihnen die Absicht aussprach, ihn abzulenken von seinem großen Vorhaben, den Götzen der spanischen Tyranney in den Niederlanden zu zertrümmern. Während des Cöllner Friedenscongresses, wo der spanische Gesandte, nach seiner Instruction, bestimmt und unwiderruflich darauf drang, daß der Prinz seiner Würden in den Niederlanden entsetzt, und gezwungen werden sollte, dieses Land auf immer zu räumen, ward ihm von Seiten des spanischen Hofes insgeheim die Hand zu einem Vergleiche gebothen. Man machte ihm den Antrag, daß, wenn er sein Wort gäbe, die Niederlande freywillig zu verlassen, und nach Deutschland zurück zu gehen, ihm eine Entschädigung von 100,000 Gulden bewilliget, und sein Sohn, der Graf von Büren, der erlittenen langen Haft entledigt, und in alle väterlichen Rechte und Besitzungen in den Niederlanden eingesetzt werden solle. Aber Wilhelm wies diesen entehrenden Vorschlag, der die Verwünschungen der Niederländer, den Spott der Zeitgenossen, und die Verachtung der Nachwelt über ihn gebracht haben würde, mit Unwillen zurück.

Diese Weigerung und die eingelaufenen Berichte von geheimen Berathschlagungen in den abgefallenen Provinzen, dem Herzog von Anjou die Souveränität über die Niederlande anzubiethen, reizten den kalten Philipp zum heftigsten Zorn, und der stolze Beherrscher zweyer Welttheile, welcher sonst aus dem mystischen Gewölk seines düsteren Ceremoniels wie ein Wesen höherer Art auf seine Unterthanen herabsah, erschien ihnen jetzt, von einer niedrigen Leidenschaft über-

rascht, wie ein gemeiner Mensch. Auf immer zerrissen war jetzt der Faden gütlicher Unterhandlung zwischen ihm und Oranien, und auch die letzte Aussicht auf eine noch mögliche Aussöhnung verschwunden. Von jetzt an behandelten sich beyde Prinzen ohne alle Schonung, und selbst ohne die ihrem Range schuldige Achtung, und mißhandelten sich in öffentlichen Schriften, welche mit den niedrigsten Schmähungen angefüllt waren, und worin die Leidenschaft Wahres und Falsches durch einander mischte.

Den ersten Schritt zu dieser unrühmlichen Fehde that der erbitterte Philipp. Auf seinen Befehl erließ der Herzog von Parma, von Mastricht aus, wo er sich den größten Theil dieses Jahres aufhielt, ein öffentliches Manifest wider den Prinzen von Oranien (1580, 15. März), dessen Inhalt folgender war: König Philipp von Spanien, Herzog von Brabant und Burgund, thut darin zu wissen, wie nicht nur sein Vater Kaiser Carl V., sondern auch er selbst den Prinzen von Oranien mit Wohlthaten überhäuft hätten. Der Kaiser habe ihm zum Besitz des Fürstenthums Orange, des Erbtheils seines Vetters Renatus von Chalons, verholfen, und von ihm sey er zum Ritter des goldenen Vließes und zum Statthalter über Holland, Seeland, Utrecht und Burgund ernannt worden. Diese Wohlthaten habe er mit dem schwärzesten Undank vergolten, die aufrührerische Verbindung des Adels in den Niederlanden, die Bilderstürmerey und die Unterdrückung des katholischen Glaubens veranlaßt und befördert, und endlich wider seinen rechtmäßigen Herrn die Waffen ergriffen. Unmittelbar an diese Beschuldigungen schloß sich eine Reihe der gröbsten und niedrigsten Schmähungen. Der Prinz ward ein Ehebrecher genannt; weil er bey Lebzeiten seiner von ihm geschiedenen Gattinn, Anna von Sachsen, sich mit einer geweihten Aebtissinn, der Tochter des Herzogs von Montpensier,

vermählt habe; ein Ketzer und Abtrünniger, ein Kain und Judas, ein Heuchler, eine Pest der Christenheit und ein Feind des Menschengeschlechts. Zum Schluß erklärte ihn der König als den Stifter der niederländischen Unruhen und ehrlosen meineidigen Schelm, sammt allen seinen noch nicht eingezogenen Gütern, in die Acht, und gab Vermögen und Person des Geächteten einem Jeden Preis. Wer ihn todt oder lebendig liefern werde, dem wurden 25,000 Goldkronen, Loszählung von allen Verbrechen, und der Adel, wenn er noch kein Edelmann sey, zur Belohnung versprochen. Alle seine Anhänger, die sich nicht binnen einem Monath von ihm trennten, sollten Adel, Ehre, Leben und Vermögen verwirkt haben.

Oranien war von dem Inhalt dieser Achtserklärung, schon vor ihrer öffentlichen Erscheinung, durch seine Kundschafter am spanischen Hofe, die alle Schritte desselben bewachten, unterrichtet, und hatte eine vorläufige Anzeige davon an die Staaten von Holland und Seeland gemacht. Als hierauf das schändliche Product der Rache und des Hasses wirklich aus dem spanischen Cabinette hervorging, und in seiner ganzen Abscheulichkeit vor den Augen der Welt zur Schau aufgestellt ward, beschloß der gemißhandelte und tiefgekränkte Prinz, seinen Gegner mit gleicher Münze zu bezahlen, ferner keine Schonung und Discretion gegen den König zu beobachten, und denselben Ton gegen ihn anzustimmen, den sich jener zuerst gegen ihn erlaubt habe. Er beantwortete das Manifest in einer Rechtfertigungsschrift, worin er das Bild des verhaßten Despoten, der selbst den Geistern gern seine Fesseln angelegt hätte, im grellsten Lichte aufstellte.

Zuerst entwickelt er in dieser Schrift, welche an die Generalstaaten gerichtet war, die großen Verdienste seiner Vorfahren um das Haus Österreich, und zeigt nach einigen Lobsprüchen auf Kaiser Carl V., wie wenig er dem Könige zu





verdanken, und wie viel er durch ihn verloren habe. Dann fährt er fort: nicht er habe den Aufstand in den Niederlanden bewirkt, sondern der spanische Hof durch seine ungerechten Eingriffe in die heiligsten Rechte der Nation, und die blutige Tyranney des Herzogs von Alba; seine Schaffotte und unersättliche Habsucht hätten das friedfertigste Volk von der Welt zur Verzweiflung gebracht. Wer sey derjenige, der seine rechtmäßige Vermählung lästere? Philipp, der mit seiner Schwestertochter eine blutschänderische Ehe geführt; der seine Gemahlinn Isabelle und seinen Sohn D. Carlos, weil er Mitleid mit den unglücklichen Niederländern geäußert, ermordet, mit Donna Euphrosia im Ehebruch gelebt, und sie schwanger dem Prinzen von Ascoli zur Gattinn aufgedrungen habe, um seinem Bastard dessen Güter zu verschaffen, worauf den Letzteren der Gram, oder vielleicht ein vergifteter Bissen getödtet habe. Kain und Judas hätten Gott nicht vertrauet; er vertraue ihm, aber nicht Menschen, die vor den Mauern von Granada und an den Grafen von Egmont und Hoorne sich öffentlich als Verräther und Wortbrüchige bewiesen hätten. Die Niederträchtigkeit, einen Preis auf seinen Kopf zu setzen, und daß man in Spanien Meuchelmördern den Adel ertheile, nehme ihn eben nicht Wunder; da der größte Theil des spanischen Adels, wie die ganze Welt sage, von den Maranen oder Juden herstamme, welche das Leben Christi dem Judas mit barem Gelde abgekauft hätten. Käme es übrigens bey diesen verderblichen Unruhen nur auf seinen Kopf an, und könnten sie durch dessen Verlust gestillt werden, so wolle er ihn gern zum Opfer darbringen. Sie, die Generalstaaten, möchten daher frey über sein Leben gebiethen; denn nur sie allein, und kein Potentat der Erde, hätten Macht über seinen Kopf. Glaubten sie aber von seinen gesammelten Erfahrungen noch längeren Gebrauch

machen zu können, so sey er bereit, Leben und Vermögen in ihrem Dienste aufzuopfern.

Peter de Villier, ehemahls Advocat und nachher Hofprediger des Prinzen, ein treuer Diener seines Hauses, und mit seinen Staatsgeheimnissen und politischen Verhältnissen vertraut, ward für den Verfasser dieses Aufsatzes gehalten. Am 13. des Christmonaths (1580) begab sich der Prinz, von seinem Neffen dem Grafen Hohenlohe und einigen andern Verwandten begleitet, in die Versammlung der Generalstaaten, welche damahls zu Delft gehalten wurden, und überreichte ihr die Schrift. Der Pensionär las sie der Versammlung vor, welche den Inhalt etwas zu heftig fand, und die Berathschlagungen darüber einige Tage verschob. Endlich ertheilte sie ihre Antwort darauf (17. December), erklärte die dem Prinzen in der Achtserklärung wegen der niederländischen Unruhen gemachten Beschuldigungen für falsch und ungegründet, pries seine dem Vaterlande geleisteten großen Dienste, ersuchte ihn um seinen ferneren Beystand, wobey sie ihm alle mögliche Unterstützung leisten wolle, und erboth sich, ihm zu seiner persönlichen Sicherheit ein Geschwader Leibwache auf gemeine Kosten zu halten; und bemerkte endlich zum Schluß, daß, da auch sie in der Achtserklärung angegriffen worden sey, sie ebenfalls eine Rechtfertigung ihres Verfahrens bekannt machen werde.

Hierauf wurden die Achtserklärung, des Prinzen Vertheidigungsschrift, und die Antwort der Generalstaaten mit Genehmigung der Letztern in niederländischer und französischer Sprache gedruckt, und, um ihnen eine desto größere Publicität zu geben, von dem Prinzen an mehrere europäische Höfe gesandt.

Diese Schriften erhitzten die erbitterten Gemüther auf's Neue. Sie waren ein neuer Feuerbrand, der unter die empörte Menge geworfen ward, ein neuer Aufruf zu einem ewi-

gen unheilbaren Zwiste, zu einem Kampfe auf Leben und Tod; denn furchtbarer als je erwachte jetzt die alte Wuth. Eine Widerlegung der Vertheidigungsschrift des Prinzen von spanischer Seite ist nie erfolgt. Vielleicht sah Philipp bey kälterer Ueberlegung das Entehrende eines übereilten Schrittes ein, wozu ihn eine heftige Aufwallung hingerissen hatte. Welche Erniedrigung für den stolzesten und mächtigsten Monarchen seiner Zeit, mit einem seiner Unterthanen, und mochte er auch ein Prinz seyn, eine solche Sprache zu führen! Und wie verdunkelte er seinen Ruf dadurch, daß er seinen Gegner reizte, Dinge aus der Nacht des Geheimnisses an das Licht des Tages hervor zu ziehen, und öffentlich vor den Augen der Zeitgenossen und der Nachwelt aufzustellen, denen er zu seiner Ehre eine ewige Verborgenheit, worin sie ohne diesen Vorfall auch vielleicht geschlummert hätten, wünschen mußte. Doch wie erniedrigend auch die Folgen dieses Streites für den König waren, desto verderblicher wurden sie dem Prinzen von Oranien. Von jetzt an schwebte der Engel des Todes drohender über seinem Haupte, überall schlichen Meuchelmord und Verrätherey in hundert verschiedenen Gestalten ihm nach, und sein Leben ward endlich das Racheopfer für Philipps beleidigte Ehre.

Wenige Monathe nach der Erscheinung der Achtserklärung wider den Prinzen von Oranien, widerfuhr auch dem Herzog von Parma eine Kränkung, welche leicht einen sehr nachtheiligen Einfluß auf die Angelegenheiten Spaniens in den Niederlanden hätte haben können. Die Herzoginn Margarethe von Parma, Alexanders Mutter, und ehemahls, bey den ersten Ausbrüchen der Revolution, Statthalterinn der Niederlande, langte auf Befehl des Königs aus Italien (1580, August) zu Namur an. Philipp hatte den wallonischen Provinzen versprochen, ihnen einen Generalgouverneur

aus seinem Hause zu geben. Seine Wahl, entweder aus dem ihm eigenen Mißtrauen gegen jeden ausgezeichneten Mann, oder von dem Cardinal Granvella geleitet, fiel auf seine Schwester Margarethe, deren Leutseligkeit, wie er hoffte, ihm die Herzen der Niederländer wieder gewinnen werde, ohne ihm bey ihren mittelmäßigen Talenten Veranlassung zum Argwohn zu geben. Sie sollte daher, nach seinem Befehl, die Regierungsgeschäfte verwalten, und der Herzog, ihr Sohn, die Kriegsangelegenheiten leiten. Aber der Letztere, im Bewußtseyn seiner dem Könige geleisteten Dienste, fühlte den heftigsten Unwillen gegen diese unverdiente Zurücksetzung, und war keineswegs geneigt, von der ersten Stelle in einem Lande, wo er bisher die höchste Gewalt ausgeübt hatte, herab zu steigen, um eine subalterne Rolle zu übernehmen. Er empfing seine Mutter, die er schon in seiner Jugend wenig geschätzt hatte, mit Kaltsinn, und sie selbst, da sie seinen Unwillen über ihre Gegenwart bemerkte, schrieb bald nach ihrer Ankunft an den König, und bath ihn, sie der ihr verliehenen Würde wieder zu entledigen, da bey dem gegenwärtigen schrecklichen Zustande der Niederlande nur von den Waffen, welche ihr Sohn besser zu führen verstehe, als sie, ein kräftiger und wirksamer Erfolg zu hoffen sey. Als der König aber dennoch auf seinem Willen bestand, wollte der Herzog lieber seine Entlassung nehmen, als mit seiner Mutter die höchste Gewalt und die Führung der Geschäfte theilen.

Das Gerücht von diesem Vorhaben des Herzogs verbreitete sich bald, und versetzte die ganze königliche Partey in den Niederlanden in Unruhe und Bestürzung; ja die Truppen erklärten, daß sie nicht mehr dienen würden, wenn man ihnen ihren geliebten Feldherrn raubte. Der König, welcher den Herzog nicht entbehren konnte, sah sich endlich ge-

zwungen, dem Drange der Nothwendigkeit nachzugeben, und ihn auf's Neue in der Statthalterschaft zu bestätigen, welche seine Mutter abtrat.

Margarethe blieb nach dieser Katastrophe in den Niederlanden, ohne jedoch an den öffentlichen Angelegenheiten Theil zu nehmen. Sie hatte ihren Aufenthalt zu Namur; ihr Sohn bekümmerte sich wenig um sie, und es kam so weit, daß sie den drückendsten Mangel leiden mußte, ob ihr gleich bey ihrer ersten Entlassung von der Statthalterwürde vom spanischen Hofe ein Jahrgehalt von 20,000 Thalern angewiesen worden war. Im Herbstmonath 1583 kehrte sie nach Italien zurück.

## 5.

# Entsetzung Philipps II.

### von der Oberherrschaft über die Niederlande,

### und

# Wahl des Herzogs von Anjou

### zum Souverän derselben.

### 1580 bis 1582.

---

Schon seit mehreren Jahren hatte unter den eifrigen Republikanern in den abgefallenen niederländischen Provinzen, besonders in Holland und Seeland, der Antrag bestanden, dem Könige von Spanien den Gehorsam aufzukündigen. Hätte die Königinn Elisabeth die ihr im Jahre 1575 angebothene Souveränität angenommen, so würden jene beyden Provinzen schon damahls diesen entscheidenden Schritt gethan haben. Ihre Weigerung und der langsame und bedächtige Charakter der Nation, der selbst in dem exaltirten Zustande der Revolution nicht unterging, verzögerte ihn, und auch Oranien erklärte sich dagegen; weil er das Band zwischen den abgefallenen Provinzen noch nicht haltbar genug fand, um ihn mit Sicherheit und Erfolg thun zu können. Man ließ daher die äußeren Formen der Regierung vor der Hand noch in ihrem damahligen Zustande, und alle Verordnungen und Befehle wurden fortdauernd im Nahmen und unter dem

Siegel desselben Fürsten ausgefertigt und erlassen, wider den man die Waffen mit der höchsten Erbitterung führte. Nach dem Abschluß der Utrechter Union ward in der Versammlung der Staaten von Holland (1580, März) auf's Neue der Vorschlag gethan, die königliche Gewalt mit allen ihren äußeren Zeichen abzuschaffen, und die Regierung der Republik fest und entscheidend zu bestimmen. Er ward mit allgemeinem Beyfalle aufgenommen; aber die Versammlung fand für gut, ihn zur Zeit noch nicht zu realisiren, weil sie die Hoffnung hegte, daß bald alle vereinigten Landschaften denselben Entschluß fassen würden.

Dieser Zeitpunct trat ein, als mit dem fruchtlosen Ausgange des Cöllner Congresses jede Friedensaussicht verschwunden war, als die Achtserklärung des spanischen Hofes wider den Prinzen von Oranien und des letzteren mit den heftigsten Invectiven gegen den König angefüllte Vertheidigungsschrift den gegenseitigen Haß noch glühender und unversöhnlicher machten; und als auf der einen Seite die gänzliche Vereinigung Amsterdams und Harlems mit der republikanischen Parthey der Provinz Holland dem Bunde mehr Stärke verliehen hatte, und auf der andern das Waffenglück des Herzogs von Parma und die Rückkehr ganzer Provinzen und so vieler Städte und einzelner bedeutender Männer unter den Gehorsam des Königs die Patrioten mit den gerechtesten Aussichten eines unglücklichen Ausganges erfüllten. Jetzt, um nicht Alles in einem Kampfe zu verlieren, der mit so ungleichen Kräften geführt ward, mußte Alles gewagt und endlich ein souveräner Schritt gethan werden. Nur wenn man jede Gemeinschaft mit Spanien aufhob, das letzte mit der Monarchie noch bestehende Band zerriß, und einen fremden selbstgewählten Fürsten zum Chef und Beschützer der Republik proclamirte, ließ sich noch Rettung von dem gewissen Untergange hoffen. Oranien selbst, welcher die große Kunst verstand,

stets die günstigsten Momente zur Erreichung seiner Absichten zu treffen, zeigte jetzt die Nothwendigkeit, dieses entscheidende Hülfsmittel zu ergreifen, und rieth, von je her der Verbindung mit Frankreich geneigt, dem Herzoge von Anjou an Philipps Stelle die Oberherrschaft zu übertragen; weil dieser Fürst, dessen Wahl ihnen den Beystand Frankreichs und vielleicht auch Englands verspräche, dem Interesse des Landes angemessener sey, als irgend ein Anderer.

Lange gab dieser wichtige Gegenstand das Hauptthema zu den Berathschlagungen der Generalstaaten ab. Endlich, nach vielen und heftigen Debatten, ward beschlossen, dem Rathe des Prinzen zu folgen, und eine Deputation an den Herzog von Anjou zu senden, um mit ihm über die Annahme der Oberherrschaft über die Niederlande in Unterhandlung zu treten. Aus den früheren Epochen dieser Geschichte ist bekannt, daß die Staaten den Herzog schon im Jahre 1578 zum Oberstatthalter und Schutzherrn der Niederlande erklärt hatten. Sie waren damahls außer Stande, ihm die Bedingungen halten zu können, wozu sie sich verpflichtet hatten, und er war mißvergnügt nach Frankreich zurückgekehrt, ohne doch darum seinen Lieblingsplan, sich noch einst zum Herrn jenes schönen nachbarlichen Landes zu machen, aufgegeben zu haben. Sehr angenehm überraschte ihn daher die Nachricht, welche ihm seine niederländischen Correspondenten von dem Beschlusse der Generalstaaten ertheilten, welcher ihn dem Ziele seiner Hoffnungen und Wünsche auf ein Mahl so nahe rückte. Im August (1580) langte die niederländische Gesandtschaft in Frankreich an, um die Unterhandlung mit dem Herzoge zu eröffnen, welcher seiner Seits einige Commissarien zu diesem Geschäfte ernannte. Das Schloß Plessis les Tours ward zum Schauplatze der Conferenzen zwischen den beyderseitigen Bevollmächtigten gewählt. Aber eine Menge Schwierigkeiten verzögerten den Gang der Unterhandlungen; denn die auf

die Freyheiten ihres Vaterlandes eifersüchtigen niederländischen Deputirten, an deren Spitze St. Aldegonde stand, discutirten sogar über einzelne Phrasen, und wogen jeden Ausdruck mit ängstlicher Genauigkeit ab. Alle Hindernisse wurden endlich gehoben, alle Differenzen ausgeglichen, der Vertrag kam zu Stande, und die darüber ausgefertigte Urkunde ward am Michaelistage (1580) von den Bevollmächtigten beyder Theile unterschrieben.

Der Vertrag bestand aus sieben und zwanzig Artikeln. Dem Herzoge von Anjou ward dadurch für sich und seine männliche Descendenz die Oberherrschaft über die Niederlande mit eben den Titeln, welche die vorigen Fürsten geführt hatten, übertragen, aber die Gewalt des neuen Souveräns war durch vielfache Einschränkungen in Rücksicht der Erbfolge, der Regentschaft bey einer Minderjährigkeit, des Genter Friedensvereins und der Utrechter Union in so enge Grenzen gesteckt, daß ihm kaum noch ein Schatten von Macht übrig blieb. Er mußte versprechen, alle Freyheiten und Vorrechte der Landschaften zu bestätigen, wenigstens ein Mahl jährlich die allgemeinen Staaten zusammen zu berufen, zu seinen Staatsräthen nur Eingeborne, und auf's Höchste nur zwey Franzosen zu wählen, und die Statthalter der Provinzen aus den ihm von den Staaten vorgeschlagenen Personen zu ernennen, die Provinzen Holland und Seeland in Ansehung des Gottesdienstes, und auch außer dem, bey ihrer gegenwärtigen Verfassung zu lassen, den Beystand seines Bruders des Königs wider Spanien zu bewirken, und mit dessen und seinem eigenen Gelde den Krieg zu führen, wozu die Staaten jährlich 240,000 Gulden beytragen würden. Den Staaten sollte ferner das Recht zustehen, denjenigen von seinen Descendenten, welchen sie für den würdigsten hielten, zu seinem Nachfolger zu wählen. Jede Verletzung dieses Vertrags von Seiten des Herzogs sollte die Staaten von ihrem Eide und

Gehorsam und allen Verpflichtungen gegen ihn entbinden. Endlich rückten die niederländischen Bevollmächtigten zum Schlusse noch mit der Erklärung hervor: nur unter der Bedingung, daß der Herzog von seinem Bruder ein schriftliches, unter dem königlichen Nahmen und Siegel ausgefertigtes Versprechen seines Beystandes bewirkte, sey der gegenwärtige Tractat von ihnen abgeschlossen worden, und für gültig zu halten.

Der Herzog nahm alle Puncte des Vertrages an, und ging auch die letzte Verpflichtung ein; aber seine Bemühungen, sie zu erfüllen, waren vergebens. Frankreich war damahls ein Raub der Anarchie und des Bürgerkrieges, und Alles, wozu sich der schwache, seinem Bruder abgeneigte König bewegen ließ, war ein Schreiben (1580, 26. November), worin er dem Herzoge und den Niederländern Hülfe zu leisten verhieß, wenn die Ruhe in Frankreich wieder hergestellt seyn würde. Wie wenig auch eine so unbestimmte Erklärung den Staaten Genüge leistete, mußten sie sich doch dabey beruhigen; weil vor der Hand nichts mehr zu erlangen war. Sie bestätigten auf der Versammlung (1580, 30. December) zu Delft den Tractat von Plessis, und beschworen ihn (1581, 23. Jänner), nachdem sie wenige Tage zuvor, auf den Rath des Prinzen von Oranien, einen Land- oder Staatsrath, der aus ein und dreyßig Mitgliedern bestand, errichtet hatten.

Auf die Wahl des Herzogs von Anjou zum Souverän der Niederlande folgte unmittelbar die schon früher beschlossene Entsetzung des Königs von Spanien. Der Beschluß, welcher Philipp II. seiner Rechte auf die Niederlande verlustig und ihn für einen Feind der Republik erklärte, ward von den Staaten von Brabant, Flandern, Geldern, Zütphen, Holland, Seeland, Utrecht, Friesland und Mecheln auf der Versammlung zu Amsterdam am 26. Mai gefaßt, und zwey Monathe später (1581, 27. Jul.) im Haag feyerlich procla-

mirt. Die darüber abgefaßte Acte hob mit der merkwürdigen Erklärung an: Die Völker sind nicht der Fürsten wegen, sondern die Fürsten der Völker wegen da, und den Unterthanen gebührt das Recht, den Regenten seiner Würde zu entsetzen, wenn er sie als Sclaven behandelt, und wenn es für sie kein anderes Mittel gibt, wieder zu ihrer Freyheit zu gelangen. Wird eine solche Entsetzung durch die Stände des Landes beschlossen, so ist sie vollkommen rechtmäßig, und mehr als irgend ein anderes Volk sind die Niederländer im Besitze dieses Rechtes, deren Souverän verpflichtet ist, nach heilig beschwornen Bedingungen zu regieren. Diesem Eingange folgte eine weitläufige Darstellung aller Ungerechtigkeiten und Eingriffe in die Vorrechte der Nation, deren sich der König schuldig gemacht habe; und endlich ward er aller Rechte und Ansprüche auf die Regierung der niederländischen Republik auf immer für verlustig erklärt. Die Lehensleute, Staatsdiener und sämmtliche Einwohner wurden von dem ihm geleisteten Eide entbunden, und es ward befohlen, nicht mehr des Königs Nahmen und Siegel, sondern bey allgemeinen Angelegenheiten das Siegel der Generalstadten, und bey besondern die der einzelnen Provinzen, in Holland und Seeland aber den Nahmen des Prinzen von Oranien und der Staaten gemeinschaftlich zu gebrauchen.

Kaum ist dieser Beschluß bekannt gemacht, so eilt man auch schon zur Vollziehung desselben. Ueberall werden die Wappen und Bildnisse des Königs hinweggeschafft, die Siegel zerbrochen, die von ihm ertheilten Bestallungen zerrissen, und sein Brustbild und Nahme von den Münzen verbannt. Doch nicht an allen Orten ward das Haager Manifest mit gleichem Beyfalle aufgenommen, und viele Beamten, welche kein Bedenken getragen hatten, an der Rebellion gegen ihren alten Fürsten Theil zu nehmen, weigerten sich jetzt, den neuen Eid zu leisten; so wahr ist's, daß der größte Theil der

Menschen nur an den äußern Formen hängt, und weit schwe-
rer diesen als dem Wesen der Dinge entsagt. Auch der Aber-
glaube erklärte sich wider die Neuerung. Focko Ralda, Rath
des Hofes von Friesland, ward in dem Augenblick, da man
ihm den neuen Eid zur Ablegung vorlegte, vom Schlage
getroffen, und blieb auf der Stelle todt. Dieser Zufall machte
einen großen Eindruck auf den gemeinen Haufen, der darin
den Wink einer höhern Macht, der alten Ordnung treu zu
bleiben, zu erkennen glaubte. Michael Rudze, ein lutheri-
scher Prediger zu Woerden, erhob sich mit solcher Wuth wi-
der die Absetzung des Königs, daß man ihn aus der Stadt
verweisen mußte. Mehrere Vasallen und Beamten, welche
ebenfalls den neuen Eid verweigerten, traten zur royali-
stischen Partey über, und suchten im Lager des Herzogs
von Parma ein Asyl gegen die Rache ihrer republikanischen
Mitbürger.

Aber wie laut auch Vorurtheil, Aberglaube und Pfaffen-
geist sich wider die Abschaffung der alten Regierung mit ih-
ren bisherigen Formen erheben mochten, nie erscheint dem
philosophischen Beobachter die Versammlung der niederlän-
dischen Volksrepräsentanten ehrwürdiger und achtungswer-
ther, als in dem Augenblicke, da sie die Entsetzung Philipps
decretirt, und ihm den Gehorsam aufsagt. Denn was
adelt den Menschen mehr, als wenn er mit männlicher Kraft
die Ketten zerreißt, welche ein übermüthiger Despot für ihn
geschmiedet hat, und lieber die offene Brust allen Ungewit-
tern des Lebens darbeut, als sein Haupt unter den unge-
rechten Zepter des Tyrannen schmiegt. Die europäischen Für-
sten freylich, wie sich leicht vorher sehen ließ, schenkten die-
sem Triumph der beleidigten Menschheit ihren Beyfall nicht.
Am wenigsten behagte ihnen der in dem Haager Manifeste
aufgestellte Grundsatz von der Souveränität der Völker und
dem Rechte, unter gewissen Umständen ihre Regenten abzu-

setzen, Ideen, welche beweisen, wie richtig man schon damahls die natürlichen Rechte der Menschen zu erklären verstand.

Um die übeln Eindrücke zu schwächen, welche ihr Verfahren wider den König auf die auswärtigen Mächte gemacht haben mußte, sandten die Staaten eine Gesandtschaft an den Reichtstag zu Augsburg, und ließen den gethanen Schritt durch die traurige Nothwendigkeit entschuldigen, welche sie dazu gedrungen habe, da der König allen ihren Bitten um Abstellung ihrer gerechten Beschwerden sein Ohr verschlossen habe. Und hatten nicht die Spanier selbst, sagt Grotius, den Niederländern ein Vorbild gegeben, da sie einen ihrer Könige seiner Grausamkeit wegen des Throns für verlustig erklärten, und die Krone einem Bastard aufsetzten? Und wie viel Beyspiele von Königen, welche durch ihre Unterthanen abgesetzt wurden, lieferte ihnen die ältere und neuere Geschichte anderer Völker, der Franken und Engländer, der Dänen und Schweden!

Die Entsetzung des Königs und die Uebertragung der höchsten Gewalt an den Herzog von Anjou hatten einen wesentlichen Einfluß auf die bisherigen Verhältnisse des Erzherzogs Matthias; denn er verlor dadurch den geringen Antheil an der Regierung, den er bisher noch gehabt hatte. Da ihm diese natürliche Folge der Dinge selbst einleuchtete, so gab er wenige Tage vor der Publication des Haager Manifestes seine seit vier Jahren, wenigstens dem Nahmen nach, geführte Statthalterschaft zu Antwerpen (1581, 21. Julius) in die Hände der Generalstaaten zurück. Es wurden ihm sehr ansehnliche Jahrgelder ausgesetzt, welche jedoch in der Folge beträchtlich vermindert wurden; und der Wunsch des Prinzen von Oranien, ihm zur Entschädigung das Bisthum Lüttich zu verschaffen, ging nicht in Erfüllung; weil das Domcapitel, auf die Empfehlung des Herzogs von Parma, den Prinzen Ernst von Baiern wählte. Drey Monathe nach seiner

Abdankung (Weinmonath) verließ der österreichische Prinz die Niederlande, und ging nach Wien zurück. Man hegte in der letzten Zeit den Verdacht gegen ihn, daß er in geheimen Verbindungen mit dem Könige von Spanien stehe, und über einem gefährlichen Anschlage wider den Prinzen von Oranien brüte. Sein Leibbäcker und noch eine andere vertraute Person, welche man einzog und abhörte, bestätigten durch ihre Aussage den gefaßten Verdacht; man hatte jedoch Gründe, die Sache nicht näher aufzuklären und zu rügen. So endete Matthias die unbedeutende Rolle, in welcher er vier Jahre in den Niederlanden figurirt hatte. Der Herzog von Arschot und dessen Anhang riefen ihn dahin, um ihn dem Prinzen von Oranien entgegen zu stellen, und sie waren auch die ersten, von denen er wieder verlassen ward, als Oraniens Staatsklugheit ihre ehrgeizigen Plane durchschaute und vereitelte.

Die eben erzählten Veränderungen in der politischen Verfassung der Niederlande hatten auch neue Stürme in der religiösen zur Folge. Die calvinistischen Zeloten ergriffen diesen Zeitpunct, ihrer Secte mehr Ausdehnung und Einfluß auf Kosten des Katholicismus zu verschaffen, und es gelang ihnen, denn die Umstände begünstigten ihren Eifer. Sie brachten es dahin, daß zu Antwerpen, Brüssel und an mehreren andern Orten der katholische Gottesdienst aufhören mußte, die Weihung der Hostien untersagt ward, die Priester verjagt wurden, und die Bilder, welche jene früheren Stürme überlebt hatten, aus den Kirchen genommen wurden. Viele der schönsten Gemählde, besonders einige treffliche Altarstücke, wurden in Privathäuser gerettet, und darin aufbewahrt, um sie nicht noch ein Mahl der vandalischen Wuth einer fanatischen Secte, welche die Werke der Kunst gleich Idolen des Aberglaubens haßte und verfolgte, Preis zu geben.

Indeß hatte der neue Regent der Niederlande schon angefangen, einen Theil der übernommenen Verpflichtungen

gegen seine künftigen Unterthanen zu erfüllen; denn so bald der Vertrag von Plessis abgeschlossen und bestätigt war, ließ er es sein erstes Geschäft seyn, ein Heer zur Vertheidigung der Niederlande zusammen zu ziehen, während er eine gedruckte Denkschrift an alle Reichsfürsten versandte, worin er seine Gründe zur Annahme der Souveränität über die Republik entwickelte. Im August (1581) betrat er an der Spitze von 14,000 Mann die niederländische Erde, und die Erscheinung einer so ansehnlichen Hülfsmacht flößte den vereinigten Provinzen die größten Erwartungen ein. Aber bald zerrannen wie Luftgestalten die schönen Bilder ihrer Hoffnung, als das französische Heer nach einigen kriegerischen Unternehmungen, deren wichtigste der gelungene Entsatz von Cambray war, schon wieder über die Grenze nach Frankreich zurückkehrte.

Der Herzog, immer mit neuen Projecten beschäftiget, opferte auch jetzt die Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs in den Niederlanden der Verfolgung einer glänzenden Chimäre in England auf. Keine Vorstellungen konnten ihn bewegen, sein Waffenglück zu verfolgen, er entließ sein Heer und schiffte in Begleitung einiger vornehmen Niederländer nach England über, um die schon früher eingeleitete Vermählung mit der Königinn Elisabeth zu Stande zu bringen. Eine Verbindung Englands und Frankreichs gegen Spanien sollte gleichsam die Mitgift bey dieser Vermählung seyn, und Alles schien die Wünsche des Herzogs zu begünstigen. Die Königinn behandelte ihn mit der größten Auszeichnung und Vertraulichkeit, gab ihm in ihren Briefen die zärtlichsten Nahmen, ja sie zog einst bey einem glänzenden Ball einen kostbaren Ring von ihrem Finger und steckte ihn öffentlich dem Herzoge an. Bey dem Allen waren die Äußerungen des Wohlwollens und der Zuneigung nichts als ein leeres Gaukelspiel. Die arglistige Fürstinn machte es dem Herzoge nicht besser, als allen Andern, die um ihre Hand geworben

hatten; sie hielt ihn mit Hoffnungen hin, ohne vielleicht je im Ernst an eine Vermählung mit ihm gedacht zu haben, obgleich der Heirathsvertrag bereits entworfen war. Vielleicht schreckten sie auch der leichtsinnige Charakter des Herzogs, die Gewißheit, zugleich mit seiner Hand einen Krieg mit Spanien zu erhalten, und der zerrüttete Zustand Frankreichs, von dieser Verbindung zurück. Drey Monathe verlor der Herzog, ohne seinem Ziele näher gerückt zu seyn; da erschien eine Deputation der Generalstaaten, welche ihn um Beschleunigung seiner Rückkehr bath, weil der Prinz von Oranien darauf drang, einige bedeutende Mängel in der Staatsverfassung abzustellen und kräftige Maßregeln zur Fortsetzung des Kriegs zu treffen. Der Herzog mußte sich zur Abreise entschließen, und die Königinn selbst, welche ihm ansehnliche Summen vorgeschossen hatte, begleitete ihn bis Canterbury. Graf Leicester, ihr Liebling, und andere englische Großen folgten ihm nach Vliessingen, wo er von dem Prinzen von Oranien (1582, 10. Februar) und Espinoi bewillkommt ward. Sieben Tage nach seiner Ankunft schiffte er mit einem zahlreichen und glänzenden Gefolge nach Antwerpen, und ward hier mit großen Feyerlichkeiten zum Herzog von Brabant und Markgrafen des römischen Reichs geweihet.

Unter dem Schalle einer rauschenden Musik von der benachbarten Schelde her (19. Februar), bestieg er eine kostbar decorirte, dem Rathhause gegen über errichtete Schaubühne. Eine Welt von Zuschauern war zusammengeströmt, den neuen Regenten zu sehen. Der Prinz von Oranien selbst bedeckte ihn mit dem Herzogshut, und hing ihm den Fürstenmantel um. Als er sich dabey vergebens bemühete, eine Schnalle zu befestigen, welche den Mantel zu halten bestimmt war, sagte der Herzog mit bedeutendem Lächeln zu ihm: „Laßt mich nur selbst machen, ich werde sie schon selbst

so gut befestigen, daß sie nicht wieder aufgehen soll.“ Dem Prinzen entging der geheime Sinn dieser Worte nicht, aber er blieb ruhig; denn er kannte den Herzog und fürchtete ihn nicht.

Der neue Souverän legte den Eid ab, und die Bevollmächtigten Brabants schworen ihm Treue. Auch die Geldrer erklärten ihn für ihren Herzog, und Flandern nebst den Gröningenschen Ommelanden folgten dem Beyspiele Brabants; aber Holland, Seeland und Utrecht verweigerten die Huldigung, obgleich die Deputirten dieser Provinzen gleich den übrigen dem Vertrage von Plessis beygestimmt hatten.

Der Grund dieser Weigerung betraf den Prinzen von Oranien, und seine Verhältnisse zu jenen drey Provinzen. Zwar war er es selbst, der zu den Unterhandlungen mit dem Herzog von Anjou rieth, und sie auf das Eifrigste betrieben hatte; weil den erschöpften und durch Parteyen zerrissenen Niederlanden eine auswärtige Hülfe zu ihrer Erhaltung unentbehrlich schien, besonders da zu fürchten war, daß Philipp nach vollendeter Eroberung Portugals seine ganze Macht gegen sie wenden werde. Aber dabey war es keinesweges seine Absicht, sich die Herrschaft über die drey erwähnten Provinzen entziehen zu lassen. Daher die Weigerung derselben, dem Herzog von Anjou die Huldigung zu leisten; wovon der Grund damahls ein Geheimniß war, zu dem nur wenige treue Anhänger des Prinzen in Holland den Schlüssel hatten.

Jedem aufmerksamen Beobachter der niederländischen Revolution drängt sich hier die interessante Frage auf: woher kam es, daß der Prinz von Oranien, der doch der belebende Geist der Rebellion und der antispanischen Partey war, weder zum Generalgouverneur noch zum Souverän der Niederlande gewählt ward? Wie kam es, daß er weder selbst nach diesen Würden strebte, wozu ihm seine Verdienste ein

so gültiges Recht gaben, noch daß jemahls von einem seiner Anhänger zu deren Erlangung für ihn ein Antrag geschah? Und was bewog endlich diesen ausserordentlichen Mann, sich so viel Mühseligkeiten und Gefahren für eine ihm fremde Sache zu unterziehen, um Andern den Genuß der Früchte seiner Anstrengungen und Aufopferungen zu überlassen? Begeisterte ihn allein der edle Ehrgeiz, der Retter eines unglücklichen mißhandelten Volks zu werden, indem er zugleich seinen glühenden Haß gegen die Unterdrücker desselben befriedigte? Oder strebte er wirklich insgeheim nach der Herrschaft über dieses Volk, und behauptete nur darum den Schein einer erzwungenen Mäßigung, weil seine scharfsichtige Politik ihm sagte, der günstige Zeitpunkt, seine Wünsche laut werden zu lassen, sey noch nicht gekommen, und er habe dabey den Widerspruch einer zahlreichen Gegenparthey zu fürchten? Die Geschichte gibt uns keine Aufschlüsse zu einer befriedigenden Beantwortung dieser Fragen, und Oraniens tiefverschlossene Seele verstattet nicht, einen forschenden Blick in das Heiligthum ihrer Geheimnisse zu thun. Indeß, welche Hoffnungen, welche Absichten auch Oranien hegen mochte, er konnte ruhig jede fremde Person in den vereinigten Niederlanden neben sich auftreten, und mit den höchsten Würden bekleiden sehen. Immer blieb er der Held des großen Drama's, und jene waren nur Figuranten, die auf einen Wink von ihm eben so schnell wieder von der Bühne verschwanden, als sie auf derselben erschienen waren, wie die Geschichte der Matthias und Anjou zur Genüge beweist. Daß übrigens der große Mann sein eigenes Interesse nicht ganz aus den Augen verlor, zeigen seine Unterhandlungen mit dem Herzog von Anjou über die Provinzen Holland, Seeland und Utrecht, wovon die dem Herzoge verweigerte Huldigung dieser Provinzen eine Folge war. Der Zusammenhang ist folgender:

Schon in den frühesten Zeiten der Revolution hatte der Prinz in Holland und Seeland, worüber er vor dem Ausbruch derselben königlicher Statthalter war, das Ansehen eines Souveräns ausgeübt, ohne jedoch, weil der König seiner Herrscherwürde damahls noch nicht entsetzt war, den Nahmen davon zu führen. Um jenes Verhältniß auch unter dem neugewählten Regenten zu erhalten, ward auf sein Verlangen in dem Vertrage von Plessis ausdrücklich festgesetzt, daß Holland und Seeland sowohl in Absicht der Religion, als auch außer dem bey ihrer gegenwärtigen Verfassung bleiben sollten. Der geheime Sinn des Worts außerdem ging auf die dem Prinzen schon vormahls übertragene höchste Gewalt in jenen Provinzen, welche er nicht verlieren wollte, und der Herzog übergab St. Aldegonde, auf dessen Verlangen, noch besonders eine schriftliche Versicherung, daß er den angeführten Worten keinen andern Sinn geben wolle. Dieser geheime Artikel ward sorgfältig verschwiegen; weil er leicht, wenn man ihn bekannt werden ließ, bey den übrigen Provinzen den Argwohn erregen konnte, daß Holland und Seeland sich von dem Bunde trennen wollten. Nach dem Abschluß des Vertrages von Plessis betrieben der Prinz und seine Anhänger die förmliche Uebertragung der Regierung an ihn in Holland, Seeland und Utrecht mit großer Thätigkeit. In Holland gelang die Sache in so weit, daß die Staaten der Provinz auf der Versammlung zu Amsterdam den Prinzen ersuchten: die ihm im Jahre 1576 übertragene Gewalt, welche nicht nur auf die Dauer des Kriegs eingeschränkt, sondern permanent seyn solle, auszuüben, und ausschließend die reformirte Religion zu beschützen. Auch leisteten ihm die meisten Städte den Huldigungseid als Repräsentanten der Grafschaften Holland, Seeland und Friesland; welchen Titel er auch von dieser Zeit an gewöhnlich führte. In Seeland und Utrecht erfolg-

te jedoch für jetzt die verlangte Eidesleistung noch nicht. Dem Prinzen genügte indeß die von dem Herzog von Anjou wegen Holland und Seeland erhaltene Versicherung nicht, und er wußte es dahin zu bringen, daß die Deputirten dieser Landschaften zu Antwerpen keinen Befehl erhielten, dem Herzog zu huldigen. Erst, nachdem der Letztere (1582, 22. Februar) eine neue Urkunde ausgestellt hatte, worin er sich verpflichtete, den drey Provinzen durchaus keine andere Verbindlichkeit aufzulegen, als die gemeinschaftliche Führung des Kriegs zur Vertheidigung der Freyheiten der Republik, leisteten ihm Holland und Seeland, auf die Vorstellungen des Prinzen, die Huldigung. Nur Utrecht allein fuhr fort, sie zu verweigern, und zeigte sich eben so wenig geneigt, dem Prinzen die Herrschaft zu übertragen.

Anjou nahm jetzt den Titel eines Herzogs von Brabant, Limburg und Geldern, Grafen von Holland, Seeland und Flandern, Markgrafen des römischen Reichs und Beschützers der belgischen Freyheit an. Er stellte darauf in Antwerpen die Uebung der katholischen Religion wieder her, und empfing auch die Deputirten des reformirten Clerus, die ihn in ihrer Anrede einen David und Salomo nannten, mit großer Leutseligkeit und mit Versicherung seines Schutzes.

Vier Wochen dauerten die Lustbarkeiten, welche die Huldigung veranlaßte, bis sie endlich am Geburtstage des Herzogs durch einen tragischen Vorfall plötzlich unterbrochen wurden. Doch ehe wir desselben erwähnen, ist es nöthig, eine kurze Darstellung der Kriegsscenen zu geben, welche sich während des Zeitraums ereigneten, worin die oben erzählten Begebenheiten vorfielen.

## 6.

# Ansicht der Kriegsvorfälle des Jahres 1581.

Die Kriegsgeschichte dieses Jahres stellt nur wenige bemerkungswerthe Begebenheiten und nicht eine Unternehmung auf, welche auf den Gang der Revolution einen entscheidenden Einfluß gehabt hätte. Ein Paar gewonnene und verlorne Städte, einige fehlgeschlagene Versuche auf andere, und verschiedene größten Theils unbedeutende Gefechte im offenen Felde, das waren die Resultate des Feldzugs. Die Kriegsmacht beyder Theile befand sich in schlechter Verfassung, wovon der Grund auf beyden Seiten derselbe, nähmlich der Geldmangel, war, welcher den Herzog von Parma und die Staaten in gleichem Maße drückte. Dazu kam noch, daß die Unterhandlungen mit dem Herzog von Anjou die Aufmerksamkeit der Letzteren so ausschließend beschäftigten, daß sie darüber das Militär fast ganz aus den Augen verloren. Man ließ die Truppen Mangel leiden, welcher einen Geist des Mißvergnügens und Aufruhrs erzeugte, der sich besonders unter den Besatzungen mehrerer Plätze so drohend äußerte, daß man gezwungen war, gewaltsame Maßregeln dagegen zu ergreifen. Auch die königlichen Truppen hatten starke Soldrückstände zu fordern, und man konnte

ihrem Mangel nur abhelfen durch erzwungene Anleihen von den eroberten Städten, wodurch diese zu Grunde gerichtet wurden. Wie sehr unter diesen Umständen der moralische Zustand und die Kriegszucht der beyderseitigen Heere leiden mußten, ergibt sich von selbst; daß aber die königlichen Truppen dennoch mehr leisteten als die ständischen, war das Werk des großen Feldherrn, der an ihrer Spitze stand, und mit dem keiner der republikanischen Befehlshaber verglichen werden konnte.

Der Herzog von Parma hatte beym Anfange des Feldzuges sein Hauptquartier zu Hauterive und blockirte Cambray. Diese Stadt war wegen der Verbindung, in welcher sie mit dem deutschen Reiche stand, während des ganzen Kriegs von beyden Theilen als ein neutraler Ort behandelt worden. Aber nachdem durch die Unterwerfung der wallonischen Provinzen die royalistische Partey in jener Gegend ein so großes Uebergewicht erlangt hatte, hielt der Befehlshaber Ainse die Stadt unter dem Schutze einer ungewissen Neutralität nicht mehr für gesichert, und nahm deßhalb einige Fahnen Franzosen als Besatzungen darin auf. Der Herzog von Parma, dem Ainse als ein eifriger Anhänger des Herzogs von Anjou bekannt war, fürchtete, die Franzosen möchten sich in dieser wichtigen Grenzstadt unter dem Vorwande, ihre Neutralität zu schützen, auf immer festsetzen. Um dieses zu verhindern und den Platz in seine Gewalt zu bekommen, wandte er Geld, List und Ueberredung an, und als alle diese Mittel fruchtlos waren, so beschloß er ihn durch Hunger zu unterwerfen. Zu dem Ende ließ er die Stadt durch den Marquis von Roubaix auf das Engste einschließen, und ihr alle Zufuhr und alle Gemeinschaft mit der umliegenden Gegend abschneiden. Vergebens versuchte ein Corps ständischer Truppen, welches sich unter Villers zwischen Ypern und Dermuiden in Flandern aufstellte, seine

Aufmerksamkeit von Cambrai abzuziehen; er bot diesem die Spitze, und setzte zugleich die Blockade Cambrai's ununterbrochen fort.

Während das Schicksal dieser Stadt die Aufmerksamkeit beyder Theile beschäftigte, erhielt der Prinz von Oranien Nachricht von einer der Stadt Vliessingen in Seeland drohenden Gefahr. Der Herzog von Parma und Don Bernhardin de Mendoza, spanischer Gesandter in London, hatten einen gemeinschaftlichen Plan entworfen, diesen wichtigen Hafenplatz den vereinigten Niederländern durch Verrätherey zu entreissen. Die Hauptrolle dabey hatte der Gesandte übernommen, und er bemühte sich, irgend einen niederländischen Schiffsbefehlshaber in sein Interesse zu ziehen, um durch dessen Mitwirkung die Verrätherey zur Ausführung zu bringen. Er fand endlich zwey, Wilhelm von Horn und Cornelius Steinhuden, welche seinen Anträgen und Versprechungen Gehör zu geben schienen. Sie versicherten den Gesandten, es werde ihnen nicht schwer werden, Vliessingen in spanische Hände zu überliefern, wenn ihnen dazu ein Paar königliche, mit Kriegsleuten besetzte Schiffe überlassen würden. Der Gesandte beschenkte sie reichlich; aber die beyden wackeren Seeleute waren keineswegs gesonnen, Verräther an ihrem Vaterlande zu werden. Sie entdeckten dem Prinzen von Oranien die ihnen gemachten Anträge, und erhielten den Auftrag, die Unterhandlungen zum Schein fortzusetzen, weil der Prinz wünschte, die Spanier in ihren eigenen Schlingen zu fangen. Wilhelm von Horn forderte hierauf einige tausend Kronen von dem Gesandten, unter dem Vorwande, sich mit diesem Gelde eine Partey in Vliessingen zu machen. Mendoza versprach die geforderte Summe, jedoch unter der Bedingung, daß ihm Horn seinen zehnjährigen Sohn als Geißel überlassen solle, wozu sich Wilhelm von Horn verstand, gegen ein schriftliches Versprechen des Gesandten, daß man den Kna-

hen nicht außerhalb England bringen wolle. Jetzt ward das Geld bezahlt, und der Knabe ausgeliefert. Horn begab sich nach Vliessingen, um seinem Vorgeben nach die letzte Hand an's Werk zu legen. Indeß ertheilte der Prinz dem Admiral Treslong Befehl, einige bewaffnete Schiffe nach Walcheren zu senden, um die königlichen Fahrzeuge, wenn sie sich Vliessingen nähern würden, zu empfangen, und sandte zugleich seinen Geheimschreiber Huigens nach London, den kleinen Sohn Wilhelms von Horn zu entführen. Huigens entledigte sich seines Auftrags, er entriß den Knaben seinen Wächtern durch List und Gewalt, und kam glücklich mit ihm nach Holland zurück (1581, Mai). Vliessingen entging der Gefahr; aber auch die Spanier zogen sich ohne Verlust aus dem Handel, da sie durch die plötzliche Verhaftung einer gewissen Frau von Aulst, welche mit darin verwickelt war, einen warnenden Wink von der Entdeckung desselben erhielten.

Oranien genoß die Freude über die Rettung Vliessingens nicht lange; denn bald darauf erhielt er die Nachricht von dem Verluste eines andern Orts, der ihn noch näher angieng. Die Stadt Breda in Brabant, an dem kleinen Flusse Merk, der Hauptort in der Herrschaft gleiches Nahmens, welche dem Hause Nassau gehörte, galt damahls für einen der festesten Plätze in den Niederlanden. Sie war mit starken Mauern, Bastionen, tiefen Graben, Ravelins und halben Monden umgeben, und ward noch außer dem durch ein Schloß geschützt, welches Graf Heinrich von Nassau, etwa dreyßig Jahre vor dem Ausbruche der Revolution, anlegen ließ. Die Stärke des Orts schien ihn vor jeder Gefahr eines Angriffs zu sichern, und die ständischen Befehlshaber waren darüber so unbesorgt, daß der Oberst Lagardie den größten Theil der Besatzung herausgezogen hatte, um sich ihrer zur Eroberung einiger von den Königlichen besetzten festen Schlösser

zu bedienen. Nicht mehr als 65 Mann waren zur Bewachung des Bredaer Schlosses zurückgeblieben.

In diesem Schlosse saß damahls als Gefangener Carl von Savere, Herr von Fresin, welcher zwey Jahre zuvor, wegen eines geheimen Verständnisses mit einigen Spanischgesinnten vom Adel auf Befehl der Staaten verhaftet worden war. Rachebrütend und nach Freyheit sich sehnend, faßte der Gefangene den Entschluß, Breda den Königlichen zu überliefern, den er auf die Schwäche der Besatzung gründete. Er fand Gelegenheit, seine Idee dem Herzog von Parma mitzutheilen, welcher dem Obersten Hautepenne den Auftrag gab, die Sache zu versuchen, wenn er sie ausführbar fände. Hautepenne, der damahls bey Hilverbek, unweit Herzogenbusch, postirt war, beschloß das Wagestück zu unternehmen, und in der Nacht vom 27. des Brachmonaths (1581) setzte er sich mit den dazu bestimmten Truppen in Marsch. Der Florentiner Pompeo Bardo machte mit seinem Reitergeschwader den Vortrab, und erschien vor Anbruch des Tages im Angesichte des Schlosses von Breda.

Carl von Savere, von Allem unterrichtet, hatte die nöthigen Vorkehrungen zum Empfange seiner Befreyer getroffen; der größte Theil der geringen Besatzung war durch Geschenke und Versprechungen gewonnen, und der Ueberrest lag, durch den unmäßigen Genuß starker Getränke berauscht, in einen tiefen Schlummer begraben. Leicht erstieg daher Bardo mit seinen abgesessenen Reitern das Schloß, während Hautepenne in der Nähe zu seiner Unterstützung bereit stand. Ein holländischer Schiffer, welcher sich eben der Stadt nähert, bemerkt jedoch, was vorgeht, und thut zwey Lärmschüsse, wodurch die schon vorher gewarnten Bürger in die Waffen gebracht werden. Sie eilen nach dem Schlosse, aber in dem Augenblicke, da ihnen der Befehlshaber desselben die Thore öffnen will, wird er erstochen, und das Schloß ergibt sich

den Königlichen, welche von hier aus sogleich in die Stadt herabdringen. Aber hier finden sie einen heftigen Widerstand. Die Einwohner, ohne Unterschied des Standes und der Religion, selbst Priester und Weiber, fechten unter der Anführung ihres heldenmüthigen Bürgermeisters Godewaut Rantens, wie echte Republikaner, für die Freyheit und den väterlichen Herd. Weder das Schwert des Feindes, noch seine eingeworfenen Flammen konnten sie schrecken, und erst nach einem mehrstündigen zweifelhaften Kampfe entschied die Uebermacht für die Königlichen. Um zehn Uhr Morgens waren die Letztern im Besitze der Stadt (28. Junius), nachdem über hundert Einwohner in der Vertheidigung derselben gefallen waren; der Verlust der Sieger war vier Mahl so stark. Hautepenne ward zum Befehlshaber des Königs über die Stadt ernannt, welche eine schwere Contribution erlegen mußte. Der Bischof von Roermonde stellte den aufgehobenen katholischen Gottesdienst wieder her. So verlor der Prinz von Oranien seine Stadt und Herrschaft Breda zu eben der Zeit, da er die Städte und Herrlichkeiten Veere und Vließingen, welche wegen der darauf haftenden Schulden veräußert wurden, von den Staaten von Holland und Seeland erkauft hatte.

Die ständischen Truppen bemächtigten sich (August) bald nach dem Verlust Breda's der Stadt Eindhofen in Brabant, verloren sie jedoch nach einigen Monathen wieder. Aber die allgemeine Aufmerksamkeit ist jetzt nach der französischen Grenze gerichtet, wo der neue Regent der Niederlande, von dem sie das Ende ihrer langen Leiden erwarten, an der Spitze eines Heers erschien, um sich seinen bedrängten Unterthanen gleich Anfangs in der schönen Gestalt eines rettenden Schutzgeistes zu zeigen. Die Folge dieser Geschichte wird die Frage beantworten, ob er die großen Hoffnungen erfüllte, mit wel-

then seine Erscheinung und seine ersten Schritte den Niederländern schmeichelten.

Der Zustand der Stadt Cambrai hatte seine Ankunft beschleunigt. Durch die lange und strenge Blockade war die Noth in dieser Stadt auf's Höchste gestiegen, und die Einwohner sahen sich genöthigt, ihren Hunger mit Hunde-, Pferde- und Katzenfleisch zu stillen. Lautes Murren, eine allgemeine Unzufriedenheit und Factionen waren wie gewöhnlich die Folgen dieser Noth. Der Befehlshaber Ainse, nicht zweifelhaft über das harte Schicksal, welches seiner wartete, wenn er den Spaniern in die Hände fiel, sandte einen Eilbothen nach dem andern an den Herzog von Anjou mit dringenden Aufforderungen um Beystand und schleunige Hülfe; aber die Wachsamkeit des Marquis von Roubaix vereitelte alle Versuche, der Stadt die nöthigen Vorräthe zuzuführen. Endlich, da der französische Prinz durch den Tractat von Plessis die Souveränität über die Niederlande erlangt hatte, ließ er es sein erstes Geschäft seyn, einem Orte, der durch seine Lage an den Grenzen Frankreichs so wichtig war, in eigener Person Hülfe und Rettung zu bringen; mit 16,000 Mann rückte er in Belgien ein, und nahm seinen Marsch gerade gegen Cambrai. Schon war er bis zur Abtey von Vercelles, drey Stunden von dieser Stadt vorgerückt, und schon rüstete sich der Herzog von Parma, ihm von Valenciennes aus entgegen zu gehen, als unerwartet Pomponius von Belliebre, als Gesandter des französischen Hofes, im Hauptquartier des spanischen Feldherrn erschien.

Er erklärte dem Letztern im Nahmen seines Monarchen: der Herzog von Anjou habe seine Kriegsvölker ganz wider den Willen des Königs auf den niederländischen Boden geführt, und damit dieser Einfall keine Veranlassung zu einem Bruche zwischen beyden Kronen gäbe, sey er abgeschickt, einen Waffenstillstand in Vorschlag zu bringen, um während

deßselben das Mißverständniß auf eine friedliche Weise auszugleichen.

Der Herzog von Parma nahm hierauf das Wort, und ergoß sich in bittere Klagen wider den König von Frankreich, der troß der freundschaftlichen Verhältnisse mit seinem Herrn, einem ganzen französischen Heere den niederländischen Rebellen zu Hülfe zu ziehen verstatte. Er sey überzeugt, setzte er hinzu, bald genug werde der Herzog von Anjou seine Verbindung mit Oranien schmerzlich bereuen; denn dieser, der seinem rechtmäßigen Fürsten die Treue gebrochen habe, werde sie noch weniger einem fremden Prinzen halten, wovon der Erzherzog Matthias eine bittere Erfahrung gemacht habe. Uebrigens sey es ihm nicht erlaubt, ohne höhere Befehle mit den Feinden seines Herrn einen Waffenstillstand einzugehen.

Believre suchte den Herzog zu beruhigen, und wandte allen seinen Scharfsinn an, ihm zu beweisen, daß der König von Frankreich keinen Antheil an der Unternehmung seines Bruders habe. Aber jener unterbrach plötzlich die Unterredung durch die Aeußerung, daß es Zeit zum Aufbruch sey. Er ertheilte darauf die Befehle zum Abmarsch des Heers, setzte sich an die Spitze desselben, und rückte dem französischen eine Meile weit entgegen. Beyde Theile standen einander jetzt so nahe, daß nur die Schelde zwischen ihnen floß, und mit jedem Augenblicke sah man einer Schlacht entgegen. Aber diese zu liefern, war Parma's Absicht nicht, denn sein Heer hatte bey weitem die Stärke des französischen nicht; der Zweck seines Vorrückens war kein anderer, als den Rückzug des Marquis von Roubaix von Cambrai zu decken, und als er diesen erreicht hatte, führte er seine Truppen nach Valenciennes zurück. Der Herzog von Anjou aber hielt einen feyerlichen Einzug in das entsetzte Cambrai. Die Stadt leistete ihm die Huldigung, und empfing französische Besatzung.

Nach wenigen Tagen zwang er Chateau-Cambresis zur

Uebergabe; aber mit dieser Eroberung war er auch schon am Ziele seiner Thaten. Vergebens beschworen ihn Oranien und die Generalstaaten, sein Waffenglück zu verfolgen, und sich durch Artois nach Flandern zu drängen, wo ein Corps ständischer Truppen bereit stand, sich mit ihm zu vereinigen. Aber den Herzog trieb sein unstäter Geist nach England. Auch sah er sich außer Stande, die Vereinigung in Flandern zu bewirken. Mehrere seiner Befehlshaber weigerten sich, tiefer in das Land einzudringen; Andere, die ihm abgeneigt waren, kehrten nach Frankreich zurück; der größte Theil des Heers ging aus einander, und nur ein kleiner Ueberrest desselben zog über Calais am Seegestade nach Flandern. Er selbst, der Herzog, unternahm die schon oben erzählte fruchtlose Reise nach England, und überließ dem spanischen Feldherrn wieder freyen Spielraum auf der Bühne, wo er wie ein Meteor erschienen und verschwunden war.

Dem Herzog von Parma war der Abzug der Franzosen sehr willkommen; denn er wünschte den Feldzug durch irgend eine glänzende Unternehmung zu beschließen. Seine Wahl fiel auf Dornik, und er trug dem versammelten Kriegsrath seine Absicht vor, diesen Platz zu belagern, dessen Befehlshaber, der Prinz von Espinoi, sich eben mit einem Theil der Besatzung entfernt hatte, um sich des Städtchens St. Guilain zu bemächtigen. Die meisten Mitglieder des Kriegsraths billigten das Vorhaben nicht, theils wegen der schon zu weit vorgerückten Jahreszeit, theils wegen der geringen Anzahl der Truppen im Verhältniß der Größe der zu belagernden Stadt, und endlich wegen der Nähe des französischen Gebieths, woher den Belagerten leicht Hülfe und Entsatz zugeführt werden könne. Doch alle diese Schwierigkeiten, so gegründet sie auch waren, konnten den Entschluß des Herzogs nicht erschüttern, er hoffte in seinem fruchtbaren Genie die Hülfsmittel dagegen zu finden, und am 1. des Weinmo-

naths (1581) ward die Stadt berennt, und zugleich dem Prinzen von Espinoi die Rückkehr in dieselbe verschlossen.

Dornik oder Tournai, in Flandern, an der Grenze von Hennegau gelegen, und die Hauptstadt der Landschaft Tournesis, ist ein großer, wohlhabender und gutgebauter Ort, der von der durchfließenden Schelde in zwey Theile geschieden wird. Eine starke Mauer mit acht und sechzig Thürmen, und ein breiter, von der Schelde bewässerter Graben umgeben die Stadt. Ueber dem wird sie durch einige vorliegende Werke und ein vom König Heinrich VIII. von England erbautes Schloß geschützt. Die Einwohner galten schon von den ältesten Zeiten her für ein streitbares und trotziges Geschlecht. Sie waren überdem eifrige Bekenner der calvinistischen Lehre, und viele protestantische Familien aus den benachbarten wallonischen Landschaften hatten sich unter ihnen niedergelassen. Die Besatzung war nur schwach, aber eine tapfere Bürgermiliz ersetzte ihren Mangel. Estrelles, des abwesenden Prinzen von Espinoi Lieutenant, war Befehlshaber an seiner Stelle.

Der Feind umschloß die Stadt, die Laufgräben wurden eröffnet, Batterien errichtet, und bald schleuderten zwey und dreyßig Feuerschlünde ihre Blitze gegen die Mauern. Alexander selbst leitete die Arbeiten und Angriffe, und mehr als ein Mahl schwebte sein Leben in der größten Gefahr. Sein gewöhnlicher Aufenthalt war in einem verfallenen, von der Hauptbatterie nicht über zwanzig Schritte entlegenen Hause. Hier beobachtete er alles, was vorfiel, und empfing die Berichte seiner Officiere. Die Belagerten waren von diesem Aufenthalte des Feldherrn entweder durch ihre Kundschafter unterrichtet, oder sie schlossen ihn aus der Menge derer, welche dahin gingen, um Rapporte abzustatten oder Befehle zu empfangen. Kaum hatten sie diese Entdeckung gemacht, so richteten sie eine Kanone gegen das Haus; und um die

Vesperzeit, als sich eben der Herzog mit seinem ganzen Gefolge darin befand, ward es dergestalt von einer Kugel getroffen, daß die ganze Versammlung in einem Augenblick unter den Trümmern des einstürzenden Gebäudes begraben lag. Man eilte zur Hülfe, und zog die Verschütteten wieder hervor; aber Einige waren todt und Andere schwer verwundet. Der Herzog hatte an Kopf und Schultern Verletzungen; aber er unterdrückte den Schmerz, und zeigte sich nach einigen Tagen den besorgten Soldaten wieder.

Kaum der eben erzählten Gefahr entronnen, riß ihn sein Muth schon wieder einer neuen entgegen. Die Belagerten thaten einen Ausfall mit so wirksamem Erfolge, daß die Wallonen von ihrem Posten vertrieben, die Schanzgräber in die Flucht gejagt wurden, und selbst das Lager der Deutschen in Schrecken gesetzt ward. Der Herzog eilte sogleich mit dem Grafen von Boucquoi herbey, brachte durch seine Ermahnungen die furchtsamen Flüchtlinge wieder zum Stehen, und führte sie auf ihre verlassenen Posten zurück. Aber mitten unter dieser Beschäftigung ward er durch einen Steinwurf am Arme und sein Begleiter am Kopfe verwundet. Boucquoi mußte sinnlos hinweggetragen werden, und starb nach einiger Zeit an der erhaltenen Wunde, von dem Herzog, der ihn vorzüglich geschätzt hatte, sehr bedauert. Er selbst, der Feldherr, litt die heftigsten Schmerzen an dem beschädigten Arme, welcher lange unbrauchbar blieb; aber er achtete sie nicht, und die Anstalten zur Bekämpfung der Stadt wurden mit vermehrtem Eifer betrieben. Eine neue Batterie, mit achtzehn Feuerschlünden besetzt, stieg zwey hundert Schritte von der Stadt empor, und zerschmetterte in kurzer Zeit einige Thürme und ein Stück von der Mauer; aber der Sturm, den die Spanier hierauf unternahmen, ward zurückgeschlagen, denn die Belagerten vertheidigten sich mit der größten Tapferkeit.

Eine heldenmüthige Frau, die sich in ihrer Mitte befand, unterstützte sie dabey durch Rath und begeisterndes Beyspiel. Dieß war die liebenswürdige Prinzessinn von Espinoi, Marie von Lalaing, die Gattinn des abwesenden Befehlshabers der Stadt, eine Schwester des Baron von Montigny und nahe Verwandtinn des Marquis von Roubaix, welche Beyde unter den Belagerern dienten. Mit den Grazien ihres Geschlechts verband sie einen hellen Kopf und den Muth eines Helden. Nicht genug, daß sie den Belagerten durch zweckmäßige Vorschläge nützlich ward, theilte sie auch die Gefahr mit ihnen, und schonte dabey so wenig ihre Person, daß sie sogar im Laufe der Belagerung eine Wunde in den Arm empfing.

Auch ihr Gatte machte von Zeit zu Zeit Versuche, der belagerten Stadt Hülfe zuzusenden. Drey Cornetten Reiter, welche er von Oudenarde abgehen ließ, um sich in Dornik zu werfen, wurden von einer überlegenen Anzahl königlicher Speerreiter und Schützen zu Pferde, die eine Recognoscirung unternahmen, auf ihrem Marsche entdeckt, angegriffen, und in die Flucht geschlagen. Eine eroberte Standarte ließ der Herzog von Parma im Angesichte der Belagerten aufhängen, um durch den Anblick dieses Siegeszeichens ihre Hoffnung auf den Beystand ihrer Bundesgenossen zu zerstören. Dennoch gelang es dem englischen Obersten Preston (1581, 16. November), sich mit 40 Mann in die Stadt zu schleichen. Es glückte ihm, eine Schildwache vor dem königlichen Lager aufzuheben, von welcher er das Losungswort erfuhr, welches für diese Nacht Santa Barbara war. Mit Hülfe desselben kam er unangefochten durch die Vorposten; denn sie hielten seinen Trupp für die Ablösung der Feldwachen, weil die wallonische Reiterey vom October an jede Nacht ein Mahl ablöste. Nach diesem Vorfalle hob der Herzog den damahligen Gebrauch, allen Außenposten das Losungswort

zu geben, auf, und es durfte keiner in die Vorpostenkette gelassen werden, der nicht vorher von dem Officier der nächsten Feldwache auf das Genaueste befragt worden war.

Die Ankunft Presons und seiner Leute gereichte der belagerten Stadt mehr zum Nachtheil als zum Nutzen; denn sie schwächten den Muth der Bürger durch Erzählungen von unglücklichen, größten Theils erdichteten Vorfällen, die sich in Flandern ereignet haben sollten, und wodurch ihre Hoffnung, durch den Herzog von Anjou entsetzt zu werden, die bisher ihre Standhaftigkeit gestärkt hatte, vereitelt ward.

Die Belagerung hatte jetzt schon zwey Monathe gedauert, und beyde Theile fingen an, sich gleich stark nach dem Ende derselben zu sehnen. Den Belagerten war nach und nach jede Aussicht auf Rettung verschwunden, und der spanische Feldherr hatte mit Geldmangel und mit dem Mißmuth seiner Soldaten zu kämpfen, welche unter den Beschwerden der ungünstigen Jahrszeit erlagen. Unter diesen Umständen willigte die Stadt in die ihr vom Herzog wiederhohlt vorgeschlagene Capitulation, und ergab sich dem Sieger. Die Bedingungen waren, Erlegung einer Contribution von 200,000 Gulden und freyer und ehrenvoller Abzug der Besatzung. Den Reformirten ward die Freyheit zugestanden, sich ungehindert einen andern Wohnort zu suchen.

Am 30. November, dem St. Andreastage, zog der Herzog von Parma triumphirend in Dornik ein. Strada macht dabey die Bemerkung, daß der Andreastag ein verhängnißvoller Tag für diese Stadt gewesen sey; denn sie sey an demselben nicht nur jetzt von dem spanischen Feldherrn in Besitz genommen, sondern auch früher von Maximilian I., Carl V. und König Heinrich VIII. von England erobert worden.

So fiel einer der wichtigsten Plätze des südlichen Belgiens in die Gewalt der Feinde, während der Herzog von Anjou in England einem eitlen Phantom nachjagte. Der

Herzog von Parma setzte sich dadurch an der obern Schelde fest, von welchem Puncte aus er wenige Jahre später seine siegreichen Waffen über Brabant und Flandern ausbreitete und sie bis an die Mündung jenes Stromes trug. Anstatt einen kräftigen Versuch zur Rettung Dorniks zu machen, beschäftigten sich die ständischen Truppen während der Belagerung dieses Orts mit mancherley Anschlägen, sich durch List oder Verrätherey der Städte Bourbourg, Grävelingen und Oudenarde zu bemächtigen; aber sie scheiterten eben so wohl, als ein Ueberfall, den die königlichen Kriegsvölker auf die Feste Bergen op Zoom versuchten. Den letztgenannten Ort rettete die Tapferkeit seiner Bürger, welche 300 Wallonen, die sich nach der Anweisung einiger verrätherischen Einwohner durch die Schleuse in die Stadt geschlichen hatten, wieder heraus schlugen. Die Verräther wurden gehängt und ihre Leichname geviertheilt.

Im Norden der Niederlande hatte sich das Waffenglück ebenfalls für die Königlichen erklärt. Schon im August erfocht Martin Schenk einen Vortheil über den ständischen Obersten Yſſelstein, bey dem Städtchen Goor in der Landschaft Ober-Yſſel; und Verdugo vertrieb den niederländischen Befehlshaber (18. August) aus der festen Stellung bey Reiden in Gröningen, und eroberte die Ommelande wieder. Er zog sich hierauf mit seinem von der Pest angesteckten Corps in das feste Lager bey Nordhorn, wo ihn auf ausdrücklichen Befehl des neuerrichteten Landraths, welcher seinen Sitz zu Leuwarden und die Regierung über das Land auf der Ostseite der Maas hatte, der Ritter Norris angriff. Der Ausgang des Gefechts (1581, 1. September) war eine Zeit lang zweifelhaft, und der Sieg schien sich eben für die Ständischen zu erklären, als unglücklicher Weise ihr Fußvolk beym Ueberspringen eines Grabens in Verwirrung gerieth. Der kriegserfahrne Verdugo benutzte diesen günstigen Augen-

blick, und ein kräftiger Angriff an der Spitze seiner Speerreiter entschied das Treffen zu seinem Vortheil. Norris, der selbst verwundet war, ward in die Flucht geschlagen, und verlor die Hälfte seines Corps und sein ganzes Geschütz. Verdugo spielte jetzt überall den Meister in jenen Gegenden, und man konnte nur durch Oeffnung der Schleusen und Durchstechung der Dämme seinen Fortschritten ein Ziel setzen.

Der Feldzug dieses Jahres hatte nichts entschieden; doch war überall der Gewinn auf Seiten der Königlichen. Freylich konnte selbst ein vollendeter Feldherr, wie Farnese, nur langsame Fortschritte in einem Lande machen, welches dem Offensivkriege unendliche Hindernisse entgegenboth; weil fast jede der zahlreichen Städte eine Festung war, weil unzählige Flüsse, Canäle, Dämme und tausend andere Chicanen des Bodens die Bewegungen der Truppen hinderten, und weil jeder angegriffene Platz, wenn nicht Verrätherey ihr böses Spiel dabey trieb, mit der größten Standhaftigkeit und oft mit überspannter Tapferkeit vertheidigt ward.

In diesem Jahre ward Juan de Castilia, erster Schreiber Don Gabriels de Cayas, Secretärs der niederländischen Angelegenheiten im spanischen Staatsrath (1581, November), zu Madrid mit vier Pferden zerrissen. Er hatte für ein Jahrgeld von 300 Kronen dem Prinzen von Oranien als Kundschafter gedient, und ihm von Zeit zu Zeit geheime Nachrichten aus dem Cabinet und die Alphabethe der Chifferschrift, welche alle drey Monathe geändert wurden, mitgetheilt. Zehn Jahre hatte er schon dieß ehrlose Handwerk getrieben, als es entdeckt und bestraft ward.

## 7.

## Meuchelmörderischer Angriff
### auf den
## Prinzen von Oranien.
### 1582.

Es ist eine traurige und demüthigende Erfahrung, daß Größe und Verworfenheit, das Edelste und Schlechteste oft in den genauesten Berührungen stehen, und nicht selten aus einer und der nähmlichen Quelle fließen. Dasselbe Zeitalter, welches so viel Großes und Glänzendes hervorbrachte, daß es dadurch zum merkwürdigsten in der Weltgeschichte geworden ist, war zugleich fruchtbarer an Verbrechen und Schandthaten als irgend ein anderes; und wenn uns der Heldenmuth, das Genie und die großen Charakterformen der Menschen, die damahls handelten, zur Bewunderung fortreißen, so schaudern wir eben so sehr vor dem hohen Grade von Verderbtheit zurück, der sie sich hingegeben hatten. Kein Jahrhundert als das sechzehnte hat eine Bartholomäusnacht hervorgebracht, in keinem sank die Menschheit so sehr zur Bestialität herab, und nie waren Verrath und Meuchelmord so gewöhnliche Erscheinungen. Die verruchte Politik eines Philipp II., einer Katharina von Medicis, eines Cäsar Borgia nahm das schändlichste aller Verbrechen in Schutz, und es war nicht einmahl mehr eine Schande, den Gegner, welchen man auf offenem Kampfplatze nichts anhaben konnte, den

heimlichen Dolchen der Schwärmerey oder feiler Banditen zu überliefern.

Auch über dem Haupte Wilhelms von Oranien schwebte, seit der Achtserklärung des Königs von Spanien, der aufgehobene Arm gedungener oder fanatischer Meuchelmörder. Wie viel ihrer auch ergriffen und hingerichtet wurden, immer fanden sich neue Schwärmer oder Bösewichte, welche gereizt durch irdische Schätze oder die Freuden des Himmels, deren Genuß man ihnen verhieß, das Bubenstück an dem Feinde ihres Gottes und ihres Königs übernahmen. Er konnte ihren Händen nicht entrinnen, und der Tod, dessen warnendes Schreckbild ihm zu Antwerpen erschien, ereilte ihn zwey Jahre später zu Delft, und riß ihn in der vollen Kraft seines Lebens und mitten in der Glorie eines wohlverdienten Ruhms unerbittlich hinweg. Seine Freunde warnten ihn oft, sich vor den Nachstellungen des rachsüchtigen Spaniers zu hüthen. Aber die Gefahr war unvermeidlich, und er beschloß, ihr als ein Mann standhaft und unerschrocken entgegen zu gehen; denn er wußte wohl, daß dem Menschen zwar verstattet ist, größer zu seyn als sein Schicksal, aber nicht dem zu entgehen, was es über ihn beschlossen hat. Nur zu bald erhielt er einen Beweis, wie gegründet die Besorgnisse seiner Freunde gewesen waren.

Es war an einem Sonntage am 18. des Lenzmonathes (1582), als der Prinz im Schlosse zu Antwerpen, wo er während der Anwesenheit des Herzogs von Anjou wohnte, mit dem Grafen Hohenlohe und Laval, seinen Kindern und Neffen, den Herren von Bonnivet und Prüneaux und mehreren andern vornehmen Franzosen zu Mittage gespeist hatte. Nach aufgehobener Tafel begab er sich mit seiner Gesellschaft in das Vorzimmer, um ihr eine Tapete zu zeigen, auf welcher eine Scene spanischer Grausamkeit abgebildet war. Da nähert sich ihm ein junger Mensch von kurzer gedrungener

Gestalt und finsterem Blicke, der sich unbemerkt unter die Dienerschaft gemischt hatte, macht eine Bewegung, als wolle er eine Bittschrift überreichen, und schießt in dem Augenblicke eine Pistole auf ihn ab. Der verwundete Prinz wankt und wird von den Umstehenden aufgefangen. Es war ihm in der ersten Betäubung, als ob ein Theil des Gebäudes über ihm zusammengestürzt sey. Doch erhielt er bald sein Bewußtseyn wieder, und da er aus dem Brande in seinem Haar und aus dem Getümmel um sich her das Vorgefallene errieth, rief er, den Mörder meinend: „Tödtet ihn nicht, ich vergebe ihm meinen Tod!“ Aber es war zu spät; denn jener wälzte sich schon sterbend auf dem Boden. Die Rache hatte ihn auf frischer That ereilt.

In dem Augenblicke, da der Schuß geschehen war, warf er die Pistole von sich, und zog den Degen, welchen er jedoch, da ihm die Pistole den Daumen zerschmettert hatte, nicht gebrauchen konnte. Auch ließ man ihm keine Zeit zur Vertheidigung oder Flucht; denn die Begleiter des Prinzen warfen sich über ihn her, und durchbohrten ihn. Viele behaupten, der sechzehnjährige Moritz, Oraniens zweyter Sohn, habe ihm den ersten Stich gegeben.

Der verwundete Prinz ward indeß in eine benachbarte Kammer geführt. Im Abgehen sagte er zu einem der gegenwärtigen französischen Herren: „Seine Hoheit verliert einen treuen Diener!“ Seine Wunde ward untersucht. Die Kugel war in den Kopf hinter dem rechten Ohre herein und durch den Gaumen unter dem linken Kinnbacken wieder herausgegangen. Der Pulverbrand hatte die starke Blutung verhindert, und die Aerzte gaben nicht alle Hoffnung zur Wiederherstellung auf, weil er Gesicht, Verstand und Sprache behielt.

Im ganzen Schlosse herrschte die größte Verwirrung. Niemand kennt den Mörder. Man wirft bald auf diesen, bald auf jenen Verdacht, welcher endlich auf dem Herzog von Anjou haftet.

von dem man argwohnt, er habe den Meuchelmord angestiftet, um sich des Prinzen zu entledigen, und dann desto uneingeschränkter in den Niederlanden herrschen zu können. Man mißtrauet den im Schlosse befindlichen Franzosen, und glaubt, sie hätten nur darum den Mörder so schnell getödtet, damit er den Urheber der That nicht verrathen könne. Ja, man besorgte sogar, sie möchten das Verbrechen, welches dem Einzelnen nicht gelungen sey, jetzt mit vereinten Kräften auszuführen versuchen. Graf Hohenlohe entfernt deßhalb Alle, denen man nicht trauet, läßt die Thore des Schlosses schließen, und alle Eingänge desselben durch treue Leute besetzen.

Doch mitten unter diesen Anstalten erhielt der auf die Franzosen geworfene Verdacht eine andere Richtung. Während sich die Uebrigen in ungewissen Muthmaßungen verloren, hatte der jugendliche Moritz, welcher sich bey diesem Vorfalle weit über sein Alter gesetzt und besonnen zeigte, den Leichnam des Mörders in genauen Augenschein genommen, und seine Taschen durchsucht. Er fand darin einige Schriften in spanischer Sprache, und diese Entdeckung führte auf die sehr wahrscheinliche Vermuthung, daß er ein Spanier seyn müsse.

Indeß hat sich durch die ganze Stadt die Nachricht verbreitet, der Prinz sey ermordet. Zahlreiche Volkshaufen strömen vor dem Schlosse zusammen. Die Bürger greifen zu den Waffen, die Straßen werden mit Ketten gesperrt, die Stadtthore verschlossen. Der Verdacht des Mordes fällt allgemein auf die, dem größten Theile der Niederländer verhaßten Franzosen. »Das gibt eine Bartholomäusnacht!« murmeln einige Stimmen. »Dort machten sie mit Coligny den Anfang, hier mit Oranien!« setzten andere hinzu. »Auf, laßt uns die Schlächter erwürgen!« ruft endlich Alles, wie aus einem Munde, und mit wildem Ungestüm wälzt sich die empörte Menge nach der Abtey St. Michael, wo der Herzog

von Anjou seine Wohnung hatte. Alle Franzosen, welche den aufgebrachten Rotten in die Hände fallen, werden angehalten, aber trotz der Erbitterung gegen sie begnügt man sich, sie zu verhaften und einzusperren, ohne sich an ihrem Leben zu vergreifen, ein Beweis von der kalten Bedachtsamkeit dieses gutmüthigen Volks.

Ruhig saß der Herzog von Anjou unter seinen Hofleuten und arbeitete gemeinschaftlich mit ihnen an einem Feuerwerke, welches nebst einer Mäskerade die Feyerlichkeiten dieses Tages, welcher sein Geburtstag war, beschließen sollte. Noch wußten sie nichts von dem, was vorging, und keiner ahnet ein Unglück, da die Gefahr schon nahe über ihren Häuptern schwebt. Auf ein Mahl werden sie durch das Getümmel und die Verwünschungen des heranströmenden Volkes in Schrecken gesetzt. Die Vergnügungen hören auf, die Spiele werden ausgesetzt, und die muntere Laune der Gesellschaft verwandelt sich in Verzweiflung und Todesangst. Jedermann bereitet sich zu seinem Ende. Der Herzog, wie er in der Folge selbst gestand, war nie in seinem Leben so andächtig gewesen, als in diesen Augenblicken einer schauderhaften Erwartung. Schon ist das ergrimmte Volk im Begriffe, die Abtey anzuzünden, und die Bewohner derselben seiner Rache aufzuopfern, als noch eben zur rechten Zeit der Prinz von Oranien des Herzogs und seiner Freunde Retter wird.

Der verwundete Prinz hatte nicht so bald erfahren, in welcher Gefahr der Herzog schwebte, als er eine kurze Schrift aufsetzen ließ, worin er erklärte: daß weder der Herzog noch die Franzosen überhaupt irgend einen Antheil an seiner Verwundung hätten, und daß die bey dem Mörder gefundenen Papiere bald zur Entdeckung des Urhebers der Frevelthat führen würden. Mit diesem Aufsatz eilte St. Aldegonde nach der Abtey unter das versammelte Volk, und las ihn öffentlich ab. Die aufgebrachten Gemüther wurden da-

durch beruhigt, und sogleich hörte die Verfolgung der Franzosen auf.

Der Leichnam des Mörders war nach dem Markte gebracht, und auf einem Gerüste öffentlich zur Schau ausgestellt worden, daß Jedermann ihn sehen konnte; und bald erkannten ihn Mehrere für einen Handlungsdiener des spanischen Kaufmanns Gaspar d'Anastro zu Antwerpen, Nahmens Johann Jauregui. Anastro war abwesend, und es konnten daher nur dessen Buchhalter Venero und ein Dominicanermönch, Nahmens Pater Peter Timmermann, welche ebenfalls durch die gefundenen Papiere compromittirt waren, verhaftet werden. Den folgenden Tag wurden Briefe von Anastro an Venero aufgefangen, welche viel Licht über das Complott verbreiteten. Venero läugnete Anfangs, gestand aber zuletzt Alles ein, was er wußte, und auch der Mönch bekannte seine Mitwissenschaft nach erlittener Folter. Der Letztere erklärte dabey, nach De Thou's und anderer Geschichtschreiber Erzählung: er habe Anfangs die Ermordung des geächteten Prinzen für kein Verbrechen gehalten; aber jetzt nach reiflicherem Nachdenken über die Sache, sey er von seinem Irrthume überzeugt, und er ersuche das Gericht, diese seine Erklärung seinem Bekenntnisse beyzufügen, und sie zugleich mit diesem der Welt bekannt zu machen.

Aus den verschiedenen Verhören und gefundenen Papieren ergab sich folgender Zusammenhang der Sache. Der Kaufmann Anastro, im Begriffe Bankerott zu machen, erhielt von Juan d'Isumba, einem Biscajer und ehemahligen Proviantmeister beym spanischen Heere in den Niederlanden, ein Schreiben, worin ihm eine Comthurey von St. Jago und eine Summe von 8000 Ducaten angebothen wurde, wenn er den Tod des Prinzen von Oranien veranstalten wolle. Der Brief war von Lissabon abgesandt, und Anastro, nachdem er den Antrag lange überlegt hatte, ließ sich durch den

Reiz der versprochenen Belohnung blenden, welcher in seiner bedrängten Lage doppelt verführerisch für ihn war. Er versprach, das Bubenstück zu übernehmen; aber zu furchtsam, den Mord selbst auszuführen, suchte er Anfangs seinen Buchhalter Veneto dazu zu bewegen, und da auch dieser Bedenken trug, Hand anzulegen, beschloß er, sich an seinen Handlungsdiener Jauregui, einen eitlen, schwermüthigen und fanatischen Jüngling von drey und zwanzig Jahren, zu wenden. Die Bedenklichkeit, welche sich ihm dabey aufdrang, ob es auch recht gethan sey, einen jungen unbesonnenen Menschen in eine Sache zu verwickeln, deren Folgen für ihn höchst traurig seyn mußten, suchte er durch eine Sophisterey zu heben, indem er sich überredete, die königliche Achtserklärung habe Jedermann die Befugniß gegeben, den Prinzen zu tödten, dessen Ermordung folglich keine strafbare Handlung seyn könne. In einem vertraulichen Gespräche mit Jauregui leitet er die Unterhaltung auf die niederländischen Unruhen, welche nicht nur das Glück des ganzen Landes zerstört, sondern auch insbesondere seine häuslichen Umstände zerrüttet hätten. Der Urheber alles dieses Unglücks, setzt er mit Thränen hinzu, sey Oranien, der Gott und seinem rechtmäßigen Fürsten die angelobte Treue gebrochen habe, und deßhalb mit Recht durch Bann und Acht gebrandmarkt worden sey. Endlich, da er den Eindruck seiner Worte auf das Gemüth des schwärmerischen Jünglings bemerkt, thut er ihm plötzlich den Vorschlag, den Geächteten zu ermorden, um durch diese verdienstliche That nicht nur zu den Freuden einer bessern Welt zu gelangen, sondern sich auch hienieden den Weg zu großem Ruhm und Reichthum zu bahnen; denn sey der Prinz todt, und der Stadt Antwerpen würde ein ewiger Friede zugestanden, so würde nicht Strafe, sondern Genuß hoher Ehre sein Lohn seyn. Der begeisterte Jüngling erwiederte: er selbst habe schon öfter den Gedanken gefaßt, den Prinzen hinzurichten,

und jetzt sey er fest entschlossen, ihn auszuführen. „Ich fordere keinen Lohn dafür,“ setzte er hinzu, „denn ich sehe meinen Tod vorher. Aber ich bitte euch, empfehlt mich Gott in euerm Gebethe, und bittet den König, sich meines alten Vaters anzunehmen, damit er seine Tage nicht in Mangel ende!“

Anastro läßt den Eifer des Phantasten nicht erkalten, und die Anstalten zur Ausführung der verruchten That werden sogleich getroffen. Jauregui, der niederländischen Sprache vollkommen mächtig, begab sich in das Schloß, um sich mit dem Local der Wohnung des Prinzen bekannt zu machen. Er war zweifelhaft, ob er Feuergewehr oder Schwert anwenden solle; denn er war im Gebrauche des erstern nicht geübt, endlich entschloß er sich doch, den Prinzen zu erschießen, und der nächste Sonntag, welcher wegen der Geburtsfeyer des Herzogs von Anjou der schicklichste Zeitpunct schien, ward zur Ausführung bestimmt.

Den Freytag zuvor beichtet Jauregui bey dem Pater Timmermann, einem Hausfreunde Anastro's, dem er heimlich in seiner Wohnung die Messe las, weil die öffentliche Uebung des katholischen Religionscultus in Antwerpen verbothen war. Er entdeckt sein Vorhaben, und der Mönch überhäuft ihn mit Lobsprüchen, in der Voraussetzung, daß nicht Eigennutz, sondern Eifer für die Ehre Gottes und der Vortheil des Königs ihn dazu bestimme. Darauf empfängt er die Absolution und das Sacrament. Anastro übergibt ihm als Amulet in der Gefahr eine Schreibtafel, worin Gebethe und Gelübde befindlich waren, und ein Aufsatz an den Rath von Antwerpen, der die Bitte enthielt, Jauregui mit Schonung zu behandeln, wenn ihn das Unglück träfe, ergriffen zu werden. So ausgerüstet und seine Lebensgeister durch einen guten Trunk Malvasier gestärkt, begab er sich Sonntags in die Wohnung des Prinzen, und vollführte die That, die ihm das Leben kostete.

Der Leichnam des Mörders ward geviertheilt. Dieselbe Strafe sollten auch der Mönch und Venero leiden; aber auf des Prinzen Vorbitte, sie den schmerzlosesten Tod sterben zu lassen, wurden sie erdrosselt, und dann erst geviertheilt. Die vier Theile des Mörders und seiner Mitschuldigen wurden auf den Bollwerken des Schlosses aufgesteckt, und blieben dort, bis sie drey Jahre nach dieser Begebenheit, nach der Eroberung Antwerpens durch die Spanier, von den Jesuiten mit großen Feyerlichkeiten abgenommen, und wie Reliquien behandelt wurden. Anastro hatte sich noch vor Ausführung der That aus Antwerpen entfernt, und war nach Dünkirchen oder Calais gegangen. Von dort floh er nach Dornik zum Herzoge von Parma, und entzog sich dadurch der Strafe.

Die Nachricht von dem Tode des Prinzen hatte sich durch alle Provinzen verbreitet, und allgemeinen Glauben gefunden. Der Herzog von Parma selbst zweifelte nicht an der Wahrheit des Gerüchts, und ermahnte in besondern Sendschreiben die vornehmsten Städte Brabants und Flanderns, Brüssel, Antwerpen, Gent, Brügge und Ypern: den Zeitpunct, da Gott selbst über ihren Verführer gerichtet habe, zu benutzen, und sich ihrem rechtmäßigen Gebiether, dem König von Spanien, in die Arme zu werfen, wobey er selbst ihr Vorsprecher seyn, und ihnen dieselben Bedingungen auswirken wolle, welche ihren früher zurückgekehrten Brüdern zu Theil geworden wären. Auch Anastro schrieb von Dornik aus an seine Freunde zu Gent, nannte sich stolz den Urheber des Mordes, und rieth ihnen zur Wiederaussöhnung mit dem Könige. Aber alle diese Aufforderungen machten keinen Eindruck, die Städte und Landschaften blieben dem Bunde treu, und äußerten den höchsten Abscheu gegen die verächtliche That und ihre Urheber.

Indeß war die Wiederherstellung des Prinzen sehr zweifelhaft. Die große Halsader war zerrissen, und nur der hef-

tige Brand des Pulvers, bey der Nähe, aus welcher der Schuß gethan ward, hatte wahrscheinlich eine augenblickliche Verblutung gehindert. Am 31. März schwebte sein Leben auf's Neue in der größten Gefahr, als durch Ablösung des Schorfs die schon geschlossene Ader plötzlich wieder aufsprang. Der Kranke verlor über zwölf Pfund Blut, und die Wundärzte, deren Kunst damahls kaum angefangen hatte, sich aus der Kindheit zu erheben, wandten vergebens alle ihnen bekannte Mittel an, die Blutung zu hemmen; man öffnete sogar, um den Zug des Bluts von der Wunde abzuleiten, an einer andern Stelle des Körpers eine Ader. Endlich fiel glücklicher Weise der Leibarzt des Herzogs von Anjou, Leonhard Botelli, auf ein einfaches und wirksames Mittel. Mehrere Personen mußten abwechselnd die Daumen auf die Wunde halten, und einige Tage damit fortfahren, bis das Blut durch eine in den Satz von gereinigtem Vitriol getränkte Weiche gestillt worden war. Die Geschicklichkeit Botelli's, die kräftige Natur des Kranken, und die sorgsame Pflege seiner Gattinn und Schwester, der Gräfinn von Schwarzburg, bewirkten endlich seine Wiederherstellung, und er genas über alle Erwartung schnell.

Es ist wohl nicht zu läugnen, daß, wie Grotius bemerkt, der größere Theil des niederländischen Adels, welcher noch die Partey der Staaten hielt, unzufrieden über den Prinzen war, daß er den Herzog von Anjou und mit ihm die verhaßten Franzosen in das Land gerufen, und ihnen statt des verstoßenen einen neuen Herrn gegeben hatte. Auf manches schwache Gemüth machten seine Aechtung und der ihnen zugemuthete Bruch des ihrem alten Fürsten geleisteten Eides einen nachtheiligen Eindruck. Anderen ließen die Versuche des Prinzen, sich die Souveränität über Holland und Seeland zu verschaffen, eine Trennung der Provinzen besorgen, und die eifrigen Protestanten fürchteten eine Unterdrückung

ihres Gatte durch die Unduldsamkeit der katholischen Franzosen. Aber mochten auch einzelne Stände und Factionen mit Unwillen gegen ihn erfüllt seyn, die große Masse des Volks hing ihm mit der innigsten Liebe und Ergebenheit an. Nie äußerten sich diese Gesinnungen so allgemein und auf eine rührendere Art als zu Antwerpen nach seiner Verwundung. Rath und Bürgerschaft bezeigten ihm ihre Theilnahme auf die lebhafteste Weise. Vier Tage nach dem unglücklichen Vorfall hielten die niederländischen und französischen Gemeinden einen Fast- und Bethtag. Das Volk strömte in die Kirchen und Viele brachten unter Thränen, Gebeth und Gesang den ganzen Tag darin zu. So lange die Gefahr dauerte, herrschte allgemeine Trauer und Niedergeschlagenheit in der Stadt; Alles klagte, als sey man im Begriff, den Vater des Vaterlandes zu verlieren. Auch die Stände von Holland ordneten einen feyerlichen Bethtag an, und trafen zugleich zweckmäßige Vorkehrungen zur Abwendung aller unangenehmen Folgen, welche der Vorfall herbeyführen konnte.

Die Wiederherstellung des Prinzen erzeugte eben so viel Freude, als seine Verwundung Kummer und Besorgniß; und am 2. Mai ward sie durch ein öffentliches Dankfest gefeyert. Aber ein häuslicher Unfall versetzte ihn auf's Neue in Trauer. Er verlor seine edle und liebenswürdige Gattinn Charlotte von Bourbon am 3. Mai. Schrecken über die Gefahr, worin das Leben ihres geliebten Gemahls geschwebt hatte, und die Anstrengung bey seiner Pflege, waren die Veranlassungen ihres Todes. Sie ward mit großen Feyerlichkeiten vor dem Hochaltar in der Kathedralkirche zu Antwerpen beerdigt.

Als die Wiedergenesung des Prinzen bekannt ward, verließ Anastro Dornik, und begab sich, verfolgt von allgemeiner Verachtung, nach Spanien, ohne dort das glänzen-

de Glück zu finden, welches er durch ein schändliches Verbrechen zu erkaufen wähnte.

Der Geschichtschreiber Strada versichert: Oranien, der jeden Umstand sehr gut zu seinem Vortheil zu benutzen wußte, habe an dem Tage seiner Verwundung, wo er dem Herzog von Anjou einen sehr wichtigen Dienst leistete, den letzteren schriftlich ersucht, ihm, oder im Fall er sterben sollte, seinen Erben, die Grafschaften Holland und Seeland als ein Erblehen zu überlassen; und der durch den Volksaufstand in Furcht gesetzte französische Prinz habe ihm wider seinen Willen eine Versicherung darüber ausgestellt. So viel ist gewiß, daß nach Oraniens Verwundung und so lange seine Wiedergenesung noch ungewiß war, sehr in die Bevollmächtigten der drey Landschaften Holland, Seeland und Utrecht gedrungen ward, dem Herzog von Anjou die damahls noch nicht erfolgte Huldigung zu leisten; welches sie jedoch unter mancherley Einwendungen von sich abzulehnen suchten. Endlich schrieb der Prinz (6. Mai), wenige Tage nach seiner Herstellung, an die Staaten von Holland: der Herzog habe keineswegs die Absicht, sich die Regierung über die von ihm, dem Prinzen, bisher regierten Provinzen anzumaßen, sondern wolle sie ihm überlassen. Wahrscheinlich hatte der Herzog die unterm 22. Februar ausgestellte Urkunde während der letzten Vorfälle zu Antwerpen auf's Neue bestätigt. Wenigstens suchte jetzt der Prinz selbst die drey Provinzen zur Ableistung der Huldigung zu bewegen, welche auch von Seiten Hollands und Seelands erfolgte, aber von Utrecht standhaft versagt ward.

Wie wenig Eindruck übrigens das tragische Schicksal Jauregui's und seiner Mitschuldigen auf andere gleichgesinnte Bösewichte machte, bewies ein abermahliger Mordanschlag auf das Leben des Prinzen, welcher wenige Monathe nach dem Vorfall zu Antwerpen entdeckt ward. Die Theilnehmer desselben waren Nicolaus Salseda, ein Spanier, dessen

Vater Pedro Salseda, obgleich ein guter Katholik, in der Pariser Bartholomäusnacht ermordet ward, weil er einmahl die Waffen wider den Herzog von Guise geführt hatte; Nicolaus Hugot, ein Wallone, und Francesco Basa, ein Italiener aus der Landschaft Bresse, und Soldat unter Ferdinand Gonzaga's Regimente. Salseda war zu Rouen, wegen Falschmünzerey, zum Galgen verurtheilt, aber auf des Herzogs von Guise Vorbitte, dessen Parthey er nach seines Vaters Tode hielt, begnadigt worden. Er hatte sich hierauf eine Zeit lang in Spanien und dann beym Herzog von Parma aufgehalten, und war endlich in die Dienste des Herzogs von Anjou getreten, den er nach Antwerpen begleitete, um eine Anstellung beym Kriegsvolk zu suchen. Als sich der Herzog von Antwerpen nach Brügge begab, folgte er ihm auch dahin, und knüpfte dort einen freundschaftlichen Umgang mit dem Grafen Lamoral von Egmont, einem jüngern Sohne des Enthaupteten, an. Der Prinz von Oranien, der einen Verdacht auf diesen Menschen warf, weil er erfuhr, daß er in geheimen Verbindungen mit dem Herzog von Parma stehe, der ihm zwey Cameraden gleichen Schlages, Hüot und Basa, beygesellt habe, befragte den Grafen über seine Verhältnisse mit Salseda. Der Graf erwiederte: er schätze ihn wegen seiner Kenntnisse in der Alchymie. Der Prinz warnte darauf den Grafen vor diesem Abenteurer, und theilte seinen Verdacht gegen ihn dem Herzog von Anjou mit, und da dieser überdem erfuhr, daß er mit dem verhaßten Guisischen Hause ausgesöhnt sey, ließ er ihn, auf Oraniens Rath, in aller Stille in Verhaft nehmen. Seine beyden Gefährten ergriffen die Flucht, aber Basa ward eingehohlt (1582, 29. Julius), und bekannte nach erlittener Folter: Er und seine beyden Freunde hätten auf Verlangen des Herzogs von Parma das Geschäft übernommen, Anjou und Oranien durch Gift oder auf irgend

eine andere Weise hinzurichten. Den folgenden Tag erstach sich Basa im Gefängniß, und sein Leichnam ward an den Galgen gehängt mit folgender Aufschrift in niederländischer und französischer Sprache: Francesco Basa, wegen beschlossenen und von dem Herzog von Parma befohlenen Meuchelmordes an dem Herzog von Anjou und Prinzen von Oranien. — Ungern erblickte der Bewunderer großer Talente und Eigenschaften den Nahmen des Herzogs von Parma neben dem eines Nichtswürdigen; indeß würde man es gewagt haben, ihn hier so öffentlich zu nennen, hätte man nicht Beweise für seine Mitwirkung bey dem beabsichtigten Verbrechen Salseda's gehabt? Basa's durch die Folter erpreßte Aussage war freylich kein hinreichendes Argument dafür; auch läugnete Salseda dem Leben des Herzogs nachgestellt zu haben, und gestand nur, daß seine Absicht gewesen sey, Cambrai den Spaniern zu verrathen, und dem Herzog von Guise von allen Ereignissen am Hoflager des Herzogs von Anjou Nachricht zu geben. Ueberdem machte er eine weitläufige Erzählung von einer ausgebreiteten Verschwörung des Hauses Guise, die Krone Frankreich an das spanische Haus zu bringen. Er ward auf Verlangen des Königs von Frankreich nach Paris gebracht, wo er zwar jene Aussage widerrief, aber dennoch zum Tode verurtheilt, und in Gegenwart des Königs, der Königinn Mutter und des ganzen Hofes (25. October) mit vier Pferden zerrissen ward.

Graf Lamoral von Egmont, auf welchen sein genauer Umgang mit Salseda einen starken Verdacht gebracht hatte, ward ebenfalls verhaftet und mußte eine Zeit lang zu Sluis Gefangener seyn, bis er endlich aus Mangel rechtlicher Beweise wieder freygelassen ward, und den Herzog von Anjou, bey seiner Entfernung aus den Niederlanden nach Frankreich begleitete.

8.

## Feldzug des Jahres 1582.

Der Herzog von Anjou hatte endlich die Regierung über die Niederlande angetreten; die Lustbarkeiten zu Antwerpen waren beendigt, und der neue Souverän schien seine Aufmerksamkeit auf ernstere Gegenstände richten zu wollen. Die Prinzen von Oranien und Espinoi und einige andere Mitglieder des Staatsraths überreichten ihm eine Darstellung des politischen und bürgerlichen Zustandes der Niederlande, worin die Mängel in der Regierungsverfassung, in der Justizpflege und im Militärwesen geschildert waren. Der Herzog legte diesen Bericht den Generalstaaten zur Beurtheilung vor, und empfahl ihnen die Abstellung der gerügten fehlerhaften Einrichtungen, worauf mancherley Abänderungen und Neuerungen in der Finanzverwaltung und Gerichtsverfassung getroffen wurden. Die Staaten von Holland errichteten einen obersten Gerichtshof für ihre Provinz, unter dem Nahmen des hohen Raths, zu dessen ersten Präsidenten der Doctor Johann von Treslong ernannt ward. Endlich faßten auch die Generalstaaten den Beschluß, die dem Herzog in dem Vertrage von Plessis zur Führung des Kriegs versprochenen 24 Tonnen Goldes auf 30 jährlich zu erhöhen.

Nachdem diese Geschäfte abgethan waren, verließ der Herzog Antwerpen, und begab sich in Begleitung des Prinzen von Oranien nach Flandern, und ward zu Brügge mit großer Pracht als Graf von Flandern empfangen (1582, 12. Junius). Darauf hielt er seinen feyerlichen Einzug in Gent, wo unter Gastgelagen, Erleuchtungen und andern Lustbarkeiten (23. August) die Huldigung der Provinz mit dem größten Pomp erfolgte.

Während dieser Vorfälle hatten auch die Waffen nicht gerastet; aber der dießjährige Feldzug war eben so arm an entscheidenden Begebenheiten und großen Resultaten, als es der vorige gewesen war, und man sah die Scenen des vergangenen Jahres im Laufe des gegenwärtigen erneuert. Beyde feindlichen Heere, das königliche sowohl als das niederländische, welche sich den Winter hindurch mit Verheerung des platten Landes beschäftiget hatten, waren bey Eröffnung des Feldzuges zu schwach, um etwas Wichtiges unternehmen zu können; und wiewohl sie in der Folge ansehnliche Verstärkungen erhielten, konnte dennoch nur ein kleiner Theil der Truppen im freyen Felde aufgestellt werden; weil der größere zur Bewachung der zahlreichen Festen verwandt werden mußte.

Die ersten kriegerischen Auftritte dieses Jahres fielen in Flandern vor, wo sich die vereinigten niederländisch-französischen Truppen der Stadt Lens bemächtigten, welche jedoch bald wieder verloren ging. Sie versuchten auch einen Ueberfall auf Namur, wo die Herzoginn Margarethe von Parma damahls noch ihren Aufenthalt hatte; aber er ward durch unerwartete Widerwärtigkeiten vereitelt. Bald darauf rückte der Herzog von Parma ins Feld, und alle seine Bewegungen schienen auf einen Angriff der Stadt Menin in Flandern zu deuten. Die niederländischen Befehlshaber, durch diese Vermuthung getäuscht, verstärkten die Besatzung

feiner Stadt, und selbst aus Oudenarde brachen drey Fahnen Fußvolk dahin auf, welche aber das Unglück hatten, auf den Marquis Roubaix zu stoßen, und von ihm angegriffen und aufgerieben zu werden. Jetzt entwickelten sich die Plane des spanischen Feldherrn, und während die ganze Aufmerksamkeit der irregeleiteten niederländischen Befehlshaber auf Menin gerichtet ist, steht er plötzlich vor Oudenarde.

Diese alte, nahrhafte und bey einem nur geringen Umfange äußerst volkreiche Stadt, galt damahls für einen der festesten Plätze in den Niederlanden. Sie liegt unterhalb Dornik auf dem brabantischen Ufer der Schelde, in einer Niederung, auf deren südlicher Seite sich eine buschigte Anhöhe erhebt. Die Besatzung, deren Befehlshaber, van der Burgt, ein Niederländer war, bestand nur aus 400 Mann, und bey dem schlechten Einverständniß zwischen ihr und der Bürgerschaft, ließ sich wenig auf eine kräftige Mitwirkung der letzteren im Falle einer Belagerung rechnen. Der Herzog von Parma war entschlossen, diese zu unternehmen, und er führte sein Vorhaben aus, ohne auf die Warnung des alten Feldmarschalls Lanoue zu achten, der damahls als Kriegsgefangener auf der Citadelle zu Limburg saß, und dem spanischen Feldherrn, als ihm dessen Vorhaben bekannt ward, schrieb: Er rathe ihm, seinen Ruhm nicht vor einer Stadt, dessen außerordentliche Festigkeit ihm genau bekannt sey, auf ein ungewisses Spiel zu wagen.

Als man in Oudenarde die Nachricht von dem Heranzuge des Feindes empfing, versuchte die Besatzung eine Ueberschwemmung zu bewirken, welche aber nicht den erwünschten Erfolg hatte, und die Einschließung der Stadt geschah mit solcher Schnelligkeit, daß einer Menge von Landleuten, welche der eben eingefallene Jahrmarkt darin versammelt hatte, der Ausgang versperrt, und dadurch die Consumtion der Lebensmittel vermehrt ward. Des Herzogs erstes Ge-

schäft war, seine Stellung gegen die wahrscheinlichen Angriffe des französisch=niederländischen Heeres, sowohl von Gent aus, wo der Herzog von Anjou die Ankunft seiner in Frankreich zusammengezogenen Truppen erwartete, als von Alost her, dessen sich die Niederländer in diesen Tagen durch einen Ueberfall (23. April) bemächtigt hatten, zu sichern. Er ließ das Schloß Gavere, zwischen Gent und Oudenarde, und die Burg Kastelet wegnehmen; aber ein Angriff seiner Truppen auf Dieſt ward mit großem Verlust abgeschlagen. Gegen Alost zu wurden starke Beobachtungsposten vorgeschoben. Die nöthigen Bedürfnisse führte die Schelde von Dornik herbey.

Nach diesen Vorbereitungen ward auf der waldigen Anhöhe im Süden von Oudenarde eine Batterie etablirt, und vier und zwanzig Feuerschlünde zerschmetterten von dort herab die Gebäude der Stadt. Aber ein unübersteigliches Hinderniß, sich von dieser Seite der Mauer zu nähern, both der tiefe und breite Graben dar, welcher sein Wasser aus der Schelde schöpfte, und durch heftige und anhaltende Regengüsse fast selbst zu einem Strome angewachsen war. Der spanische Feldherr beschloß daher den Angriff gegen das Genter Thor, auf der entgegengesetzten Seite der Stadt, zu führen. Um dahin zu gelangen, mußte man über die reißende, durch den Regen angeschwollene Schelde gehen. Die Brücke, welche über den Strom führte, befand sich in der Gewalt der Belagerten, und ward durch einen starken Posten gedeckt, welcher überwältigt werden mußte, wenn man sich ihrer zum Uebergange bedienen wollte. Der Herzog, um dieses zu bewirken, bediente sich einer List. Er ließ in der Nähe der Brücke am Ufer des Stroms einen Wall aufführen, und eine Menge Faschinen anfertigen, wodurch die Bedeckung der Ersteren auf die Vermuthung gerieth, der Feind wolle mit den Faschinen das Bette des Stroms ausfüllen,

und sich auf diese Weise einen Weg zum Uebergange bahnen. Dieses Vorhaben schien den Belagerten so abenteuerlich, daß sie es nicht der Mühe werth hielten, die Belagerer bey ihrer Arbeit zu stören. Aber dieser Irrthum kam ihnen theuer zu stehen; denn sobald die Feinde ihren Wall vollendet hatten, besetzten sie ihn mit einer Anzahl Feldgeschütze, und machten ein so heftiges Feuer auf den Posten an der Brücke, daß er gezwungen ward, ihnen die Brücke zu überlassen, und sich auf das Eiligste zurück zu ziehen. Jetzt gingen die Belagerer auf das linke Ufer des Stroms, und bemächtigten sich eines halbmondförmigen Außenwerks vor dem Genter Thore. Der Kampf um dieses Werk gab Veranlassung zu einer kühnen That, welche, wie alles was groß und rühmlich ist, der Vergessenheit entrissen zu werden verdient.

Ein schmaler Steig führte durch die Gewässer der Ueberschwemmung gerade in die Flanken des halben Mondes. Man gelangte vermittelst desselben sehr schnell dahin; aber dem Verwegenen, welcher sich seiner zu bedienen wagte, drohte ein hundertfacher Tod; denn er gab sich der ganzen Wuth des Feuers von dem feindlichen Werke preis. Dennoch betraten vier tapfere Soldaten aus dem königlichen Heere, begeistert von edlem Eifer, die Eroberung des halben Mondes zu beschleunigen, diesen gefährlichen Pfad, mit Schild und Harnisch gegen die feindlichen Musketenkugeln ausgerüstet und in den Händen Schaufel und Hacke tragend. Der vorderste der vier Braven, Ottavio a Voghera, ward durch eine Kanonenkugel zerschmettert, die drey übrigen erreichten, trotz aller Gefahren, ihr Ziel, und beschleunigten die Eroberung des feindlichen Werks, indem sie durch Untergrabung des Walls und Ausfüllung des Grabens den Schanzgräbern den Weg bahnten. Alexander ertheilte ihnen im Angesichte des ganzen Heeres die schmeichelhaftesten Lobsprüche über ihren Muth, überreichte Jedem ein Geschenk von hundert Gold-

stücken, und beförderte sie in der Folge zu höheren militärischen Würden. Den Leichnam des gebliebenen Voghera ließ er mit großen Feyerlichkeiten beerdigen, und es ward ihm ein Todtenamt gehalten, dem der Feldherr selbst mit den vornehmsten Befehlshabern beywohnte.

So glänzend und freygebig belohnte der Herzog von Parma ausgezeichnete Thaten seiner Krieger; aber eben so streng war er auch in Bestrafung des Ungehorsams und der Widersetzlichkeit, und er verstand in gleichem Maße die Kunst, sie durch Ernst und Strenge an ihre Pflicht zu fesseln, und durch Großmuth ihre Herzen zu gewinnen. Wenige Tage nach dem eben erzählten Vorfalle, erreignete sich eine Scene, wo er sich als unerbittlicher Richter zeigte, und zugleich einen außerordentlichen Beweis von seiner Unerschrockenheit und Geistesgegenwart gab. Das lange Ausbleiben des Soldes veranlaßte eine gefährliche Empörung unter seinen Truppen. Ein Regiment sogenannter alter Deutschen, welches sich durchaus mit keiner abschlägigen Zahlung begnügen wollte, rückte in voller Schlachtordnung vor das Lager heraus, und forderte trotzig den ganzen rückständigen Sold. Man meldet es dem Herzog, und sogleich reitet er in Begleitung des Marquis von Roubaix zu dem empörten Regimente. Mit Murren und Drohungen wird er empfangen. Zwey Soldaten reißen einem Fähnrich die Fahne aus der Hand, und pflanzen sie umgekehrt in die Erde, und die ganze Mannschaft des ersten Glieds fällt dem Feldherrn die Speere entgegen. Doch weit entfernt, sich dadurch schrecken zu lassen, spornt er sein Roß gegen die Empörer, schlägt mit dem Degen ihre Speere zurück, und dringt bis zur Fahne durch. Hier ergreift er einen der zunächst stehenden Kriegsleute beym Kragen, schleppt ihn vor die Front und befiehlt, ihn auf der Stelle zu hängen! Nur, da er seine Unschuld überzeugend beweist, wird er wieder freygegeben; aber der Oberst des Regiments erhält

zugleich Befehl, zwey der Schuldigsten von jeder Fahne, zusammen zwanzig an der Zahl, auszuliefern, welche im Angesichte ihrer Cameraden aufgeknüpft werden, ohne daß die übrigen etwas zu ihrer Rettung zu unternehmen wagen. Indeß war Roubaix mit der Reiterey herbeygeeilt, und hatte die Aufrührer umringt. Auch Mannsfeld und andere Befehlshaber erschienen, und sahen voll Erstaunen den großen Feldherrn ganz allein mitten unter den Lanzen eines empörten Regiments. Nach vollzogener Strafe an den Schuldigen ward den Uebrigen der ihnen gleich Anfangs angebothene halbe Sold ausgezahlt. Sie empfingen ihn zitternd und ohne zu murren, und von diesem Augenblick an äußerte sich keine Spur des Aufruhrs mehr.

Die Belagerer hatten eine Verstärkung von 1500 deutschen Soldaten und einer Anzahl böhmischer Bergleute erhalten, und näherten sich, nach der Einnahme des halben Mondes, dem Hauptwall mit ihren Arbeiten. Schon waren sie damit bis an den Rand des Grabens vorgerückt, als die Belagerten plötzlich einen ungestümen Ausfall thaten. In einem Augenblick sind die Arbeiter getödtet oder zerstreut, und ihre Bedeckung weicht in Unordnung zurück. Glücklicher Weise ist Farnese selbst zugegen. Er reißt einem flüchtigen Soldaten den Speer aus der Hand, stellt sich an den Rand des Grabens, und vertheidigt den Eingang der Werke, bis Hülfe aus dem Lager herbeyeilt, und die Belagerten mit Verlust zurückgeschlagen sind.

Der Graben wird mit Rasen und Faschinen ausgefüllt, und nun rücken die Belagerer, durch Decken von Flechtwerk, wie durch ein Sturmdach geschützt, gegen die Mauer, um sie zu untergraben und herab zu stürzen. Aber eine Lava von brennendem Harz und Pech mit glühendem Sande vermischt, strömt von der Mauer auf ihre Häupter herab; die geflochtenen Decken gerathen in Brand, und ein großer Theil der

Mannschaft wird beschädigt. Um diese in der Folge gegen ähnliche Unfälle zu sichern, wurden die Decken mit Rasen und nassen Rinderhäuten belegt.

Es gelang endlich, die Mauer an mehreren Stellen zu untergraben, und jetzt ward eine Breschbatterie errichtet, um eine Oeffnung zum Sturm in die Mauer zu schmettern. Der Herzog selbst mit dem obersten Geschützmeister Lamotte ordnet das Nöthige bey der Arbeit an, und um sich nicht davon zu entfernen, bis Alles vollendet ist, läßt er die Mittagstafel neben dem für die Batterie bestimmten Platz zurichten. Einige Trommeln müssen die Stelle des Tisches vertreten, die Speisen werden aufgetragen, und der Herzog, Roubaix, Aremberg, Lamotte und einige Andere nehmen Platz. Aber nach wenigen Augenblicken fährt eine große Kanonenkugel aus der Stadt mit furchtbarem Gesause über die Gesellschaft hin, zerschmettert einem jungen wallonischen Hauptmann den Kopf, und tödtet oder verwundet noch mehrere andere neben der Tafel stehende Officiere. Die ganze Gesellschaft, mit Blut und Gehirn bespritzt, springt erschrocken auf. Nur der Herzog bleibt mit unveränderter Miene sitzen, befiehlt, die Todten und Verwundeten wegzuschaffen, und erwiedert lächelnd dem Grafen Mannsfeld, der herbeygeeilt war, und ihn beschwor, die gefährliche Stelle zu verlassen: „Ich werde nicht weichen, damit sich die Rebellen nicht rühmen können, mich irgendwo vertrieben zu haben!“ Diese Verwegenheit, sich allen Gefahren auszusetzen, läßt sich vielleicht nicht ganz rechtfertigen; aber sie imponirte den Soldaten in einem Zeitalter, wo ihm persönlicher Muth an seinem Feldherrn mehr als jede andere Eigenschaft galt.

Die ständischen Truppen hatten indeß mancherley Bewegungen gemacht, welche auf eine Befreyung Oudenarde's abzweckten. Bald bedrohten sie Kortrik, Arschot und andere Plätze, um dem Herzog von Parma Jalousie zu geben, und

seine Aufmerksamkeit dahin zu lenken; bald erschienen sie vor den Linien der Belagerer und trafen Vorkehrungen zu einem Angriff. Aber da alle ihre Bewegungen nur leere Demonstrationen blieben, so achtete der Herzog wenig darauf, und setzte die Belagerung eifrig fort; bis es ihm gelang, eine bedeutende Bresche in die Mauer zu öffnen, und sich nach einem glücklichen Sturme darin festzusetzen. Jetzt drang die mißvergnügte Bürgerschaft auf die Uebergabe des Platzes, da keine Aussicht zur Rettung vorhanden war. Die Unterhandlung ward eingeleitet, die Capitulation geschlossen, und am 5. des Heumonaths ergab sich die Stadt. Die Einwohner mußten eine Contribution von 36,000 Gulden erlegen, und die Besatzung erhielt freyen Abzug mit Fahnen und Gewehr.

Die Eroberung Oudenarde's verschaffte dem königlichen Feldherrn einen zweyten festen Punct an dem Ufer der Schelde. Der mächtige Strom, welcher zwischen Brabant und Flandern hin seine Gewässer der Nordsee zuwälzt, war der Compaß, welchen er für seine Eroberungen gewählt hatte; er suchte daher seiner immer mehr sich zu bemächtigen, und die Eroberungen, welche er jetzt in seinen obern Gegenden machte, sollten ihm künftig die Herrschaft über ihn bis an seine Mündungen versichern.

Um den Faden der Erzählung der vor Oudenarde vorgefallenen Begebenheiten nicht zu zerreißen, ward oben der Eroberung des Städtchens Alost in Brabant, durch die niederländischen Truppen, nur mit wenigen Worten gedacht. Sie geschah vermittelst eines Ueberfalls am Morgen des 23. Aprils. Der Mangel der meisten befestigten Städte in den Niederlanden an Außenwerken, und oft selbst an einem bedeckten Wege zur damahligen Zeit, begünstigte dergleichen Unternehmungen ganz außerordentlich, und sie gehören daher zu den gewöhnlichen Erscheinungen des gegenwärtigen Kriegs.

Die tapfere Mannschaft, welche Aalst eroberte, erschien, von den Obersten Tyan und Lagarde geführt; um Mitternacht vor den Mauern der Stadt. Sie theilte sich in zwey Haufen. Der kleinere that mit grossem Geräusch einen Scheinangriff auf die schwächste Seite des Platzes, um die Aufmerksamkeit der Besatzung und Einwohner auf diesen Punct zu fesseln, während der zahlreichere zur Bestürmung der entgegen gesetzten stärkeren Seite, die man in der Stadt gegen jeden Angriff gesichert glaubte, sich rüstete.

Eine Anzahl verwegener Wagehälse, in der Rechten den Degen und in der Linken die Büchse über ihre Köpfe haltend, die brennende Lunte im Munde und die Pulverflasche auf den Hüten oder Pickelhauben, watet durch den Graben, obgleich ihnen das Wasser bis an die Brust reicht. Unweit dem Brüsseler Thore werden die Leitern angeschlagen. Ein beherzter deutscher Kriegsmann, Nahmens König, ist der Erste auf der Mauer. Er wird erschossen; aber die Nachfolgenden dringen vor, die Schildwachen werden erstochen, und unter dem Rauschen der Lärmtrommel brechen sie in die Stadt, deren sie sich nach einem schrecklichen Gemetzel bemächtigen. Unter den Erschlagenen fand man sieben Priester, deren Leichname neben einander am Eingange der Hauptkirche lagen. Auch Thienen ward von den ständischen Truppen überrumpelt, aber bald wieder verlassen.

Der Herzog von Parma konnte diese unbedeutenden Verluste leicht verschmerzen. Er hatte sich nicht nur eines der festesten Plätze an der Schelde bemächtiget, sondern auch, während die Belagerung von Oudenarde noch fortdauerte, und auf dem versammelten Reichstage zu Regensburg, welchem Kaiser Rudolph II. in eigener Person beywohnte (23. Junius), die Frage aufgeworfen, aber nicht entschieden ward: ob die Herrschaft eines fremden Fürsten über die Niederlande dem römischen Reiche Nachtheil bringen könne? — eine An-

gelegenheit zu Stande gebracht, die ihm sehr am Herzen lag, und woran er schon längst gearbeitet hatte. Dieß war die Zurückberufung der spanischen und italienischen Truppen, die vor drey Jahren, als eine Folge des zwischen der spanischen Regierung und den wallonischen Landschaften abgeschlossenen Aussöhnungsvergleichs, die Niederlande geräumt hatten. Ungern trennte sich Alexander damahls von den alten Gefährten seines Ruhms; aber er mußte dem Einflusse höherer politischer Rücksichten nachgeben; doch war es sein fester Vorsatz, sie so bald es nur irgend ohne Verletzung des königlichen Wortes geschehen könne, auf den Schauplatz ihrer bisherigen Thaten zurück zu führen. Der Zufall selbst both ihm eine erwünschte Gelegenheit dazu dar, und dieselben Provinzen, welche auf ihre Entfernung gedrungen hatten, gaben die Veranlassung zu ihrer Rückkehr.

Die Theilnahme der Franzosen an dem Kriege setzte die wallonischen Landschaften Artois und Hennegau den Gefahren desselben und den Angriffen des neuen Feindes am meisten aus. Sie geriethen darüber in nicht geringe Besorgnisse, welche nicht nur der Herzog von Parma auf das Sorgfältigste unterhielt, sondern auch durch ausgesprengte Gerüchte von Unfällen, welche seine Truppen betroffen hätten, noch vermehrte. In dieser Verlegenheit mußten seine Anhänger den besorgten Provinzen den Vorschlag thun, den König um die Zurückberufung der spanischen und italienischen Kriegsvölker zu bitten, deren Gegenwart ihnen einen sichern Schutz gegen die Franzosen gewähren würde. Dieser Antrag wurde mit Beyfall aufgenommen, nur bey einigen vom höheren Adel erhoben sich große Bedenklichkeiten gegen dessen Annahme. Die Zeiten, da der Herzog von Alba an der Spitze jener furchtbaren Banden in ihrem Vaterlande erschien, trat wie ein Schreckbild vor ihre Seele, und sie besorgten, nicht nur die ihnen verliehenen Ehrenstellen zu ver-

Kurrl, sondern fürchteten auch die Folgen der Rache des Königs wegen früherer Vergehungen, wenn die Ankunft der fremden Truppen ihn von der Nothwendigkeit, ihrer schonen zu müssen, entbände. Zu diesen gehörten vorzüglich der Marquis von Roubaix und der Graf von Lalaing, Statthalter von Hennegau und Valenciennes. Jenen beunruhigte die Besorgniß, seine Befehlshaberstelle beym Heere zu verlieren, und diesen die Furcht, den zweyten Theil zu dem blutigen Trauerspiel der Grafen von Egmont und Hoorne liefern zu müssen; weil er die erste Berufung des Herzogs von Anjou am meisten befördert hatte. Der Ueberredungskunst des Herzogs von Parma gelang es jedoch, die Bedenklichkeiten dieser Männer durch die heiligsten Versicherungen, daß sie nichts zu besorgen hätten, zu zerstreuen, und jetzt stand der Erfüllung seines Wunsches nichts mehr im Wege.

Johann Sarazin, Abt zu St. Waast, begab sich als Deputirter der wallonischen Landschaften an den Madrider Hof, um in ihrem Nahmen die Zurücksendung der Spanier und Italiener in die Niederlande vom König zu erbitten. Welcher sonderbare Contrast! Das, was einst den lebhaftesten Unwillen der Niederländer erregte, und der erste Funke zu dem großen Brande der Rebellion war, die Anwesenheit der fremden Truppen, ward jetzt von einem Theile der Nation als eine Gnade erbethen. So auffallend hatten sich die Umstände und die Lage der Dinge geändert! Philipp, schon vorher von Allem unterrichtet, empfing den Abt auf das Gnädigste, bewilligte sein Gesuch, und übersandte dem Herzog von Parma zugleich 700,000 Ducaten zur Unterhaltung seines Heeres. Von den Alpen her setzen sich jetzt 5000 Spanier und 4000 Italiener in Bewegung, von einem Theile der verblendeten Niederländer selbst zur Verheerung ihres Vaterlandes eingeladen. Alexander in eigener Person eilte den Spaniern entgegen, und der Marquis von Roubaix empfing

die Italiener. In dem Gefolge der Letztern befand sich außer einem Bruder des Herzogs und dessen Sohn Pietro Cajetano Farnese, eine große Anzahl Freywilliger, aus den edelsten Geschlechtern Italiens, die Grafen Carlo Sanvitale und Cäsar Pepoli, Ludovigo Marchese Rangone, Viciguerra Sancolombano, Alexander Sforza, Rudolfo Baglione, Vincenz Vitelli, ein Sohn des aus den ersten Zeiten dieses Kriegs bekannten Chiappi, Graf Achilles Tressino und mehrere Andere, alle von dem kriegerischen Geiste ihres Zeitalters beseelt, in dessen Physiognomie noch nicht alle Züge der alten Chevalerie verwischt waren, und von dem großen Nahmen ihres berühmten Landsmannes unter seine Fahnen gezogen.

Noch ehe die fremden Truppen wieder auf der Bühne des Kriegs erschienen, bemächtigte sich der königliche Feldherr Hautepenne der brabantischen Stadt Lier. David Simple, ein schottischer Oberster von der Besatzung, welchen Eigennutz und Haß gegen die Staaten zum Verräther machten, führte selbst die feindlichen Truppen in die Stadt, welche bey der Ueberraschung nur geringen Widerstand leistete. Die Sieger überließen sich den größten Ausschweifungen. Es ward geplündert, geschändet, gemordet. Kein Alter und Geschlecht ward verschont. Ueber 200 Frauen und Kinder wurden erschlagen. Viele Bürger sprangen über die Mauer, und retteten sich durch Schwimmen; auch der Befehlshaber des Orts entkam auf diesem Wege. Der Verräther Simple ging in der Folge, mit einem Empfehlungsschreiben des Herzogs von Parma versehen, nach Spanien; und der Verlust von Lier setzte die benachbarten Städte Antwerpen, Mecheln und selbst Brüssel manchen Beunruhigungen aus.

Der Herzog von Parma hatte sich nach der Eroberung von Oudenarde nach Westflandern gezogen, das ständische

Lager bey Gent anzugreifen; aber er fand es so gut verschanzt, daß er sich, ohne etwas dagegen unternommen zu haben, wieder zurückzog. Er eilte hierauf mit einem Theile seines Heeres nach Seeflandern, um die Vereinigung von 1500 deutschen Reitern, welche aus Frankreich über Calais bey Dünkirchen angekommen waren, mit dem Corps des französischen Befehlshabers Grafen Rochepot, der ihnen entgegen gegangen war, zu verhindern. Aber er kam zu spät. Die Vereinigung war bereits zwischen Dünkirchen und St. Winoxbergen erfolgt. Unmuthig über das Mißlingen seines Plans griff er die vereinigten niederländischen und französischen Truppen (2. August) unter den Mauern von Winoxbergen an. Das Treffen dauerte den ganzen Tag, und ward am folgenden Morgen erneuert. Beyde Theile fochten mit großer Tapferkeit; aber die vortheilhafte Stellung der Verbündeten und das ungünstige Terrain hinderten die Königlichen, Fortschritte zu machen, und der Herzog von Parma zog sich endlich mit Verlust von einigen hundert Mann zurück. Auch die Verbündeten hatten einen nicht unbedeutenden Verlust erlitten.

Kurz nach diesem unentscheidenden Gefecht erfolgte die Vereinigung der Spanier und Italiener mit dem königlichen Heere. Der Herzog von Parma beschloß, die dadurch erlangte Uebermacht sogleich zu benutzen, und das französisch-niederländische Heer zu überfallen, welches nach dem Treffen bey Winoxbergen, 7000 Mann zu Fuß und 800 Reiter stark, bey dem Dorfe Lievenshout, zwey Meilen von Gent, ein Lager bezogen hatte. Glücklicher Weise erhielt der Befehlshaber, Graf Rochepot, noch zeitig genug Nachricht, daß der königliche Feldherr mit 24,000 Mann zu Fuß und 4000 Reitern gegen ihn im Anzuge sey, und da er zu schwach war, es mit einer so sehr überlegenen Macht aufzunehmen, so traf er so-

gleich Anstalten, sich unter die Kanonen von Gent zurück zu ziehen.

Als der Herzog von Parma durch den auf Kundschaft ausgesandten Hauptmann Cabrera die Nachricht erhielt, daß der Feind entschlossen sey, mit Anbruch des folgenden Tages sein Lager zu verlassen, und den Rückzug nach Gent anzutreten, ließ er das ganze Heer mit Zurücklassung des Gepäckes bey Oudenarde in Marsch setzen. Georg Basta, Antonio Olivera und Delmonte eilten mit einem Haufen reitender Büchsenschützen und einigen Fahnen Fußvolks, welche auf Packpferde gesetzt wurden, voran, um nebst dem Marquis von Roubaix, welcher ebenfalls mit einer Abtheilung Reiterey schon um Mitternacht aufbrach, den Feind so lange zu beschäftigen und aufzuhalten, bis das Hauptcorps unter Mondragone und Paz herankommen könne. Indeß war Graf Rochepot ebenfalls aufgebrochen, und hatte seinen Rückzug in der besten Ordnung angetreten. Vergebens versuchten Roubaix und Delmonte, ihn in ein Gefecht zu verwickeln, er vermied sorgfältig jeden Aufenthalt, und errreichte Gent ohne Verlust, stellte sein Corps hinter einer Wagenburg im Angesichte der Stadt auf, und besetzte eine benachbarte Anhöhe. Kurz darauf langte der Herzog von Parma mit der Elite seines Heers an, und trotz der vortheilhaften Stellung des Feindes befahl er sogleich den Angriff (29. August). Einige von den Verbündeten besetzte Häuser und Mühlen wurden weggenommen, und die Wagenburg bestürmt.

Bey den ersten Kanonenschüssen eilten der Herzog von Anjou und die Prinzen von Oranien und Espinoi, welche sich damahls noch zu Gent befanden, auf den Wall, um Augenzeugen des Kampfs zu seyn, und die nöthigen Befehle zu ertheilen. Die Kanonen von den Wällen donnerten auf die Spanier herab, und das Treffen entbrannte mit der größ-

9 *

ten Heftigkeit. Der Prinz von Oranien fürchtete, der spanische Feldherr möchte die Absicht haben, über die Schelde zu setzen, und eine Invasion in das fette und fruchtbare Waaßland zu versuchen. Aus Vorsicht zog er deßhalb die ganze ständische Reiterey, bis auf ein Paar Schwadronen, aus dem Treffen in die Stadt, um gleich über die Brücke und dem Feinde entgegen eilen zu können, wenn dieser den besorgten Uebergang wagte. Letzterer erfolgte jedoch nicht, und die Spanier zogen sich, nach mehreren fruchtlosen Angriffen, in der besten Ordnung nach Oudenarde zurück. Sie sollen in diesem Treffen 2000 und die Verbündeten 800 Mann eingebüßt haben. Strada aber gibt den Verlust der ersteren nur auf 200 Köpfe an. Man hat den Herzog von Parma getadelt, daß er den Kampf nicht mit gehörigem Nachdruck unterhalten habe. Er selbst sagt darüber in seinem Bericht an den König: er würde das ganze Corps der Verbündeten vernichtet haben, wäre es nicht von der königlichen Reiterey zu ungestüm verfolgt, und dadurch zu nahe an die Mauern Gents gedrängt worden.

Nach dem Treffen zogen sich Anjou und Oranien (Sept.) mit dem verbündeten Heere über die Schelde nach Dendermonde, und von da nach Antwerpen zurück, wo man den Truppen einige Erhohlung verstattete. Espinoi aber blieb in Gent.

Die spanische Kriegsmacht in den Niederlanden war durch die erhaltenen Verstärkungen, in der Mitte des Herbstmonaths bis zu einer Stärke von 60,000 Mann *) angewachsen,

*) Meteeren theilt eine, von einem spanischen Befehlshaber, Nahmens Petro de Colonia unterschriebene Liste der einzelnen Regimenter und Corps dieses Heers mit, welche in mehrerer Rücksicht interessant ist. Hier ist sie:

deren monathlicher Sold 700,000 Gulden betrug. Die übrigen Kriegskosten wurden auf mehr als 300,000 berechnet.

---

### Fußvolk.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| **Spanier.** | | | | |
| Graf Christoph Mondragone . . . | 24 | Fahnen | 2816 | Mann. |
| " Pedro de Paz . . . . . . . . | 17 | — | 1820 | — |
| **Italiener.** | | | | |
| Mario Cardone . . . . . . . . . | 8 | — | 2377 | — |
| Camillo del Monte . . . . . . . . | 8 | — | 2300 | — |
| **Burgunder.** | | | | |
| Marquis Varambon . . . . . . . | 14 | — | 1700 | — |
| **Wallonen.** | | | | |
| Baron Montigny . . . . . . . . . . | 16 | — | 2253 | — |
| Graf Egmont . . . . . . . . . . . | 16 | — | 1985 | — |
| Gabriel de Liques . . . . . . . . . | 10 | — | 2244 | — |
| Octavian Graf Mannsfeld . . . . . | 10 | — | 1500 | — |
| Graf Manderscheid . . . . . . . . | 10 | — | 2000 | — |
| Philipp de Liques . . . . . . . . . | 12 | — | 1800 | — |
| Bours . . . . . . . . . . . . . . | 10 | — | 1288 | — |
| Aubigny . . . . . . . . . . . . . | 10 | — | 1287 | — |
| Manny . . . . . . . . . . . . . . | 10 | — | 1466 | — |
| **Deutsche.** | | | | |
| Robert Grumberg . . . . . . . . . | 10 | — | 2800 | — |
| Graf Aremberg . . . . . . . . . . | 9 | — | 2600 | — |
| Graf Barlaimont . . . . . . . . . | 10 | — | 3144 | — |
| Graf Carl Mannsfeld . . . . . . . | 10 | — | 3144 | — |
| Don Juan Manriquez . . . . . . . | 10 | — | 3144 | — |
| Floyon . . . . . . . . . . . . . . | 4 | — | 600 | — |
| Einzelne Fahnen . . . . . . . . . . | 17 | — | 3793 | — |
| **Vermischte Nationen.** | | | | |
| Hautepenne in Kempen . . . . . . . . . . . | | | 1500 | — |
| Lamotte in Grevelingen . . . . . . . . . . | | | 1500 | — |
| Villi in Friesland. Alte Deutsche . . . . . . | | | 3000 | — |
| Henault in Ober-Yssel . . . . . . . . . . . | | | 3000 | — |
| Verdugo in Friesland . . . . . . . . . . . | | | 1500 | — |
| Besatzung in verschiedenen Festen . . . . . . | | | 2404 | — |
| | 244 | Fahnen | 56,965 | Mann. |

Der Aufwand für das Hauptquartier allein ward monathlich zu 12,000 Gulden angeschlagen. Der König übermachte zu diesen Kosten jährlich zwey Millionen, welche für Spanien verloren, und doch, mit Einschluß der niederländischen Steuern, zur Bestreitung der Ausgaben, welche der unglückliche Krieg veranlaßte, nicht hinreichend waren.

Auch die zu Antwerpen versammelten Generalstaaten hatten auf die Vorstellungen des neuen Chefs der Regierung die demselben bewilligten Kriegssubsidien bis auf vier Millionen erhöht, um ihm dadurch die Mittel zu der so nöthigen Verstärkung der Kriegsmacht zu verschaffen. Sie erhielt auch in kurzer Zeit einen sehr bedeutenden Zuwachs durch 4000 Franzosen und 3000 Schweizer, welche unter dem Marschall Biron, dem Herzog von Montpensier und andern vornehmen Befehlshabern, im November über Calais bey Dünkirchen anlangten.

Die gegenwärtige Stärke der beyderseitigen Heere ließ entscheidende Begebenheiten erwarten. Aber sie erfolgten nicht, und beyde Theile begnügten sich mit der Eroberung einiger unbedeutenden Plätze. Die Jahreszeit war schon zu weit vorgerückt. Unter dem Heere des Herzogs von Parma verbreiteten sich ansteckende Seuchen, welche besonders von

---

Reiterey.

| | | |
|---|---|---|
| Leichte Reiterey, Spanier, Italiener, Schützen | 37 Cornetten | 2187 Mann. |
| Niederländer, Speerreiter, Schützen zu Pferde | 12 Cornetten | 1000 — |
| In Friesland . . . . . . . . . . . . . . . . . | | 550 — |
| | | 3737 Mann. |

Man sieht aus dieser Liste die außerordentliche Verschiedenheit der Stärke der damahligen Regimenter und einzelnen Fahnen.

den neu angekommenen, des rauhen und feuchten Himmels ungewohnten Spaniern und Italienern viele in's Grab streckten. Dazu kamen Mangel an Subsistenz und andere Widerwärtigkeiten, welche ihn nöthigten, seine Truppen die Winterquartiere beziehen zu lassen.

Das französisch-niederländische Heer litt nicht weniger durch Mangel und Krankheiten, als das spanische, und es fehlte dem Herzoge von Anjou, trotz der ihm bewilligten Subsidien, so sehr an Gelde, daß man die französischen Soldaten auf eine schimpfliche Art betteln sah.

In den nördlichen Provinzen hatten die Fortschritte beyder Theile während des dießjährigen Feldzuges sich fast das Gleichgewicht gehalten. Im Heumonathe belagerte Verdugo mit einem Corps von 4 bis 5000 Mann die Stadt Lochem in der Grafschaft Zütphen. Um ihn von dieser Unternehmung abzuziehen, verbrannten einige Fahnen Westfriesländer dreyßig Kirchspiele in den Ländchen Twente und Drente, eine unnütze Grausamkeit, welche auf Verdugo keinen Eindruck machte und zu nichts diente, als die Verwüstung des Landes zu vermehren. Verdugo erhielt Verstärkung aus Brabant, welche ihm Mannsfeld und Hautepenne zuführten, und der Mangel in der belagerten Stadt war schon auf's Höchste gestiegen; dennoch gelang es den Grafen Hohenlohe und Philipp Wilhelm von Nassau, sie zu entsetzen, da sie schon im Begriffe stand, ein Raub des Feindes zu werden (22. Sept.). Dagegen ging wenige Tage zuvor, in der Nacht vom 16. auf den 17. des Herbstmonaths, die Stadt Steenwik, welche sich ein Paar Jahre vorher so tapfer gegen den Grafen Renneberg vertheidigt hatte, durch einen Ueberfall an die Königlichen über. Der spanische Oberst Tassis führte die Unternehmung aus. Ein verrätherischer Landmann, welcher den glücklichen Erfolg mit seinem Leben verbürgte, zeigte ihm eine Stelle an der Oostpoorte, wo man den Graben durch-

waten konnte. Alles gelang nach Wunsch, und die Stadt befand sich in den Händen der Spanier, als sie kaum die Waffen zu ihrer Vertheidigung ergriffen hatte. Die Ständischen hatten sich während dieser Zeit ebenfalls einiger Städte und Schanzen bemeistert. Ein glückliches Ereigniß für sie war die Gefangennehmung des tapfern Partengängers Martin Schenk, welcher ihnen auf einer Reise von Xanten im Clevischen in die Hände fiel. Er mußte lange Gefangener bleiben, und seine Freyheit durch ein großes Lösegeld erkaufen.

Ehe wir die Geschichte dieses Jahres beschließen, sey es erlaubt, noch eine Merkwürdigkeit anzuführen, wodurch sich dasselbe in der Geschichte der Cultur und der Wissenschaften ausgezeichnet hat. Dieß war die Einführung des, auf Veranstaltung Papsts Gregor XIII., durch Aloysius und Anton Lilius verbesserten Kalenders. Die katholischen Staaten Europa's nahmen ihn ohne Bedenken an; aber der unduldsame Haß der Protestanten wider Alles, was von Rom ausging, eine Folge der überspannten Religiosität jener Zeit, — welche indeß, wie nachtheilig sie auch immer einer höhern Ausbildung des Menschengeschlechts seyn mochte, doch der damahligen Generation einen Charakter gab, der in der Indolenz der spätern Geschlechter fast ganz untergegangen ist, — verweigerte die Annahme desselben. Ein Theil der vereinigten Niederlande, nähmlich die Provinzen Brabant, Flandern, Holland und Seeland führten, auf die Vorstellungen des Herzogs von Anjou ebenfalls den neuen Gregorianischen Kalender ein; aber Geldern, Friesland, Utrecht, Ober-Yssel und Grönningen behielten noch bis zum Jahre 1700 den alten Julianischen bey.

# Friedrich von Schillers

# sämmtliche Werke.

Vier und dreyßigster Theil.

Geschichte

des

Abfalls der Niederlande von der spanischen Regierung

VI. Theil.

Fortgesetzt von Carl Curths.

Grätz, 1834.

Bey Joh. Andreas Kienreich.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

---

[illegible]

[illegible]

## 9.

## Antwerpen's Gefahr und Rettung.

### 1583.

Die Begebenheit, welche jetzt erzählt werden soll, gewährt einen erfreulichen Beweis, daß dem Menschen Kraft gegeben ward, sich jeder unrechtmäßigen Gewalt zu entziehen, und die Fesseln, welche ein herzloser Despot, wie übermüthig er auch immer seyn möge, ihm bereitet, zu zersprengen; wenn er nur Muth hat, jene Kraft zu entwickeln und aufzubiethen, und einen ehrenvollen Tod einem Leben voll Schande und Herabwürdigung vorzuziehen. Aber bestätigt nicht die Geschichte dieses ganzen wunderbaren Krieges, wovon das gegenwärtige Ereigniß nur ein Moment ist, diese tröstliche Wahrheit?

Als die empörten Einwohner Antwerpen's an jenem verhängnißvollen 18. März (1582), da der Meuchelmörder Jauregui den Prinzen von Oranien verwundete, voll Argwohn und Erbitterung wider die Franzosen, die sie für die Urheber der Frevelthat hielten, ausriefen: das ist eine Bartholomäusnacht! schien ihnen ein ahnendes Vorgefühl von dem Schicksale, welches ihnen zehn Monathe später bereitet ward, diese Worte eingegeben zu haben. Zwar war es keine Bartholomäusnacht, was der Ehrgeiz des Herzogs von Anjou über sie verhängt hatte; aber wäre es ihm gelungen, sein Vorhaben durchzuführen, so würden die Resultate nicht viel minder schauderhaft für sie geworden seyn, als die Folgen der großen Mordnacht für die Hugenotten.

Seit dem unentscheidenden Gefecht bey Genk, im August des verflossenen Jahres, hatten sich Anjou und Oranien zu Antwerpen aufgehalten. Die französischen Truppen waren seit dem größten Theils unthätig gewesen; aber in der Nacht des 1. Januars (1583) bemächtigten sie sich durch einen Ueberfall des Städtchens Eindhofen. Vierzehn Tage später (14. 15. Januar) sah man in der Gegend von Antwerpen mehrere tausend Franzosen und 4000 Schweizer eintreffen, welche, wie es hieß, zur Verfolgung der bey Eindhofen erlangten Vortheile bestimmt seyn sollten. Sie bezogen bey dem Flecken Bourgerhout nahe bey der Stadt ein Lager, und ein großer Theil der Franzosen bestand aus Adeligen, wovon sich viele zum Herzog in die Stadt begaben, in der Absicht, wie es schien, ihm ihre Ehrerbiethung zu bezeigen. Andere schlichen sich heimlich als Bediente verkleidet herein, und wurden mit Gewehr versehen.

Den Tag nach der Ankunft der Truppen, (16. Januar) verbreitete sich unter den Einwohnern Antwerpen's das Gerücht: die Franzosen wollten sich der Stadt, als ein Unterpfand für ihre rückständigen Soldforderungen bemächtigen, und würden deßhalb in der nächstfolgenden Nacht das Kronenburger Thor, das nächste an der Wohnung des Herzogs, forciren. Willers, des Prinzen Hofprediger, hinterbrachte dem Stadtrath diese Nachricht, welche in so fern gegründet war, daß die französischen Truppen wirklich Befehl erhalten hatten, während der nächsten Nacht das Kronenburger Thor zu besetzen, und durch dasselbe eine Anzahl Kriegsleute in die Stadt zu lassen. Der Bürgermeister Peter von Alost begab sich auf Willers Bericht zum Herzoge, und bath ihn im Nahmen des Raths, zu erlauben, das man zur Beruhigung der Einwohner die Ketten, womit zu der Zeit gewöhnlich die Straßen während der Nacht verschlossen wurden, etwas früher als gewöhnlich vorlegen, und Laternen aushängen dürfe.

Der Herzog gewährte die Bitte, um keinen Verdacht zu erregen, und ersuchte den Bürgermeister: nicht an ungegründete Gerüchte zu glauben, auch die Bürger zu beruhigen, und sie seines Schutzes und Wohlwollens zu versichern. Die Bürger trauten jedoch der fürstlichen Zusicherung nicht, sie hielten die ganze Nacht hindurch die genaueste Wache, und der geheime Plan, wozu nur der Herzog und einige seiner Vertrautesten den Schlüssel hatten, konnte nun während dieser Nacht nicht vollzogen, sondern die Ausführung desselben mußte bis zum folgenden Tage ausgesetzt werden.

Mit Anbruch desselben (17. Januar) lief abermahls ein Gerücht umher, die Franzosen würden sich noch vor Abends eines Thores bemächtigen. Die Bürger hielten deßhalb die Thore geschlossen, und ein öffentlicher Aufruf geboth allen Franzosen, die Stadt zu räumen. Sogleich ließ der Herzog den Rath und die Bürgerobersten vor sich kommen, bezeigte ihnen seine Unzufriedenheit über die Verbreitung der falschen Gerüchte, und befahl, nach dem Erfinder derselben zu forschen und ihn zur Strafe zu ziehen, wobey er die Versicherung wiederhohlte, daß die Stadt nichts zu befürchten habe. Dennoch blieben die Thore verschlossen und die Straßen gesperrt.

Nach der Aussage der Franzosen wollte der Herzog an diesem Tage über die bey Bourgerhout versammelten Truppen die Musterung halten. Auch schienen alle Anstalten dieses Vorgeben zu bestätigen. Ja alle Zweifel mußten schwinden, als der Herzog sich in eigener Person zum Prinzen von Oranien begab, und ihn ersuchte, sein Begleiter bey der Musterung zu seyn. Der Prinz, schon vorher durch einige Hugenotten gewarnt, lehnte die Einladung des Herzogs ab, und entschuldigte sich mit dem ungestümen Wetter und seiner geschwächten Gesundheit. Zugleich gab er dem Herzog zu verstehen: daß die Antwerper, wie jedes andere Volk, welches eben erst die

Freyheit errungen habe, sehr misstrauisch wären; daß viele von ihnen glaubten, er werde aus dem Thore reiten, um mit seinem ganzen Kriegsvolk wieder zu kommen, und daß es, um diesem Argwohne nicht neue Nahrung zu geben, am besten seyn dürfte, wenn er die Musterung noch aufschöbe. Der Herzog erwiederte mit einem bedeutenden Lächeln: „Die Umstände verstatteten keine Verzögerung seines Vorhabens.“ Er hatte Recht, der Zunder glühte schon auf der Mine, und es durfte keine Zeit verloren werden, wenn sein großer Plan gelingen sollte.

Früher als gewöhnlich ward bey Hofe gespeist, und nach aufgehobener Tafel, um ein Uhr Mittags, stieg der Herzog mit seinen Begleitern zu Pferde. Alle Ketten vor den nach dem Kipdorfer und rothen Thore führenden Straßen mußten geöffnet werden, da man, wie es hieß, nicht wissen könne, zu welchem Seine Hoheit hinaus reiten würden.

Endlich erscheint er von einer Menge französischer und niederländischer Edelleute begleitet, und in seinem Gefolge die französischen und Schweizer-Garden. Der Herzog war sehr freundlich und grüßte die Zuschauer mit großer Herablassung; aber dennoch schöpften einige von neuem Verdacht, da sie wahrnahmen, daß mehrere französische Edelleute einen Harnisch unter dem Oberkleide trugen. „So ließe sich wohl ein Thor erobern!“ rief eine Stimme aus dem Haufen; doch die meisten, entzückt über die Freundlichkeit ihres neuen Regenten, achteten nicht darauf.

Er schlug mit seinem Gefolge die Straße nach dem Kipdorfer Thore ein, welches ihm die Bürgerobersten Jacob de la Falie und Adrian Virendäl mit großer Ehrerbiethung öffneten. Die Bürgerwache stand mit entblößten Häuptern da. Sie war nicht stark, denn viele der Wachhabenden waren nach ihren Wohnungen, zum Theile in entfernte Quartiere der Stadt, gegangen, um zu Mittage zu essen. Vor

und auf der Brücke bildete die Leibwache des Herzogs zwey Reihen; und ließ ihn mit seinem Gefolge durchziehen. Vor dem Thore erwarteten ihn zwey Cornetten Reiter, welche wie zu seinem Empfange aus dem Lager herbeygerückt waren. Sobald er mit dem Herzog von Montpensier, Grafen von Laval und einigen Andern über die zweyte Zugbrücke hinaus ist, ruft einer aus dem Gefolge, indem er die Brücke erreicht: „Jambe rompue!“ und stellt sich, als habe ihn ein Pferd beschädigt. Hundert Stimmen wiederhohlen diese Worte. Sie sind das verabredete Zeichen, und ein abgeschossenes Feuerrohr gibt den Truppen im Lager die erwartete Losung. Das Gefolge auf der Brücke wendet um. Die Reiter stürzen heran. Ein Bürger-Sergeant, Nahmens Kaiser, der sich dem angeblich Beschädigten gutmüthig nähert, um ihm Beystand zu leisten, wird verwundet; und die Begleiter des Ersteren fallen über die Bürgerwache her, und ermorden oder verwunden Jeden, der sich nicht rettet. Auch der Bürgeroberst Virendal wird niedergehauen, und das Thor eingenommen. Der Geschichtschreiber de Thou, welcher seinen höchsten Unwillen über diesen Auftritt äußert, behauptet: die Geschichte habe glücklicher Weise den Nahmen dessen, der die schimpfliche Rolle des Beschädigten gespielt, nicht aufbewahrt; aber wahrscheinlich wußte er ihn, und verschwieg ihn nur aus Schonung gegen die Familie; denn die niederländischen Geschichtschreiber nennen einstimmig den Grafen Rochepot.

Während der eben erzählten Begebenheiten an der Brücke war auch das ganze französische Lager in Bewegung gekommen, und schon eilten 600 Speerreiter und 300 Mann zu Fuß mit fliegenden Fahnen, wie zur Bestürmung einer feindlichen Stadt herbey. Der Herzog rief ihnen zu: Marches, mes enfans, marches et ne pilles point! La ville est à nous. Alles drang jetzt durch das Kipdorfer Thor in die Stadt. Man bemächtigt sich des Geschützes auf den

Wällen, und richtet es auf das Innere der Stadt. Einige Haufen wenden sich rechts, andere links, nach dem Kaiser- und rothen Thore. Von da strömen sie mit wi.dem Getümmel durch die Straßen nach dem Markte hin. Ueberall ertönt das Geschrey: Ville gagnée! — Vive la messe! — Tue, tue! — La messe et le Duc! Andere riefen: Nous sommes amis! Die sanguinischen Franzosen sind ihrer Eroberung gewiß, und zum Zeichen ihres Sieges stecken sie ein Haus am Thore in Brand.

Der emporsteigende Rauch war das Signal, welches der Herzog mit Ungeduld erwartete. Es benachrichtigte ihn von der Besitznahme des Thores. Zufrieden wandte er sich jetzt an die Herren seines Gefolges, welche noch nicht von dem Geheimniß und der Veranlassung dieses unerwarteten Auftritts unterrichtet waren. Er erklärte ihnen, daß sein Wille sey, sich in den Besitz der Stadt Antwerpen zu setzen, wozu politische Gründe ihn zwängen; denn es sey endlich Zeit, dem Schattenbilde seiner bisherigen Gewalt in den Niederlanden Realität zu geben. Mehrere in der Gesellschaft, besonders Montpensier, Laval und selbst Biron schienen die Unternehmung nicht zu billigen, und äußerten Zweifel an einem glücklichen Ausgang. Aber der Herzog suchte ihre Besorgnisse durch die Versicherung zu zerstreuen, daß er schon über 4000 Mann in der Stadt habe, und die Besitznahme derselben nicht mehr zweifelhaft sey.

Und in der That waren die eindringenden Franzosen noch bis jetzt auf kein Hinderniß gestoßen, sie hatten nirgends Widerstand gefunden, alle Gefahr schien vorüber; sie hielten sich für Herren der Stadt, und fingen schon an, sich hier und dort der Plünderung zu überlassen, — als plötzlich auf eine höchst unerwartete Art die ganze Scene sich ändert, und Alles eine andere Wendung nimmt. Die Bürger, überrascht und erstaunt über das Getümmel der zurückeilenden franzö-

sischen Krieger, wußten sich Anfangs den Zusammenhang nicht zu erklären, und viele glaubten im ersten Augenblicke, es sey zwischen den Hugenotten und Katholiken im Gefolge des Herzogs ein Streit entstanden, welches nicht selten der Fall war. Wie konnten sie auch an eine solche Treulosigkeit, an eine so strafbare Verletzung heilig beschwor̃ner Pflichten glauben? Aber als sie endlich sahen, daß mehrere Einwohner niedergehauen werden, daß der Tumult immer größer wird, daß man anfängt, die Häuser zu plündern, und Anstalt macht, sich an der Börse zu vergreifen: da stellt sich ihnen auf ein Mahl die Begebenheit in ihrer vollen Wahrheit dar. Sie sehen, daß ihr Eigenthum, ihr Leben und ihr theuerstes Gut, die Freyheit, in Gefahr sind; das Andenken der von den Spaniern zwey Mahl erlittenen Grausamkeiten schwebt ihnen vor, und von reinem Bürgersinn und dem Geiste der Freyheit, wodurch sich Antwerpen vor allen Städten Brabants durch alle Perioden der Revolution ausgezeichnet hatte, beseelt, beschließen sie, den theuern Herd des Vaterlandes auf das Aeußerste zu vertheidigen. Die Lärmtrommel rauscht. Die Sturmglocken tönen. Jedermann fliegt zu den Waffen. Viele saßen eben beym Mittagsmahle; aber sie verlassen es, und schließen sich ihren Brüdern an, mit vereinter Kraft den gemeinschaftlichen Feind zu bekämpfen.

Unter denen, welche sich zuerst den eingedrungenen Franzosen entgegen warfen, befand sich Philipp von Schonhofen, welcher den Herzog aus der Stadt begleitet hatte, aber beym ersten Ausbruch des Getümmels dahin zurückgeeilt war; der Stadtwachmeister Balthasar Wus, Reinier Michaut und Gaspar Härmacher, Sergeant-Major, der an Schonhofens Seite erschossen ward, als er eben beschäftigt war, die Ketten vor den Straßen wieder zu schließen. Das Beyspiel dieser Helden belebt den Eifer der Uebrigen. Sie wiedersetzen sich Anfangs einzeln und ohne Ordnung, so wie sie auf dem Kampf-

plaße erscheinen, dem Feinde. Bald aber rücken ganze Fahnen, von ihren Hauptleuten geführt, in geschlossenen Gliedern daher. Die Nationalvorurtheile der verschiedenen Völkerschaften, welche der Handel in Antwerpen vereinigte, aller Unterschied religiöser und politischer Meinungen, alle Privatverhältnisse, alles einseitige Interesse, — werden vergessen beym Anblicke der gemeinschaftlichen Gefahr, und das Wort Bürger, mit welchem sich hier ein Jeder begrüßt, ist der Talisman, der alle Kräfte vereinigt, und alle Herzen verbindet. Jeder Augenblick vermehrte die Zahl der Vertheidiger, und mit ihnen den Widerstand, und bald wurden die Franzosen in allen Straßen angegriffen und muthig bekämpft. Man drängte sie hier und dort zurück, und entriß ihnen die errungenen Vortheile wieder. Der Muth der Bürger wuchs, als das Glück sie begünstigte. Es gab mehrere unter ihnen, welche statt der Kugeln die silbernen Knöpfe ihrer Wämser oder Geld, welches sie rund käueten, in die Gewehre ladeten und abschossen. Eine Partey machte Fervagues, der mit einer grossen Anzahl Franzosen in der Stadt zurückgeblieben war, vielleicht, wie man vermuthete, um den Prinzen von Oranien aufzuheben, in der Abtey St. Michael zum Gefangenen.

Der Prinz, welcher auf der entgegen gesetzten Seite der Stadt wohnte, wußte Anfangs gar nichts von dem, was vorfiel, und auf die ersten Nachrichten davon, hielt er den ganzen Vorgang für nichts mehr, als einen durch Mißverständnisse entstandenen Auflauf. Als er aber selbst auf dem Kampfplatze erschien, und nicht länger an der bösen Absicht der Franzosen zweifeln konnte, ermunterte er die Bürger zum tapfern Widerstande.

Das Gefecht dauerte fort. Eine Anzahl Bürger besetzte die Schützenhöfe, andere warfen sich in die Häuser, und feuerten aus denselben mit grosser Wirkung auf den

Feind. Bald bemächtigten sie sich des Geschützes wieder. Alles legt Hand an. Selbst Matronen und Jungfrauen spannen sich vor die Feuerschlünde, und helfen sie dahin schleppen, wo die Noth am größten ist. Mitunter sah man neben den ernsthaftesten auch äußerst burleske Scenen. Einen Bäcker trieb der Patriotismus ganz nackend aus seinem Brotgewölbe hervor. Er mischte sich unter die Kämpfenden, schlug mit seinem Schieber einen Reiter vom Rosse, und da er sich verfolgt sah, schwang er sich auf dessen Pferd und sprengte davon.

Die feindliche Reiterey ward in eine entsetzliche Lage verwickelt. Vorn durch die wieder vorgelegten Ketten, zu beyden Seiten von den Häusern, und im Rücken von ihren eigenen Streitgenossen eingeschlossen, ward sie durch die Feuerschlünde, welche unaufhörlich auf sie hereindonnerten, mit Roß und Mann zerschmettert, und fand kein Entrinnen aus diesem offenen Grabe. Kein besseres Schicksal hatte das Fußvolk. Der stolze Siegestraum hatte sich in Muthlosigkeit verwandelt. Ohne Anführer, von aller Hoffnung eines glücklichen Erfolges plötzlich verlassen, versucht es sich nach dem Kildorfer Thore zurück zu ziehen, aber von allen Dächern, aus allen Fenstern flog unter gräßlichem Geschrey und Getümmel ein dichter Hagel von Kugeln, Dachziegeln, Steinen, Klötzen, Bänken, Stühlen und Tischen auf die Häupter der Weichenden herab. Sie geriethen in Verwirrung. Es fehlte an Schießpulver. Jeder dachte nur noch auf Rettung und Flucht. Sie strömen in unordentlichen Haufen nach dem Thore zu, und Viele werden in dem schrecklichen Gedränge erstickt und zertreten. Um das Unglück der flüchtigen Menge zu vollenden, war eben ein Haufe von Schweizern vom Kronenburger Thore, welches er auf Befehl des Herzogs besetzen sollte, aber verschlossen fand, nach dem Kildorfer Thore zurück gekehrt. Als die Schweizer hier plötz-

sich eine Menge von Menschen heraus stürzen sahen, glaubten sie in der Uebereilung, es wären Bürger, und streckten ihnen die Speere entgegen. Dadurch wurden Verwirrung, Gedränge und Niederlage unter den Fliehenden vermehrt. Die Bürger hatten sich zum Theil in die nächsten Häuser am Kildorfer Thore geworfen, und schleuderten von dort aus ihre Kugeln unter die dichte, dem Thore zu drängende Masse der Feinde. Bald häuften sich die Leichname so sehr, daß sie anderthalb Mann hoch im Thore lagen, und den Ausgang versperrten. Todte und Halblebende wälzten sich unter einander in schrecklicher Vermischung. Viele Reiter und Fußgänger, welche keinen Ausweg zur Flucht sahen, warfen sich vom Wall herab ins Wasser, um sich durch Schwimmen zu retten; aber sie ertranken zum Theil oder wurden im Wasser erschossen. Thyane, der Befehlshaber von Alost, kam glücklich durch das Wasser, aber am andern Ufer streckte ihn eine Kugel zu Boden.

Mehrere Niederländer, welche den Herzog aus Ehrerbiethung begleitet hatten, kehrten, wie Philipp von Schonhofen sogleich nach der Stadt zurück, als das Ungewitter losbrach. Graf Justin von Nassau, Oraniens natürlicher Sohn, welcher auch unter den Begleitenden gewesen war, rettete sich mit seinem Gefolge in einen Thurm, und entging dadurch der Gefahr.

Der Herzog, ohne alle Nachrichten aus der Stadt, schwebte lange in Ungewißheit über den Ausgang des Unternehmens. Als er sah, daß das Geschütz von den Wällen nach außen herab die anrückenden Schweizer begrüßte, fing er an zweifelhaft zu werden, und entfernte sich außer dem Kanonenschuß. Doch gab er die Hoffnung nicht auf, und hielt Anfangs selbst die vom Wall Springenden für Bürger, bis er sich endlich überzeugen mußte, daß es seine eigenen

Leute waren; worauf er sich schweigend und voll Unmuths ins Lager begab.

Als in der Stadt kein Franzose mehr Widerstand leistete, wagten es verschiedene Bürger, über die Todten im Thore wegzusteigen, und die äusserste Zugbrücke aufzuziehen, welches ihnen auch gelang, und die Franzosen waren nun ganz von der Stadt abgeschnitten. Jetzt räumte man das Thor von den todten Leichnamen; viele, die noch lebten und krampfhaft den Kopf emporhoben, um Athem zu schöpfen, wurden unter ihren grauenvollen Umgebungen hervorgezogen, und erhielten Pardon. Die Bürger verschönerten ihren erfochtenen rühmlichen Sieg durch Menschlichkeit. Keinem Franzosen, den man noch in der Stadt fand, geschah etwas Leides, und man begnügte sich, sie zu Gefangenen zu machen. Viel sollen Oraniens Vorstellungen zu dieser Mäßigung und Humanität mitgewirkt haben.

Nach verschwundener Gefahr erscholl die ganze Stadt von dem allgemeinen Jubel; denn da war keiner, der nicht an der Freude aller Theil genommen, und seinen Antheil an dem Siege gehabt hätte. Voll Entzücken umarmten die Bürger einander, und mit dankbarem und gerührtem Herzen wünschten sie sich gegenseitig Glück zu der Rettung ihrer Familien, ihres Lebens und Eigenthums und des heiligen Palladiums der Freyheit. Achtzig dieser republikanischen Helden waren in dem schönen Kampfe für das Vaterland gefallen, und noch verschiedne andere starben nachher an den empfangenen Wunden. Von den Franzosen wurden 1500 Todte in der Stadt gefunden, und größten Theils in eine große gemeinschaftliche Grube auf dem Bollwerke verscharrt. Unter den Getödteten befanden sich der Graf von Chateauroux, des Herzogs von Biron Sohn, nebst vielen vom Adel, auch einige Hugenotten, welche nichts von dem Vorhaben des Herzogs gewußt hatten. Ueber 1500 Franzosen, und unter

diesen der Bischof von Coutance, des Herzogs von Anjou Großalmosenier, wurden gefangen, und in der Folge sämmtlich wieder freygelassen. Die Stadt hatte nur geringen Schaden gelitten.

Einen solchen Ausgang nahm diese Begebenheit, welche die Geschichtschreiber mit dem Nahmen der französischen Furie oder Wuth bezeichnen, als Gegenstück zu jener großen Plünderung Antwerpens durch die Spanier (1576), welche sie die spanische Furie nennen. Nicht Mangel an Muth und Tapferkeit auf Seiten der Franzosen, sondern vorzüglich ihre zu große Sorglosigkeit und Sicherheit, und der unerwartete heftige Widerstand, welchen sie fanden, als sie schon im gewissen Besitze der Stadt zu seyn glaubten, veranlaßten das Mißlingen der Unternehmung. Schon den Tag zuvor sollen mehrere Franzosen bey den Juwelieren umhergegangen seyn, und sich ihre Kostbarkeiten haben zeigen lassen, als ob sie davon kaufen wollten, aber eigentlich in der Absicht, sich die Behältnisse derselben zu bemerken, um sie bey der Plünderung desto leichter finden zu können; so wenig zweifelten sie an einem glücklichen Ausgang.

Der gleichzeitige niederländische Geschichtschreiber Meteren, welcher als Kaufmann in Antwerpen ansäßig war, beschließt die Erzählung dieser sonderbaren, seinen Mitbürgern so rühmlichen Begebenheit mit einer Bemerkung, die ich nicht unterlassen kann, in seiner eigenen derben Sprache hier wieder zu geben. Bey diesem Vorfall, ruft er voll vaterländischen Stolzes aus, zeigte sich's, daß ein Volk, in der Freyheit auferzogen und mit den Waffen vertraut, tapfer und hochherzig ist, und daß Niemand wüthender kämpft, als ein Hund auf seinem eigenen Miste.

## VI.

## Unglücklicher Versuch des Herzogs von Anjou zur Erweiterung seiner Macht und dessen Folgen.

## 1583.

Der unruhige und herrschsüchtige Geist des Herzogs von Anjou trug mit Ungeduld die Fesseln, welche ihm die übervorsichtige Freyheitsliebe seiner neuen Unterthanen und der Inhalt des Vertrags von Plessis auflegten. Anstatt seiner stolzen Aussichten, der uneingeschränkte Gebieter eines schönen und mächtigen Landes zu werden, mit welcher er den niederländischen Boden betrat, mußte er jetzt mit Unwillen wahrnehmen, daß ihm kaum ein Schatten von Macht zu Theil geworden, und daß der Herzog von Brabant und Graf von Flandern nicht viel mehr als ein Trabant des Prinzen von Oranien ist, der nur mit erborgtem Schimmer glänzt. Am Hofstaate dieses Letztern sah man weit zahlreichere Versammlungen edler Niederländer, als an dem seinen. Achtung und Zutrauen zogen sich zum Prinzen hin, gegen ihn und seine Franzosen fühlte man nur Argwohn und Widerwillen. Einen überzeugenden Beweis davon gab ihm die unglückliche Begebenheit vom 18. März, wo ihn dasselbe Volk, welches ihm kurz zuvor als Oberherrn gehuldigt hätte, ohne Bedenken seiner Wuth aufgeopfert haben würde, hätte sich

nicht Oranien zum Vermittler aufgeworfen. Aber der, welchem er damahls sein Leben verdankte, war er nicht Herr seines Schicksals und seiner Existenz in diesem Lande?

Zu diesem Verdruße gesellte sich noch ein anderer. Er hatte bisher nur geringe Unterstützung von seinem Bruder, dem Könige, erhalten, der ihm nie hold und stets mit Mißtrauen wider ihn erfüllt gewesen war; dem die herrschende Hofpartey stets anlag, seine Waffen lieber wider die Feinde der wahren Religion, als zur Vertheidigung der niederländischen Ketzer zu gebrauchen, und dem man endlich zu überreden suchte, daß es politischer gehandelt seyn würde, die Niederländer der äußersten Noth Preis zu geben; weil sie sich dann ihm, als ihrem einzigen Retter, unbedingt in die Arme werfen würden. Unter diesen Umständen konnte er auf keinen Beystand von Paris aus rechnen, ohne welchen es ihm unmöglich war, die eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen, wodurch er auch die Achtung der Niederländer, deren Zuneigung er nicht besaß, verlieren mußte.

Seinen Verdruß aufs Höchste zu treiben, erschien gerade jetzt Philipp du Plessis-Mornai bey dem Prinzen von Oranien, als Abgesandter des Königs Heinrich von Navarra. Der Gegenstand seiner Sendung war ein tiefes Geheimniß, desto mehr beunruhigte sie den Herzog, welcher das Schicksal des Erzherzogs Matthias fürchtete, wenn sein Schwager, der Navarrer, den Ehrgeiz haben sollte, über die Niederländer, denen ihn sein Protestantismus empfahl, herrschen zu wollen.

Diese und ähnliche schwermüthige Vorstellungen begleiteten ihn auf seiner Reise von Gent nach Antwerpen, im August 1582. Hier goß er endlich seinen Kummer in den Busen einiger Vertrauten, mit der Aeußerung, er wolle entweder dem Gaukelspiel phantastischer Hoheit ein Ende machen, und sich zum unumschränkten Gebiether in diesem

Lande erheben, oder es auf immer meiden. Unglücklicher Weise waren seine Vertrauten lauter Franzosen, junge unbesonnene Feuerköpfe, Feinde und Verächter der Niederländer, und mißvergnügt, daß der Vertrag von Plessis sie von den wichtigsten Staatsämtern ausschloß. Gelang es ihrem Herrn, sich die unumschränkte Gewalt zu verschaffen, so eröffnete sich auch ihnen eine günstige Aussicht zur Erfüllung ihrer ehrgeizigen Wünsche, welche ihnen außer dem verschlossen blieb. Sie gaben daher seinem Vorhaben ihren vollen Beyfall, und bestärkten ihn in dem Entschluß, sich sogar gewaltsamer Maßregeln zur Ausführung desselben zu bedienen, wobey sie ihm ihren kräftigsten Beystand versprachen. Besonders erklärte sich Wilhelm von Hautemer sehr eifrig für die Sache, und obgleich Andere einige Bedenklichkeiten äußerten, so ward doch in dem geheimen Rathe des Herzogs der Beschluß gefaßt: für's Erste noch ein Mahl den Weg der Güte zu versuchen, um zu dem Besitz der ihm als Herzog von Brabant und Graf von Flandern zustehenden Rechte zu gelangen, und schlüge dieser fehl, sich durch List oder Gewalt einiger der vornehmsten Städte beyder Provinzen zu bemächtigen, um dann den Uebrigen Gesetze vorschreiben zu können.

So sehen wir also eine gefährliche Verschwörung wider die Republik mitten im Schooße derselben sich bilden. Ein treuloser Freund verwandelt sich in einen heimlichen Feind, zu einer Zeit, da der offene Gegner seine Kräfte zu ihrer Vernichtung verdoppelt, und derselbe Fürst, welcher sich öffentlich für ihren Beschützer erklärt hat, bereitet insgeheim ihrer Freyheit den Todesstoß. Zum Glück fehlte es dem Letzteren an allen Eigenschaften, einen kühnen Plan durchzuführen, und sein tollkühnes Beginnen scheiterte an dem Felsen des republikanischen Bürgermuths.

Zu Folge des gefaßten Entschlusses ließ der Herzog den zu Antwerpen versammelten Generalstaaten durch eines ihrer

Mitglieder, dem Herrn von St. Aldegonde, eine Denkschrift übergeben, worin er sich über sein beschränktes Ansehen beklagte, und auf die Erweiterung desselben drang. Die Versammlung war nicht geneigt, sein Verlangen zu erfüllen, und verzögerte, unter dem Vorwande der Wichtigkeit des Gegenstandes, eine entscheidende Erklärung. Die Geduld des Herzogs war am Ende, und da er nicht hoffen durfte, seine Forderung von den Staaten erfüllt zu sehen; so schritt er nunmehr zur Realisirung des zweyten Theils seines Plans.

Dünkirchen, Ostende, Dixmuiden, Menen, Brügge, Dendermonde, Vilvoorden, Alost und Antwerpen waren diejenigen Plätze, welche er zur Besitznahme ausersehen hatte. Antwerpens wollte er sich in eigener Person bemächtigen; die Einnahme der übrigen Orte ward den Befehlshabern der französischen Besatzungen in denselben aufgetragen. Der 16. Januar 1583 ward zur Ausführung des Unternehmens bestimmt.

Dünkirchen ward das erste Opfer der Verschwörung. Ein Streit, welchen sich zufälliger Weise über eine zur See gemachte Beute zwischen den Bürgern und französischen Kriegsleuten erhob, gab die Veranlassung, daß die letzteren zwey in der Stadt liegende Fahnen Niederländer vertrieben, und sich in den Besitz derselben setzten. Auch Dixmuiden, Menen, Winoxbergen, Dendermonde, Alost und Vilvoorden hatten das Schicksal, von den französischen Besatzungen überwältigt zu werden. Aber Ostende und Niewport jagten mit Hülfe der niederländischen Truppen die Franzosen davon. Brügge hatte die französische sehr verstärkte Besatzung bereits in ihrer Gewalt, als der entschlossene Stadtamtmann Gryze mit Hülfe des Raths die Bürger in die Waffen brachte. Zugleich hielt er die vornehmsten französischen Officiere Lavalette und de Piece auf dem Rathhause fest, wo ein Bürgerofficier erklärte, ihnen mit einem Federmesser den Hals abzuschneiden, wenn sich ihre

Truppen nicht auf der Stelle aus der Stadt entfernten. Diese sonderbare Drohung wirkte, und Brügge ward geräumt.

Der mißlungene Erfolg des Angriffs auf Antwerpen ist bereits erzählt. Ausserordentlich war der Eindruck, welchen die Nachricht von dieser unerwarteten Begebenheit überall in den vereinigten Provinzen machte. Die Generalstaaten meldeten das Ereigniß sogleich an die Staaten der einzelnen Landschaften, um auf alle Fälle Maßregeln für ihre Sicherheit zu nehmen; da man nicht wissen konnte, von welchem Umfange die Plane des Herzogs waren. Alles war mit Haß und Abscheu wider ihn und die Franzosen erfüllt. Er hatte das Zutrauen der Nation auf immer verscherzt.

Ueberzeugt von dieser sehr natürlichen Folge seines unbesonnenen, verunglückten Schrittes, befand er sich voll des bittersten Schmerzens über das Fehlschlagen seines Plans im Lager zu Berchem. Von dort aus schrieb er noch an dem Tage des Antwerper Ueberfalls (17. Januar) an den Prinzen von Oranien, die Generalstaaten und den Rath von Antwerpen, und suchte sein Verfahren durch die Geringschätzung zu entschuldigen, welche man ihm öfter und noch vorzüglich an diesem Tage bewiesen, und wodurch er zu einer Aufwallung von Zorn hingerissen worden sey. Doch seine verrätherischen Absichten waren kein Geheimniß, und wurden durch das Bekenntniß seiner Befehlshaber Lavalette, Lespier und Dufougere, die man zu Brügge festgesetzt und abgehört hatte, ausser Zweifel gesetzt. Sie sagten aus: der Vorsatz ihres Herrn sey gewesen, sich der Generalstaaten, des Prinzen von Oranien und der vornehmsten Städte in Flandern und Brabant zu bemächtigen; weil seine Gewalt bisher zu beschränkt gewesen sey, um dem Lande, dessen Fürst er heiße, nützlich werden zu können.

Weder der Prinz noch der Rath von Antwerpen ertheilten ihm eine Antwort; dagegen setzte man die französischen

Gefangenen in Freyheit, um deren Loslassung er angesucht hatte, und sandte ihm seine und seiner Officiere Effecten und Kleinodien heraus. Alle seine an die Stände und verschiedenen Städte erlassenen Zuschriften, ihn mit den dringendsten Bedürfnissen zu versorgen, waren umsonst; und er mußte sich, an allem Mangel leidend, nach Duffel zurück ziehen, wo die Noth so groß war, daß es nicht nur seinem Kriegsvolk selbst an dem Unentbehrlichsten fehlte, sondern auch seine eigene Tafel nur mit Milch, etwas Weitzenbrot und einem Gericht roher Rüben besetzt werden konnte. Er schrieb von hier aus an den Befehlshaber von Brüssel (20. Januar), Olivier von Tempel, beklagte sich über die ihm zu Antwerpen widerfahrene üble Behandlung, und fügte hinzu, als er aus dem Thore geritten, sey sogar eine Meuterey wider ihn ausgebrochen, wodurch, da seine Soldaten hinzugekommen, ein stürmischer und blutiger Auftritt veranlaßt worden sey. Der Vorfall thue ihm herzlich Leid; indeß werde er dennoch der guten Sache geneigt bleiben, und ersuche auch ihn, treu zu seyn, und ihm für gute Bezahlung einige Fahrzeuge mit Proviant zu schicken.

Der verlangte Proviant erfolgte jedoch nicht; und um dem Hunger zu entgehen, blieb dem Herzog nichts weiter übrig, als ein Rückzug über die Dile. Zum Unglück für ihn aber war dieser Fluß gerade zu eben dieser Zeit so angeschwollen, daß keine Brücke darüber geschlagen werden konnte. Das Heer mußte ihn also durchwaten, wobey über tausend Mann ertranken. Der Herzog selbst kam bis an die Schultern in's Wasser, wodurch er sich eine Krankheit zuzog, welche wahrscheinlich in der Folge seinen Tod beschleunigte. Er erreichte endlich unter Sorgen und Kummer, nach tausend ausgestandenen Mühseligkeiten, Vilvoorden, von wo er Anfangs nach Dendermonde und dann nach Dünkirchen ging.

Die Gesandten des Königs von Frankreich, welche bald

nach den eben erzählten Begebenheiten bey der Staatenversammlung eintrafen, suchten das Verfahren des Herzogs dadurch zu entschuldigen, daß sie es eine Uebereilung nannten; aber die Folgen desselben stürzten die Angelegenheiten der vereinigten Provinzen in ein Chaos von Verwirrung. Sie waren das erste Glied in einer langen Kette feindseliger Ereignisse, welche die Republik bestürmten, und die Provinzen der Herrschaft ihrer alten Tyrannen zu unterwerfen droheten, hätte nicht die Utrechter Union, dieser unvergängliche Obelisk auf der Gruft Wilhelms von Oranien, sich wie ein Bollwerk dem Untergange ihrer Freyheit entgegengestemmt, und ihn verhindert.

Die fehlgeschlagene Unternehmung Anjou's veranlaßte zunächst einige sehr heterogene Unterhandlungen. Der Gegenstand der einen war ein Versuch, zwischen dem Herzog und den Niederländern eine Wiederaussöhnung zu bewirken. Der Prinz von Oranien selbst rieth dazu. Bey der dringenden Gefahr, worin sich das Vaterland befände, sagte er, müsse man nicht der Stimme empörter Leidenschaften, sondern allein der kalten Ueberlegung Gehör geben. Der Herzog habe eines schweren Vergehens sich schuldig gemacht; aber es sey auch nicht zu läugnen, daß man keine Aussicht habe, den Staat ohne französische Hülfe wider die feindliche Uebermacht zu vertheidigen; deshalb müsse man jenes weniger strenge rügen, um diese nicht zu verlieren. Auch die Königinn Elisabeth both ihre Vermittlung an. Sie ließ den Herzog durch ihren Abgeordneten, John Sommer, ersuchen (15. März), den Staaten ferner keine Veranlassung zum Verdruß und Argwohn zu geben, damit das Einverständniß wieder hergestellt werde; und dem Prinzen von Oranien und den Staaten rieth sie zur Wiederaussöhnung mit ihm. Die Generalstaaten selbst waren in ihren Meinungen getheilt, der größte Theil ihrer Mitglieder war mit Haß gegen die Franzosen erfüllt, und

noch zu neu die von dieser Nation der Republik zugefügte Beleidigung, als daß sie solche schon jetzt hätten vergessen können.

Zwey verschiedene Unterhandlungen eröffnete der Herzog von Parma, mit dem Herzog von Anjou und mit den vereinigten Niederländern. Dieser thätige Fürst, der kein günstiges Ereigniß unbenutzt verlor, hoffte entweder die vereinigten niederländischen Provinzen, zu einer Zeit, da die Erbitterung wider ihren sogenannten Beschützer den höchsten Grad erreicht hatte, zu einer Aussöhnung mit dem Könige zu bewegen, oder den Herzog zu überreden, daß er die niederländischen Angelegenheiten ganz aufgäbe. In dem huldreichsten und herablassendsten Schreiben forderte er die Provinzen des Utrechter Bundes zur Wiedervereinigung mit ihren zurückgekehrten Brüdern unter dem gemeinschaftlichen Zepter ihres rechtmäßigen Beherrschers auf. Zugleich erließen der Marquis von Risburg und der Graf von Lalaing an die Generalstaaten ähnliche schriftliche Aufforderungen, und ermahnten sie zur Unterwerfung, um dadurch Ruhe und Eintracht in ihrem gemeinschaftlichen Vaterlande wieder herzustellen, da eine theuer erkaufte Erfahrung sie gelehrt habe, wie wenig diejenigen ihr Zutrauen verdienten, die sich oft als ihre Freunde und Beschützer angekündigt hätten.

Dem Herzog von Anjou ließ der spanische Feldherr durch den Hauptmann Hernandez de Castro den Antrag machen, die Niederlande ihrem Schicksale zu überlassen, und nach Frankreich zurück zu gehen; wogegen er ihm eine Summe Geldes zur Bezahlung seiner Truppen auszahlen wollte. Der Herzog schlug vor, den Spaniern die von seinen Völkern besetzten flandrischen Städte gegen Landreci, Lequesnoi und einige andere Plätze an den Grenzen der Picardie abzutreten. Aber diesen Vorschlag verwarf der Herzog von Parma.

Nach mehrmonatlichen Unterhandlungen kam nicht eine

von allen diesen verschiedenen Projecten zu Stande, und der französische Prinz, von der unüberwindlichen Abneigung der Niederländer gegen seine Person nur zu sehr überzeugt, und über dem an Leib und Seele krank, versah Dünkirchen mit einer Besatzung von 500 Mann unter dem Herrn von Chamois, schiffte sich mit seinem Gefolge nach Calais ein (1583, 28. Junius), und verließ die Niederlaude, wo er eine so kurze und zweydeutige Rolle gespielt hatte, um sie nie wieder zu sehen. Ein niederländischer Geschichtschreiber *) erzählt: bey der großen Gefahr, worin sich der von innern und äußern Feinden bestürmte Staat nach der Abreise des Herzogs von Anjou befunden, habe man dem Prinzen von Oranien die Herzogswürde über Brabant angebothen. Aber dieser weise und vorsichtige Fürst, der sich zu keinem übereilten Schritt verleiten ließ, habe den Antrag abgelehnt und erklärt: seine Macht sey zu unbedeutend, um die Republik wider ihre mächtigen Feinde schützen zu können, und er wolle auch dem Könige von Spanien keine gerechte Veranlassung geben, ihm den Vorwurf zu machen, daß er ihn nur darum eines schönen Landes beraubt habe, um es für sich zu nehmen. Dagegen both er seinen ganzen Einfluß zu einer Wiederaussöhnung mit dem Herzog von Anjou auf, und es gelang ihm wirklich, die Staaten, welche über den Verlust der flandrischen Städte, die sich noch in der Gewalt der Franzosen befanden, in Verlegenheit waren, dazu geneigter zu machen.

Der spanische Feldherr hatte indeß, nicht zufrieden mit dem Versuche, durch Unterhandlungen aus den zwischen den Franzosen und Niederländern entstandenen Mißverständnissen Vortheile zu ziehen, dieses für ihn so günstige Ereigniß auch

*) Oorsprong, Begin en Vervolg der Nederlandse Oorlogen door Bor B. 19. Bl. 4.

mit den Waffen in der Hand benutzt. Schon im Februar (1583) ließ er Eindhofen durch den Grafen Mannsfeld belagern, der es durch Hunger zur Uebergabe zwang; und während der Marschall Biron seine Zeit mit der Belagerung des festen Schlosses Wouw, unweit Bergen op Zoom, verlor, setzte Mannsfeld seine Eroberungen fort, und bemächtigte sich nach und nach der Städte Thournhout, Hoogstraten und Diest. Der letztere Ort war in siebzehn Jahren sechs Mahl erobert worden. Jetzt ergab er sich fast ohne allen Widerstand; wofür in der Folge der Befehlshaber mit Gefängniß bestraft, und die Besatzung cassirt ward.

Des Herzogs Absicht war nach Flandern und vorzüglich auf Dünkirchen gerichtet. Ehe er aber seinen Zug dahin mit Sicherheit antreten konnte, mußte zuvor der Marschall Biron vertrieben werden, welcher nach der Einnahme von Wouw ein Lager bey Rosendal bezogen hatte, zum größten Nachtheil des armen, unter dem unerträglichen Druck seiner schlimmen Gäste schmachtenden Landmanns. Des Marschalls Heer zählte zwar 10,000 Streiter; aber es war aus Franzosen, Schweizern, Engländern, Schotten, Deutschen und Niederländern zusammengesetzt, die sich gegenseitig haßten und anfeindeten. Parma, von dem Zustande des Feindes unterrichtet, theilte seine Macht, sandte ein Corps davon ab, um Dünkirchen zu berennen, und brach an der Spitze des Ueberrestes gegen den Marschall auf.

Auf die Nachricht von der Herannäherung der Spanier hob Biron das Lager bey Rosendal auf, und zog sich gegen Bergen op Zoom hinab; seine Fläminger und Schotten aber stellte er weiter rückwärts, in einem vortheilhaften Posten in den Dünen bey dem Städtchen Steenbergen am Meergestade auf. Des Herzogs' Heer bestand aus 5000 Mann Reiterey und Fußvolk. Mit überraschender Schnelligkeit stand es vor Steenbergen (1583, 17. Junius), und sogleich griffen Sancho

de Leyva und Carlos Meneses die Vorposten der Schotten an, und warfen sie zurück. Jetzt machte der Herzog selbst mit den Regimentern Paz und Mannsfeld, mit Mexia's Speerreitern und den Schützen unter Carl Luna einen Angriff auf das ständisch-französische Corps in den Dünen. Es vertheidigte sich mit rühmlicher Tapferkeit, ward aber endlich zum Weichen gebracht, und an das Meerufer zurückgedrängt. In diesem kritischen Augenblick kam plötzlich der Marschall Biron an der Spitze der französischen Reiterey auf dem Schlachtfelde an. Diese unerwartete Erscheinung brachte Anfangs die Spanier in Verwirrung; aber des Herzogs Geistesgegenwart stellte die Ordnung unter ihnen bald wieder her. Das Treffen begann mit erneuerter Heftigkeit. Beyde Theile bothen alle ihre Kräfte auf. Biron stürzte vom Pferde, und brach das Bein, und er wäre in diesem hülflosen Zustande den Feinden in die Hände gefallen, hätte ihn nicht der niederländische Hauptmann Barchon gerettet. Die Nacht endete das Gefecht. Die Ständischen zogen sich unter die Mauern von Steenbergen, und die Königlichen nach Herenthals zurück. Beyde Theile hatten in diesem unentscheidenden Treffen fast gleichen Verlust erlitten. Die Ständischen vertheilten sich nach demselben in die festen Plätze, um sich bloß auf die Defensive einzuschränken.

Am 30. Junius rückten die königlichen Befehlshaber Montigny und Lamotte mit 3000 Mann vor Dünkirchen, welches der Herzog von Anjou erst zwey Tage zuvor verlassen hatte. Dieser durch Handel und Fischerey damahls sehr wohlhabende Ort liegt am Gestade der Nordsee, sechs Meilen von Calais und drey von Grevelingen entfernt. Er besitzt einen Hafen, dessen sich jedoch größere Fahrzeuge nur selten bedienen können, und zur Zeit der Ebbe ist er oft ganz trocken. Die königlichen Truppen erschienen so unerwartet vor der Stadt, und berennten sie so schnell, daß vielen der

eben abwesenden Einwohner die Rückkehr dahin versperrt ward. Sie besetzten sogleich den Hafen, und verschlossen ihn durch vorgezogene Ketten und Mastbäume und einige aufgeworfene Schanzen. Indeß war auch der Herzog von Parma über die Schelde gegangen, und langte vor Dünkirchen an, um die Belagerung mit Nachdruck zu eröffnen. Aber der französische Befehlshaber Chamois, der weder auf einen Entsatz noch auf den Beystand der Bürgerschaft, die ihn haßte, rechnen durfte, wartete keinen ernstlichen Angriff ab, sondern übergab die Stadt (1583, 16. Julius) gegen einen freyen Abzug der Besatzung.

Acht Tage nach dem Falle Dünkirchens ging auch Niewport an die Spanier über, und bald darauf ergab sich ihnen auch Veurne, ehe noch ein Feind davor erschienen war. Biron wollte Dünkirchen und Niewport mit seinen Schweizern und Franzosen entsetzen, und alle Anstalten zu seinem Marsch nach Seeflandern waren schon getroffen; aber der Haß und das Mißtrauen der Genter gegen Alles, was Französisch hieß, bereiteten ihm so viele Hindernisse, daß die Ausführung unterblieb.

Ostende hätte wahrscheinlich gleiches Schicksal mit dem nachbarlichen Dünkirchen gehabt, wäre nicht noch zur rechten Zeit die Besatzung ansehnlich verstärkt worden; welches den spanischen Feldherrn veranlaßte (Julius), die schon angefangene Belagerung aufzuheben. Dagegen ergab sich ihm Dixmuiden ohne Widerstand, und Winoxbergen verkaufte ihm der französische Befehlshaber Villeneuve, ein Hugenott. Ypern, wo der tapfere Marquette Befehlshaber war, und eine streitbare Bürgerschaft an der Seite der Besatzung focht (September), leistete muthigen Widerstand; aber Steenbergen, Sas van Gent und Hulst gingen ohne Vertheidigung über. Alost in Brabant ward den Spaniern von der englischen Besatzung aus Noth und Rache (October), weil ihr die Genter

den Sold vorenthielten, verkauft. Troß dieser grossen Verluste war doch der Argwohn der Niederländer gegen die Franzosen so groß, daß Biron, der ihnen noch manchen guten Dienst hätte leisten können, gegen Ende Augusts das Land räumen mußte, wider die Meinung des Prinzen von Oranien, der ihn gern zurückbehalten hätte. Er schiffte sich mit dem Ueberreste seiner Truppen ein, und kehrte nach Frankreich zurück. Hohenlohe aber versah Ter-Neuze mit einer starken Besatzung, um die Freyheit der Schelde zu sichern; weil der Herzog von Parma, verstärkt durch einige erst angelangte Fahnen Italiener, Antwerpen zu bedrohen schien.

Während die Spanier jene wichtigen Eroberungen in Flandern machten, begünstigte auch im Norden das Glück ihre Waffen. Tassis, der Eroberer Steenwiks, that von dort aus einen Einfall in das Velau, erfüllte dieses Ländchen mit Raub und Brand, und bemächtigte sich endlich der Stadt Zütphen (September) durch einen Ueberfall. Aber Otterdum an der Ems vertheidigte sich mit Muth und Glück gegen die königlichen Truppen, die es vergebens belagerten.

Auch Ypern in Flandern widerstand den Spaniern bis zum April des folgenden Jahres. Endlich da es den äußersten Mangel erduldet, und jede Aussicht auf Entsatz verloren hatte, ergab es sich (1584, 12. April) mit Capitulation; wodurch der Besatzung, außer dem Befehlshaber, welcher Kriegsgefangener blieb, freyer Abzug zugestanden ward. Der neue Bischof weihete die durch den protestantischen Cultus entheiligten Tempel auf's Neue, und trieb seinen Eifer so weit, daß er sogar die Leichnahme der Prädicanten und anderer seit einigen Jahren verstorbenen Reformirten wieder ausgraben, und neben dem Hochgerichte verscharren ließ.

Nicht weniger, als das Mißverständniß zwischen den Franzosen und Niederländern, begünstigten die häufigen Verrätherereyen, Zwiste und Unruhen, welche sich in diesem un-

glücklichen Zeitraume fast überall in den vereinigten Provinzen hervorthaten, die Nation zerrissen, und ihre Kräfte lähmten, die Angelegenheiten des Herzogs von Parma und der royalistischen Partey. Im Norden der Niederlande trat ein Mensch auf, der sich für einen natürlichen Sohn Kaiser Carls V. ausgab. Er war eigentlich eines Kupferstechers Sohn aus dem Haag, hieß Cornelius de Hoge, und schien mehr in die Kategorie der Schwärmer als der boshaften Betrieger zu gehören; weil er sich wirklich für einen Verwandten des verstorbenen Kaisers hielt. Seine Erscheinung machte indeß Aufsehen. Er verschaffte sich mit Hülfe des empfangenen spanischen Goldes einen kleinen Anhang, und versuchte sogar, sich einiger Städte in Holland zu bemächtigen. Aber seine Rolle war bald ausgespielt. Er ward gefangen, und im Haag als ein Staatsverbrecher enthauptet und geviertheilt (1583, 23. März).

Von wichtigeren Folgen, als der kurze und tragische Roman dieses Ephemeron's, war der Abfall zweyer durch Geburt und Stand gleich angesehener Männer von der republikanischen Partey. Der erste war Wilhelm Graf von Bergen, des Prinzen von Oranien Schwestermann. Im Jahre 1581, als Graf Johann von Nassau, Oraniens ältester Bruder, die Statthalterschaft über Geldern niederlegte, ward er dessen Nachfolger in dieser Würde. Bald darauf trat er in eine geheime Verbindung mit dem Herzog von Parma, und versprach ihm Geldern zu überliefern. Aber die Staaten der Provinz entdeckten die Verschwörung, und sandten ihn als Gefangenen nach Holland, wo ihn ein hartes Loos getroffen haben würde, hätte man ihn nicht aus Achtung für seinen Schwager, den Prinzen von Oranien, mit Schonung behandelt. Er erhielt, auf das eidliche Versprechen einer unverletzlichen Treue gegen die Staaten, seine Freyheit, und die Erlaubniß, seinen Aufenthalt in Emmerich

zu nehmen. Aber der Verräther vergaß seines Schwurs, und trat nicht nur selbst zur royalistischen Parten über, sondern verleitete auch seine Söhne, drey edle kriegerische Jünglinge, zu diesem Schritte. Er entging der gerechten Strafe, aber nicht der Verachtung aller Edlen im Volke. Adolph Graf von Newenaar und Mörs ward von den Staaten zum Statthalter über Geldern ernannt.

Das zweyte große Beyspiel der Abtrünnigkeit und Untreue gab Carl Philipp von Croy, Herzog von Arschot und Fürst von Chimai, Statthalter von Flandern. Dieser unbeständige, leichtsinnige und boshafte Mensch hielt Anfangs die Partey der Staaten, und söhnte sich in der Folge (1580), nach dem Beyspiel seines Vaters, mit dem Könige aus. Nach des Herzogs von Anjou Ankunft in den Niederlanden ging er auf's Neue zu den Staaten über, nahm die reformirte Religion an, und erhielt die Statthalterschaft von Flandern. Nach dem Ausbruch des Zwistes zwischen den Franzosen und Niederländern ließ er sich mit der royalistischen Partey zu Gent in Verbindung ein, und intriguirte zum Vortheil der Spanier. Endlich, da man eben seine Verrätherey entdeckt, den Prinzen von Oranien davon benachrichtiget, und schon Anstalten zu seiner Verhaftung getroffen hatte, übergab er die Stadt und Herrschaft Brügge dem Herzog von Parma (1584, März), und kehrte abermahls unter das Zepter des Königs zurück.

Fast hätte Gent das Schicksal Brügge's getheilt. Dort spielte noch immer der berüchtigte Demagoge Imbize die Hauptrolle; aber er hatte sein politisches System geändert, begünstigte jetzt die katholisch-spanische Partey in der Stadt eben so sehr, als er sie ehemahls verfolgte, und arbeitete daran, Gent dem Könige zu unterwerfen. Seine Ränke offenbarten sich, als eine Anzahl spanischer Truppen (1584, Januar) zwischen Gent und Termonde erschien, und durch einige

Schanzen die Schelde und die Zufuhr nach Gent sperrten. Jetzt drangen die Spanischgesinnten auf eine Unterhandlung mit dem Herzoge von Parma, und wußten es auch dahin zu bringen, daß die Stadt einen dreywöchentlichen Stillstand (März) mit ihm abschloß. Glücklicher Weise gewann die republikanische Partey wieder die Oberhand; man vereinigte sich, bey der Utrechter Union fest zu halten, und die Stadt nahm zu ihrer Sicherheit eine niederländische Besatzung ein.

Zu eben der Zeit herrschten auch in Friesland, wo Graf Wilhelm Ludwig von Nassau seines Oheims Verweser in der Statthalterschaft war, und in Utrecht, Unruhen und Zwist; dort zwischen den Städten und dem platten Lande über die gegenseitigen Gerechtsamen, und hier zwischen den Ständen, dem Rathe, der Ritterschaft und der Bürgermiliz, über die Vertheilung und Erhebung der Abgaben. So loderte die Fackel bürgerlicher Zwietracht in allen Theilen der Niederlande, und die Nation zerrieb ihre Kräfte in dieser unglücklichen Fehde, während ihr unversöhnlicher Feind dem wankenden Gebäude des Staats einen tödtlichen Stoß nach dem andern gab. Die Generalstaaten, unter sich selbst ohne Eintracht und Gemeinsinn, wußten nicht, wie sie den Stürmen im Innern und von außen zugleich begegnen, und durch welche Mittel sie das Ungewitter beschwören sollten, welches unaufhaltsam über sie hereinbrach. Deßhalb ward kein kraftvoller Entschluß gefaßt, und nichts Entscheidendes von ihrer Seite unternommen; und eine langwierige Belagerung einer unbedeutenden Schanze bey Zütphen beschäftigte die ganze Thätigkeit ihrer Kriegsmacht, während ein großer Theil von Flandern und Brabant vom Feinde erobert ward.

Eine schwache Aussicht gewährten in dieser Noth die wiederangeknüpften Unterhandlungen mit dem Herzoge von Anjou, und schon sah man einer Aussöhnung und der Rückkehr der ehemahligen Verhältnisse mit ihm entgegen, als

plötzlich der Tod dazwischen trat, und den Faden des Versöhnungsgeschäfts auf immer zerriß.

Der Herzog hatte nach seiner Rückkehr aus den Niederlanden das Schloß zu Chateau-Tierry, einer kleinen Stadt in Champagne an der Marne bezogen, um dort in der Einsamkeit und unter freundlichen Umgebungen einer reizenden Natur ein Heilmittel für seinen Gram und seine körperlichen Leiden zu finden. Seine Hoffnung täuschte ihn, und er starb (1584, 10. Jun.) wenige Monathe darauf an einer ähnlichen Krankheit, wie sein Bruder König Carl IX. Viele hielten diese sonderbare Krankheit, einen Blutschweiß, für die Folge einer Vergiftung, deren sie die Spanier beschuldigten. Andere suchten die Veranlassung dazu in den frühen Ausschweifungen einer durchschwelgten Jugend. Noch auf seinem Todbette soll er bittere Reue über das Unternehmen gegen Antwerpen geäußert haben. Er starb im blühenden Alter von acht und zwanzig Jahren, gehaßt und verachtet von dem größten Theile der niederländischen Nation, und auch von seinen Landsleuten nicht geliebt, und oft in Schmähschriften von ihnen verspottet.

Anjou bezahlte die Schuld der Natur; über Oraniens Haupte schwebte des Meuchelmordes gezückter Dolch. Zu Antwerpen ward ein Spanier, Nahmens Dordogno, eingezogen, und geviertheilt, der sich für einen Croaten ausgab, und bekannte, daß er aus Spanien gekommen sey, den Prinzen zu ermorden. Bald darauf verhaftete man zu Vliessingen den Kaufmann Hans Hansson, der von einem glühenden Hasse wider den Prinzen entbrannt, beschlossen hatte, ihn entweder durch Schießpulver, unter seinem Tafelzimmer angelegt, oder auf irgend eine andere Art, und allenfalls mit eigenen Händen, zu tödten. Er bekannte, seines strafbaren Vorhabens wegen mit dem spanischen Hofe in Unterhandlung gestanden zu haben, und empfing den verdienten Lohn auf

dem Blutgerüste. Diesen Verruchten glich nicht der französische Hauptmann Legoth. Er war in spanische Kriegsgefangenschaft gerathen, und hier machte ihm der Marquis von Roubaix den Antrag, den Prinzen von Oranien in einer Aalsuppe, seinem Lieblingsgerichte, zu vergiften. Der Herzog von Parma stimmte dem Antrage bey, und befahl, Legoth unter dieser Bedingung ohne Lösegeld frey zu lassen. Aber der edle Mann war der ihm zugemutheten Schandthat nicht fähig. Er entdeckte den Antrag, nach seiner Freylassung, seinen Cameraden, blieb seiner Pflicht getreu, und starb als ein braver Soldat zu Antwerpen an einer in der Vertheidigung des Forts Lillo empfangenen Wunde.

Die wiederhohlten meuchelmörderischen Anschläge auf sein Leben waren nicht die einzigen Widerwärtigkeiten des Prinzen von Oranien in dieser verhängnißvollen Zeit. Er verachtete die Rache eines erbitterten unedelmüthigen Feindes; aber wie schmerzlich mußte sein Herz eine Kränkung verwunden, die ihm von denen widerfuhr, auf deren Dankbarkeit er sich die gerechtesten Ansprüche erworben hatte. Der Haß, welchen man zu Antwerpen auf die Franzosen geworfen hatte, machte auch seine großen Verdienste um die Stadt vergessen. Er hatte sich, nach dem Tode seiner verstorbenen Gattinn, mit Luise Coligny, der Tochter des unglücklichen Admirals Coligny, der nebst ihrem ersten Gatten Teligny ein Opfer der Pariser Bartholomäusnacht geworden war, vermählt (1583, April). Diese Heirath fand nicht den Beyfall der Niederländer; denn sie nahmen sie für einen neuen Beweis seiner großen Vorliebe für die französische Nation, und es gab Manche unter ihnen, die ihn beschuldigten, er habe diese verhaßten Ausländer in den Schooß des Vaterlandes gerufen, um den Raub mit ihnen zu theilen. Laut sprach sich dieser Argwohn bey einem Vorfall aus, der sich um diese Zeit zu Antwerpen ereignete.

Der Stadtrath hatte beschlossen, den Platz vor dem Schlosse, worin der Prinz seine Wohnung hatte, in Baustellen zu verwandeln, und ließ ihn deßhalb aufräumen. Plötzlich verbreitet sich ein Gerücht, die Franzosen, von dem Prinzen heimlich in die Stadt gelassen, wollten sich vor dem Schlosse verschanzen! Sogleich greift der leichtgläubige und unbändige Pöbel zu den Waffen, durchsucht die ganze Stadt, rottet sich vor dem Schlosse zusammen, ruft den Prinzen heraus, und nennt ihn einen Verräther. Als der Ungrund des Verdachts erwiesen war, hörte zwar der Aufstand auf, aber der Rath wagte nicht, die dem Prinzen zugefügte Beleidigung zu ahnden. So handelte das nähmliche Volk, welches noch kurz zuvor bey seiner Verwundung durch Jauregui so viel Theilnahme und Anhänglichkeit für ihn geäußert hatte. Ein auffallender Beweis von der Unbeständigkeit der Gunst des großen Haufens. Der gekränkte Fürst verließ die undankbare Stadt, die er mehr als ein Mahl mit eigener Lebensgefahr aus der dringendsten Noth gerettet hatte, und ging mit seinem ganzen Gefolge nach Middelburg in Seeland, um dort der Versammlung der Generalstaaten beyzuwohnen.

Weit entfernt, der Nation, welche er liebte, und die seines Beystandes jetzt mehr als je bedurfte, die von einem kleinen Theile derselben erlittene Beleidigung entgelten zu lassen, fuhr er fort, für das Wohl derselben seine Kräfte aufzuwenden. Sein erstes Geschäft zu Middelburg war, eine neue Organisation des Seewesens der vereinigten Provinzen zu veranstalten. Der Herzog von Parma hatte nach seinen Eroberungen in Seeflandern, Dünkirchen, Niewport und Grevelingen zu Freyhafen, für alle handelnden Nationen ohne Unterschied, erklärt, mit einer Liberalität der Grundsätze, welche unsern heutigen Zeiten ganz fremd ist. Sie sollten sogar den Holländern und Friesen offen stehen, wenn diese den Unterthanen des Königs auch nach ihren Häfen den

Handel verstatteten. Die Folge dieser klugen Maßregel war eine Meuterey unter dem niederländischen Kriegsvolk, welches unter Treslong in Seeland lag, und wegen rückständiger Soldforderungen schon seit längerer Zeit gedroht hatte, zu den Spaniern über zu gehen, wenn Dünkirchen in ihren Händen seyn würde. Diese Empörung ließ um so nachtheiligere Folgen fürchten, da der Herzog von Parma sich eben mit Errichtung einer Marine beschäftigte, und schon einige flämische Kaper in See gesandt hatte, welche ein Paar niederländische vor der Maas wegnahmen. Der Prinz, als Generaladmiral, traf mit Hülfe der Staaten von Holland und Seeland die kräftigsten Maßregeln zur Beruhigung der Seeleute, und zu einer besseren Einrichtung des Seewesens, und es wurden auch einige Jachten ausgerüstet, welche den Kapereyen der Flanderer ein Ende machten.

Oraniens letztes Geschäft war die Beendigung der schon seit mehrern Jahren mit Holland, Seeland und Utrecht gepflogenen Unterhandlungen, wegen Uebertragung der Souveränität über diese Provinzen an ihn. In Holland war, wie bereits oben erzählt ist, diese Angelegenheit fast schon zur Vollendung gediehen, und man war einverstanden, daß er den Titel Graf und Herr von Holland führen, und ihm als solchen gehuldigt werden solle. Aber Seeland und Utrecht bewiesen sich nicht geneigt, seine Wünsche zu erfüllen; ja selbst in Holland fanden sich noch mancherley Bedenklichkeiten, und als der Prinz auf der Staatenversammlung zu Middelburg auf Beendigung der Sache drang, konnte man sich zu keinem Schluß darüber vereinigen. Zwar ward ihm auf dieser Versammlung von den Deputirten der Provinz Holland die schon im Jahre 1582 ausgefertigte Urkunde, worin ihm die Herrschaft über die drey Provinzen übertragen ward, feyerlich überreicht; (1583, 7. Decemb.) aber Amsterdam und Gouda erklärten: sie würden nicht eher in die

Huldigung willigen, bis Seeland und Utrecht sich ebenfalls dazu verständen.

Nicht so wohl ein geringerer Grad von Anhänglichkeit an die Person des Prinzen, als in den übrigen holländischen Städten, war die Veranlassung zu jener Weigerung Amsterdam's, sondern größten Theils mercantilische Rücksichten, welche unter einem Handel treibenden Volke gewöhnlich die Hauptmotive bey seinen politischen und bürgerlichen Angelegenheiten abgeben. Man fürchtete nähmlich den Verlust des Handels nach Spanien, welcher bis jetzt noch geduldet ward, wenn man den Abfall von diesem Reiche, durch die Huldigung des Prinzen als Grafen von Holland, vollendete. Geschah dieses von Seiten der Holländer, ohne daß Seeland denselben Schritt that, so mußte man mit Recht befürchten, daß Spanien den ersteren seinen Handel verbiethen, und ihn den letzteren verstatten werde; und ehe sie sich dem aussetzten, machten sie sich lieber einer Undankbarkeit an dem Prinzen schuldig.

Die Hauptpuncte der schon erwähnten Urkunde, wodurch dem Letztern die Souveränität über Holland übertragen ward, sind folgende: der Prinz von Oranien wird die in dem Document genannten Landschaften als eine freye Grafschaft besitzen, und dagegen die Utrechter Union bestätigen, Gesetze, Freyheiten, Vorrechte und die reformirte Religion beschützen; die Staaten wenigstens ein Mahl jährlich versammeln, und ihnen die Vertheilung der Steuern überlassen; einen Rath von zwölf Personen, dem er aber zwey Mitglieder, einen Deutschen und einen Franzosen, beyfügen kann, sich zur Seite setzen lassen; ohne Einwilligung der Staaten weder Krieg anfangen, noch Frieden schließen oder Bündnisse eingehen. Den Staaten bleibt die Freyheit, nach seinem Tode einen seiner Söhne zu seinem Nachfolger zu wählen. Der Prinz beschwört diese Bedingungen, worauf ihm die Staaten die Huldigung leisten; ihre Verpflichtungen gegen ihn

aber hören auf in dem Augenblicke, da er jene Bedingungen verletzt.

Der Inhalt dieses in mehrerer Rücksicht so merkwürdigen Documents ist ein Denkmahl sowohl der eifersüchtigen Liebe der Holländer zu ihrer Freyheit, als der Mäßigung des Prinzen, welcher dadurch in der That nichts mehr, als der erste Regierungsbeamte eines freyen Staates ward. Nichts fehlte jetzt mehr zur Beendigung des Geschäfts, als die Huldigung. Welche Schwierigkeiten sich dawider erhoben, ist schon vorhin bemerkt worden; aber es ist zu glauben, daß auch diese durch das Genie des Prinzen und die Bemühungen seiner Anhänger endlich aus dem Wege geräumt worden wären, hätte nicht ein plötzliches, höchst tragisches Ereigniß dem ganzen Geschäfte auf immer ein Ende gemacht, ein Ereigniß, wodurch die Verwirrung in den vereinigten Provinzen den höchsten Grad erreichte, und die Fortdauer der Republik problematischer als jemahls ward.

## II.

## Tod Wilhelms des Schweigenden *), Prinzen von Oranien.

## 1584.

Vor so mancher drohenden Gefahr hatte Oranien sein rettender Schutzgeist glücklich vorübergeführt. So oft war er dem Tode im Schlachtfelde, so oft den heimlichen Dolchen des Meuchelmordes entgangen. Dennoch sollte er das unsterbliche Werk seines großen und kühnen Geistes nicht zur Vollendung hinausführen. Früher als das Gesetz der Natur es forderte, schlug die Stunde seines Verhängnisses, und es gelang einem elenden Schwärmer, ein so theures Leben noch in der vollen Kraft des männlichen Alters zu zerstören.

Im April des Jahres 1584 erschien zu Delft, wo damahls die Staaten der Provinz Holland ihre Sitzungen hielten, und auch der Prinz von Oranien zur Betreibung der Huldigungsangelegenheit sich befand, ein unbekannter junger Mann von sechs bis sieben und zwanzig Jahren, der sich für einen Burgunder ausgab. Er nannte sich Franz Guion, und sagte aus: Er sey von Besançon gebürtig, und sein Vater Peter Guion wegen eifriger Verbreitung des Protestantismus,

*) Le Taciturne, Beynahme von seiner außerordentlichen Verschwiegenheit.

von den Katholiken ermordet worden. Eine kleine unansehnliche Figur und eine widrige tückische Physiognomie machten sein Aeusseres keineswegs empfehlend. Aber er spielte den andächtigen und strengen Calvinisten, besuchte fleissig die Kirchen, und selten sah man ihn ohne die Bibel, das neue Testament oder ein Psalmbuch in der Hand. Dieser Nimbus von Religiosität, den er um sich her zu verbreiten wußte, blendete die Leichtgläubigen in einem Zeitalter, zu dessen Charakter fanatischer Glaubenseifer und die finsterste Bigotterie gehörten, und erwarb ihm, was er suchte, Zutritt bey den Hofleuten des Prinzen von Oranien, und endlich bey diesem Fürsten selbst.

Als er dem letzteren vorgestellt ward, erzählte der angebliche Guion: Er habe sich einige Zeit zu Luxemburg bey seinem Verwandten Depré, Geheimschreiber des Grafen Peter Ernst von Mannsfeld, als dessen Gehülfe aufgehalten; da er aber den Jesuiten als ein heimlicher Calvinist verdächtig geworden, sey er gezwungen gewesen, zu entfliehen, wobey er einige Abdrücke von den Siegeln des Grafen Mannsfeld, die er oft in Händen gehabt, mit sich genommen habe.

Diese both er jetzt dem Prinzen an, welcher Anfangs nicht wußte, welchen Gebrauch er von dem angebothenen Geschenk machen solle. Endlich erinnerte er sich, daß vielleicht der Marschall von Biron, welcher zum Befehlshaber über Cambrai bestimmt, sich der Siegel bedienen könne, um mit Hülfe derselben von dort aus Bothen nach Brüssel durchzubringen. Er trug daher dem sogenannten Guion auf, sie dem Marschall zu überbringen und einzuhändigen.

Guion, zufrieden, seinen Zweck, mit dem Prinzen in eine Art von Verbindung zu kommen, erreicht zu haben, war bereit zur Vollziehung des erhaltenen Auftrags, und reiste im Gefolge des Abgeordneten Schoneval, den die Generalstaaten zur Fortsetzung der Unterhandlungen an den damahls noch lebenden Herzog von Anjou sandten, nach Frankreich ab.

Nach einer kurzen Abwesenheit kam er schon wieder nach Holland zurück, um die Nachricht von dem zu Chateau-Thierry erfolgten Tode des Herzogs von Anjou zu überbringen.

Es war im Julius, als er von seiner Reise wieder zu Delft eintraf. Der Prinz, welcher eben an einer kleinen Unpäßlichkeit litt, ließ ihn vor sein Bette rufen, und sich von ihm einige nähere Umstände von dem Tode des Herzogs mittheilen. Darauf deutete er ihm an, sich aus Delft zu entfernen, entweder, weil er einen Verdacht auf ihn geworfen, oder wenigstens einen Widerwillen gegen ihn gefaßt. Leider war er in die traurige Nothwendigkeit versetzt, oft Menschen um sich dulden zu müssen, die sich als Nichtswürdige documentirten, um sich ihrer gegen die Ränke seiner Feinde zu bedienen. Guion zeigte anstatt der Antwort, auf seine abgetragenen Schuhe und Strümpfe, als redende Beweise seiner großen Armuth; worauf ihm der Prinz durch seinen Geheimschreiber neun bis zehn Thaler auszahlen ließ (9. Jul.).

Am folgenden Tage, als der Prinz sich eben zur Mittagstafel begab, erschien der Burgunder abermahls vor ihm, und erbath sich einen Reisepaß. Er zeigte sich dabey so bestürzt, und die convulsivische Bewegung seiner Seele sprach sich so fürchterlich in der bebenden Stimme und den verwilderten Mienen und rollenden Augen aus, daß er der anwesenden Prinzessinn von Oranien auffiel. „Wer war dieser Mensch mit dem gräßlichen Gesicht?“ fragte sie ihrem Gemahl bestürzt, als jener abgetreten war. „Er verlangt einen Paß, der eben ausgefertigt wird!“ — erwiederte der Prinz gleichgültig, setzte sich ruhig zur Tafel nieder, und verloren für ihn war auch dieser, der letzte Wink seines warnenden Genius. Wie oft stößt der Geschichtsforscher auf die sonderbarsten Widersprüche in dem Charakter der Menschen, deren Begebenheiten ihn beschäftigen. Derselbe Mann, welcher in jedem andern Falle fast bis zur Uebertreibung vor-

sichtig und mißtrauisch war, verstattete ohne Bedenken jedem Unbekannten freyen Zutritt, ob ihn gleich eine oft gemachte Erfahrung lehrte, daß ihm überall Verrath und Meuchelmord nachstellten. Aber Gewohnheit und Unvermeidlichkeit machen vertraut mit der Gefahr und gleichgültig dagegen. Ueberdieß war es Oraniens Grundsatz, nur Spaniern und Italienern zu mißtrauen; und dennoch befanden sich, nach Strada's Versicherung, gerade in diesem Zeitpuncte außer Guion noch vier Personen von andern Nationen zu Delft, ein Franzose, ein Lothringer, ein Engländer und ein Schotte, die alle nach seinem Leben trachteten, ohne daß Einer um des Andern Absicht wußte.

Um zwey Uhr Nachmittags (10. Jul.), als sich der Prinz von der Mittagstafel erhoben hatte, und eben an die erste neue Treppe auf seinem Hofe im St. Agathenkloster kam, begegnete ihm Guion reisefertig und einen Mantel über die linke Schulter geworfen. Er nähert sich dem Prinzen, als ob er ihn um den versprochenen Paß bitten will; aber in dem Augenblicke, da er vor ihm hintritt, reißt er eine Pistole aus dem Gürtel unter dem Mantel hervor, und drückt sie auf den Prinzen ab. Drey Kugeln fahren ihm in den Leib. Der Verwundete wankt, ruft betäubt, und den nahen Tod schon fühlend in französischer Sprache: »Ich bin schwer getroffen! Gott, erbarme dich meiner und deines armen Volks!« Auf den Knall des Schusses war sein Stallmeister, Jacob Maldere, herbeygesprungen, umfaßte ihn, da er eben im Begriffe ist zu Boden zu sinken, und setzt ihn auf eine Stufe nieder. Auch die Schwester des Verwundeten, die Gräfinn Schwarzburg, und seine Gattinn waren herbeygeeilt. Die Gräfinn fragte den sterbenden Bruder: ob er auch seine Seele Gott befohlen habe? und er soll noch mit ja! geantwortet haben. Man hob ihn auf, trug ihn auf ein Bette im nächsten Zimmer, und nach wenigen Minuten war er verschieden.

Der Mörder, nach vollbrachter That, wollte durch die Flucht sich retten. Er fliegt die Treppe hinab, läßt im Laufen die zweyte Pistole fallen, und eilt durch die Ställe dem Walle zu, um von da über dem Graben zu setzen. Da er die Flucht vorher überlegt, und sich darauf vorbereitet hatte, so würde sie ihm wahrscheinlich gelungen seyn, hätte nicht der Zufall zwey Bedienten des Prinzen in die Gegend des Walles geführt. Als diese einen Menschen ohne Hut daher laufen sehen, setzen sie ihm nach, ohne selbst zu wissen warum, und ergreifen ihn, da er eben über einen Haufen Unraths fällt. Was sich mit ihrem Herrn zugetragen hatte, war ihnen noch unbekannt; aber sie hatten sich des Flüchtlings kaum bemächtigt, da stürzten auch schon die ihn verfolgenden Stallleute herbey, während zugleich eine Menge Volks zusammenströmte, denn schon war die Nachricht von dem schrecklichen Vorfall durch die ganze Stadt erschollen.

Der Mörder schien Anfangs äußerst bestürzt. Als er aber sah, daß man ihn nicht auf der Stelle umbrachte, faßte er wieder Muth. Er ward nach dem Stadthause geführt, und dem niedergesetzten Gericht zum Verhör übergeben; worauf er Feder und Papier verlangte, um seine Aussage nieder zu schreiben. Nach und nach, und nachdem er verschiedene Mahl die Folter empfangen hatte, legte er folgendes Bekenntniß vor seinen Richtern ab.

Nicht Gujon, sondern Balthasar Gerhard, war sein eigentlicher Nahme. Er war zu Villefans in Hochburgund geboren, hatte zu Dol die Rechtswissenschaft erlernt, und nachher wirklich eine Zeit lang im Dienste des Grafen von Mannsfeld gestanden. Gleich nach erfolgter Achtserklärung wider den Prinzen, erwachte in ihm der Gedanke, den Geächteten zu ermorden, welchen er auch einigen Freunden mittheilte, von denen er jedoch nicht den erwarteten Beyfall, sondern Verweise erhielt. Aber Fanatismus, ein fal-

scher Ehrgeiz und Habsucht hielten die Idee fest in seiner Seele, und er entdeckte sich endlich einem Jesuiten zu Trier, und dem Franciscaner-Doctor Gerry zu Dornik. Beyde, nach den Grundsätzen einer blutdürstigen Glaubenslehre bestärkten ihn in seinem strafbaren Vorhaben; jener durch Ertheilung seines Segens, und dieser durch die Versicherung, seine That, wenn sie ihm das Leben koste, werde ihm die Glorie des Märtyrerthums erwerben. Welche Aussichten für einen ehrsüchtigen Schwärmer wie Gerhard! Auf den Rath des Jesuiten theilte er sein Vorhaben dem Herzog von Parma schriftlich mit, und erhielt die Anweisung, sich an den Rath Assonville zu wenden. Dieß that er, und verabredete mit dem Räth das Nähere über die zweckmäßigste Art der Ausführung; wobey ihm jener die Versicherung gab, das Unternehmen werde nicht nur dem Könige und dem Herzog von Parma zum größten Wohlgefallen gereichen, sondern er wolle ihm auch die in der Achtserklärung bestimmte Belohnung auswirken; nur müsse er alle Theilnahme des Herzogs von Parma standhaft läugnen, wenn ihn das Unglück treffen sollte, gefangen zu werden. »Gehe hin, mein Sohn, — rief Assonville ihm noch beym Abschiede nach — gehe hin, und führst du die That glücklich aus; so wird dir die versprochene Belohnung des Königs, und ein unsterblicher Ruhm zu Theil werden!«

Jetzt begab sich Gerhard nach Delft, erzählte einen selbst erfundenen Roman von seiner Herkunft und seinen Schicksalen, und wußte sich bey dem Prinzen von Oranien Zutritt zu verschaffen. Seine Seele brütete unaufhörlich über der beschlossenen That, und die Vorstellung davon verfolgte ihm überall wie ein höllischer Geist. Schon bey jener Audienz vor dem Bette des Prinzen, nach seiner Rückkehr aus Frankreich, brannte er vor Begierde sie zu vollziehen; aber es fehlte ihm an einem Mordwerkzeuge. Nach

geendigter Audienz beschloß er, dem Prinzen durch Schieß-
gewehr zu tödten, und er kaufte in dieser Absicht mit dem
ihm ausgezahlten Reisegelde von zwey Soldaten der Leib-
wache ein Paar Pistolen; wobey er mit dem Einen von ih-
nen in einen heftigen Wortwechsel gerieth, weil er ihm
kein gehacktes Bley geben wollte. Den folgenden Tag (10.
Julius) erbath er sich einen Reisepaß von dem Prinzen,
während dessen Mittagstafel er seine Pistolen hohlte, wo-
von die Eine mit zwey, die Andere mit drey; wahrscheinlich
vergifteten Kugeln geladen war, warf einen Mantel über
die Schulter, und kehrte darauf nach dem Agathenkloster
zurück, entschlossen, wie er sich in seinem Verhör ausdrück-
te, sein Vorhaben jetzt auszuführen, und sey auch der Prinz
von 50,000 Trabanten umgeben. Bis die Tafel geendet war,
ging er im Hofe bey den Stallleuten umher, und entwarf
einen Plan zur Flucht, die ihm am leichtesten über den
Wall und durch Schwimmen über den Stadtgraben, wozu
er sich mit zwey Rindsblasen versehen hatte, ausführbar
schien. Er stellte sich hierauf an die Thür des Speisesaals,
und leider nur zu gut gelang ihm der beschlossene schreckli-
che Mord.

Nie äußerte der Mörder die geringste Reue über sein
verruchtes Unternehmen. Ja er erklärte: willig werde er es
noch ein Mahl ausführen, und wohl zwey tausend Meilen
darum gehen, sollte es ihm auch hundert Leben kosten; denn
er erwerbe dadurch, als ein tapferer Verfechter der römi-
schen Kirche, den Himmel. Als er Anfangs hörte, der Prinz
lebe noch, schien er sehr bekümmert, und nur die Nachricht
seines gewissen Todes beruhigte ihn wieder. Die Schmer-
zen der Folter, welche er leiden mußte, nannte der Phan-
tast eine gerechte Strafe seiner früheren Sünden; und nach
einer erhaltenen heftigen Geißelung entblößte er im Vor-
übergehen bey seinen Richtern die Brust, zeigte die blutigen

Striemen, und deutete das Ecce homo des Pilatus auf sich. Nur ein Mahl, als ihm im Kerker sein Todesurtheil angekündigt ward, gerieth er in heftige Bewegung und verwünschte seinen Ehrgeiz, der ihn in dieses Unglück gestürzt habe. Sein Urtheil, welches von dem hohen Rathe von Holland und den Obersten und Schöppen der Stadt Delft ausgesprochen ward, mag als Urkunde zur Charakteristik des Zeitgeistes und der damahls üblichen rechtlichen Formen, so wie es uns Meteeren mittheilt, hier stehen.

„Da Balthasar Gerhard, von Villefans in Burgund gebürtig, gefänglich einzogen ist, und wiederhohlt bekannt hat, daß er vor langer Zeit den Vorsatz gefaßt, den durchlauchtigen Hochgebornen Herrn, Herrn Prinzen von Oranien, zu ermorden, und zu dem Ende dem Grafen von Mannsfeld einige Siegel entwendet, auch dem königlichen Rath Assonville, auf des Herzogs von Parma Befehl, solchen seinen mörderischen Vorschlag entdeckt, — (hier folgen die bereits bekannten Umstände des Mordes). Dann heißt es ferner: Demnach nun eine so treulose, unchristliche und verrätherische, an Hochgemeldetem Prinzen verübte That auf keine Weise ungerochen bleiben kann, sondern vielmehr Andern zum Beyspiel auf das Schärfste bestraft werden soll: so ist nach reiflicher und sorgfältiger Erwägung des Geständnisses des gefangenen Mörders und aller übrigen Umstände, Balthasar Gerhard zum Tode verurtheilt worden, und wird hiermit und kraft dieses verurtheilt, daß er auf ein Gerüst geführt, daselbst ihm zuerst die rechte Hand, mit welcher er die mörderische und verruchte That vollbracht hat, mit einem glühenden Eisen abgebrannt, sodann er sechs Mahl an Armen und Beinen und andern fleischigen Theilen seines Körpers mit glühenden Zangen zerrissen, darauf von unten auf lebendig in vier Theile zerhauen, ihm das treulose Herz herausgenommen und drey Mahl ins Angesicht

geschlagen, sein Kopf abgehauen, die vier Theile des Körpers auf den vier Bollwerken der Stadt, der Kopf aber auf dem Schulthurm hinter des Herrn Prinzen Wohnung auf einen Pfahl gesteckt, und alles Vermögen des Mörders eingezogen werden soll. Also ausgesprochen und beschlossen auf dem Rathhause der Stadt Delft. Samstag am 14. Julius 1584. Van der Meer.«

Dieses gerechte aber empörende Urtheil, die Frucht eines barbarischen Zeitalters, wo man dem Verbrecher sein elendes Leben nicht cannibalisch genug rauben zu können glaubte, ward noch an demselben Tage vollzogen. Die Blutbühne war vor dem Rathhause aufgeschlagen. Mit unerschrockener Miene bestieg sie der fanatische Gerhard, und zeigte überall bey dem letzten schauderhaften Act seines Lebens eine bewunderungswürdige Standhaftigkeit und Entschlossenheit. Kein Aufschrey des Schmerzens, keine Verzuckung des Gesichts unter den gräßlichsten Martern. Es schien, als hätten ihn die Qualen der erlittenen Folter fühllos gegen jeden körperlichen Schmerz gemacht. Als ihm der Henker mit einem glühenden Waffeleisen die rechte Hand abgerissen hatte, schüttelte er noch den eingeschrumpften Stumpf, als wolle er das Zeichen des Kreuzes machen und die Zuschauer segnen. Die aufgesteckten Theile seines Leichnams wurden in der Folge entwendet. Die versprochene Belohnung, welche der Mörder selbst nicht erhalten konnte, ward wahrscheinlich dessen Erben zu Theil. Wenigstens finden sich Nachrichten, daß durch ein zu Madrid unterm 4. März 1589 erlassenes Patent Gerhards des Tyrannenmörders Brüder und Schwestern in den Adelstand erhoben wurden.

Doch ist es Zeit, das Blutgerüst des Mörders zu verlassen, um zu dem Ermordeten zurück zu kehren. Der Körper des entseelten Prinzen ward geöffnet, und die Aerzte

fanden alle innern Theile desselben in dem besten Zustande, so daß er nach den Gesetzen der Natur ein sehr hohes Alter hätte erreichen können. Nachdem der Leichnam einbalsamirt und öffentlich zur Schau ausgestellt worden war, geschah Freytags am 4. August die feyerliche Beerdigung mit königlicher Pracht. Die Deputirten der Generalstaaten, die Staaten von Holland, die Räthe und Hofbedienten des Verstorbenen, die Bürgerschaft von Delft und eine Anzahl ausgezeichneter Personen, unter andern der merkwürdige Erzbischof Gerhard, Truchseß von Cölln, begleiteten die Leiche zur Gruft, und vielleicht herrschte nie bey einer solchen Scene eine so tiefe und aufrichtige Trauer, als bey dieser. In allen Städten Hollands ward zwey Tage geläutet.

Die Nachricht von dem tragischen Tode es großen Mannes verbreitete sich mit außerordentlicher Schnelligkeit im In- und Auslande, und durchlief bald ganz Europa, welches seinen Nahmen so lange mit Theilnahme und Bewunderung genannt hatte. Sie erfüllte die vereinigten niederländischen Provinzen mit der höchsten Bestürzung, und die Spanier und ihre Anhänger mit ausschweifender Freude. Die katholische Geistlichkeit schämte sich nicht, die That des Mörders und seinen standhaften Tod laut bis in den Himmel zu erheben; ja zu Herzogenbusch ließ sie sogar das „Herr Gott dich loben wir“ über den Tod des verhaßten Ketzers singen; ein Verfahren, worüber, selbst nach der Versicherung eines spanischen Geschichtschreibers, sogar der Himmel seinen Unwillen zu erkennen gab; denn am Abend des Tages, da man das Te Deum gesungen hatte, schlug ein Wetterstrahl in den Thurm der Hauptkirche, welcher ein Raub der Flammen ward. Viele Katholiken und Spanischgesinnte, selbst die spanischen Soldaten im Lager des Herzogs von Parma, äußerten ihren Abscheu über den Mord und dessen Urheber. Wie schmerzhaft ist es daher, auch einen Alexander von

Parma, dessen Heldenmuth und Geistesgröße uns oft so unwiderstehlich anziehen, unter den Theilnehmern dieses Verbrechens nennen zu hören! Doch um gerecht zu seyn, muß man bekennen, daß sein Antheil wenigstens nicht vollständig erwiesen ist. Was wir davon wissen, beruht allein auf der Aussage des Mörders, welche zum Theil unter den Schmerzen der Folter abgelegt ward. Uebrigens untersagte der Herzog beym Heere alle öffentlichen Freudenbezeigungen über die Ermordung des tödtlich gehaßten Feindes; weil er sie seiner Ehre und dem Kriegsgebrauche zuwider hielt.

So endete Wilhelm I. von Oranien-Nassau, einer der merkwürdigsten Männer seiner und aller Zeiten, im blühenden Alter von ein und fünfzig Jahren. Er war von mehr als mittlerer Mannsgröße, vortheilhaftem Wuchse, bleicher Gesichtsfarbe, und hatte braune, feurige Augen. Die erhabenen Eigenschaften dieses großen Geistes haben wir aus seinen Thaten kennen gelernt; aber schwerer ist es, seinen Charakter zu ergründen, und gerecht zu beurtheilen. Seine Anhänger und Freunde erhoben den Werth seines Herzens und seine menschlichen Tugenden eben so sehr, als die Vorzüge seines Kopfes; seine zahlreichen Feinde dagegen klagen ihn der Herrschsucht, der Bosheit und einer außerordentlichen Verstellung an. Herrschsucht ist das Erbe aller großen Geister, die ihr Uebergewicht über die gemeineren Naturen der Menge fühlen; und Verstellung war sehr verzeihlich in seiner Lage, worin er mit so arglistigen Gegnern zu kämpfen hatte. Wer aber auch Recht haben mag von beyden Theilen, immer bleibt ihm der unsterbliche Ruhm, der Schöpfer der niederländischen Freyheit gewesen zu seyn. Alle Körper- und Geisteskräfte, sein Vermögen und endlich sein Leben selbst opferte er diesem selbstgeschaffenen Idol auf, und er würde das angefangene große Werk ganz hinausgeführt, und vielleicht allen niederländischen Provinzen die Unabhängigkeit er-

rungen, wenigstens Brabant und Flandern für die Republik gerettet haben, hätte nicht oft der Gifthauch der Mißgunst und Cabale die schönsten Früchte seines Genius zerstört, und endlich der Mordstahl der Rache ihm in der Mitte seiner Laufbahn ereilt.

Sollen wir trauern, daß er fiel in der Fülle seiner Kraft? Noch ging sein berühmter Nahme rein und unbefleckt zur Unsterblichkeit über, und die Thränen der Niederländer flossen dem Rächer und Befreyer des gemißhandelten Vaterlandes. Aber mit Recht läßt die Schwäche der menschlichen Natur uns zweifeln, daß dem Manne, welcher den Ehrgeiz und Muth hatte, die Niederlande dem mächtigsten Monarchen der Erde zu entreißen, immer an dem Ruhme, der erste Bürger des befreyten Staats zu seyn, genügt haben würde, und wie leicht wäre dann der Vater des Vaterlandes zum Despoten desselben herabgesunken. Diese Schmach wandte das Schicksal wohlthätig von ihm ab, und dieser Gedanke tröste uns über seinen frühen Tod.

Seine Söhne, Moritz und Friedrich Heinreich, stiegen aus der Asche ihres großen Vaters als seine Rächer empor, und versöhnten des Gefallenen zürnende Manen, indem sie sein unsterbliches Werk zur Vollendung brachten, und seinem ergrimmten Feinde eine tiefe und unheilbare Wunde schlugen. Die Staaten der vereinigten Provinzen ehrten das Andenken ihres Retters. Sie errichteten ihm in der Nieuwen Kerk op dem Markt zu Delft, wo seine Gebeine ruhen, ein prachtvolles Mausoleum, mit der ehrenvollen, hier nicht von der Schmeicheley gemißbrauchten Inschrift: Dem Vater des Vaterlandes. Vor demselben sieht man seine Bildsäule gewappnet, den Helm neben sich, und auf der linken Seite die Stelle, wo die tödtliche Kugel eindrang. Neben dem Grabe des Prinzen befindet sich die Gruft des berühmten Hugo Grotius.

Groß und allgemein war die Bestürzung, welche Oraniens unerwarteter Tod unter den Utrechter Bundesgenossen hervorbrachte. Mit ihm sahen sie plötzlich ihre stärkste Stütze dahinsinken, und es war nur zu gewiß, sein Tod mußte die Losung zu neuen Stürmen und Unruhen werden. Erst jetzt, als er dahin war, fühlten sie den ganzen Werth dieses Mannes, und alle Patrioten ergossen sich in lauten Klagen über seinen Verlust. Alles zeugte von dem Kummer, von den Besorgnissen der Niederländer; selbst die Sprache, welche ihre Gesandten an auswärtigen Höfen bey der Anzeige von des Prinzen Tode führten, so wie die Denkmünzen, die man auf dieses unglückliche Ereigniß prägte. Eine derselben zeigte vorzüglich ein treues Bild von der damahligen Lage des Staats. Sie stellte ein mastloses Schiff ohne Segel und Steuer im wilden Kampfe der Wogen dar, mit der Umschrift: Incertum quo fata ferent.

In eben dem Verhältnisse, als der Verlust des Prinzen die Hoffnung der Utrechter Verbündeten niederschlug, erhob er die Erwartung der Spanier und ihrer Partey. Mit Oranien hatte der spanische Hof seinen gefährlichsten und unversöhnlichsten Feind verloren; was Wunder also, daß diese Macht der Hoffnung Raum gab, sich bald wieder des Besitzes aller abgefallenen niederländischen Provinzen zu erfreuen! Denn in der That, war irgend ein Zeitpunct der Erfüllung dieses Wunsches günstig, so war es der gegenwärtige. Und dennoch gingen weder die Hoffnung der einen, noch die Besorgnisse der andern Partey in Erfüllung, so sehr Anfangs Alles den Anschein dazu hatte.

Den Staaten von Holland gebührt der Ruhm, durch ihr besonnenes und energisches Verfahren gleich nach des Prinzen Tode bewirkt zu haben, daß das schwankende Schiff des Staats in dem plötzlichen Sturme nicht unterging. Sie benachrichtigten die Befehlshaber der Städte und Schlösser von

dem unglücklichen Vorfalle, und ermahnten sie, Bürger und Besatzungen in Ruhe und Pflicht zu erhalten. Darauf vereinigten sie sich mit den Staaten von Brabant, Flandern, Seeland, Utrecht, Mecheln und Friesland zur Errichtung eines gemeinschaftlichen Staatsraths, dem die Regierungsverwaltung übertragen ward (1584, 28. August). Diesem hohen Collegium ward die Erhaltung der Eintracht zwischen den verschiedenen Provinzen, so wie ihrer Freyheiten und Vorrechte zur Pflicht gemacht, und ihm zugleich die Sorge für die bewaffnete Macht zu Wasser und auf dem Lande, und die Oberaufsicht über die Leitung der Kriegsangelegenheiten auf beyden Elementen anvertraut, jedoch mit der Einschränkung, daß ohne der Staaten Einwilligung weder über Krieg und Frieden unterhandelt, noch irgend ein Bündniß geschlossen werden sollte. Der Graf Moritz von Nassau, zweyter Sohn des Prinzen von Oranien, ein erst achtzehnjähriger Jüngling, aber reifen Verstandes, nicht unwerth eines solches Vaters, und dem Volke schon durch diese Abkunft theuer, ward zum Chef des neuerrichteten Raths ernannt, und Graf Hohenlohe erhielt die Feldherrnstelle. Die Truppen, welche sich geweigert hatten, einem Andern als Moritz zu schwören, leisteten jetzt dem Grafen und dem hohen Regierungsrathe den Eid der Treue und des Gehorsams.

Wandten so auf der einen Seite die Staaten jedes Mittel an, die unglücklichen Folgen, welche der Verlust des Prinzen nothwendig für ihre Angelegenheiten haben mußte, abzuwenden, oder wenigstens minder nachtheilig zu machen, so both dagegen der Herzog von Parma Alles auf, ihn zu einer allgemeinen Aussöhnung und Unterwerfung der abgefallenen Provinzen zu benutzen. Er suchte die Häupter des niederländischen Bundesvereins zu gewinnen, schrieb insgeheim an die Prinzessinn von Oranien, und machte ihr die vortheilhaftesten Anträge für sie und ihre Familie, und forderte

endlich die noch im Kriege begriffenen Provinzen sehr nachdrücklich und theilnehmend zur Niederlegung der Waffen auf. Eine imposante Stellung seines Heeres an den Ufern der Schelde, wodurch Antwerpen, Gent und Brüssel zu gleicher Zeit bedrohet wurden, mußte seinen Vorschlägen Nachdruck geben.

Auch blieben diese nicht ohne alle Wirkung, sondern machten auf mehrere Mitglieder der Generalstaaten einen tiefen Eindruck, und als sie in der nächsten Sitzung derselben zur Sprache gebracht wurden, drang der Kanzler der Staaten, Theodor Liesveld, in einer langen und nachdrücklichen Rede auf Benutzung des günstigen Moments zum Abschluß eines vortheilhaften und ehrenvollen Friedens mit Spanien. Freylich war die Lage, worin sich die Angelegenheiten der vereinigten Provinzen in diesem Augenblicke befanden, so verzweifelt, daß sie, ohne irgend ein politisches Wunder, rettungslos verloren zu seyn schienen. Wie sehr hatte sich seit Don Juan's d'Austria Tode ihr politischer Zustand verändert. Damahls waren alle Provinzen, Luxemburg und ein Theil von Namur ausgenommen, gegen Spanien vereinigt, und vom Joche ihrer ehemahligen Tyrannen befreyt; jetzt hatten sich die wallonischen Landschaften der Herrschaft des Königs freywillig wieder unterworfen; Geldern, Zütphen, Gröningen und Friesland befanden sich zum Theil in der Gewalt der königlichen Truppen; Flandern und Brabant waren, bis auf wenige Plätze, verloren, und Antwerpen, die mächtigste Stadt des Bundes, ward mit einer Belagerung bedroht; nur Holland, Seeland und Utrecht hatten ihren Boden noch frey erhalten vom spanischen Kriegsvolke. Dabey übertraf die königliche Kriegsmacht in den Niederlanden die republikanische um das Dreyfache an Stärke. Eine kräftige Hand, der berühmteste Feldherr Europa's, leitete die Ange-

legenheiten des Königs, der Bund hatte seinen Beschützer durch einen Meuchelmord verloren.

Aber wie dringend auch alle Umstände zu einer Aussöhnung mit dem übermächtigen Feinde anmahnen mochten: Nationalhaß und tiefgewurzelte Erbitterung gegen den spanischen Nahmen, und Liebe zur Freyheit überwogen alle übrigen Rücksichten; die Einen fürchteten ihre Religion, die Andern die Vortheile eines blühenden Handels zu verlieren, und wie schmerzlich man auch die Folgen des Kriegs und das Bedürfniß des Friedens fühlte: so wollte man doch lieber in einem fortgesetzten Kampfe untergehen, als seine Rettung einem schimpflichen Frieden verdanken, dessen erste Bedingung, Rückkehr unter die spanische Herrschaft seyn mußte. Weder die drohende Gefahr, noch die Anträge und Versprechungen des Herzogs von Parma, oder Livoelds rhetorische Künste konnten eine Umstimmung der Gemüther bewirken. Die Fortsetzung des Kriegs ward unwiderruflich beschlossen, und es wurden monathlich zur Führung desselben 300,000 Gulden ausgesetzt. Die Folge dieser Geschichte wird zeigen, wie nachtheilig für die vereinigten Niederländer die nächsten, und wie erfreulich für sie die späteren Resultate dieses, unter dem Einflusse so ungünstiger Gestirne gefaßten Entschlusses waren.

## 12.

## Belagerung Antwerpens durch die Spanier.

### 1584. 1585.

Ist irgend eine Begebenheit des niederländischen Krieges fähig, allgemeines Interesse für sich zu erwecken, so ist es die Belagerung, oder vielmehr die berühmte Blokade Antwerpens. Sowohl durch die Wichtigkeit des Orts und ihre ungewöhnliche Dauer, als durch die außerordentlichen Ereignisse, denen sie das Entstehen gab, und den ungeheuern Aufwand von Kräften, die während ihrer Dauer in Thätigkeit gesetzt wurden, ist sie eine der merkwürdigsten kriegerischen Scenen dieser Art, nicht nur jener, sondern aller früheren und spätern Zeiten, und es fehlt ihr nichts als ein Homer oder Curtius, um durch eine gleiche Celebrität in der neuern, wie die Belagerungen von Ilium und Tyrus in der ältern Geschichte des Menschengeschlechts ausgezeichnet zu seyn. Die Darstellung derselben ist zugleich das Gemählde eines eigenen Kriegs, ein vollendetes militärisches Epos, welches die Aufmerksamkeit in stets gespannter Erwartung erhält, und unsere Theilnahme bald dem einen, bald dem andern Theile in einem höheren Grade gewinnt. Sie zeigt uns, was menschliche Kräfte auszuführen vermögen, wenn ein hoher genealischer Geist sie belebt, und beweist, daß es nicht immer ungeheurer Massen, sondern nur einer richtigen und zweckmäßigen Anwendung derselben zur Ausführung großer und kühner Unternehmungen

bedarf. Alexander Farnese ist der Held dieser Begebenheit, denn sie entwickelte die ganze Größe dieses außerordentlichen Geistes. Aber auch Antwerpen hatte seinen Gianibelli, dessen Genie uns um so mehr überrascht; da er hier zum ersten Mahle im vollen nicht geahndeten Glanze erscheint. Beyde haben sich während dieser Belagerung die Bewunderung der Zeitgenossen und der Nachwelt erworben.

Auf der rechten Seite der Schelde, welche sich bey ihrem Ausfluß in die Nordsee in mehrere Arme theilt, und dadurch die seeländischen Inseln bildet, liegt die Provinz Brabant, auf der linken Flandern. Fast alle großen Städte dieser Provinzen berühren entweder unmittelbar die Ufer des mächtigen Stroms, oder stehen wenigstens durch kleine Flüsse und Canäle in mittelbarer Verbindung mit ihm, und empfangen durch ihn ihre meisten und unentbehrlichsten Bedürfnisse. Auf dieses Localverhältniß gründete der Herzog von Parma seinen Operationsplan für den Feldzug von 1584, wobey die Schelde zur Basis angenommen ward. Durch die Einnahme von Oudenarde und Dornik hatte er sich schon früher in den oberen Gegenden desselben festgesetzt; immer tiefer an seinen Ufern sich herab zu senken, und von diesem Centralpunct aus die schon angefangene Eroberung der beyden angrenzenden wichtigen Provinzen zu vollenden; indem er die vornehmsten Städte derselben, welche noch dem Utrechter Bunde angehörten, Gent, Brüssel, Mecheln und Antwerpen, die Königinn Brabants zu gleicher Zeit angriffe, und den Fall der Einen durch die Unterjochung der Andern bewirkte, — war sein großer und weitumfassender Plan. Nicht durch förmliche Belagerungen sollte jener Zweck erreicht werden, denn dazu wäre eine vierfach stärkere Truppenmasse erforderlich gewesen, als die, worüber er jetzt gebiethen konnte, sondern durch ein ausgedehntes Blokadesystem, welches ihnen durch Sperrung der kleinen Flüsse und Canäle die Verbindung unter sich selbst,

und mit ihrer gemeinschaftlichen Ernährerinn, der Schelde, entziehen, und sie dem Mangel und Hunger überliefern sollte. Sein Hauptaugenmerk dabey war auf Antwerpen gerichtet; denn ohne den Besitz dieses Schlüssels zur Schelde und zum Meere blieben alle in Brabant gemachten Eroberungen unsicher und ephemer.

Am rechten Ufer der Schelde, wenige Meilen von dem Puncte, wo der Strom, seinem Ausflusse in das Meer sich nähernd, in mehrere Arme ausströmt, lag Antwerpen in Gestalt eines Bogens, von welchem der Strom, dessen Beherrscherinn sie ist, die Sehne bildet. Ihr Umfang betrug eilftausend Schritte, und unter ihren Bewohnern, deren Anzahl man auf 85,000 Köpfe berechnete, gab es Menschen aus allen Gegenden Europa's, welche sich aus mercantilischen Rücksichten hier niedergelassen hatten. In der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts war sie durch Handel, Manufacturen, Schiff-Fahrt und Fischerey die mächtigste und blühendste Stadt der Welt, und noch in dem Zeitpunct, wovon hier die Rede ist, wo im wilden Strudel der Revolution, der sie heftiger als irgend eine andere der niederländischen Städte ergriffen hatte, die schönsten Blüthen des Handels und der Industrie untergegangen waren, blieb ihr noch immer ein großer Theil ihres alten Glanzes übrig. Auf der brabantischen Seite schützten Mauern, Graben und zehn Bollwerke sie gegen feindliche Unternehmungen, und auf der flandrischen that es derselbe Strom, der die Quelle ihres hohen Wohlstandes war, sie mit Seeland und allen übrigen nördlichen Provinzen in Verbindung setzte, und ihr in doppelter Richtung zuströmte, da sich die Fluth der Nordsee bis weit in ihn hinein erstreckt. Mit solchen Schutzwehren versehen, mit 85,000 Einwohnern und einer muthigen, vom ungebändigten Freyheitssinne beseelten Bürgerschaft, schien sie jedem Angriff durch Hun-

ger oder mit den Waffen Troß biethen, oder ihm wenigstens unendliche Schwierigkeiten entgegen seßen zu können.

Auch entgingen diese Schwierigkeiten keineswegs den erfahrnen Feldherren des königlichen Heeres, als ihnen der Herzog, in einem zu Dornik versammelten Kriegsrath, seine Absicht, Antwerpen und die übrigen oben genannten Pläße anzugreifen, zur Beurtheilung vortrug. Mannsfeld, Billi, Olivera, Paz, Lamotte, Delmonte, Goignies, Liques und Georg Basta, alle bekannt als herzhafte und unerschrockene Männer, erklärten sich geradehin gegen das Unternehmen, und bathen den Oberfeldherrn, davon abzustehen. „Zwar sind wir jeßt Meister im Felde," sagten sie; „aber es fehlt uns an Truppen und andern Hülfsmitteln, so Vieles und Wichtiges zu gleicher Zeit unternehmen zu können. Antwerpen allein, will man es mit der Hoffnung eines glücklichen Erfolgs bekämpfen, erfordert drey besondere Truppencorps, um beyde Scheldeufer zu beseßen, und der Stadt die Gemeinschaft mit Brabant abzuschneiden. Und was läßt sich von Kriegern erwarten, die gleich den unsrigen, unbezahlt und unbekleidet, vom Hunger entnervt und darum muthlos und mißvergnügt sind? Endlich, wo ist die Flotte, den feindlichen Schiffen die Fahrt von Seeland her zu verbiethen? wo das Heer, welches aufgestellt werden muß, um unsern Rücken gegen die Ausfälle der Besaßungen von Gent, Dendermonde und andern festen Pläßen, die wir hinter uns lassen, zu sichern?" — Nur zwey Mitglieder des Kriegsraths, Mondragone und Capisucchi, dem Glücke und Genie des Herzogs selbst das Unmöglichscheinende zutrauend, gaben seinem Vorhaben ihren Beyfall.

Alexander hatte die Bedenklichkeiten seiner Befehlshaber vorhergesehen, und ihm selbst war keines der Hindernisse entgangen, die der Kriegsrath ihm vorhielt; aber sein an Hülfsmitteln reicher Geist zeigte ihm auch die Möglichkeit, sie zu

besiegen. Und wie wichtige Gründe auch das kühne Unternehmen zu widerrathen schienen, so wurden sie doch von denen überwogen, die dazu aufforderten. Jetzt oder nie war der günstige Zeitpunct, wo etwas Entscheidendes gewagt werden mußte. Große Verluste hatten den Muth der Niederländer geschwächt, und das Band ihrer Eintracht erschlafft, und die Aussicht auf neue französische oder englische Hülfe war zweifelhaft und entfernt. Seine Truppen waren nicht zahlreich, aber auserlesen, und wurden von trefflichen Befehlshabern geführt. Durch einen richtigen Gebrauch konnte man ihre Zahl vervielfältigen; denn an einer noch so langen Pike, bemerkte der Herzog, tödtet doch nur die Spitze, und bey kriegerischen Unternehmungen kömmt es weniger auf die bewegte Masse an, als auf die bewegende Kraft. Wodurch endlich ließen sich die Ausbrüche des Mißvergnügens der Soldaten leichter zurückhalten, als durch Beschäftigung, die man ihnen anwies, und durch die Aussicht auf den Besitz der reichsten Stadt des Landes. Das benachbarte fruchtbare Wasland both den nöthigen Unterhalt dar, und für die Sicherheit des Heeres, ja selbst zur Anschaffung der erforderlichen Schiffe konnten zweckmäßige Maßregeln getroffen werden. — Diese Gründe bestimmten den spanischen Feldherrn, seinen Plan trotz aller sich darbiethenden Schwierigkeiten durchzuführen. Er macht den Feldherren seinen unwiderruflichen Entschluß bekannt, und alle Anstalten zur Ausführung werden getroffen.

Das königliche Heer, kurz zuvor durch drey spanische Regimenter verstärkt (1584, Julius), ward zusammen gezogen, und brach von Dornik nach seiner Bestimmung auf. Ein Theil desselben vertheilte sich um Gent, Dendermonde, Brüssel und Mecheln, und berennte diese Plätze, um sie, nach dem Blokadesystem des Herzogs, durch Erbauung von Schanzen und Batterien an den kleinen Flüssen und Canälen, von Antwerpen und der Schelde abzuschneiden und zu isoliren, und

ihnen dadurch und durch die Verwüstung des platten Landes den Unterhalt zu entziehen. Die Hauptmacht, welche noch aus 10,000 Mann zu Fuß und 1700 Reitern bestand, war bestimmt, Antwerpen von allen Seiten einzuschließen.

Diese Aufgabe aber war um so schwerer zu lösen, da eine lange Reihe Forts und Schanzen beyde Scheldeufer in der Gegend von Antwerpen, besonders unterhalb gegen das Meer hin, beschützten. Noch weit mehr Schwierigkeiten würde jedoch die Einschließung dargebothen haben, hätten die Antwerper den Rath des Prinzen von Oranien, das theure Vermächtniß eines besorgten Vaters an seine geliebten Kinder, befolgt. Dieser feine und aufmerksame Beobachter hatte die Absichten des spanischen Feldherrn, noch ehe sie sich näher entwickelten, errathen. Besorgt wegen der Gefahr, welche Antwerpen drohete, ließ er, etwa vier Wochen vor seinem Tode, St. Aldegonde, welcher damahls Bürgermeister in dieser Stadt war, und den Rathsschreiber Martini zu sich nach Delft einladen, um der Taufe seines jüngsten Sohnes Friedrich Heinrich beyzuwohnen. Hier eröffnete er ihnen seine Gedanken über die der Stadt Antwerpen wahrscheinlich bald bevorstehende Belagerung. „Sollte sich," sprach er, „dieser Fall, wie ich voraus sehe, wirklich ereignen; so hoffe ich binnen zwey Monathen die Anstalten zum Entsatze der Stadt vollenden zu können. Ihr aber müßt als Sicherheitsmaßregel den Blauwgarendik, von der Gegend an, wo sich die Schelde vor ihrem Ausfluß in drey Arme theilt, bis an das Hochland Bergen op Zoom, unverzüglich schleifen lassen. Dadurch wird eine Ueberschwemmung bewirkt werden, vermittelst deren die zum Entsatz bestimmte Flotte, wenn der Feind die Schelde sperrte, von Seeland her auf der brabantischen Seite, über den Covesteinschen Damm und durch die Niederung, bis an die Thore Antwerpen's schwimmen kann. Bis dieß geschehen

kann, muß der Damm durch eine Flotte sorgfältig bewacht werden, damit sich die Spanier nicht darauf festsetzen.«

Die Zweckmäßigkeit dieses Vorschlags leuchtete Aldegonde und Martini ein. Sie theilten ihn nach ihrer Rückkehr dem Rathe mit, und bewogen diesen und die Bürgerhauptleute in die Durchstechung des Blauwgarendammes zu willigen; besonders da auch Tserats, Besitzer des Schlosses Cove-stein und der dortigen Gegend vollkommen kundig, sich sehr bestimmt dafür erklärte. Aber desto heftiger erhoben sich dawider die Schlächterzunft und andere Besitzer von Wiesen, die hinter jenem Damme lagen; weil durch die Ueberschwemmung ein Stück Weideland, worauf jährlich 10,000 Stück Ochsen fett gemacht wurden, verdorben ward. Sie übergaben eine Vorstellung, worin sie behaupteten, der Feind könne die Schelde wegen der starken Strömung gar nicht sperren, und die Durchstechung des Dammes sey deßhalb ganz unnöthig. Zwar suchte ihnen Aldegonde das Gegentheil begreiflich zu machen, aber vergebens; die Schlächter bestanden auf ihrer Meinung, und wußten auch die Bürgerhauptleute, deren Stimme bey den öffentlichen Verhandlungen von großem Gewichte war, dafür zu gewinnen. Ja die letzteren erklärten, daß sie sich jedem Versuche, den Damm zu schleifen, mit gewaffneter Hand widersetzen würden. So verhinderte der Egoismus einer Anzahl engherziger Menschen die Ausführung einer Maßregel, welche das Blut von Tausenden gespart und vielleicht das Vorhaben des feindlichen Feldherrn ganz vereitelt haben würde. Der patriotische Tserats, um der Rache der erbitterten Schlächter zu entgehen, war gezwungen, die Stadt zu verlassen. Aus Verdruß ging er in der Folge zu den Spaniern über, denen er bey der Belagerung durch seine Localkenntnisse große Dienste leistete.

Der Herzog von Parma rückte indeß seinem Ziele, die Stadt zu umschließen, immer näher. Georg Basta ward mit

einigen Geschwadern leichter albanischer und italienischer Reiter abgesandt, die Dämme und Pässe von Brabant her zu besetzen, um die Zufuhr aus dieser Provinz zu hindern. Roubaix und Billi mit 4500 Mann zu Fuß und 8 Schwadronen umstellten das flandrische Ufer; dem Grafen Peter Ernst von Mannsfeld und dem tapfern Helden Mondragone ward die Bewachung des brabantischen übertragen. Diese Befehlshaber gingen, mit 3000 Mann Fußvolk und 4 Cornetten Reitern, auf einer Schiffbrücke über die Schelde, ohne daß es die Antwerper Flotte hindern konnte, auf die brabantische Seite, wandten sich hinter Antwerpen herum, und stellten sich bey Stabroek im Lande Bergen auf. Farnese selbst bezog, nach Vertreibung der Feinde aus dem Dorfe Calloo im Waslande, bey Kalbek auf der flandrischen Seite, St. Bernhard gegenüber, ein verschanztes Lager (Julius), und nahm sein Hauptquartier in dem Dorfe Beveeren, zwey Meilen seitwärts von Antwerpen, welches ebenfalls sorgfältig verschanzt ward. Seine Befehlshaber hatten gemessenen Befehl, sich aller feindlichen Werke und Schanzen an beyden Ufern des Stroms nach der Mündung desselben hin zu bemächtigen; denn seine Aufmerksamkeit war vorzüglich auf die Niederschelde gerichtet, den großen Canal, welcher Antwerpen mit dem Meere in Verbindung setzte, und auf welchem, so lange er offen war, ihr Truppen und Vorräthe von den Bundesgenossen zugeführt werden konnten.

Unter den Schlössern und Schanzen, welche die Niederschelde beherrschten, waren die bedeutendsten das Fort bey Lillo, drey Meilen unterhalb Antwerpen auf der brabantischen, und ein anderes bey Lieffkenshoek, dem ersteren fast gegenüber gelegen, auf der Insel Doel an der flandrischen Seite. Jenes hatte Christoph Mondragone zu den Zeiten des Herzogs von Alba erbaut. Dieses war von den Niederländern zum Schutze gegen das erstere angelegt; als sie sich aber

in der Folge Lillo's bemächtigten, blieb Lieffenshoek unvollendet. Der Besitz dieser beyden Forts war für die Spanier von der höchsten Wichtigkeit; denn alle von Seeland her nach Antwerpen segelnden Schiffe mußten unter den Kanonen derselben vorbeyziehen. Auch hatten die Antwerper dieses selbst eingesehen, und beyde Forts auf's Neue befestigt; doch waren die Arbeiten auf Lieffenshoek noch nicht vollendet, als es von dem Marquis von Roubaix mit 5000 Mann angegriffen ward.

Die Besatzung bestand aus 800 Köpfen unter Johann Pettin von Utrecht, einem alten erfahrnen Kriegsmanne. Er wies die Aufforderung des feindlichen Befehlshabers zur Uebergabe ab, und einen Sturm, der nach einer heftigen Beschießung aus dreyßig Feuerschlünden versucht ward, schlug er tapfer zurück. Am dritten Tage langte der Herzog selbst vor dem Fort an, und befahl, auf die abermahlige Weigerung des Befehlshabers, den Platz zu übergeben, einen neuen Sturm zu versuchen, und keinen Pardon zu geben. Unter dem Schutze eines dicken Dampfs, der von einigen angezündeten Heuwagen aufstieg und der Besatzung alle freye Umsicht raubte, erstiegen die stürmenden Spanier nach einer verzweifelten Gegenwehr das Fort und hieben Alles nieder; 200 Mann von der Besatzung ertranken. Den tapfern Pettin, welcher nebst einigen seiner Waffengefährten gefangen ward, durchstach Roubaix hohnlachend und kalten Bluts mit eigener Hand. Parma selbst mißbilligte diese schändliche That, wovon er Augenzeuge war, und verwies sie dem Marquis mit folgenden Worten: Tropa cholera è questa, Signore Marchese! Viele behaupteten, nicht Zorn und Uebereilung hätten den Marquis zu dieser Schandthat hingerissen, sondern Furcht, der unglückliche Pettin möchte dem Herzog von Parma eine geheime Unterhandlung verrathen, die einst zwischen Roubaix und Oranien im Werke und jenem bekannt

gewesen sey. Die Blutscene zu Lieffenshoek ereignete sich an demselben Tage (10. Julius), an welchem zu Delft der Prinz von Oranien ermordet ward. Das Fort Noort, der Damm von Saftingen und noch zwey andere Schlösser auf der flandrischen Seite wurden ebenfalls von dem Marquis von Roubaix besetzt.

Weniger glücklich war Mondragone, dem die Einnahme des Forts Lillo auf der brabantischen Seite übertragen war. Das Fort lag auf dem Scheldedamm, und die nur aus 200 Mann bestehende Besatzung war noch zur rechten Zeit durch vier Fahnen Schotten, unter dem Obersten Balfour, verstärkt worden. Die Belagerer fanden trotz ihres heftigen Kanonenfeuers und mehrerer aufgesprengter Minen den entschlossensten Widerstand. Die Obersten Sauw und Balfour thaten häufige Ausfälle, und schlugen fünf Fahnen Burgunder in die Flucht. Am meisten zeichnete sich Odet von Teligni, des alten Feldmarschalls Lanoue Sohn, durch unerschütterlichen Muth und Entschlossenheit aus. Mondragone vermehrte sein Geschütz, aber die Belagerten demontirten einen Theil desselben mit zwey großen Karthaunen, welche eine außerordentliche Wirkung thaten. Nach dreywöchentlichen fruchtlosen Anstrengungen hob der feindliche Befehlshaber auf des Herzogs Befehl die Belagerung auf, in welcher er 2000 Mann verloren hatte, besetzte Covestein, Ordam und den Blauwgarendamm, welcher das niedrige Land von Bergen durchschneidet, und zog sich darauf in das feste Lager von Stabroek zurück. Zur Sicherung des Covesteinischen Dammes ward unterhalb Lillo ein Fort angelegt, die von ständischen Truppen entblößte Stadt Herenthals besetzt, und von den beyden Forts Lillo und Calloo die Schiff-Fahrt auf der Schelde nach Antwerpen beunruhiget, obgleich die Breite des Stroms verhinderte, sie ganz zu hemmen. Aber des Herzogs Augenmerk war vorzüglich auf Gent gerichtet.

Schon war dieser großen und mächtigen Stadt durch die getroffenen Anstalten die Zufuhr aus dem übrigen Flandern und auf der oberen Schelde abgeschnitten; jetzt blieb noch übrig, ihr die untere Schelde und die Gemeinschaft mit Antwerpen zu entziehen. Dieß konnte am sichersten durch Eroberung der zwischen beyden Orten, auf dem rechten Ufer des Stroms am Ausfluß der Dender in denselben gelegenen festen Stadt Dendermonde bewirkt werden. Der spanische Feldherr beschloß sich derselben zu bemächtigen, und mit so überraschender Schnelligkeit stand er vor ihren Mauern, daß die nur schwache Besatzung, deren Befehlshaber Richove eben abwesend war, nicht Zeit hatte, von ihren Schleusen Gebrauch zu machen, und das umliegende Land zu überschwemmen. Fünfzehn Feuerschlünde wurden gegen das Ravelin vor dem Brüsseler Thore aufgepflanzt, und nachdem sie eine beträchtliche Bresche darin geöffnet hatten, ward das Werk, nach einem mörderischen Kampfe, der die Belagerer den Obersten Pedro de Paz und eine große Anzahl Krieger von niederem Range kostete, mit stürmender Hand erobert. Die Besatzung, auf die Mauern der Stadt eingeschränkt, fuhr fort sich tapfer zu vertheidigen, auf die Stärke dieser Mauern und ihre breiten Wassergräben vertrauend. Sie verstümmelte vor den Augen der Belagerten die Bildsäule eines Heiligen, und stürzte sie unter den größten Mißhandlungen von der Brustwehr herab. Die Wuth der Letzteren ward durch diesen Muthwillen vermehrt; dennoch würden ihre Anstrengungen zur Eroberung der Stadt vielleicht noch lange fruchtlos gewesen seyn, hätte nicht der Herzog von Parma den glücklichen Einfall gehabt, die Dender ableiten zu lassen, aus welcher die Stadtgräben ihr Wasser schöpften. Die Bürger wurden dadurch in Schrecken gesetzt, und zwangen die Besatzung zu einer Unterhandlung. Am 17. August, nach einer eilftägigen Belagerung, ergab sich

Dendermonde mit Capitulation. Die Besatzung erhielt freyen Abzug, und spanische Truppen besetzten die Stadt.

Nach dieser schnellen Eroberung bemächtigten sich die Sieger des Forts Villebroek, und rückten sodann vor die brabantische Stadt Vilvoorden zwischen Brüssel und Antwerpen, welche sich ihnen aus Feigheit des Befehlshabers fast ohne Widerstand ergab, zum großen Nachtheile Antwerpen's; weil dadurch die Schiff-Fahrt nach Brüssel gehemmt ward. Auch in der Nähe Antwerpen's setzten sie ihre Eroberungen fort, und bemächtigten sich (13. August) einer zu der Stadt gehörigen Schanze, der Bauer genannt. Zwar ward ihnen diese in der Folge wieder entrissen, aber sie legten dafür eine andere jener gerade über an, welche sie die Bäuerinn nannten. In einem Gefechte, welches bey dieser Gelegenheit vorfiel, blieb auf Seiten der Niederländer der tapfere schottische Oberst Gordon, und das Dorf Osterwel ging im Feuer auf.

Voll stolzen Vertrauens auf die Lage und Festigkeit ihrer Stadt, hatten Anfangs die Antwerper ruhig den Bewegungen der Spanier zugesehen, und die wenigsten glaubten, daß der Herzog es wagen werde, seinen Ruhm und seine Macht vor einem so starken und mächtigen Platz auf ein höchst ungewisses Spiel zu setzen. Nur mit Mühe konnte Aldegonde durch dringende Vorstellungen bewirken, daß noch vor Ankunft des spanischen Heeres die Forts und Batterien auf beyden Ufern der Schelde in besseren Stand gesetzt, die Werke der Stadt durch einige Schanzen und ein neues Ravelin zwischen der Burg und dem Kaiserthore vermehrt, und zur Verstärkung der bewaffneten Macht 1500 Engländer unter dem Obersten Morgan angeworben wurden. Als endlich die Anstalten des Herzogs von Parma selbst den Unglaubigsten nicht länger an dem, was der Stadt bevorstand, zweifeln ließen, fing man an, mit mehrerem Ernste auf zweckmäßige Sicherheits- und Vertheidigungsanstalten zu

denken. Es wurden Mund- und Kriegsvorräthe in die Stadt geschafft, und so viel Kriegsvolk, als nur immer an andern Orten entbehrt werden konnte, hereingezogen; denn die Sachverständigen erklärten, daß zu einer nachdrücklichen Vertheidigung wenigstens 80 Fahnen Fußvolk und 16 Cornetten Reiter erforderlich wären. Man durchstach die Dämme bey Saftingen, und goß die Gewässer der Westerschelde über das Waasland aus. Gern hätte man jetzt, da die Gefahr näher rückte, den Rath des verstorbenen Prinzen von Oranien befolgt, und auch den Blauwgarendamm geschleift; aber es war nicht mehr Zeit dazu, denn die Spanier hatten sich der Zugänge nach dem Damme bemächtiget, und die Versuche des Grafen von Hohenlohe, von Bergen op Zoom aus die brabantische Seite von den Spaniern zu reinigen, scheiterten an der Festigkeit des feindlichen Lagers bey Stabroek.

Einen schreckenden Eindruck auf die Bewohner Antwerpen's machte die schnelle Uebergabe des Forts Lieffenshoek; viele der reichsten und vornehmsten Bürger verließen in der ersten Bestürzung die Stadt. Aber diese Auswanderung verursachte großes Mißvergnügen unter den Zurückgebliebenen, welche nun die schweren Kosten, welche die Vertheidigungsanstalten erforderten, allein tragen mußten. Um das Volk zu beruhigen, forderte der Rath achtzig der Ausgewanderten auf, binnen einer bestimmten Frist wieder zurück zu kehren, zur gemeinschaftlichen Vertheidigung ihrer Vaterstadt, oder die Confiscation ihres Vermögens zu erwarten. Doch der Vollziehung dieser strengen Maßregel widersetzten sich Holland, Seeland und andere der vereinigten Provinzen, wahrscheinlich in mercantilischer Hinsicht.

Die Getreidepreise in der Stadt waren bisher noch nicht bedeutend gestiegen; denn es kamen noch immer große Flotten mit Vorräthen aus Holland und Seeland an, welche aus Liebe zum Gewinn dem spanischen Geschütz aus den Schelde-

forts treiben. Dadurch war die Consumtion für die 85,000 Einwohner der Stadt, welche man jährlich auf 300,000 Viertel oder-Centner Getreide berechnete, hinreichend gesichert. Diese leichte Art, Getreide zu erhalten, bewog den Rath, einen bestimmten Preis darauf zu setzen, und alles Aufschütten desselben zu untersagen. Aber diese Verfügung hatte die nachtheilige Folge, daß die Kornhändler, welche bey der großen Gefahr des Transports nicht mehr auf einen so vortheilhaften Absatz rechnen konnten, nicht mehr so viel Getreide kommen ließen, als vorher, wodurch der bisherige Ueberfluß bald verschwand. Ja es ließen sich sogar mehrere Schiffer treuloser Weise vom Feinde nehmen, dem besonders ihre Fahrzeuge, die sogleich zu Kriegsschiffen ausgerüstet wurden, willkommen waren.

Friedrich Gianibelli, ein eben so redlicher Mann als vortrefflicher Kopf, den wir in der Folge dieser Geschichte eine ausgezeichnete Rolle werden spielen sehen, schlug ein sinnreiches Mittel vor, die Stadt auf lange Zeit mit Vorräthen zu versehen. Es muß, sagte er, eine Gesellschaft von rechtlichen Männern zusammentreten, denen man den ganzen Betrag einer neuen Auflage des hundertsten Pfennigs überlassen muß. Dafür ist sie verpflichtet, in Holland und andern Ländern für 36 Tonnen Goldes Lebensmittel einzukaufen; wofür ein Viertel des Kaufgeldes gleich bar und drey Viertel in zwey oder drey Monathen bezahlt, und welche von Woche zu Woche geliefert werden müssen. Diese Vorräthe müssen den reichsten Einwohnern in die Häuser gesandt werden, welche auf dieses Pfand das Kaufgeld vorschießen, dessen Widdererstattung nebst dem gehofften Gewinn sie zu erwarten haben, wenn die Gesellschaft einen Theil der Vorräthe zu verkaufen befiehlt; wobey jene den Vortheil haben, stets mit den nöthigen Bedürfnissen für sich und ihre Familien versehen zu seyn.

Doch dieser Vorschlag, wie zweckmäßig er auch zu seyn schien, fand großen Widerspruch; weil sich der niedrige Krämergeist eines großen Theils der Einwohner gegen die Aufopferungen sträubte, womit die Realisirung desselben verbunden war. Sie unterblieb daher, und der Rath begnügte sich zu befehlen, daß sich jeder Einwohner mit hinreichenden Vorräthen versehen sollte; ein Befehl, welcher unbefolgt blieb, weil die ärmeren Classen ihm nicht gehorchen konnten, und die Reicheren es unterließen, aus Besorgniß, man möchte bey entstehendem Mangel einen Theil ihrer Vorräthe für die Bedürftigen in Requisition setzen.

Die Vertheidigungsanstalten wurden fortgesetzt, und der Eifer dabey vermehrte sich in eben dem Verhältnisse, als die Gefahr näher rückte. Schon frühe hatte man die Bundesgenossen zum Beystande aufgefordert, und sie schienen bereit, ihn leisten zu wollen. Holland hob Truppen aus, und Seeland rüstete Kriegsschiffe zu. Aber auch der Feind verdoppelte seine Anstrengungen. Eine allgemeine Thätigkeit herrschte bey beyden kämpfenden Theilen, alle Kräfte sind in Bewegung zur Erhaltung oder zum Verderben der bedrohten Stadt. Auf diesen einzigen Punct wälzte sich die ganze Masse des Krieges. Nicht nur die Aufmerksamkeit sämmtlicher niederländischen Provinzen von beyden Parteyen, sondern auch die Blicke aller übrigen europäischen Länder sind nach der Schelde hin gerichtet. Alle sind mehr oder minder in das Schicksal Antwerpen's verwickelt; denn nach allen Weltgegenden erstreckten sich die Verbindungen dieser merkwürdigen Stadt. Ja man hielt die Unternehmung gegen sie für so wichtig, daß Viele glaubten, der Ausgang derselben werde das Schicksal der gesammten Niederlande entscheiden.

Der Herzog von Parma überzeugte sich indeß immer mehr, daß alle bisher getroffenen Maßregeln, der Stadt die Gemeinschaft mit dem Meere zu entziehen und die Schiff-

Fahrt auf der Schelde zu hemmen, unzureichend wären. Denn weder das Feuer aus den mit Geschütz reichlich versehenen Forts auf beyden Ufern des Stromes, welche von den Spaniern erobert oder neu erbaut waren, noch die bewaffneten Fahrzeuge auf demselben und andere gemachte Vorkehrungen, konnten die Durchfahrt der holländischen und seeländischen Schiffe hindern, obgleich von Zeit zu Zeit einige davon genommen oder versenkt wurden. Und doch hing der glückliche Erfolg der unternommenen Blockade ganz allein von der Verschließung des Stromes ab; denn so lange als dieser große Ernährer ihr blieb, war an keine Eroberung der Stadt zu denken. Es war also nichts übrig, als die Erfindung eines neuen Mittels, wodurch sich der beabsichtigte Zweck glücklicher und vollkommener erreichen ließ, als durch die bisher angewandten. Ein großer Gedanke entwickelte sich in der Seele des Feldherrn, ein Gedanke eben so kolossal, als die Mittel unermeßlich waren, welche die Ausführung desselben erfordern mußte. Eine Brücke über die ganze Breite der Schelde zu schlagen, und dadurch selbst jedem einzelnen Fahrzeuge die Durchfahrt unmöglich zu machen, war die erhabene Idee des Herzogs, welche nur in einem solchen Geiste empfangen, und vor deren Ausführung nur ein solcher Charakter und der Genius eines solchen Zeitalters nicht zurückbeben konnte.

Denn welche unendlichen Schwierigkeiten bothen sich der letzteren entgegen! Der starke Zug des Stroms bey der in dieser Gegend heftig strömenden Ebbe und Fluth; die Breite desselben von fast drittehalb tausend, und einer Tiefe von sechzig Fuß; der Mangel an Schiffen und Arbeitern; die Herbeyschaffung des Holzes und anderer Materialien, und die Angriffe der feindlichen Flotten! Aber je sorgfältiger der Feldherr diese Schwierigkeiten erwog, desto mehr drängte sich ihm auch die Ueberzeugung auf, daß nur allein durch ein

solches Werk die Schelde verschlossen werden könne. Es mußte daher unternommen werden; wie viel Anstrengungen es auch kosten, wie viel Schwierigkeiten auch dabey besiegt werden mußten; oder er war gezwungen, den Gedanken auf den Besitz von Antwerpen und Brabant aufzugeben. Die ganze Frucht eines mühseligen und blutigen Feldzuges ging verloren, und er sah sich im Angesichte des ganzen Europa mit Schande bedeckt. Ohne Bedenken wählte er das Erstere, und die Hindernisse, welche die Ausführung zeigte, weit entfernt ihn zurück zu schrecken, begeisterten ihn noch mehr für den gefaßten Entschluß; denn es ist das Eigenthum groser Geister, so wie aller hohen Leidenschaft und ungewöhnlichen Kraft, selbst in der leblosen Natur, durch Hindernisse zur höchsten Anstrengung und Thätigkeit belebt zu werden.

Der Herzog theilte seinen Entschluß den beyden trefflichen Kriegsbaumeistern Johann Baptista Plato und Barocci mit; sie entwarfen den Plan zu der ungeheuern Brücke, und er übertrug ihnen den Bau derselben. Nach angestellten genauen Untersuchungen des Locale ward der Platz zur Schlagung der Brücke zwischen den flandrischen Dorfe Calloo und dem brabantischen Dorfe Ordam bestimmt, welchen man deßhalb wählte; weil an dieser Stelle das Bett des Stromes etwas schmäler und durch eine Sandbank am Ufer ein wenig eingeengt wird, weil der Grund sandig und fest ist, und endlich, weil der Strom hier eine Biegung nach der rechten Seite macht, welche die heraufkommenden Schiffe hinderte, mit vollen Segeln und geraden Laufes gegen die Brücke anzustürmen. Die Anstalten zur Ausführung des kolossalen Werkes wurden darauf ohne Verzug getroffen. Zuerst ward zum Schutze der künftigen Brücke auf jedem Ufer ein Fort als Brückenkopf angelegt, das auf der flandrischen Seite unweit Calloo erhielt den Nahmen Santa Maria, der heiligen Jungfrau zu Ehren, welcher das ganze Unternehmen gegen

Antwerpen geweihet war, und jenem auf dem brabantischen Ufer gab der Herzog den Nahmen des Königs und nannte es San Filippo. Außer diesen beyden Forts wurden noch mehrere Schanzen zur Sicherung des Lagers und der Brücke angelegt; San Pedro und Santa Barbara gegen Antwerpen, und drey andere gegen Lillo, welche den Nahmen La Santa Trinidad empfingen. Ein anderes großes Fort stieg unweit Stabroek, da wo sich der Covesteinsche Damm an den großen Scheldedamm lehnt, empor. Vier durch eine Brustwehr verbundene Schanzen deckten den Raum zwischen dem Lager und dem Strome, weil außer dem die seeländischen Schiffe trotz der aufzuführenden Brücke von Lillo aus nach Antwerpen hätten gelangen können, wenn sie die Berendrechter Dämme durchstochen, und die Niederungen von Stabroek und Wilmerdonk überschwemmt hätten. Die Zahl aller von den Spaniern auf beyden Seiten der Schelde nach und nach erbauten Forts und Schanzen belief sich auf dreyßig.

Während der Einrichtung dieser Werke wurden von allen Orten Schmiede, Zimmerleute und andere Handwerker aufgebothen, und in Thätigkeit gesetzt; zahlreiche Arbeiter waren beschäftigt, in dem benachbarten Waslande eine unendliche Menge von Bäumen zu fällen, welche in das Lager vor Antwerpen geschafft wurden. In der Kirche zu Calloo ward ein ungeheures Depot von Materialien aller Art aufgehäuft, und endlich ward bey dem Fort Santa Maria, unter der Aufsicht der Kriegsbaumeister Plato, Baciocci und Cambien, der Anfang mit dem Bau der Brücke gemacht. Alle Hülfsmittel, welche dem Feldherrn zu Gebothe standen, verwandte er auf diesen Gegenstand. Alle Gelder, die nur aufzutreiben waren, flossen dahin. Den sämmtlichen in der Gewalt der Spanier befindlichen Provinzen wurden schwere Contributionen abgepreßt, und sie erlagen dabey unter dem unerträglichen Druck der Besatzungen, welche keinen Sold em-

pfingen; weil alle Summen, deren sich die Regierung bemächtigen konnte, vor Antwerpen zerrannen.

Dafür sah man dort schon Tausende von Händen mit dem Bau der aufzuführenden Brücke beschäftigt. Von beyden entgegengesetzten Ufern aus, ward ein Gerüst von Pfahlwerk, wozu die größten Schiffsmasten gebraucht wurden, nach der Mitte des Stromes hineingeführt. Drey Reihen solcher Pfähle wurden neben einander eingerammt, und durch Balken so kunstreich verbunden, daß sie eine außerordentliche Festigkeit erhielten. Dieses Gebälke war über dem Wasser, aus welchem es noch hinreichend emporragte, mit Balken und Dielen bedeckt. Es bildete dadurch eine Brücke von zwölf Fuß Breite, so daß acht Mann en Front darüber marschiren konnten, und war auf beyden Seiten mit einer musketenschußfreyen Blendung von eichenen Planken versehen. Dieses Pfahlwerk, dem die Soldaten den Nahmen Estacada oder Staccada gaben, ward von beyden Ufern so weit in den Strom hineingeführt, als die Tiefe und Gewalt desselben das Einrammen der Pfähle verstattete, 900 Fuß von der brabantischen und 200 von der flandrischen Seite. Beyde Estacaden endeten in einem Waffenplatze oder Castell, welches auf zwölf starken, siebenzigfüßigen Balken ruhete, 54 Fuß lang und 40 breit, mit 4 Kanonen besetzt war, und Raum für fünfzig Bewaffnete hatte.

Da weder Geld noch Kräfte gespart wurden, so ging das Werk mit wunderbarer Schnelligkeit von Statten. Und während man in Antwerpen noch die Möglichkeit, den mächtigen Strom durch eine Brücke zu bezähmen, bezweifelte, und selbst der klügere Aldegonde sich in einer öffentlichen Versammlung mit einem spöttischen Lächeln über die fruchtlose Arbeit des spanischen Feldherrn äußerte, entweder weil er sie wirklich dafür hielt, oder seine wahre Meinung darüber nicht öffentlich sagen wollte, — stand schon ein großer Theil

der kühnen Anlage vollendet da. Aber jetzt erhob sich eine Schwierigkeit, die den Herzog mit den größten Besorgnissen erfüllte. Durch das aufgeführte Pfahlwerk war der 2400 Fuß breite Strom zwar um 1100 Fuß eingeengt worden, aber es blieb immer noch ein offener Raum von 1300 Fuß, wo kein Pfahlwerk anzubringen war, und der nach dem Plane des Feldherrn durch eine Schiffbrücke ausgefüllt und verschlossen werden sollte. Aber es fehlte an den dazu nöthigen Fahrzeugen. Die Hoffnung, deren von Dünkirchen zu erhalten, schlug fehl, weil nur wenige dort vorhanden waren; und auf der Schelde konnten keine herbeygeschafft werden, als von oben herab über Gent und Dendermonde. Dem Mangel ließ sich daher für den Augenblick nicht abhelfen, und der Herzog mußte sich begnügen, alle niederländischen Schiffe, welche die Durchfahrt zwischen den beyden hölzernen Castellen am Ende des Pfahlwerks wagten, auf das Heftigste beschießen zu lassen, wodurch er indeß nicht hindern konnte, daß sowohl einzelnen Fahrzeugen als ganzen Flotten die Durchfahrt gelang. Glücklicher Weise ereignete sich gerade jetzt eine Begebenheit, die ihn aus aller Verlegenheit riß, und dem Ziele seiner Wünsche um vieles näher rückte. Dieses war die unerwartete Uebergabe Gents.

Durch den Fall von Dendermonde und das in der Nähe stehende spanische Truppencorps war Gent die Gemeinschaft mit Antwerpen und dem Meere gänzlich abgeschnitten, und alle Wege, auf denen es Zufuhr erhalten konnte, versperrt. Mit jedem Tage vermehrte sich der Mangel, und die schrecklichste Hungersnoth schien unvermeidlich, da keine Hülfe zu hoffen war. Die unglückliche, durch innere Stürme und Parteywuth erschütterte Stadt stellte ein Bild der größten anarchischen Zerrüttung dar. Bald hatte die spanisch-katholische, bald die reformirte und republikanische Faction die Oberhand, und beyde verfolgten einander mit der höchsten Erbit-

terung. Vergebens ward der berüchtigte Imbize verhaftet, und empfing auf dem Blutgerüste den Lohn für eine über seine Mitbürger ausgeübte Jahre lange Tyranney. Die Strafe des Verräthers konnte das unvermeidliche Schicksal nicht abwenden. Die große Menschenmenge in der Stadt, einer der größten in Europa, worin man 37000 Häuser zählte, schrie nach Brot, und es blieb nichts übrig, das dringende Bedürfniß zu befriedigen, als eine Aussöhnung mit dem Feinde. Eine Deputation begab sich in das spanische Hauptquartier Beveren, und both die Rückkehr der Stadt unter die Herrschaft des Königs unter denselben Bedingungen an, welche ihr der spanische Feldherr einige Zeit zuvor selbst angetragen hatte. Diese wurden jedoch jetzt verweigert; der Herzog forderte unbedingte Unterwerfung, und die Deputirten konnten kaum eine Milderung der härtesten Forderungen, welche der Sieger vorschrieb, erhalten. Am 17. September (1584) ward endlich eine Capitulation unter nachfolgenden Bedingungen abgeschlossen: die Stadt bezahlt eine Contribution von 200,000 Gulden; der katholische Gottesdienst wird wieder hergestellt; die verjagten Papisten werden zurückgerufen, und die Nichtkatholiken müssen auswandern, wozu ihnen jedoch eine Frist von zwey Jahren verstattet wird; die Besatzung erhält freyen Abzug.

Drey tausend Spanier besetzten die Stadt, und gleich nach ihrem Einmarsch wimmelte der Strom von Fahrzeugen, welche Lebensmittel zuführten. Um den Geist der Unabhängigkeit, wovon die Einwohner beseelt waren, zu zügeln, ließ der Herzog das niedergerissene Schloß wieder aufbauen. Mit Gent sank, nach einem sechzehnjährigen Kriege, die ganze Provinz Flandern bis auf wenige Orte unter die spanische Herrschaft zurück. Viele protestantische Familien der Stadt ließen sich in Seeland nieder.

Wie groß die Freude des spanischen Feldherrn über die Eroberung Gents war, und welchen Werth er darauf legte, beweist sein Bericht darüber an den König: „Bey keiner meiner Unternehmungen in Belgien," — so schließt der Bericht — „hab' ich die Wirkungen der göttlichen Gnade in einem günstigeren Augenblick erfahren, als bey der Einnahme Gents, welche nicht nur an sich selbst ein Ereigniß von der größten Wichtigkeit ist, sondern noch wichtigere zur Folge haben wird."

Und in der That gewährte ihm diese Eroberung, vorzüglich in Rücksicht des Antwerper Brückenbaues, den größten Gewinn. Gent konnte Schiffe, Geschütz, Kriegsvorräthe, Matrosen und Handwerker liefern, und diese Vortheile wurden unverzüglich benutzt. In kurzer Zeit war ein Geschwader von zwey und zwanzig Fahrzeugen ausgerüstet, welche mit 500 Soldaten besetzt waren, und eine Anzahl Lastschiffe in ihrem Gefolge hatten. Diese nach Calloo bestimmte Flotte schwamm von Gent über Dendermonde und Rüpelmonde, durchstach den Scheldedamm bey Borgt am flandrischen Ufer, und wandte sich von da, Antwerpen rechts lassend, auf das von Hulst bis Beveren und Borgt überschwemmte Land. Nach einem glücklichen Gefecht mit einem Antwerpischen Geschwader, wobey Hans Klok, der Befehlshaber des letzteren, erschossen ward, durchstach sie den Blocherschen Damm, gelangte an das Fort St. Franciscus, und erreichte glücklich den Posten Calloo, von wo sie beym Fort Sebastian wieder in die Schelde einlief (22. October). Die Freude, welche ihre Ankunft im spanischen Lager verbreitete, ward noch durch die Nachricht vergrößert, daß gleich nach ihrer Durchfahrt bey Borgt das Antwerpische Geschwader, mit welchem sie sich schlagen mußte, eine ansehnliche Verstärkung unter dem tapfern Teligni erhalten habe. Der letztere kam zwar zu spät, um die spanische Flotte in ihrer Fahrt zu

hindern, aber um wenigstens für die Folge ähnliche Expeditionen zu hintertreiben, ließ er an der Oeffnung des Scheldedammes bey Borgt ein Fort anlegen, welches die Oeffnung beherrschte und seinen Nahmen empfing.

Der Fall von Gent und die glückliche Fahrt der feindlichen Flotte, erregten großes Aufsehen in Antwerpen. Die zahlreichen Katholiken in dieser Stadt hatten schon längst die Uebergabe derselben gewünscht. Jetzt wandten sich einige der reichsten Einwohner an den Kanzler Liesveld, und bathen ihn, in ihrem und fünfzig bis sechzig anderer Bürger Nahmen dem Rath eine Bittschrift, um Vermittlung eines Vergleichs mit dem Herzog von Parma, zu überreichen. Aber als dieser Schritt bekannt ward, veranlaßte er einen heftigen Auflauf, und die Vornehmen und Reichen schwebten in der größten Gefahr, ein Opfer der Rache des empörten Volks zu werden. Die Supplicanten wurden eingezogen, und zu einer Geldbuße verurtheilt. Der Rath erließ ein strenges Verboth (October) wider alle Aeußerungen ähnlicher Art, und alle Bürger mußten auf's Neue schwören: die gemeinschaftliche Sache zu unterstützen und zu vertheidigen, und sich bey Verlust ihres Kopfs in keine Unterhandlung mit dem Feinde einzulassen.

Doch bey dem Allen herrschte leider in Antwerpen die Eintracht nicht, welche die kritische Lage der Stadt erforderte. Schon die Regierungsverfassung derselben war äußerst fehlerhaft. Es gab dort eine Menge großer und kleiner Autoritäten, von denen jede bey öffentlichen Angelegenheiten ihren Einfluß und ihre besondere Stimme hatte, und ihre individuellen Ansichten und Verhältnisse zu Rathe zog. Da waren der Stadtrath, die Bürgerobersten, die Bürgerhauptleute, die Vorsteher der Zünfte, die Ausschüsse, welche die Aufsicht über die Fortification, die Proviant- und Kriegsvorräthe und die Marine führten. Jede dieser Ge-

walten kam in Betrachtung, und mußte befragt werden. Dadurch ward der Gang der öffentlichen Angelegenheiten gelähmt, alle Einheit und Energie in den Geschäften fielen weg bey der Verschiedenheit der Köpfe, welche sie leiteten, und es wurden oft entweder ganz verkehrte Maßregeln getroffen, oder das Gute, welches zuweilen aus dem Chaos der Meinungen hervorging, kam entweder zu spät, oder ward nicht ausgeführt. Aldegonde selbst, obgleich ein Mitglied der Generalstaaten, hatte nur eine Stimme bey den öffentlichen Angelegenheiten, und es scheint ihm überhaupt an den nöthigen Talenten gefehlt zu haben, sich der Herrschaft über die Köpfe der Menge zu bemächtigen, und seinen Vorschlägen Gewicht zu verschaffen. Der Mangel eines Befehlshabers von Ruf und Ansehen hatte die Folge, daß unter der Besatzung keine Ordnung und Kriegszucht herrschten. Oft gaben Soldaten und Matrosen die auffallendsten Beweise von Ungehorsam und Widersetzlichkeit bey den unbedeutendsten Veranlassungen. So sah man einst die Soldaten des englischen Regiments Morgan, angeblich wegen rückständigen Soldes, den Dienst verweigern, und sogar den Herzog von Parma um Päße zur Rückkehr nach ihrem Vaterlande durch Flandern bitten. Vergebens bezahlte man ihnen den größten Theil ihrer Forderungen, und versprach ihnen, sie durch Seeland nach England zu senden, sie beharrten dennoch auf ihrem Ungehorsam. Endlich entdeckte man, daß einige ihrer Officiere, besonders die Hauptleute Lee und Powl, in geheimen Verständnissen mit dem feindlichen Feldherrn standen und die Soldaten zur Widersetzlichkeit verführten. Powl ward hierauf von dem Obersten Morgan vor ein Kriegsgericht gestellt, und, nach dem Ausspruch desselben, mit dem Schwerte hingerichtet.

Während sich die eben erwähnten unruhigen Auftritte in Antwerpen ereigneten, befand sich auch der Herzog von

Parma in nicht geringer Verlegenheit. Die neuerbaute Schanze Teligni bey Borgt hemmte die Schiff-Fahrt zwischen Gent und dem spanischen Lager, und er bedurfte von dort her noch vieler Vorräthe aller Art, auch einer beträchtlichen Anzahl von Fahrzeugen, theils zur Vollendung der Brücke selbst, theils um als Kriegsschiffe zu ihrem Schutze gegen feindliche Angriffe zu dienen. Dabey näherte sich der Winter, welcher leicht alle Schiff-Fahrt hemmen konnte. Nach mancherley Untersuchungen der umliegenden Gegenden, und Berathschlagungen mit seinen Kriegsbaumeistern und Mariniers, faßte er endlich den Gedanken: die gehemmte Schiff-Fahrt von Gent durch einen Canal wieder herzustellen, der von dem kleinen Flusse Moer bey dem Dorfe Steken im Wäslande, welcher sich bey Gent in die Schelde ergießt, bis an die Ueberschwemmung geführt werden sollte. Dieses große und kühne Unternehmen ward unverzüglich angefangen, und mit der größten Thätigkeit fortgesetzt. Es fehlte an Schanzgräbern, welche größten Theils auf andern Puncten beschäftigt waren; aber der Feldherr wußte ihren Mangel durch Soldaten zu ersetzen. Ihre Liebe zu ihm und sein Beyspiel, indem er selbst Hand mit anlegte, bewog sie, sich willig einer Arbeit zu unterziehen, wozu sie eigentlich ihre Pflicht nicht verband, und mit wunderbarer Schnelligkeit ward das große Werk vollendet. Der neue Canal, welchem man den Nahmen des Herzogs gab, zog sich aus der Moer bey Steken nach der fünf tausend Schritt davon entfernten Ueberschwemmung, und da diese nicht überall eine hinreichende Höhe hatte, ward er über trockenes und überschwemmtes Land, bey Beveren und Verboost vorbey, bis Callop fortgeführt, wo ein Fort, die Perle genannt, seine Mündung bewachte; seine ganze Länge betrug drey und eine halbe Meile. Dieses wichtige Werk, wodurch eine nähere Verbindung mit Gent bewirkt und der Transport der nöthi-

gen Bedürfnisse und Fahrzeuge von dort her gesichert war, gab der Unternehmung gegen Antwerpen einen neuen Schwung. Siebzehn Frachtschiffe von Gent, welche zuerst den neuen Weg versuchten, langten zur allgemeinen Freude der Belagerer (November) glücklich zu Calloo an. Von jetzt an erhielten sie Geschütz, Kriegsvorräthe und Proviant im Ueberfluß, und der Geschützmeister Graf Carl von Mannsfeld ließ einen ansehnlichen Artilleriepark in dem Dorfe Melsen auffahren. Der Herzog verlegte sein Hauptquartier von Beveren nach Stabroek, anderthalb Meilen von Lillo.

Von hier aus erließ er unterm 13. November ein sehr leutseliges Schreiben an den Rath der Stadt Antwerpen, worin er ihn und die Einwohner dieser Stadt zur Aussöhnung mit dem Könige ermahnte; da durch eine besondere Schickung Gottes die beyden vornehmsten Beförderer des bisherigen Zwists, Anjou und Oranien, fast zu gleicher Zeit vom Schauplatz abgetreten wären. Der König sey bereit, ihnen zu verzeihen, und alles Vergangene zu vergessen, und er, der dieses Land liebe, worin er einige seiner glücklichsten Jugendjahre verlebt, und in früheren Zeiten so manchen Beweis des Wohlwollens erhalten habe, biethe ihnen seine Vermittlung bey dem beleidigten Monarchen an. Sie möchten sich der alten glücklichen Zeiten erinnern, die sie unter der Herrschaft der Könige genossen hätten, und durch die Rückkehr zu ihrer Pflicht den beneidenswerthen Zustand von damahls erneuern. Würden sie aber sein redlich gemeintes Anerbiethen verwerfen, so sey er unschuldig an allem Jammer, Elend und Blutvergießen, welche ihr trauriges Loos seyn würden.

Nach zehn Tagen (23. November) erfolgte die Antwort auf dieses Schreiben, in welcher dieselbe humane und bescheidene Sprache herrschte. Die Antwerper priesen darin die großen und herrlichen Eigenschaften des Herzogs, und die

gegen sie geäußerten wohlwollenden Gesinnungen. Ihm, sagten sie, würden sie mit Freude ihr Schicksal anvertrauen, wenn es ihm verstattet sey, nur der Stimme seines Edelmuths zu folgen. Aber leider wüßten sie, daß es Sr. Hoheit nicht freystehe, in Absicht des Hauptgegenstandes des Kriegs, der freyen Uebung der protestantischen Religion, nachzugeben. Ja der König selbst sey so sehr Sclave der spanischen Inquisition und des Papstes, daß er nicht wagen dürfe, seinen christlichen Unterthanen das zu bewilligen, was doch der Papst selbst und die italienischen Fürsten ohne Bedenken den Juden und Türken verstatteten. Weder Uebermuth und Leichtsinn, noch die Verführung des edlen Oraniens hätten ihnen die Waffen in die Hand gegeben, sondern die Härte der Regierung und die Grausamkeit eines blutdürstigen Tyrannen hätten sie zur Ergreifung derselben gezwungen. Jetzt hätten sie sich an den König von Frankreich gewandt, der den Protestanten in seinem Lande die freye Uebung ihrer Religion nicht versage, und ihn gebethen, sie zu seinen Unterthanen anzunehmen, und dieser Fürst habe ihnen seinen Beystand zugesagt. Sie könnten daher keine Verpflichtungen eingehen, die ihren Verbindlichkeiten gegen den Beherrscher Frankreichs zuwider wären. Ueberdieß wären sie ein Mitglied des niederländischen Staatenbundes, und hätten einen theuern Eid geschworen, ohne Einwilligung des ganzen Bundes keinen Frieden zu schließen. Diese Verhältnisse hätten es ihnen auch zur Pflicht gemacht, sein Schreiben dem Könige von Frankreich und den Generalstaaten mitzutheilen, und deren Gutachten darüber zu erbitten. Uebrigens führten sie die Waffen aus keinem andern Grunde, als um sich und ihre Weiber und Kinder wider unrechtmäßige Gewalt zu vertheidigen; aber ihr höchster Wunsch sey das Ende des Kriegs.

Noch ein Mahl schrieb der Herzog von Callo aus (10.

December) an die Antwerper, und warnte sie: ihr individuelles Interesse nicht aufzuopfern, um die Beschlüsse der Generalität abzuwarten; denn nur, wenn sie eilten, ihren eigenen Frieden zu schließen, sey es noch möglich, das ihnen drohende Unglück abzuwenden. — Diese Zuschrift sandte der Antwerper Stadtrath nach Holland an die Generalstaaten, ohne sie zu beantworten; weil er den Argwohn des Volks zu erregen fürchtete. Damit endigte sich dieser Briefwechsel, der ohnehin zu nichts führen konnte; da die ganze Unterhandlung schon an dem einzigen Puncte der Religionsfreyheit, die der Herzog nie bewilligt haben würde, sich zerschlagen mußte.

Die vereinigten Niederländer ohne Hoffnung, sich durch eigene Kräfte gegen die überlegene Macht ihrer Feinde zu schützen, hatten den Entschluß gefaßt, sich dem französischen Zepter zu unterwerfen, und ihre Unabhängigkeit der Erhaltung ihrer alten Vorrechte und Privilegien aufzuopfern. Eine Gesandtschaft ging nach Paris, um dem Könige die Wünsche der Nation vorzutragen, und ihn zugleich um eine schnelle Truppenhülfe zu bitten. Die Aussicht auf diese Hülfe war es, was den Muth der Antwerper erhöhete, aber auch ihren Fall beschleunigte; denn so oft den Niederländern nur eine entfernte Hoffnung auf auswärtigen Beystand aufging, erkaltete ihr Eifer, sich selbst zu helfen. Die Unterhandlungen am französischen Hofe hatten nicht den erwünschten Erfolg. Man wandte sich an England, welches auch Hülfsvölker versprach; aber sie erschienen für Antwerpen — zu spät.

Dringend hatte der Rath der bedrängten Stadt die Staaten von Holland und Seeland um eine Verstärkung an Truppen gebethen, um dem Feinde die eroberten Schanzen wieder entreißen zu können. Man vertröstete ihn auf die erwartete französische Hülfe. Da diese aber nicht er-

schien, und die Lage der Stadt immer gefährlicher ward, sandte Aldegonde einen Bothen nach dem andern nach Seeland, und ergoß sich in bittere Klagen darüber: daß, indem man nur immer nach auswärtiger Hülfe aussähe, und nur darauf hinweise, man die nächsten Mittel zur Rettung der Stadt versäume, und alle Vortheile, die der Winter darböthe, den Feinden Schaden zu thun, Stürme, dunkle Nächte u. s. w., ungenützt verliere. Noch im December sandte er Teligni nach Seeland, den Ständen vorzustellen: wollten sie auch ihr Kriegsvolk nicht an eine wichtige Unternehmung wagen, so möchten sie wenigstens durch ihre Flotte einen verstellten Angriff auf die Schanze bey Ordam machen, oder mit Hülfe der Besatzung von Lillo die feindlichen Forts auf dem Covensteinschen Damm angreifen lassen. Teligni aber hatte das Unglück, nach einem heftigen Gefecht mit der feindlichen Flotte, unweit der Brücke des Herzogs von Parma, gefangen zu werden; ein großer Verlust für die Belagerten, denen dieser einsichtsvolle und tapfere junge Mann schon so viel wichtige Dienste geleistet hatte. An seiner Stelle ward der Hauptmann Proy nach Seeland gesandt, und seine Vorstellungen bewirkten, daß die zu Middelburg versammelten Staaten den Entsatz der bundesverwandten Stadt beschlossen. Aber leider ward die Ausführung dieses Beschlusses, unter dem Vorwande, daß alle Schiffsbefehlshaber das Unternehmen für unausführbar erklärten, von einer Zeit zur andern verschoben, bis der Winter verstrichen war.

Je mehr Unthätigkeit in Abwendung des gedrohten Verderbens von Antwerpen die Niederländer zeigten, desto thätiger war der Herzog von Parma, es zu beschleunigen und unvermeidlich zu machen. So lange es die Jahreszeit verstattete, ließ er an Vollendung der Brücke und der aufgeführten Schanzen arbeiten. Oft störten die Antwerper diese Arbeiten durch Angriffe auf die noch nicht vollendete Brücke, wo-

bey sie einst drey bis vier spanische Schiffe eroberten. Auch gelang es mehreren Proviantflotten aus Seeland, durch die Brücke, welche noch nicht geschlossen war, nach Antwerpen zu segeln (9. October, 16. November, 25. December), deren Ladungen unter großen Streitigkeiten zwischen dem Rath, den Bürgerhauptleuten und den Vorstehern der Zünfte, welche sich alle gern das Ansehen von Wichtigkeit gaben, in die Stadt geschafft wurden. Noch öfter würden Proviantschiffe nach Antwerpen gekommen seyn; da aber manche auf ihrer Fahrt dahin vom Feinde genommen wurden, so erging in Seeland der Befehl, daß nicht mehr einzelne Schiffe, sondern immer nur ganze Flotten abfahren sollten, um sich gemeinschaftlich wider die feindlichen Geschwader vertheidigen zu können. Dadurch ging manche günstige Gelegenheit für einzelne Schiffe verloren, und war denn endlich eine hinreichende Anzahl beysammen, so hielten Stürme oder andere ungünstige Umstände sie zurück.

Um die Aufmerksamkeit der Spanier zu theilen, und von Antwerpen ab auf einen andern Punct zu ziehen, machte Graf Hohenlohe, mit Genehmigung der Generalstaaten, im Anfange des Jahrs 1585, einen Versuch, die Stadt Herzogenbusch zu überfallen. Der tapfere Hauptmann Julian von Kleerhage erhielt den Auftrag, mit 60 auserlesenen Soldaten den Angriff zu machen. Hohenlohe an der Spitze eines beträchtlichen Corps stand zu seiner Unterstützung bereit. Der Hauptmann mit seinen Leuten drang glücklich in die Stadt (20. Januar); und der Anschlag schien schon gelungen, als ein unerwarteter Umstand plötzlich Alles verdarb. Ein feindlicher Reiterhaufen, der Tags zuvor als Escorte einiger reisenden Kaufleute in die Stadt gekommen war, und jetzt eben im Begriffe stand, wieder aufzusitzen und auszurücken, schreckt die mit Kleerhage eingedrungenen Kriegsleute. Sie glauben sich verrathen, und die Feinde zu ihrem Empfange bereit.

Dadurch entsteht Aufenthalt. Die Besatzung greift zu den Waffen. Ein schneller Rückzug ist das einzige Rettungsmittel. Man ergreift ihn durch das Thor und über den Wall. Viele verlieren das Leben. Kleerhage selbst, der bis auf den letzten Mann gefochten hat, springt von einem Thurm in den Graben, und rettet sich durch die Flucht. So endete dieser Versuch, der übrigens auf das Schicksal Antwerpens keinen Einfluß hatte.

Der strenge Winterfrost hatte die Arbeiten der Spanier an der Brücke unterbrochen, und den Strom mit Eis bedeckt. Sie mußten sich jetzt begnügen, für die Sicherheit derselben zu wachen. Eine große Gefahr drohete ihr, als beym Aufthauen sich das Eis in großen Massen zusammenschob. Glücklicher Weise senkten sie sich größten Theils gegen das Pfahlwerk, dessen Stärke und Festigkeit ihnen widerstanden. Hätte sie der Zug des Stroms gegen die Mitte getrieben, so würden sie gewiß die schon zum Theile aufgestellten Brückenschiffe zerstreut oder zermalmt haben. Mit dem Eintritt der gelinderen Witterung, als weniger vom Frost zu besorgen war, kehrten die Belagernden zum Bau der Brücke zurück, um die letzte Hand an das Werk zu legen.

Zwischen beyden Castellen am Ende des Pfahlwerks war noch ein Raum von 1250 Fuß offen. Zur Ausfüllung desselben wurden 32 Plätten oder platte Fahrzeuge, jedes von fünfzig Fuß Breite, quer über den Strom gestellt. Sie wurden durch starke eiserne Ketten und Kabeltaue mit einander verbunden, und jeder war mit zwey Ankern am Vorder- und Hintertheil befestigt. Ueber diese Schiffe hin ward die Brücke eben so geführt, wie über das Pfahlwerk, und mit einer Blendung von Holzwerk versehen, so daß das Werk eher das Ansehen einer schwimmenden Verschanzung, als einer Brücke hatte. Zur Vertheidigung derselben ward jedes Schiff mit vier Matrosen, 30 Soldaten und zwey Stück Geschütz besetzt.

Ueberhaupt drohten dem Feinde zwey und neunzig Feuerschlünde von jeder Größe, von der Brücke und aus den bey den Brückenköpfen entgegen. Eine Flotte von Kriegsschiffen lag zur Beschützung der Brücke bereit, und beyde Ufer des Stroms waren mit Forts und Schanzen bedeckt. Außer dem war zu ihrer Sicherheit wider die Angriffe der Feinde ein schwimmendes Werk von Barocci's Erfindung ober- und unterhalb derselben angelegt. Zusammengesetzt aus drey und dreyßig kleinen, platten, mit Ballast angefüllten Fahrzeugen und einer großen Anzahl leerer Tonnen und durch starke Balken und Mastbäume verbunden, nahmen diese Werke auf dem Strome eine Breite von 1252 Fuß ein, und streckten dem Feinde eine dichte Reihe starker, mit eisernen Spitzen versehener Sturmpfähle entgegen. Man nannte sie die Schwimmer, weil sie in steter Bewegung waren; denn die Fahrzeuge, woraus sie bestanden, hingen an doppelten aber schlaffen Ankertauen, um dem anschwellenden Strome nachgeben zu können. Wagte es eine feindliche Flotte, sich der Brücke nähern zu wollen, so ward sie von diesen floßartigen Außenwerken aufgehalten, und ehe es ihr gelingen konnte, sich davon loszumachen, hatten die Kanonen von den Brücken- und Kriegsschiffen, von den Castellen und Uferbatterien Zeit, sie zurückzutreiben oder zu zerschmettern und in den Grund zu bohren.

Nach einer sechsmonathlichen Arbeit und einem ungeheuern Aufwande an Geld und Kräften stand endlich das ganze wunderbare Werk vollendet da, als ein Denkmahl des unvergänglichen Ruhms seines Schöpfers. Der Tag, an welchem die Brücke sammt dem Schutzwerke vollendet war (28. Februar), ward von den Belagernden wie ein erfochtener Sieg mit militärischem Pompe gefeyert. Sie rückten in kriegerischem Gepränge vor das Lager heraus, besetzten Brücke, Schiffe, Ufer und Forts, und riefen unter dem Donner des Geschützes ihrem Feldherrn ein Lebehoch! Der Letztere selbst

warf sich auf seine Knie, dankte den höheren Mächten für die Beförderung des Werks, und empfahl es ihrem Schutze.

Der Ruf von diesem Wunder verbreitete sich schnell nach allen Gegenden, und von nahen und fernen Orten strömten Neugierige in großer Zahl herbey, und betrachteten es mit Erstaunen. Der Aberglaube des Zeitalters, der sich nicht überzeugen konnte, daß es allein durch Anwendung natürlicher Kräfte in so kurzer Zeit entstanden sey, wähnte, daß der Teufel dabey mitgewirkt, und dem spanischen Feldherrn Schmiede und Werkzeuge dazu aus der Hölle gesandt habe. Ein Kundschafter aus Antwerpen, von St. Aldegonde abgeschickt, um sich von der Vollendung der Brücke, wovon einige Flüchtlinge, welche sich durch die spanischen Posten geschlichen hatten, die erste Nachricht in die Stadt brachten, zu überzeugen, ward im Lager ergriffen und erkannt. Der Herzog befahl, ihn durch das ganze Lager und auf der Brücke umher zu führen, und ihm die Anlage derselben und die Anzahl der Schiffe und Kanonen sammt allen Forts zu zeigen. Als dieß geschehen war, ließ er den Zitternden, welcher nichts als den augenblicklichen Tod erwartete, vor sich kommen, und sagte zu ihm: „Du bist frey! kehre jetzt zu denen zurück, die dich hierher sandten, berichte, was du sahest, und sage ihnen, Alexander Farnese werde nicht ablassen von der Belagerung, bis er entweder unter den Ruinen jener Brücke sein Grab gefunden, oder sich durch sie einen Eingang in die Stadt gebahnt habe!"

Ueber alle Beschreibung groß war die Bestürzung, welche die Bestätigung der Nachricht, daß die Brücke vollendet sey, in Antwerpen verbreitete. Selbst die Klügsten hatten die Möglichkeit bezweifelt, den breiten gewaltigen Strom durch eine Brücke zu fesseln und zu verschließen. Jetzt ward der Stadt die Straße nach Seeland versperrt, von woher sie allein Unterstützung an Proviant erwarten konnte, und eine

Ueberhaupt drohten dem Feinde zwey und neunzig Feuerschlünde von jeder Größe, von der Brücke und aus den bey den Brückenköpfen entgegen. Eine Flotte von Kriegsschiffen lag zur Beschützung der Brücke bereit, und beyde Ufer des Stroms waren mit Forts und Schanzen bedeckt. Außer dem war zu ihrer Sicherheit wider die Angriffe der Feinde ein schwimmendes Werk von Barocci's Erfindung ober- und unterhalb derselben angelegt. Zusammengesetzt aus drey und dreyßig kleinen, platten, mit Ballast angefüllten Fahrzeugen und einer großen Anzahl leerer Tonnen und durch starke Balken und Mastbäume verbunden, nahmen diese Werke auf dem Strome eine Breite von 1252 Fuß ein, und streckten dem Feinde eine dichte Reihe starker, mit eisernen Spitzen versehener Sturmpfähle entgegen. Man nannte sie die Schwimmer, weil sie in steter Bewegung waren; denn die Fahrzeuge, woraus sie bestanden, hingen an doppelten aber schlaffen Ankertauen, um dem anschwellenden Strome nachgeben zu können. Wagte es eine feindliche Flotte, sich der Brücke nähern zu wollen, so ward sie von diesen floßartigen Außenwerken aufgehalten, und ehe es ihr gelingen konnte, sich davon loszumachen, hatten die Kanonen von den Brücken- und Kriegsschiffen, von den Castellen und Uferbatterien Zeit, sie zurückzutreiben oder zu zerschmettern und in den Grund zu bohren.

Nach einer sechsmonathlichen Arbeit und einem ungeheuern Aufwande an Geld und Kräften stand endlich das ganze wunderbare Werk vollendet da, als ein Denkmahl des unvergänglichen Ruhms seines Schöpfers. Der Tag, an welchem die Brücke sammt dem Schutzwerke vollendet war (28. Februar), ward von den Belagernden wie ein erfochtener Sieg mit militärischem Pompe gefeyert. Sie rückten in kriegerischem Gepränge vor das Lager heraus, besetzten Brücke, Schiffe, Ufer und Forts, und riefen unter dem Donner des Geschützes ihrem Feldherrn ein Lebehoch! Der Letztere selbst

warf sich auf seine Knie, dankte den höheren Mächten für die Beförderung des Werks, und empfahl es ihrem Schutze.

Der Ruf von diesem Wunder verbreitete sich schnell nach allen Gegenden, und von nahen und fernen Orten strömten Neugierige in großer Zahl herbey, und betrachteten es mit Erstaunen. Der Aberglaube des Zeitalters, der sich nicht überzeugen konnte, daß es allein durch Anwendung natürlicher Kräfte in so kurzer Zeit entstanden sey, wähnte, daß der Teufel dabey mitgewirkt, und dem spanischen Feldherrn Schmiede und Werkzeuge dazu aus der Hölle gesandt habe. Ein Kundschafter aus Antwerpen, von St. Aldegonde abgeschickt, um sich von der Vollendung der Brücke, wovon einige Flüchtlinge, welche sich durch die spanischen Posten geschlichen hatten, die erste Nachricht in die Stadt brachten, zu überzeugen, ward im Lager ergriffen und erkannt. Der Herzog befahl, ihn durch das ganze Lager und auf der Brücke umher zu führen, und ihm die Anlage derselben und die Anzahl der Schiffe und Kanonen sammt allen Forts zu zeigen. Als dieß geschehen war, ließ er den Zitternden, welcher nichts als den augenblicklichen Tod erwartete, vor sich kommen, und sagte zu ihm: „Du bist frey! kehre jetzt zu denen zurück, die dich hierher sandten, berichte, was du sahest, und sage ihnen, Alexander Farnese werde nicht ablassen von der Belagerung, bis er entweder unter den Ruinen jener Brücke sein Grab gefunden, oder sich durch sie einen Eingang in die Stadt gebahnt habe!“

Ueber alle Beschreibung groß war die Bestürzung, welche die Bestätigung der Nachricht, daß die Brücke vollendet sey, in Antwerpen verbreitete. Selbst die Klügsten hatten die Möglichkeit bezweifelt, den breiten gewaltigen Strom durch eine Brücke zu fesseln und zu verschließen. Jetzt ward der Stadt die Straße nach Seeland versperrt, von woher sie allein Unterstützung an Proviant erwarten konnte, und eine

düstere Ahnung ihres Schicksals erzeugte eine allgemeine Niedergeschlagenheit. Bald vermehrte die Besorgnisse eine andere unglückliche Begebenheit, — der Verlust von Brüssel.

Diese volkreiche und einst so blühende Stadt war, durch die spanische Blokade seit dem Heumonath des vergangenen Jahrs, in einen bedauernswerthen Zustand versetzt, und zu einem Sitz der Zerrüttung und des äussersten Mangels geworden. Um die Consumtion zu mindern, ward ein Theil der ärmeren Einwohner aus der Stadt geschafft; aber die Spanier ließen diese Unglücklichen entweder nicht durch, oder hingen die Männer auf, und sandten die Weiber mit abgeschnittenen Röcken in die Stadt zurück. Der Hunger erzeugte die gräßlichsten Scenen. Die Mutter einer zahlreichen Familie, aller Mittel beraubt, sich und diese zu ernähren, vergiftete erst ihre Kinder und dann sich selbst, um den Qualen des Hungertodes zu entgehen.

Die Stadt war ihrem traurigen Schicksale überlassen. Keine Hülfe war zu hoffen; denn Frankreich verweigerte sie, und Holland beschäftigte die Vertheidigung des Nordens der Niederlande, wo die spanischen Waffen ebenfalls thätig waren. In dieser Noth ward endlich beschlossen, mit den Feinden in Unterhandlung zu treten, und der Ritter Tempel, Befehlshaber der Besatzung, sowohl als der Rath sandten in dieser Absicht Deputirte in das Lager bey Beveren. Hier ward am 10. März (1585) eine Capitulation abgeschlossen, nach deren Inhalt sich Brüssel den Spaniern ergab, und die Besatzung freyen Abzug erhielt. Den nichtkatholischen Einwohnern ward noch ein zweyjähriger Aufenthalt in der Stadt verstattet, um sich während desselben zu bedenken, ob sie dem Protestantismus entsagen, oder auswandern wollten. Den Tag nach der Uebergabe Brüssels hatte sich Graf Hohenlohe mit einem Convoy von Lebensmitteln und andern Vorräthen, von Bergen op Zoom aus, dahin in Marsch gesetzt. Als er

aber unter Weges den Fall der Stadt erfuhr, brachte er seine Vorräthe nach dem ebenfalls blokirten Mecheln, welches dadurch in den Stand gesetzt ward, sich noch vier Monathe länger zu halten.

Dem Verlust von Brüssel folgte unmittelbar der von Nimwegen und Dösburg (15. 30. März). Beyde Städte unterwarfen sich dem Könige freywillig, auf Veranstaltung ihrer katholischen Einwohner. Der unternehmende Tassis, welcher in den Gegenden der Yssel den Meister spielte, verwüstete die Velau, eroberte die beyden Schlösser Hakfoort und Nieuwbeek, und ließ die Besatzung des erstern bis auf den letzten Mann niederhauen, den Befehlshaber des letztern aber aufhängen. Er unternahm darauf einen Streifzug durch Gooiland, plünderte, machte Gefangene, erpreßte über 100,000 Gulden Contributionen, eroberte mehrere Schlösser, und bedrohte sogar die Grenzen der Provinz Holland, welche dadurch genöthigt ward, für ihre eigene Sicherheit zu sorgen, und um so weniger für die Rettung Antwerpens thun konnte.

Hier hatten die schnell auf einander folgenden Nachrichten von so vielfachen Verlusten und Unfällen zwar einen lebhaften Eindruck auf die Gemüther gemacht, aber den Muth der Einwohner nicht niedergeschlagen. Die wachsende Gefahr schien sie nur kühner und entschlossener zu machen, und man hörte nur Eine Stimme, die, welche eine fortgesetzte und entschlossene Vertheidigung wider die Angriffe des Feindes forderte. Sollte die Tyranney ihren Fuß von Neuem in eine Stadt setzen, welche die erste im Bunde der Freyheit, und so lange der Sitz der großen Nationalrepräsentation gewesen war? Diesen geheiligten Boden durfte kein Sclave des Despotismus betreten, so lange noch ein Bürger lebte, ihn mit seinem Blute zu vertheidigen. So dachten und sprachen die Bewohner Antwerpens, und überzeugt, daß die Er-

haltung ihrer Stadt allein von der Zerstörung der Brücke abhange, sannen alle Patrioten auf Mittel, diese zu bewirken.

Unter denen, welche deßhalb Vorschläge thaten, trat auch Friedrich Gianibelli auf, derselbe, der beym Anfange der Blokade einen Plan zur Verproviantirung der Stadt entworfen hatte. Dieser außerordentliche Mann war aus Mantua gebürtig, hatte Anfangs als Kriegsbaumeister in Italien gedient, und war von dort nach Spanien gegangen, wo er dem Könige seine Dienste in den Niederlanden anboth. Man machte ihm Hoffnung, seinen Wunsch zu erfüllen; aber seine Anstellung verzog sich von einer Zeit zur andern, bis er endlich voll Unwillen ein Land verließ, wo man seinen Talenten so wenig Gerechtigkeit widerfahren ließ. Vor seiner Abreise soll ihm die Drohung entfahren seyn: die Spanier sollten einst mit Thränen den Nahmen des verachteten Mannes hören. Er ließ sich hierauf zu Antwerpen nieder, wo er sich verheirathete, und allgemeine Achtung genoß; weil er als ein treffliches Kunstgenie, vorzüglich als ein guter Physiker und Feuerwerker, bekannt war. Besonders schätzte ihn die Königinn Elisabeth von England, von der er auch einen Jahrgehalt empfing.

Das Mittel, welches er zur Bewirkung des Untergangs der Brücke vorschlug, war eben so groß und genialisch, als jenes wunderbare Werk selbst. Durch Brander und Minenschiffe, welche er zurüsten wollte, sollte die Zerstörung geschehen. Er forderte zu diesem Zwecke die drey großen zu Antwerpen liegenden Schiffe, den Löwen von 500, die goldene Post von 350, und Oranien von 150 Tonnen, und außerdem 60 kleinere Fahrzeuge mit platten Böden. Jene sollten als Minenschiffe, diese als Brander zugerüstet und dann die ganze Flotte, durch Ketten, Taue und Mastbäume mit einander verbunden, gegen die Brücke herabgesandt werden.

Welche Wirkungen wären durch die Ausführung dieses Plans in seinem ganzen Umfange zu erwarten gewesen, wenn man sie nach dem berechnet, was in der Folge wirklich geschah. Aber der Plan des Künstlers war zu neu und kolossal, als daß er den Beyfall derer, welchen er ihn vortrug, hätte gewinnen können. Diese gemeinen Köpfe waren für keine großen Ideen empfänglich, sie begriffen Gianibelli nicht, und mißtrauten deßhalb seinen Kräften. Dabey sträubte sich ihr Krämergeist gegen den Kostenaufwand für eine Sache, deren Erfolg und Nutzen ihnen so problematisch schien. Man bewilligte dem Künstler endlich zwey Schiffe, die Hoffnung von 80 und das Glück von 70 Tonnen, nebst 13 flachen Fahrzeugen. So wenig entsprechend seinen Erwartungen auch dieser Erfolg seines Vorschlages war, mußte er sich doch damit begnügen, und durch sein Genie den Mangel an Hülfsmitteln ersetzen.

Er ging sogleich an die Verderben drohende Arbeit, und während er die Ausrüstung seiner Feuerflotte mit unermüdetem Eifer betrieb, wurden auch in Seeland lebhafte Anstalten zum Entsatz von Antwerpen getroffen. Die Holländer und Seeländer hatten endlich zu spät eingesehen, daß sie die günstige Gelegenheit, die Vollendung der Brücke zu hindern, versäumt, und an eine fruchtlose Belagerung von Zütphen die kostbare Zeit verschwendet hatten. Jetzt bestimmte sie dringende Noth zu schleuniger Unterstützung ihrer Bundesgenossen, und die zu Middelburg versammelten Staaten ertheilten dem Grafen Hohenlohe und dem Admiral Justin von Nassau Befehl, dem bedrängten Antwerpen zu Hülfe zu eilen. Die Feldherren beschlossen einen Angriff auf das Fort Liftenshoek, um sich durch dessen Wiedereroberung den Weg zur Zerstörung der Brücke zu bahnen. Mit einer Flotte von großen und kleineren Fahrzeugen erschienen sie so plötzlich vor Lieskenshoek, daß die über-

raschte Besatzung kaum Zeit hatte, ihr grobes Geschütz abzufeuern. Das Fort ward beym ersten Anfall erstiegen (3. April), und alles darin niedergehauen, was sich nicht mit der Flucht retten konnte. Eben so leicht bemächtigten sie sich auch der Schanzen Antonihoek, Terventa, Torta und der ganzen Insel Doel. Der Herzog von Parma war so aufgebracht über den Verlust dieser Plätze, daß er die Befehlshaber derselben, wegen ihrer schlechten Vertheidigung, im Angesichte des ganzen Heers enthaupten ließ. Um die Folgen davon minder nachtheilig zu machen, ließ er in größter Eile durch die Deutschen einige neue Schanzen zur Sicherung der Brücke aufführen.

Die niederländischen Befehlshaber begingen einen großen Fehler, daß sie nicht, nach Aldegonde's Rath, unmittelbar nach Eroberung der Forts bis an das äußerste Ende des Dammes von Calloo vordrangen, und sich dort, nach Durchstechung desselben, verschanzten; denn von diesem Winkel her konnte die Brücke am leichtesten mit dem schweren Geschütz bestrichen werden. Indeß hatten sie doch durch die gemachten Fortschritte die freye Schiff-Fahrt vom Meere bis zur Brücke wieder hergestellt. Alles kam jetzt auf den Erfolg des Kunstwerks an, woran Gianibelli mit unermüdeter Thätigkeit arbeitete. Es war seiner Vollendung nahe, und die seeländischen Befehlshaber trafen mit den Antwerper Bundesgenossen die Verabredung, daß in dem Augenblick, wo die Minenschiffe die Brücke gesprengt haben würden, sich die seeländischen und Antwerpischen Flotten von beyden Seiten derselben nähern, ihren Ruin vollenden, und die Durchfahrt einer Proviantflotte nach Antwerpen bewirken sollten. Um das Schutzwerk vor der Brücke auf der Antwerpischen Seite zu zerstören, damit es die Brandflotte nicht aufhalten könne, ward zu Antwerpen eine Anzahl leichter Boote ausgerüstet, welche unter dem Schutze des nächtlichen Dunkels,

mit großen unter dem Wasser verborgenen Haken und Sensen die Ankertaue des Flosses zerschneiden, und die Balken, welche es zusammenhielten, davon trennen, und gegen die Brücke treiben lassen sollten. Aber die Feinde erhielten durch ihre Spione in der Stadt von diesem Anschlage Nachricht, und Barocci ließ die Anker mit Ketten statt der Taue befestigen, und die ganze Nacht hindurch auf den Ufern große Feuer unterhalten, wodurch das Vorhaben der Belagerten vereitelt ward.

Gianibelli hatte endlich sein außerordentliches Kunstwerk vollendet. Nie hatte man zuvor von etwas Aehnlichem gehört, und je mehr die Meisten einen glücklichen Erfolg der versprochenen Wirkung desselben bezweifelten, mit desto gespannterer Erwartung sah man demselben entgegen. Der Künstler hatte beyde größeren Schiffe, das Glück und die Hoffnung, als Minenschiffe, und 32 platte Fahrzeuge als Brander ausgerüstet. Jene waren mit einem Kasten aus Ziegelsteinen, inwendig drey Fuß breit und hoch und sechzig Fuß lang, versehen. Er war oben sechs Fuß hoch mit Leichensteinen, Mühl- und andern großen Steinen in Form eines Daches übermauert, damit die Explosion sich mehr seitwärts verbreiten sollte. Diese Steinkasten bildeten die Mine. Die des größeren Schiffes war mit 7500 und jene des kleineren mit 6000 Pfund des feinsten Schießpulvers geladen, und unter dem Dache lagen große Lasten von eisernen und steinernen Kugeln, Nägeln, Ketten, Klammern und andern verderblichen Dingen. In einigen offenen Löchern des verschlossenen Kastens waren Lunten zum Zünden des Pulvers niedergelegt. Der noch übrige Raum im Schiffe zwischen dem Borde und den Seitenwänden des Minenkastens war mit Balken, durch eiserne Bolzen verbunden, und mit einem Mauerwerk von Quadersteinen angefüllt, und das Ganze mit starken Balken und Dielen bedeckt, um dem

Schiffe das Ansehen eines gewöhnlichen Branders zu geben. Diese Täuschung zu vollenden, ward beym Gebrauch auf dem Dache der Mine ein Feuer angezündet, welches eine ganze Stunde brennen konnte. Zum Anzünden der Mine war ein Uhrwerk angebracht, dessen Mechanismus von der Art war, daß es gerade nur die erforderliche Zeit lief, dann aber, vermittelst eines losschlagenden Musketenschlosses, das Leitfeuer zündete. Die 32 platten Fahrzeuge waren mit Brennstoffen, und einige kleinere mit Büchsenpulver angefüllt. Die beyden großen Vulkane waren es eigentlich, von denen die Zerstörung der Brücke erwartet ward; die übrigen Fahrzeuge sollten dazu dienen, theils die gefährliche Kriegslist zu verbergen, theils die Aufmerksamkeit der Feinde zu beschäftigen, und den Minenschiffen den Weg über das Schutzwerk vor der Brücke zu bahnen. Der 4. April ward zur Ausführung des Unternehmens bestimmt, und die Anführer der bey Lillo liegenden verbündeten Flotte wurden davon benachrichtiget, um sich zum Angriff bereit zu halten.

Der entscheidende Tag ist da. Alle Anstalten sind getroffen, Alles ist zur Ausführung fertig. Zwischen Hoffnung und bangen Besorgnissen getheilt, erwartet Antwerpen die Entscheidung seines Schicksals. Dem Antwerpischen Admiral Jacob Jacobson war aufgegeben, das Auslaufen der Feuerflotte zu veranstalten und zu leiten, und ein Kriegsgeschwader lag in Bereitschaft, die Zerstörung der Brücke zu vollenden, und über den Ruinen derselben den seeländischen Bundesgenossen die Hand zu reichen.

Der Abend bricht an. Das dumpfe Schweigen der Erwartung ruht über Antwerpen. Aldegonde und Gianibelli begeben sich auf den Damm bey der Bauerschanze, den Erfolg abzuwarten. Die Brander werden angezündet, und die Feuer auf den Dächern der beyden Minenschiffe lodern auf. Das Geschwader, an welches so große Hoffnungen geknüpft

sind, tritt seine Fahrt an. Voran schwimmen einzeln die kleineren Fahrzeuge, dann folgen die 32 Brander in Gruppen von acht und acht mit Ketten zusammengefügt. Den Beschluß machen die beyden Minenschiffe. Gleich Anfangs entstand eine Art von Verwirrung; denn der Admiral Jacob beging den Fehler, — vielleicht vorsätzlich aus Haß oder Neid gegen den Künstler — daß er bey der Abfahrt die Brander und Minenschiffe zu schnell auf einander folgen ließ. Matrosen in kleinen Nachen leiteten an Tauen die Schiffe. Die ganze Flotte schwamm an der Küste hin dem Strom entlang, und tausend Wünsche folgten ihrer Fahrt.

Die Belagernden hatten früher schon durch ihre Kundschafter Nachricht erhalten, daß man in Antwerpen mit einem gefährlichen Anschlage gegen die Brücke umgehe; von der eigentlichen Beschaffenheit desselben aber waren sie nicht unterrichtet. Indeß wurden Maßregeln gegen jeden möglichen Versuch getroffen, und die Wachen in den Forts, auf den Dämmen und auf der Brücke vermehrt. So vorbereitet erwartet man ruhig die Unternehmungen des Feindes. Auf ein Mahl erblicken die ausgestellten Posten während der Nacht oberhalb auf dem Strome ein brennendes Fahrzeug, dann noch eins und endlich eine ganze im Feuer stehende Flotte. Sie rufen ins Gewehr, und nach wenigen Augenblicken ist das ganze Lager in Bewegung. Jede Fahne eilt auf ihren Allarmplatz. Die ganze Brücke von einem Ende bis zum andern, die Dämme, Batterien, und Uferschanzen und die Brückenschiffe werden mit Soldaten besetzt. Mit brennenden Lunten, in gespannter Erwartung stehen sie zum Kampfe bereit, und harren der Entwicklung der räthselhaften Erscheinung entgegen. Alexander selbst war zugegen, und ertheilte die nöthigen Befehle. Näher und näher schwamm die brennende Flotte. Ihr Anblick gewährte ein herrliches Schauspiel in der schönen milden Frühlingsnacht. Es war die

schönste nächtliche Erleuchtung, die man sehen kann. Nicht die Brandstoffe in den Schiffen, sondern diese selbst schienen in Flammen zu stehen. Der Strom glich einem Feuermeer, die Ufer glänzten, die Gegenstände traten aus dem nächtlichen Dunkel hervor, ein magischer Schattentag ging über der umliegenden Gegend auf, und die Waffen der Soldaten funkelten im Widerscheine der brennenden Flotte. Die letztere hatte sich der Brücke bis auf zweytausend Schritte genähert. Jetzt lenkten die Bootsleute die Schiffe nach der Mitte des Stroms, zündeten die Lunten auf den Minenschiffen an, kappten ihre Taue, und ruderten dann eilend davon, um den Erfolg in der Ferne abzuwarten. Die zu früh sich selbst und der Willkühr des Stroms überlassenen Schiffe nahmen nicht alle denselben Lauf, und kamen bald in Unordnung. Mehrere von den Brandern geriethen auf Untiefen, oder verbrannten, ohne Schaden zu thun. Selbst das kleinere der beyden Minenschiffe ward an das Ufer geworfen, bekam einen Leck, und sank in den Grund. Von den kleineren Feuerschiffen verwickelten sich verschiedene in den Sturmpfählen der Schwimmer. Schon verminderte sich die Anzahl der Brander, die Feuer erloschen nach und nach, alle Gefahr schien vorüber, und die Soldaten scherzten und ergossen sich in Spöttereyen über den Feind, der so große Anstalten um nichts gemacht habe, — als plötzlich das zweyte größere Minenschiff, die Hoffnung, von der flandrischen Küste herüber sich gegen das Schutzwerk vor der Brücke senkte. Mit gewaltiger Kraft drang es auf die Sturmpfähle, zersprengte das Werk, und näherte sich drohend der Brücke, da wo auf der flandrischen Seite die Steccada in dem hölzernen Castell sich endete. Die Soldaten erhoben ein Geschrey, alle Gemüther wurden mit Besorgniß erfüllt, und der Herzog, welcher das Geräusch vernahm, eilte mit Roubaix, Billi, del Vasto und Cajetano nach dem bedroheten hölzernen Castell, und befahl

den spanischen Matrosen, den Brander von der Brücke abzulenken. In diesem Getümmel nähert sich ihm plötzlich mit ängstlicher Eile ein spanischer Fähnrich von seiner Leibwache, der vielleicht von dem berühmten Feuerkünstler Gianibelli und dessen Drohung gegen seine Landsleute gehört hatte, und bestürmte den Fürsten mit dringenden Bitten, die Brücke eilends zu verlassen, weil hier sicher eine grosse Gefahr drohe. Der Feldherr, keine Furcht kennend, sieht ihn voll Verwunderung an, und bleibt. Aber sein Warner hört nicht auf, ihn zu bitten, wirft sich vor ihm nieder, und beschwört ihn: nur dieß Mahl ihm zu folgen! ergreift sein Gewand, und zieht ihn sanft hinweg. Der Herzog gibt endlich nach, und verläßt mit del Vasto und Gajetano das Castell; Billi und Roubaix aber bleiben zurück. Kaum hat er die Brücke zurückgelegt und den ersten Schritt in das Fort Santa Maria gethan, da stößt das Minenschiff an die Brücke, und fliegt mit einem entsetzlichen zermalmenden Knall auf, als stürzten Himmel und Erde zusammen. Der mächtige Strom wird bis auf den Grund aufgewühlt, und tritt zürnend über seine Ufer heraus. Zwey Meilen in der Runde wird die Erde, wie in einem Erdbeben, gerüttelt, und die furchtbaren Eingeweide des Vulkans, vermischt mit Balken und Trümmern der Brücke, mit Geschütz, Gewehren, Matrosen, Soldaten und den Trümmern des Minenschiffs, von welchem sich nie eine Spur wiederfand, werden hoch durch die Luft geschleudert. Der Herzog mit seinen Begleitern stürzten bewußtlos zu Boden. Ein Pfahl verwundete ihn an der Schulter, und del Vasto und Gajetano erhielten ebenfalls Verletzungen; indeß erwachte er bald wieder aus seiner Betäubung, und eilte, ohne noch zu wissen, was vorgefallen war, mit gezogenem Degen nach der Brücke.

Welch ein entsetzliches Schauspiel both sich ihm hier dar! Der Strom schäumte und rauschte in furchtbaren Strudeln,

mit Trümmern, todten Leichnamen und Verwundeten bedeckt. Ein dumpfes Gewimmer der Unglücklichen, welche hülflos zwischen Pfählen und Balken hingen, oder unter den Trümmern des Pfahlwerks vergraben lagen, drang herzzerschneidend in sein Ohr. Das Castell, wo er selbst noch erst gestanden hatte, mit allen darin gewesenen Officieren, Soldaten und Kanonen war verschwunden, ein Theil des daran stoßenden Pfahlwerks vernichtet, und sechs Schiffe mit ihrer sämmtlichen Mannschaft hatte der Abgrund verschlungen. So über alle Beschreibung schrecklich war die Verwüstung der Explosion. Nie hatte man seit Erfindung des Pulvers von ähnlichen Wirkungen desselben gehört. Die Schelde war über zweytausend Schritte über ihre Ufer getreten, und das Fort Calloo dergestalt überschwemmt, daß die Soldaten bis an das Knie im Wasser standen; selbst im Fort Santa Maria stand es über zwey Fuß hoch. Die stärksten Grabsteine waren bis auf *tausend* Fuß weit über das Ufer geschleudert, und man fand sie zum Theil vier Fuß tief in die Erde versunken.

Ueber 800 Soldaten und Matrosen hatten auf eine eben so mannigfaltige als gräßliche Art das Leben verloren. Ein Theil ward durch den infernalischen Dampf des Vulkans erstickt, oder durch die heftige Erschütterung getödtet; andere ertranken oder verbrannten in dem kochenden Strome, wurden von den umherfliegenden Steinen und Balken zermalmt, oder mit solcher Heftigkeit Einer wider den Andern geworfen, daß sie sich gegenseitig zerschmetterten. Der Marquis von Roubaix und Billi, zwey Niederländer, wovon jener Anfangs die Partey der Staaten gehalten hatte, und dieser seit Anfang der Revolution ihr unversöhnlicher Feind gewesen war, Torci, Sigura und zwey und zwanzig andere Befehlshaber waren ein Raub des Todes geworden. Roubaix Leichnam hing an einem Schiffsseile; Billi's vermoderter Körper ward erst einige Monathe darauf, nach Abtragung der Brücke, un-

ter einem Balken gefunden, und an einer goldenen Kette, die er gewöhnlich zu tragen pflegte, erkannt.

Manches von den dem Tode geweihten Opfern ward wunderbar erhalten. Dem Marquis von Brüssel warf die Explosion unbeschädigt aus einem Schiffe in das andere. Der Hauptmann Tucci ward am Fort Santa Maria in voller Rüstung in die Luft gehoben, einige Minuten gleich einer Feder umhergewirbelt, und dann in den Strom geworfen, wo er sich des Panzers entledigte, und durch Schwimmen an das jenseitige Ufer rettete. Einen jungen Menschen von des Herzogs Leibwache ergriff auf der Brücke, nahe an der flandrischen Küste, ein Wirbel, und schleuderte ihn über den ganzen Strom auf das brabantische Ufer, ohne daß er eine andere Beschädigung, als eine kleine Verletzung an der Schulter beym Herabfallen, erhielt.

Man fürchtete Anfangs, auch der Herzog sey durch die Explosion getödtet, weil er nur wenige Minuten vor derselben noch auf der Brücke gesehen worden war. Mondragone, Carl Mannsfeld und Capizucci eilten daher, ihn aufzusuchen, und fanden ihn zu ihrer Freude noch lebend. Er war der Brücke zugeeilt, und stand hier, die schreckliche Zerstörung überblickend, und den Schmerz der erhaltenen Verletzung über den weit grösseren seiner verlornen Hoffnungen vergessend. Welche Empfindungen durchdrangen in diesem Augenblick den grossen Mann! Die Brücke, das mühsame Werk überspannter Anstrengungen, ist durchbrochen, zwey seiner besten Feldherren und eine zahlreiche treffliche Mannschaft sind getödtet; allgemeine Verwirrung herrscht im Heere, das Entsetzen hat alle Kräfte gelähmt; die Pulvervorräthe sind durch die Ueberschwemmung unbrauchbar gemacht, und die Lunten feucht. Alles ist verloren, wenn die feindlichen Flotten von Antwerpen und aus Seeland erscheinen, und mit jedem Augenblicke muß man ihrer Ankunft entgegen sehen. Wie ein grosses

schauderhaftes Gemählde stand die ganze gräßliche Scene mit allen ihren schrecklichen Folgen vor seiner Seele. Aber nur einen Augenblick überließ er sich dem Schmerze und der Trostlosigkeit. Einen Helden, wie Parma, kann das Unglück wohl erschüttern, aber nicht zu Boden schlagen; und wo die gemeinere Natur unter fruchtlosen Klagen duldet, oder im Sturm der Verzweiflung untergeht, da schafft sich ein solcher Geist die Mittel, den Schlägen des feindseligen Geschickes kraftvoll entgegen zu wirken. Kaum hat er sich von der ersten Betäubung erhohlt, so befiehlt er Georg Basta, der auf das Krachen des auffliegenden Vulkans mit einigen Reitergeschwadern herbeygeeilt war, die Brücke, die Schanzen und alle Posten am Ufer zu bereiten, die Ordnung wieder herzustellen, und Kundschaft einzuziehen, ob der Feind Bewegungen mache. Er läßt die Verwundeten, diese Gegenstände des Schreckens, hinwegschaffen, spricht den niedergeschlagenen Kriegsleuten Muth und Trost ein, und da noch immer kein Feind erscheint, beschließt er, ungesäumt die beschädigte Brücke wieder herzustellen. Sogleich wird Hand an das Werk gelegt. Er selbst, der Feldherr und alle seine Officiere unterziehen sich der Arbeit, und willig folgen ihrem Beyspiele Soldaten und Matrosen. Unter einem furchtbaren Geräusch von Trommeln und Trompeten, um das Getöse der Arbeitenden zu übertönen, werden die Trümmer fortgeschafft, und noch in derselben Nacht wird die Oeffnung in der Brücke durch Pfahlwerk, aufgefischte Balken und einige in der Eile herbeygeschaffte Fahrzeuge wieder verschlossen. Freylich war diese ganze Arbeit mehr auf eine Täuschung als auf eine wirkliche Wiederherstellung der Brücke berechnet, denn diese in einer so kurzen Frist zu bewirken, war eine Unmöglichkeit; aber die feindlichen Kundschafter konnten doch dadurch betrogen werden. Um das Blendwerk zu vollenden, ward die ganze Brücke mit Soldaten besetzt. Als der Tag anbrach, und immer noch

kein feindliches Segel erschien, war der Herzog schon halb getröstet. Alles kehrte nach und nach in die alte Ordnung zurück, und man fing an, mit Ernst an einer dauerhafteren Wiederherstellung der Brücke zu arbeiten. Ein deutsches Regiment, welches der Feldherr nach dem Verlust von Lieffenshoek aus Geldern herbeygerufen hatte, traf gerade jetzt zur gelegensten Zeit im Lager ein, ersetzte den durch die Explosion veranlaßten Abgang an Mannschaft, und vermehrte die Zahl der Arbeiter.

Je außerordentlicher die Wirkungen von Gianibelli's Höllenmaschine waren, desto mehr Erstaunen erregt die gänzliche Unthätigkeit der Belagerten und ihrer Bundesgenossen. Auch nicht der kleinste Versuch ward von ihnen gemacht, die so günstigen Folgen derselben zu benützen. Die Veranlassung zu dieser unbegreiflichen Erscheinung war — eine gänzliche Unwissenheit dessen, was bey der Brücke vorgefallen war. So fabelhaft und unglaublich das scheint, gibt uns doch die Geschichte hinreichende Aufschlüsse über den Zusammenhang dieses räthselhaften Ereignisses.

Als die brennende Flotte von Antwerpen zu ihrer Bestimmung abfuhr, erhielten zugleich einige Galeeren den Auftrag, ihr von fern nachzufolgen, und sobald die Explosion erfolgt, und die Brücke gesprengt sey, ein Signal durch Raketen und Feuerpfeile zu geben, sodann durch die geöffnete Brücke zu eilen, und die zu Lillo vor Anker liegende seeländische Flotte ebenfalls davon zu benachrichtigen. Zugleich ward dem Antwerpischen Admiral Jacob befohlen: in dem Augenblicke, da die Signale erfolgen würden, die Anker zu lichten, und mit seinem Geschwader die Brücke anzugreifen. Aber indeß Aldegonde, Gianibelli und ganz Antwerpen mit Ungeduld harrten, blieb Alles ruhig, keine Signale erfolgten, und endlich kehrten die ausgesandten Galeeren mit der unerwarteten Nachricht zurück, daß die Feuer-

flotte keine Wirkung gethan habe. Die furchtsamen Bootsleute aber hatten den erhaltenen Befehl nicht befolgt, ob ihnen gleich eine Belohnung von hundert Gulden dafür versprochen worden war; sie blieben in weiter Entfernung, und ruderten, ohne die Katastrophe abzuwarten, nach der Stadt zurück. Auch den folgenden Tag, wie günstig auch der Wind zuweilen blies, erschien kein seeländisches Fahrzeug von Lillo her. Der falsche Bericht der Galeeren schien dadurch bestätigt, und man unterließ deßhalb von Antwerpen aus jede nähere Untersuchung, ohne zu ahnen, daß das Ausbleiben der Bundesgenossen lediglich eine Folge der eigenen Indolenz war, da jene ohne alle Nachricht blieben. So verloren die Antwerper durch eine unverzeihliche Nachlässigkeit alle Vortheile jener merkwürdigen Nacht, und den günstigen Moment zu ihrer Rettung, welcher nie wiederkehrte. Gianibelli war in Verzweiflung, und schwebte in Gefahr, ein Opfer des wüthenden Volks zu werden; denn auf ihn warf man alle Schuld des Mißlingens, und nannte ihn einen Charlatan, der seine Mitbürger mit glänzenden Versprechungen geäfft, und große Summen unnütz verschwendet habe. Doch schon den dritten Tag nach der Explosion ward der mißhandelte und tief gekränkte Künstler vollkommen gerechtfertigt. Ein von Lillo abgesandter Bothe des Grafen Hohenlohe, welcher während der Nacht ganz nackend unter der Brücke durchgeschwommen war, brachte die erste Nachricht von den großen Zerstörungen des Minenschiffs nach Antwerpen. Zu spät bedauerte man jetzt, sie nicht besser benutzt zu haben, und Gianibelli erhielt den Auftrag, unverzüglich an einer neuen Höllenmaschine zu arbeiten; aber die Gunst des Glücks war auf immer verscherzt.

Im ersten Eifer und noch voll von Bewunderung über die großen Wirkungen des Vulkans, wollte man dem Künstler die drey zuerst verlangten großen Schiffe und sechzig klei-

nere Fahrzeuge zur Ausrüstung einer neuen und stärkeren Feuerflotte überlassen; bey kälterer Ueberlegung aber fand man die Sache zu kostbar, und Gianibelli erhielt nur das einzige Schiff Oranien. Dieses rüstete er als Minenschiff aus, und gab ihm eine Ladung von 4000 Pfund Pulver. Um zu verhindern, daß sich der Feind demselben nicht nähern, das Feuer löschen und die Wirkungen des Vulkans hindern könne, behing er das Schiff mit drey und zwanzig Biertonnen, welche mit Steinen und Pulver angefüllt waren, und aufflogen, so wie das Pulver sie nach und nach ergriff. Ueber dem wurden noch vier Brander zur Begleitung des Minenschiffs ausgerüstet. Doch als die Arbeit vollendet war, wagte Niemand, das Schiff zu besteigen, und die Expedition unterblieb. Die Brander wurden in der Folge bey dem Angriffe auf den Covensteinschen Damm gebraucht, das Minenschiff aber blieb ganz unbenutzt, und ward nach Eroberung der Stadt von dem Herzog von Parma sehr genau untersucht. Die Unthätigkeit der Belagerten ließ dem Feldherrn Zeit, den der Brücke zugefügten Schaden vollkommen wieder herzustellen. Um sie gegen ähnliche Unfälle in Zukunft zu sichern, wurden in der Mitte einige Schiffe beweglich gemacht, und so eingerichtet, daß sie aus der Reihe genommen werden konnten, um die ankommenden Brander oder Minenschiffe durchgehen zu lassen; das erste Beyspiel eines Durchlasses bey Schiffbrücken, dessen die Geschichte erwähnt. Auf den Rath eines Engländers mußten des Nachts kleine Ruderschiffe, mit Ankern und Haken versehen, oberhalb der Brücke hin und her fahren, um die feindlichen Feuerschiffe aufzufangen, und mit den Ankern an das Ufer zu befestigen.

Indeß war zwischen den Belagerten und den seeländischen Bundesgenossen ein neuer Entwurf zur gemeinschaftlichen Rettung der Stadt verabredet worden. Was das Element des Feuers nicht bewirkt hatte, das sollte jetzt durch

Hülfe eines andern, des Wassers ausgeführt werden. Der Plan war, Antwerpen auf eine ähnliche Art wie einst Leyden zu entsetzen; indem man der Flotte auf dem überschwemmten Lande zur Seite der Schelde einen Weg dahin bahnte, wodurch die Brücke der Spanier umgangen und ganz unnütz ward. Dieß konnte entweder auf der flandrischen oder brabantischen Seite geschehen; denn beyde waren schon durch die Durchstechung der Scheldedämme überschwemmt. Aber auf der ersteren, wo die Flotten auf ihrer Fahrt die Dämme von Kloppperen und Calloo nicht vermeiden konnten, bothen sich unendliche Schwierigkeiten dar. Leichter ausführbar schien das Unternehmen auf der brabantischen Seite, wo das ganze niedere Land von Lillo bis Antwerpen überschwemmt war, und nur ein bedeutendes Hinderniß, der Covensteinsche Damm, welcher erst durchstochen werden mußte, sich der Fahrt zwischen beyden Orten entgegenboth.

Diesen Damm, der von dem brabantischen Hochlande unweit dem Dorfe Stabroek an, neben der Burg Covestein vorbey in einer Länge von drey tausend Schritten mitten durch die Niederung lief, und sich zuletzt an den Scheldedamm lehnte, hatte der spanische Feldherr gleich beym Anfange der Belagerung nicht nur durch einen Anwurf von Balken, Faschinen und Erde verstärkt, sondern ihn auch durch ein Fort bey Stabroek und ein anderes, die heilige Kreuzschanze genannt, an der Stelle seiner Vereinigung mit dem Scheldedamm, wider feindliche Angriffe zu sichern gesucht. Vermittelst dieses und des Scheldedammes und der Brücke hatte das Lager bey Stabroek eine sichere Gemeinschaft mit dem bey Beveren auf der flandrischen Seite. Die allgemeine Ueberschwemmung schränkte die Belagernden in ihren Bewegungen fast nur allein auf die Dämme ein, welches sehr oft in den Niederlanden der Fall war.

Ohne sich des Covensteinschen Dammes zuvor bemächtigt

zu haben, konnten die Niederländer ihren Plan, Antwerpen durch eine Fahrt über das überschwemmte Land zu entsetzen, nicht realisiren, und der Herzog beschloß daher, sobald er von ihrem Vorhaben Nachricht erhielt, diesen wichtigen Posten noch mehr zu verstärken. Er zieht schleunig eine Anzahl Truppen und Kanonen aus den benachbarten eroberten Städten an sich, übergibt dem Grafen Carl Mannsfeld die Aufsicht über die Brücke, und geht nach dem Damme ab, um durch seine Gegenwart die neuen Arbeiten zu beschleunigen. Es wurden neben den alten noch drey neue Schanzen angelegt: die Jacobsschanze, tausend Schritte oberhalb der Kreutzschanze, in gleicher Entfernung von jener die St. Georgen- und endlich die Siegs- oder Pfahl-Schanze, welche auf Pfählen vor den Damm herausgebaut ward. Diese Werke gewährten in der Ferne den sonderbaren Anblick, daß sie über dem Wasser in der Luft zu schweben schienen; weil die ganze umliegende Gegend und selbst die Oberfläche des Dammes überschwemmt war. Die neuerbauten Schanzen erhielten eine zahlreiche und auserlesene Besatzung, und drey der bravsten Officiere, Camillo Delmonte, Michael Benitto und Juan Gamboa, zu Befehlshabern. So vorbereitet erwartete der Herzog die Unternehmungen der Feinde.

Nach der zwischen den Belagerten und den Bundesgenossen getroffenen Verabredung sollte der Damm von Lillo und Antwerpen her zugleich angegriffen und dabey auch ein neuer Versuch zur Zerstörung der Brücke gemacht werden. Die vereinigte holländisch-seeländische Flotte, 150 Segel stark, setzte sich zuerst von Lillo aus in Bewegung, und während der Admiral Justin von Nassau mit einem Theile derselben auf der Schelde umherschwamm, und bald die Brücke bald die Ufer des Stroms bedrohete, erschien Hohenlohe mit dem Ueberrest der Flotte vor dem Covensteinschen Damm, und machte zum Schein auf mehreren Puncten desselben Versuche zu ei-

nem Angriff. Durch diese Bewegungen ward die Aufmerksamkeit der Spanier überall beschäftiget, und ihre Truppen litten sehr, weil sie stets unter den Waffen seyn mußten.

Plötzlich, während einer stürmischen Nacht (6. — 7. May), da die Verbündeten die verabredeten Signale von Antwerpen her zu bemerken glauben, schwimmt Hohenlohe mit seinen platten Fahrzeugen, zwischen der Siegs- und Georgenschanze, an den Damm, und greift ihn an. Die spanischen Wachen werden überrascht, und flüchten in die nächsten Schanzen, worauf die Niederländer im ersten Anfall den Damm ersteigen. Mit Ungeduld erwarten sie jetzt die Antwerper Flotte, um die gewonnenen Vortheile behaupten und verfolgen zu können; aber sie erscheint nicht. Die Spanier haben sich indeß von der ersten Bestürzung erhohlt, von allen Seiten eilen Verstärkungen herbey, und nach einem heftigen Gefecht werden die Seeländer gezwungen, den Damm wieder zu räumen. Sie hatten einen großen Verlust an Mannschaft erlitten, auch einige Schiffe eingebüßt, die von dem feindlichen Geschütz zerschmettert wurden, und führten bey ihrer Rückkehr die bittersten Klagen über das Ausbleiben der Antwerpischen Flotte.

Letzteres war abermahls die Folge eines unglücklichen Zufalls, — ein sichtbarer Beweis, wie Meteeren voll Wehmuth ausruft, von dem Willen des Himmels, die Stadt Antwerpen zu züchtigen! — oder vielmehr die Folge einer kraftlosen und indolenten Regierung, die ihren Befehlen keinen Gehorsam zu verschaffen weiß. Das Auslaufen der Antwerpischen Flotte sollte, nach dem getroffenen Uebereinkommen, durch ein Feuerzeichen von dem höchsten Thurme der Stadt signalisirt werden, und das Signal auf ein von Aldegonde in einer Schanze gegebenes Zeichen erfolgen. Derjenige, welchem jenes Geschäft aufgetragen war, übertrug es einem Andern, der weder von dem Zusammenhange noch von der Wichtig-

keit der Sache unterrichtet war. Durch einen Irrthum hielt er ein entferntes Feuer für Aldegonde's Zeichen, und gab sogleich das verabredete Signal vom Thurme, ehe die Antwerpische Flotte zum Auslaufen bereit war. Daher kam es, daß die Seeländer ohne Unterstützung blieben. Der Herzog von Parma sagt in seinem Bericht an den König: Die Antwerper wären mit Vorsatz zurückgeblieben, um erst den Erfolg des Angriffes ihrer Bundesgenossen abzuwarten. In den niederländischen Geschichtschreibern wird dieser Beschuldigung nicht gedacht.

Wider Aldegonde's Rath ward bald nach jenem ersten, ein zweyter Angriff des Covensteinschen Dammes zwischen den Antwerpern und den Bundesgenossen verabredet und beschlossen. Die Seeländer verstärkten ihre Flotte, und ersetzten den Abgang an Mannschaft aus den Festungsbesatzungen. Auch der Herzog von Parma versah die Forts auf dem Damme mit mehrerem Geschütz, und umgab den ganzen Damm mit Brustwehren und Pfahlwerk, um dem Feinde noch größere Schwierigkeiten bey einem Landungsversuche entgegen zu setzen.

Nicht nur dem Covensteinschen Damme, auch der feindlichen Brücke ward ein neuer Sturm bereitet. Gianibelli's zerstörende Kunst hatte abermahls eine Feuerflotte von sechs Minenschiffen und acht Brandern zur Vernichtung der letzteren ausgerüstet. An den Vordertheilen der Minenschiffe waren eiserne Schnappen und Spieße angebracht, um desto leichter, vermittelst eines heftigen Stoßes die Brücke zu sprengen, und damit sie sich in ihrer Richtung erhielten, und nicht wieder durch Strom und Sturm an das Ufer geworfen würden, hatte man, nach Strada's Versicherung, unter dem Vordertheil jedes Schiffes ein Segel befestigt, welches vom Strome selbst angeschwellt, nicht nur das Fahrzeug schneller forttrieb, sondern auch das Abweichen desselben von seinem

Laufe verhinderte. Ein deutscher Arbeiter Gianibelli's soll der Erfinder dieser sonderbaren und räthselhaften Einrichtung gewesen seyn. In der Nacht vom 20. Mai brach die Feuerflotte auf. Vor ihr her den Strom hinab schwammen siebzehn kleine Maschinen oder Flösse, die aus angebohrten Fahrzeugen und leeren Tonnen zusammengesetzt waren, und nur einen Fuß aus dem Wasser hervorragten. Vermöge dieser Einrichtung konnten sie nicht von den hervorragenden Spitzen des Schutzwerks vor der Brücke ergriffen werden, und es um so leichter durchbrechen. Die Spanier, von dem Auslaufen der Brandflotte benachrichtigt, hatten sich zu ihrem Empfange vorbereitet. Die kleinen schnellrudernden Wachboote waren in der größten Thätigkeit, fingen einen Theil der Brander mit ihren Haken auf, und schleppten sie nach dem Ufer, wo sie, ohne Schaden zu thun, sich in ihren eigenen Flammen verzehrten. Eines von den mit Schwertern und Spießen versehenen Schiffen entging den Booten, und zersprengte mit einem Stoße das Schutzwerk. In dem Augenblick trieb ein anderes Schiff mit dem vollen Zuge des Stromes die entstandene Oeffnung gegen die Brücke, und obgleich der Durchlaß sogleich geöffnet ward, stieß doch der feindliche Vulkan an das nächste Brückenschiff, und vernichtete es. Einige nachfolgende Minenschiffe schwammen, ohne Schaden zu thun, durch die Brücke, und flogen in weiter Entfernung auf. Dieß war das unbedeutende Resultat dieser Expedition, die Brücke ward sogleich wieder hergestellt, und ein Paar ähnliche spätere Versuche gegen dieselbe hatten gar keinen Erfolg. Auch wiederhohlte man sie nur um die Aufmerksamkeit des Feindes zu beschäftigen, ohne eine große Wirkung davon zu hoffen; denn alle Kräfte der Verbündeten waren zur Bestürmung des Covensteinschen Dammes angespannt, wo das Schicksal Antwerpens entschieden werden sollte. Der 26. Mai war der dazu bestimmte Tag, und die

Wichtigkeit der Unternehmung machte ihn zu einem der merkwürdigsten, so wie die überspannte Tapferkeit, mit der die Kämpfenden sich schlugen, zu dem blutigsten im ganzen Laufe der Belagerung.

Die vereinigte holländisch-seeländische Flotte, geführt von Hohenlohe, Justin von Nassau und Haultein, Befehlshaber von Walcheren, näherte sich, hundert Segel stark, dem Damme; und zu gleicher Zeit rückte die Antwerpische, fast von derselben Stärke, unter Aldegonde, dem Admiral Jacob und dem Obersten Morgan und Balfour, über Osterwel heran. Die grösseren Schiffe waren mit Geschütz und Soldaten besetzt; die kleineren trugen Erd- und Woll-Säcke, Faschinen und Schanzkörbe, Feuertöpfe und Kunstfeuer, Schanzgräber und Handwerker. Eine grosse Anzahl anderer Schiffe im Gefolge der seeländischen Flotte, war mit Getreide und anderem Proviant befrachtet, und für Antwerpen bestimmt.

Zuerst näherte sich die vereinigte seeländische Flotte dem Damme. Vier Brander, die das Ansehen von Minenschiffen hatten, schwammen vor ihr her, um die feindlichen Posten vom Rande des Dammes zu verscheuchen. Diese List gelingt. Einer von den Brandern fliegt mit schrecklichem Krachen in die Luft, und alle spanischen Posten zwischen der Georgs- und Pfahl-Schanze, einen Eisen- und Stein-Hagel, wie einst an der Scheldebrücke, befürchtend, ziehen sich eilends zurück. In diesem Augenblicke werfen sich 800 Seeländer an's Land, und bemächtigen sich, unter einem mörderischen Kanonenfeuer des ganzen Raums zwischen der Georgs- und der Pfahlschanze. Zwar flogen sogleich die spanischen Hauptleute Gamboa und Padilla herbey, und griffen die Seeländer an; da aber in eben dem Augenblicke auch die Antwerper auf der andern Seite des Dammes landeten, mußten jene der Uebermacht weichen, und sich in ihre Schanzen wer-

fen. Die Antwerper vereinigten sich jetzt mit ihren Bundesgenossen, und führten mit gemeinschaftlichen Kräften eine Brustwehr aus Erdsäcken, Faschinen und Balken auf, um sich auf dem gewonnenen Terrain zu behaupten. Eine Anzahl auserlesener Büchsenschützen besetzte die Verschanzung, und dem Obersten Morgan ward ihre Vertheidigung anvertraut. Zugleich wurden eine Menge Schanzgräber gelandet, welche unverzüglich anfingen, den Damm auf beyden Seiten an mehreren Stellen zu durchgraben; eine mühsame langwierige Arbeit, wegen des Pfahlwerks und anderer Verrichtungen, womit der Herzog von Parma den Damm umgürtet hatte. Auch griffen der Oberst Balfour mit den Schotten, und Haultain mit den Seeländern die mit Verwundeten angefüllte Georgs-Schanze an, und hätten sich derselben im ersten Anlauf bemächtiget, wäre nicht Camillo a Monte, mit einer Elite der tapfersten Italiener und Wallonen, aus der Jacobs-Schanze zum Beystande herbeygeeilt. Lange widerstand er den Niederländern trotz des heftigen Kanonenfeuers von den Schiffen, welches viele seiner Leute zu Boden streckte. Am wüthendsten entbrannte das Gefecht am Rande des Dammes, wo die Schanzgräber an dessen Durchstechung arbeiteten. Je mehr die Arbeiter, aufgemuntert durch die Kaufleute, welche mit Ungeduld der Eröffnung einer Durchfahrt für ihre Vorräthe entgegensahen, alle ihre Kräfte anstrengten, desto ungestümer kämpften die Königlichen, die Durchgrabung zu verhindern. Beyde Theile standen größten Theils am untern Rande des Dammes bis an die Brust im Wasser, und verwundeten und mordeten einander mitten in den Wellen. Die niederländischen Kriegsleute hatten einen dichtgeschlossenen Cordon um die arbeitenden Schanzgräber gezogen; aber es gelang den Königlichen verschiedene Mahle, diese lebendige Mauer zu durchbrechen, und sich bis zu den Arbeitern durchzuschlagen. Dann durchstachen sie diese mit

ihren Lanzen, und verstopften die Oeffnungen mit den Leichnamen der Getödteten. Als sich aber die Anzahl der Arbeiter stets vermehrte, und die meisten Officiere der Italiener und Wallonen erschlagen waren, entfiel diesen sonst so tapfern Kriegern der Muth, und sie zogen sich in ihre Schanzen zurück. Die Niederländer sahen sich jetzt von dem ganzen Theil des Dammes zwischen der Georgs- und Pfahl-Schanze Meister. Sie theilten das gewonnene Terrain in mehrere Bezirke, und jedem ward ein besonderer Befehlshaber vorgesetzt, um ihn zu befestigen und zu vertheidigen. Der Bezirk zunächst der Schelde ward dem Obersten Morgan anvertraut; die Seite nach Antwerpen hin besetzten die Hauptleute Balfour und Fremin mit den Antwerpischen, und den übrigen Theil der Oberst Ysselstein mit den holländischen und seeländischen Truppen.

Alles kam jetzt darauf an, die Durchgrabung des Dammes mit dem größten Eifer fortzusetzen, ehe die Spanier Verstärkung erhielten. Da jedoch trotz aller Anstrengung der Arbeiter dieses Geschäft nur langsam fortschritt, so fielen einige darauf, ein seeländisches Proviantschiff auszuladen, und die Fracht über den Damm auf ein Antwerpisches zu bringen, um die ungeduldig harrende Stadt mit diesem Beweise der gemachten Fortschritte zu überraschen. Der Gedanke ward sogleich ausgeführt, Hohenlohe und Aldegonde selbst begaben sich an Bord des Schiffes, nahmen den gefangenen und verwundeten Marchese Spinola mit sich, und segelten darauf mit Hülfe der Fluth nach Antwerpen herauf. Die Ankunft der Befehlshaber, die Versicherungen derselben von dem Gelingen des Unternehmens, und der Anblick der Lebensmittel und der Gefangenen, als Zeugen des glücklichen Erfolgs, erfüllten die ganze Stadt mit ausschweifender Freude. Als wäre schon ein vollständiger Sieg erfochten, läutet man alle Glocken, das Geschütz donnert von den Wällen, und die exal-

tirten Einwohner strömten scharenweise vor das Osterweler Thor, um die Proviantflotte zu empfangen, welche schon unter Weges seyn soll.

Und in der That, noch war aller Anschein eines günstigen Ausganges auf Seiten der Niederländer. Schon betrug die Anzahl der gelandeten Mannschaft über 2500 Köpfe. Durch die aufgeworfene Brustwehr hatten sie nicht nur festen Fuß auf dem Damme gewonnen, sondern auch die Gemeinschaft zwischen der Georgs- und Pfahlschanze unterbrochen, und endlich bemächtigten sie sich nach einem blutigen Kampfe der durch das Geschütz der Schiffe größten Theils demolirten Pfahlschanze selbst. Aber leider verloren sie bald alle errungenen Vortheile wieder durch ihre eigene Schuld. Das ungünstige Gestirn, welches über alle zur Rettung Antwerpen's versuchte Unternehmungen zu walten schien, zeigte auch hier seinen feindseligen Einfluß. Der unglückliche Gedanke einiger Kaufleute, die großen Transportschiffe in kleinere umzuladen, und mit der Fluth nach Antwerpen zu senden, wodurch die Kräfte getheilt wurden, und die nicht zu rechtfertigende Entfernung der Befehlshaber im entscheidenden Moment verdarben Alles. Der Eifer der Arbeiter fing an zu erkalten, und man ließ den Spaniern Zeit, sich von der ersten Betäubung zu erhohlen, und neue Kräfte zu gewinnen. Schnelligkeit, Ausdauer und Consequenz hätten den Niederländern die goldene Frucht des Sieges verschafft.

Graf Peter Ernst von Mannsfeld war auf die erste Nachricht von der Landung des Feindes aus dem Lager bey Stabroek nach dem Damme geeilt, und berathschlagte hier mit seinen Officieren über die zweckmäßigsten Maßregeln, die Fortschritte der Niederländer zu hemmen. Einige riethen, den Herzog von Parma, welcher sich bey der Brücke befand, von der Gefahr zu benachrichtigen, und seine Befehle zu erwarten. Andere meinten, man müsse alle Unternehmungen

wider den Feind bis zum Anbruch der Nacht aufschieben, wo ihm seine Ueberlegenheit an Mannschaft keine Vortheile gewähren könne. Aber Capisucchi und Silvio Piccolomini, der Vater des aus der Geschichte des dreyßigjährigen Krieges so bekannten Ottavio Piccolomini, erklärten: es sey kein Augenblick zu versäumen, und der Feind müsse unverzüglich angegriffen werden, möchten auch die Streitkräfte noch so ungleich seyn; damit man ihn verhindere, die Durchstechung des Dammes, die Hauptsache, worauf ihm Alles ankommt, zu vollenden. Diese Meinung ward allgemein gebilligt, und erhielt auch Mannsfeld's Beyfall. Es wurden 300 Soldaten unter Capisucchi's italienischem Regimente ausgewählt, und den Hauptleuten Marco Madaleno, Giovanni Batista a Prado und Ludovigo Gamboaita anvertraut. Zu ihnen stieß der Oberst Juan de Aquila mit 300 Spaniern aus dem Regimente Paz, unter den Hauptleuten Toralva, Cardone und Castrio. Diese auserlesene Schar ward abgesandt, den Feind aus seinen Posten zu vertreiben, und indem sie sich in Marsch setzt, dieß schwere Geschäft auszuführen, kommt zugleich an der entgegengesetzten Seite der Herzog von Parma an. Die Ankunft dieses Helden, gleich der Erscheinung der helfenden Gottheiten in den Epopöen der Dichter, veränderte plötzlich die ganze Lage der Dinge.

Während der größere Theil der niederländischen Flotten den Covensteinschen Damm angriff, zeigte sich zugleich eine Abtheilung derselben vor der Scheldebrücke, um die Spanier zu täuschen, und ihre Aufmerksamkeit zu theilen. Der Herzog, ungewiß über die Absichten des Feindes, verweilte dort, bis es sich entwickelte, wohin sein Hauptaugenmerk gerichtet war; darauf übertrug er die Bewachung der Brücke dem Grafen Carl Mannsfeld, und eilte mit 200 spanischen Lanzenträgern nach dem Damme. Mehrere Eilbothen kamen ihm mit der Nachricht von der drohenden Gefahr entgegen, und

er legte den drey Stunden weiten Weg mit wunderbarer Schnelligkeit zurück. Sogleich nach seiner Ankunft, als er sich von der Lage der Sachen unterrichtet hat, sendet er eine Anzahl Feuerschlünde aus der Peters- und Barbaraschanze nach der Schanze St. Jacob, um aus der letzteren die feindliche Flotte desto kräftiger zu beschießen. Darauf sammelt und ordnet er, von den Grafen Bevilaqua und Sforza, Mariquez, Bentivoglio und mehreren anderen vornehmen Officieren unterstützt, die zerstreuten Soldaten, stellt sich, die Lanze in der Hand, an ihre Spitze, und führt sie mit den Worten: „Wem Gottes und des Königs Sache und die Ehre lieb sind, der folge mir nach!“ auf dem überschwemmten Damm bis dahin, wo die Niederländer an der Durchgrabung desselben arbeiten.

Die Letzteren sahen sich jetzt plötzlich auf zwey Seiten angegriffen; denn zugleich mit dem Herzog ist auch Aquila mit seinen 600 Spaniern und Italienern von der entgegengesetzten Seite herangerückt. Die Breite des Dammes betrug nicht über siebenzehn Fuß, und auf diesen engen Raum beschränkt, kämpften jetzt 5000 Mann mit einem Heroismus, wie keine Nation ihn jemahls glänzender entwickelt hat. Die Antwerper haben geschworen, nicht von dem Damme zu weichen, bis er durchstochen sey; und die Königlichen, von gleichem Enthusiasmus beseelt, sind fest entschlossen, lieber zu sterben, als den Durchbruch zu verstatten. Auf mehreren Puncten zugleich beginnt der Kampf. Man schlägt sich auf der Oberfläche des Dammes, und unten am Rande desselben, wo die Schanzgräber arbeiten. Alexander selbst ist überall gegenwärtig, und oft springt er bis an die Brust in's Wasser, um den Muth seiner Krieger zu beleben. Endlich gelingt es den Spaniern, einen Theil des verlornen Terrains wieder zu gewinnen, und die Gemeinschaft mit der Georgsschanze zu erzwingen. Jetzt, durch eine Anzahl frischer Truppen aus dieser Schanze verstärkt, greifen sie die

feindliche Brustwehr an. Um den Angriff zu erleichtern, läßt der Herzog vor der Georgsschanze eine Brustwehr aus Erdsäcken aufführen, welche gleiche Höhe mit der feindlichen erhielt, und mit Feldstücken und Schützen besetzt ward, welche letzteren Befehl hatten, auf die Bootsleute in den feindlichen Schiffen, die sich zu beyden Seiten nahe an den Damm gelegt hatten, und ein heftiges Feuer machten, zu schießen.

Aquila mit seinen Spaniern und Italienern hatte indeß die Pfahlschanze angegriffen, und nach einem mörderischen Kampfe wieder genommen; jetzt griff er zugleich mit dem Herzoge die Brustwehr an. Die niederländische Besatzung in derselben vertheidigte sich auf das Tapferste, und schlug die Spanier zwey Mahl zurück. Mit verdoppelter Wuth wiederhohlten die Letzteren den Sturm. Einige wühlten mit ihren dichtgeschlossenen Speeren und geschwungenen Beilen eine Bresche in die Brustwehr, Andere schwangen sich auf die Schultern ihrer Cameraden, und erstiegen auf ihren hoch empor gehobenen Schilden den Wall. Bartholomeo Toralva und Capisucchi waren die ersten auf der Brustwehr. Ihnen nach folgten die Uebrigen über den Wall hin und durch die Bresche, und bemeisterten sich unter einem schrecklichen Gemetzel der Verschanzung. Der Wunderglaube war es, welcher hier den Muth der Spanier bis zur Schwärmerey entflammte. Mitten im heftigsten Kampfgetümmel wähnen einige exaltirte Köpfe den Geist ihres geliebten Obersten Paz, der bey der Belagerung von Dendermonde gefallen war, in voller Waffenrüstung vor sich her ziehen zu sehen, und dieses selbstgeschaffene Phantom entscheidet die Eroberung der Brustwehr. Der tapfere Toralva war mit Wunden bedeckt. Alexander ließ ihn nach Stabroek bringen, in sein eigenes Bett legen, auf das Sorgfältigste pflegen, und mit demselben Rocke bekleiden, den er selbst am Tage vor dem Treffen getragen hatte. Den Italiener Capisucchi umarmte er im Angesichte

der Truppen, und erklärte, daß er vorzüglich dem Muthe dieses Officiers die Eroberung der Brustwehr verdanke. Er ermunterte darauf seine Krieger, nicht zu rasten, bis sie den ganzen Damm wieder gewonnen, und damit die letzte Hoffnung der Antwerper vernichtet hätten.

Indem bemerkte er, daß sich die feindlichen Schiffe vom Ufer zurück ziehen; welches geschah, weil die Fluth anfing zu verlaufen, und die Anführer der feindlichen Flotte fürchteten, bey längerem Verweilen auf dem Schlamme sitzen zu bleiben. Er macht seine Soldaten aufmerksam darauf, als auf ein gewisses Zeichen des Sieges. Der Kampf erhob sich von Neuem. Noch widerstanden die Feinde, besonders die Engländer und Schotten, welche sich an diesem blutigen Tage mit Ruhm bedeckten; aber der Rückzug der Schiffe machte den Muth dieser Tapfern wankend. Augustin Romero brach in eine Fahne Seeländer ein, und sprengte sie aus einander. Der Schrecken theilte sich den Uebrigen mit; sie gaben alle Hoffnung eines glücklichen Erfolges auf, und dachten nur auf Rettung. Holländer und Seeländer drängen in größter Verwirrung von dem Damme nach den Schiffen herab. Jeder will der Erste seyn, sich zu retten; ganze Haufen springen auf ein Mahl in die Schiffe, und mehrere der Letztern versinken unter der Ueberlast. Andere werfen sich in voller Rüstung in die Wellen, und werden von ihnen verschlungen. Der schwergewapnete Haultein, Stadthalter von Walcheren, versank und erstickte im Schlamme.

Die Antwerper hatten noch fest gehalten auf ihrem Posten; aber das Beyspiel der Bundesgenossen riß sie zu gleicher Muthlosigkeit hin. Auch sie eilen nach ihren Schiffen herab; aber diese sitzen zum Theile am Rande des Dammes fest, und können nicht wieder abgebracht werden. Das Geschütz der Spanier richtete eine furchtbare Niederlage unter der dichtgedrängten Mannschaft auf denselben an. Viele da-

von sprangen über Bord, um den schon abgestossenen Fahrzeugen nachzufolgen. Aber die erbitterten Spanier, mit dem Degen zwischen den Zähnen, schwammen ihnen nach, und hohlten die Flüchtlinge, ja selbst mehrere Schiffe wieder zurück. Viele von den geflohenen Niederländern hatten sich an den untersten Rand des Dammes geschmiegt, um den feindlichen Kugeln zu entgehen. Aber auch hier wurden sie von den Spaniern entdeckt, und ohne Schonung niedergemacht, nachdem Mancher von ihnen sein Leben theuer verkauft hatte.

Jetzt endlich, nach einem siebenstündigen Kampfe, war der Damm von den Niederländern geräumt, und die Spanier sahen sich wieder im Besitze desselben. Die sieben Stunden lange Behauptung eines Theils davon hatte den ersteren 3000 Mann und mehrere ihrer besten Officiere gekostet; und die Königlichen bezahlten den erfochtenen Sieg mit einem Verluste von 1200 Mann. Sie hatten 28 große Schiffe erobert, die mit 150 metallenen und eisernen Feuerschlünden, mit Kriegsvorräthen und Proviant befrachtet waren. Ein feyerliches Seelenamt ward für die in der Schlacht gefallenen Krieger im Beyseyn des ganzen Heeres gehalten; und die an dreyzehn verschiedenen Stellen von den Niederländern in den Damm gemachten Oeffnungen wurden unverzüglich mit Erde, Faschinen und den Leichnamen der erschlagenen Feinde wieder verstopft.

Den Tag nach diesem Siege fiel den Spaniern ein Fahrzeug von außerordentlicher Größe und einer seltsamen Bauart in die Hände, woran die Antwerper eine siebenmonathliche Arbeit und 100,000 Gulden verschwendet hätten. Es war eine Art von Floß aus leeren Tonnen und starken Baumstämmen zusammengesetzt, und oben mit einem Verdeck versehen, auf welchem 1000 Bewaffnete Platz fanden, geschützt selbst gegen Kanonenkugeln durch eine zwölf Fuß dicke Brustwehr aus Kasten voll festgestampfter Schafwolle und Schiffstaue,

Sechs Feuerschlünde standen auf jeder Seite im unteren Raume, und zwey Masten, mit dem nöthigen Takelwerk versehen, sollten das schwimmende Blockhaus fortbewegen. Vergebens hatten sich Aldegonde und mehrere der Vernünftigeren dem kostbaren Bau der unförmlichen Maschine widersetzt, und mit überzeugenden Gründen bewiesen, daß sie zu schwach gegen die Wirkungen des feindlichen Geschützes, und zu groß und schwer für die nöthigen Wendungen sey. Die große Masse des Volks war enthusiastisch dafür eingenommen. Es versprach sich außerordentliche Dinge von dem ungeheuern Fahrzeuge, dessen Bestimmung keine geringere war, als die Eroberung aller spanischen Forts an beyden Schelde-Ufern und selbst die Vernichtung der Brücke. Zum Beweise des großen Vertrauens, welches man auf seine Erfolge gesetzt hatte, gab man ihm den Nahmen Fin de la guerre, welchen die Spötter in Depenses perdues umwandelten.

Mit 1000 Musketieren, außer den Bootsleuten, besetzt, und von mehreren kleineren Fahrzeugen begleitet, ward es endlich vom Ufer ab und mühsam bey Osterwel vorbeygebracht, um seine Thaten mit Eroberung des feindlichen Forts bey Obdam zu eröffnen. Aber es gerieth unweit Obdam, ohne noch irgend einen Dienst geleistet zu haben, auf den Grund, und alle Bemühungen, es wieder flott zu machen, waren umsonst. Der Herzog von Parma sandte sogleich eine Flotte dahin, welche das Antwerpische Geschwader zerstreute, und das große Fahrzeug, welches schon Tags zuvor von den Antwerpern ganz ausgeleert worden war, in Besitz nahm. Die Spanier wagten sich Anfangs nicht an Bord desselben, weil sie irgend eine verborgene Gefahr befürchteten. Als sie aber nach genauerer Untersuchung nichts Verdächtiges darin fanden, schleppten sie es wie im Triumphe nach der Scheldebrücke herab, wo es mit einem allgemeinen Freudengeschrey und unter dem Donner des Geschützes empfangen ward.

Mit dem vereitelten Angriff auf den Cowensteinschen Damm war die letzte Hoffnung der Antwerper vernichtet; ihr Muth sank, und sie fingen an, des langen Kampfes überdrüssig zu werden. Der größte Theil der Einwohner sehnte sich nach dem Ende der Belagerung, und Aldegonde, um das Volk zu beruhigen, und wenigstens Zeit zu gewinnen, beschloß, eine Unterhandlung mit dem Feinde zu eröffnen. In dieser Absicht begab er sich selbst in das feindliche Hauptquartier zu Beveeren (6. Jul.), und that dem Herzoge Vorschläge zu einem allgemeinen Frieden für die Niederlande, unter der Bedingung einer freyen Uebung der reformirten Religion und Vergebung alles Vergangenen, ohne dabey der Stadt Antwerpen besonders zu erwähnen. Aber der Herzog, welchem die Absicht, ihn durch einen so weit aussehenden Antrag nur hinzuhalten, leicht einleuchtete, erwiederte: er könne das Schicksal der Stadt einer so ungewissen Unterhandlung wegen nicht aufschieben, und werde sich daher nur auf solche Anträge einlassen, welche die letztere allein angingen; sobald die Deputirten dazu Vollmacht hätten, würde er ihnen Gehör geben. Aldegonde mußte also, ohne seinen Zweck erreicht zu haben, nach Antwerpen zurückkehren, und die Belagernden setzten die Feindseligkeiten fort. Alle noch übrigen Forts im Umkreise der Stadt bey Bourgerhout, Berchem u. s. w., selbst die Bauerschanze, fielen, größten Theils durch die Feigheit der Befehlshaber, in ihre Gewalt.

Immer trüber wurden jetzt die Aussichten, immer geringer die Wahrscheinlichkeit eines Entsatzes. Mit jedem Tage stieg der Mangel an Lebensmitteln und die Seltenheit des Brotes. Bey der strengsten Sparsamkeit wurden doch die wenigen noch übrigen Vorräthe aufgezehrt, und man bedauerte jetzt sehr, Gianibelli's frühere Vorschläge zur Versorgung der Stadt nicht angenommen zu haben. Mancherley Maßregeln wurden ergriffen zur Entfernung der bevorstehen-

den Hungertod. Der Rath verboth Bier zu brauen, er ließ allgemeine Haussuchungen nach versteckten Getreidevorräthen anstellen, und um die Verzehrer zu vermindern, ward befohlen, Weiber, Kinder, Bettler und andere brotlose Menschen aus der Stadt zu schaffen. Aber man verfuhr nicht mit Schärfe bey Vollziehung dieser Befehle, theils aus Schwäche, theils aus Menschlichkeit, und sie blieben deßhalb ohne Erfolg. Auch das Geld zur Bezahlung der Miliz, welche man aus den ärmeren Bürgern, um ihnen einigen Unterhalt zu verschaffen, errichtet hatte, fing an zu fehlen; denn die vermögenden Einwohner, von denen manche, außer den gewöhnlichen Steuern, schon 6 bis 16,000 Gulden hergeschossen hatten, verweigerten alle ferneren Beysteuern. Es kam in Vorschlag, alle Katholiken aus der Stadt zu schaffen, wodurch diese so erbittert wurden, daß fast ein allgemeiner Aufstand erfolgt wäre. Noch stürmischer war ein anderer Auftritt. Der Rath hatte befohlen, die Feldfrüchte zwischen der Stadt und den äußern Schanzen abzuschneiden und in die Stadt zu schaffen. Das Volk gerieth darüber in Wuth, rottete sich in zahlreichen Haufen zusammen, und würde den Obersten Moncheron, dem das Geschäft übertragen war, ermordet haben, hätte ihn nicht Aldegonde's Dazwischenkunft gerettet. Als darauf die Außenschanzen von den Spaniern genommen wurden, geschah, was der Rath besorgt hatte, sie eigneten sich die ganze Ernte zu, und ließen die Früchte in's Lager schaffen.

Den 19. Julius ergab sich auch Mecheln den Spaniern, und damit verloren die Antwerper auch die letzte Aussicht, Zufuhr aus Brabant zu erhalten. Nach dem Verluste aller Außenschanzen ward die Einschließung enger, und die Gefahr dringender. Die große Masse des Volkes bestand auf einer Aussöhnung mit dem Feinde, und drohte, jeden zu ermorden, der sie hindern würde. Zwar ermahnten von Zeit zu Zeit die Generalstaaten und Staaten von Holland und

Seeland die bedrängte Stadt durch Sendschreiben und Abgeordnete zur Beharrlichkeit, und versprachen binnen drey Monathen ein Heer von 7000 Reitern und 12,000 Mann zu Fuß zum Entsatze aufzustellen. Selbst die Königinn Elisabeth versprach eine gewisse Hülfe. Doch alle diese Versicherungen bothen wenig Hoffnung dar. Gelang es auch wirklich den Bundesgenossen, eine so ansehnliche Macht auf die Beine zu bringen, immer blieb der Erfolg ihrer Operationen höchst zweifelhaft. Der Entsatz konnte nicht anders als zu Wasser geschehen, und jede Unternehmung dieser Art both jetzt, nach dem Verluste der umliegenden Schanzen, noch weit mehr Schwierigkeiten dar als zuvor.

Unter diesen Umständen beschlossen der Rath und die Vorsteher der Zünfte, den Wünschen und Forderungen der Einwohner nachzugeben, und mit dem feindlichen Feldherrn, wegen Uebergabe der Stadt, in Unterhandlung zu treten. Eine Deputation von ein und zwanzig Mitgliedern des Raths, der Zünftevorsteher und der Bürgerschaft, an deren Spitze sich die beyden Bürgermeister Aldegonde und Wilhelm Merode, Johann Schonhofen und Andreas Hesselt befanden, begab sich in das Lager bey Beveeren. Der Herzog ernannte die Räthe Assonville, Verreiken und einige andere Personen zu Commissären bey der Unterhandlung. Am 17. August kam eine Capitulation unter nachfolgenden Bedingungen zu Stande: Antwerpen unterwirft sich dem Könige von Spanien als Herzogen von Brabant; alles Vergangene ist vergeben und vergessen; die ausgewanderten Bürger können wieder in die Stadt zurückkehren; der römischkatholische Gottesdienst ist der einzige, welcher geübt werden darf: alle übrigen Glaubensgenossen müssen die Stadt räumen, jedoch soll binnen vier Jahren gegen Niemand seines Glaubens wegen eine Untersuchung angestellt werden; die zerstörten Kirchen der Katholiken sollen wieder aufgebaut, und Geschütz, Kriegsvorräthe und

Kriegsschiffe ausgeliefert werden; die Stadt bezahlt 400,000 Gulden als ein Geschenk für die königlichen Soldaten, und erhält so lange, bis Holland sich auch mit dem Könige aussöhnt, eine Besatzung von 2000 Mann zu Fuß und zwey Banden Reiter; Aldegonde darf ein Jahr lang die Waffen nicht wider den König führen.

So verlor Antwerpen seine Freyheit, die es ein Paar Jahre zuvor wider den Herzog von Anjou so ruhmvoll vertheidigt hatte. Als die Nachricht von der geschlossenen Capitulation in der Stadt eintraf, stiegen die Preise der Lebensmittel plötzlich zu einer solchen Höhe, daß man genöthigt war, den Herzog von Parma um Freygebung der Zufuhr zu bitten. Der Rath empfing ein Schreiben von dem Prinzen Moriz und dem Staatsrath vom 12. August, mit der Nachricht, daß die Stadt binnen zwölf Tagen einen Entsatz zu erwarten habe, wozu in Seeland die eifrigsten Anstalten getroffen würden. Doch diese Hülfe kam jetzt zu spät; Antwerpens Schicksal ward unwiderruflich entschieden.

Drey Tage nach dem Abschlusse der Capitulation (20. August) hielten die Reformirten, unter häufigen Thränen und Klagen, ihren letzten öffentlichen Gottesdienst in der Stadt, und die vertriebenen katholischen Priester und Mönche kehrten scharenweise zurück.

Der Besieger Antwerpens, nachdem er sich von dem alten Grafen von Mannsfeld in der Philippi-Schanze unter dem Donner des Geschützes mit dem Zeichen des ihm vom Könige kurz zuvor ertheilten Vließordens hatte bekleiden lassen, hielt seinen feyerlichen Einzug in die belagerte Stadt. Der Zug ging nach dem Kaiserthore. Zwanzig Fahnen Deutsche und Wallonen und zwey Banden Reiter unter Liques und Georg Basta, zur Besatzung Antwerpens bestimmt, eröffneten ihn. Dann folgte der Oberfeldherr, begleitet von dem Herzog von Arschot, dem Grafen Egmont, Marquis von

Renthi, Grafen Aremberg, Hautepenne und andern vornehmen Niederländern. Zwey Geschwader Reiter unter Cäsio und Lorenz Lazarus Haller machten den Beschluß. Am Thore hielt ein Triumphwagen, auf dem eine Jungfrau saß, welche die Stadt Antwerpen vorstellte und mit den Sinnbildern derselben geschmückt war. Bey der Annährung des Herzogs stieg sie vom Wagen, ging ihm in Begleitung eines Corps edler Jungfrauen entgegen, und überreichte ihm einen goldenen Schlüssel. Das Geschütz donnerte von den Wällen; alle Glocken läuteten; so hielt der Herzog seinen Einzug, und alle Blicke der zusammengeströmten Menge waren auf den Helden gerichtet. Auf der Meerbrücke erhob sich ein hundert Fuß hoher Obelisk, der eine Statue des Feldherrn im römischen Costüme trug. In der Hochstätter Straße vor dem portugiesischen Hause sah man einen auf dem Neste sitzenden Phönix von ungeheurer Größe, dessen ausgespannte Flügel die ganze Breite der Straße einnahmen. In der Marienkirche wohnte der Herzog dem Ambrosianischen Lobgesang bey, und begab sich nach dessen Beendigung auf den Markt, wo eine Bildsäule des Bacchus aufgestellt war. Vor dem Rathhause sah man eine künstliche Nachbildung der Planeten aus Erz. Von hier ritt der Feldherr mit seinem Gefolge durch die hohe Straße, die ein Elephant, ein Wallfisch, ein Schiff mit sonderbaren Emblemen und zwey steinernen Obelisken zierten, und zog endlich durch einen prächtigen Triumphbogen in das Schloß. Drey Tage dauerten die Feyerlichkeiten unter dem Geläute aller Glocken.

Die spanischen und italienischen Soldaten, welche keinen Theil daran nehmen konnten, beschlossen, die Feyer der Eroberung auf eine andere Art zu begehen. Sie schmückten die Brücke bis zur Schanze Santa Maria mit Ehrenpforten und Laubguirlanden, und bestreuten sie mit Blättern. Darauf zogen sie im militärischen Pompe, mit grünen Reisern an den

Hüten und Helmen, darüber, gaben bey jeder Ehrenpforte eine Musketensalve, und sangen im Fort Santa Maria, unter Begleitung einer kriegerischen Musik von Trompeten und Pauken, das Herr Gott dich loben wir. Alexander selbst erschien bey dieser Feyerlichkeit, und bewirthete am folgenden Tage die Soldaten mit einem grosen Gastmahl auf der Brücke, wobey die vornehmsten Befehlshaber, Arschot, Renthi, Delvasto, Mannsfeld, Mauriquez, Gajetano, Leva und Andere, die Speisen und Getränke auftrugen und dem Ueberwinder Antwerpens manches Lebehoch gerufen ward. Eine Menge Antwerper und Fremde aus der Nachbarschaft hatten sich als Zuschauer eingefunden, und betrachteten mit Erstaunen die kolossalen Anlagen und Werke der Spanier. Den Tag nach dem militärischen Schmause machte man den Anfang mit Demolirung der Brücke; die Materialien derselben schenkte der Herzog ihren Erbauern Plato und Baroccio.

Der bisherige Rath von Antwerpen ward aufgelöst, und ein neuer organisirt (8. September). Alles grobe Geschütz der Stadt mußte auf das Schloß geschafft werden; und so mild und schonend sich auser dem der Sieger Anfangs gegen jene bewies, wanderte doch schon jetzt eine Menge ihrer Einwohner aus; weil sie mit Recht dem günstigen Scheine nicht trauten.

Nach einer dreyzehnmonathlichen Blokade sank Antwerpen, die mächtigste Stadt der Niederlande, wieder unter die spanische Herrschaft zurück, und mit dieser traurigen Katastrophe erlosch der letzte Strahl ihrer alten Glorie auf immer. Das Schicksal der gesammten Niederlande schien an das ihrige geknüpft. Daher hoffte die königliche Partey, und die Republikaner fürchteten, ihr Fall werde bald die Auflösung des Utrechter Bundesvereins zur Folge haben. Selbst den immer kalten und ernsten Philipp überraschte die Nachricht von dieser wichtigen Eroberung mit einer fröhlichen Laune.

Er empfing sie des Nachts und die erste Aufwallung der Freude darüber ließ ihn sogar die Gesetze seiner selbstgeschaffenen strengen Etikette vergessen. Er eilt nach dem Schlafzimmer seiner Lieblingstochter, der Infantinn Clara Isabella Eugenie, ruft die wenigen Worte hinein: Antwerpen ist unser! und zieht sich schnell wieder zurück.

Die Antwerper machten den Holländern bittere Vorwürfe, daß sie aus Eigennutz, vielleicht aus kaufmännischen Speculationen und Handelsneid, die Bundespflicht gegen sie nicht ganz redlich erfüllt und nicht alles zu ihrer Rettung gethan hätten, was sie hätten thun können. Die Holländer und Seeländer dagegen beschuldigten Aldegonde, daß er die Stadt zu früh übergeben habe; und ob ihn gleich der alte Feldmarschall Lanoue in einer öffentlichen Denkschrift über diesen Vorwurf zu rechtfertigen suchte, so schienen doch mehrere Umstände, daß er sich in der abgeschlossenen Capitulation den Besitz seiner Güter nicht wie den übrigen Protestanten auf vier Jahre, sondern auf Lebenszeit hatte versichern lassen, seine große Bewunderung des Herzogs von Parma, welche er öffentlich äußerte, und die dringenden Aufforderungen an seine Mitbrüder, sich mit dem Könige auszusöhnen, die Beschuldigung der Holländer zu bestätigen. Er brachte sich dadurch bey der ganzen republikanischen Partey in Verachtung, und es kam so weit, daß dieser alte und vertraute Freund Oraniens, einer der ersten Stifter der Revolution, und so lange ihr feurigster Beförderer, von allen Staatsgeschäften ausgeschlossen ward. Erst nach neun Jahren (1594) tritt er wieder, als Gesandter der vereinigten Staaten am Hofe König Heinrich IV. von Frankreich, aus seiner Verborgenheit hervor; und noch in demselben Jahre wurde dem ehemahligen Vertheidiger Antwerpens ein sehr heterogenes Geschäft, die Uebersetzung des alten Testaments aus dem Hebräischen in die nie-

derländische Sprache, von den Staaten übertragen. Sein im Jahre 1598 erfolgter Tod ließ dieses Werk unvollendet.

Ein ähnliches Schicksal traf einen andern berühmten Revolutionär im Laufe der Antwerper Belagerung. Dieß war der Admiral Wilhelm Treslong, welcher einst an der Spitze der Meergeusen Briel erobert, und dadurch den Grund zu dem niederländischen Freystaate gelegt hatte. Man beschuldigte ihn, daß seine Widerspänstigkeit die Rettung Antwerpens zum Theil vereitelt habe. Er hatte nähmlich gleich beym Anfange der Blokade von den Staaten Befehl erhalten, auf Kriegsschiffen Getreide nach der Stadt zu führen, und die damahls noch unvollendete Brücke zu zerstören; aber er zögerte damit unter mancherley Vorwande, und weigerte sich endlich geradehin, den erhaltenen Befehl zu vollziehen, wenn nicht zuvor zwey ihm gehässige Staatsbedienten von ihren Posten entfernt würden. Dieses Ungehorsams wegen ward er seiner Admiralswürde entsetzt, und erhielt nie wieder ein öffentliches Amt. Auch der Stadtschreiber von Antwerpen, Wilhelm Martini, ward im Haag gefangen gesetzt, und mußte, als er wieder frey gelassen ward, das Land räumen.

Daß der Verlust einer so wichtigen Stadt, in einem durch mancherley Factionen getheilten Freystaat, Stoff zu mancherley Debatten und Erörterungen geben mußte, liegt in der Natur der Sache, und vielleicht verdienten die Holländer eben so gerechte Vorwürfe als Aldegonde und Treslong. Doch wie groß und unersetzlich für die vereinigten Niederlande auch jener Verlust beym ersten Anblick erschien, so hat doch die Folge der Begebenheiten diese Besorgniß nicht gerechtfertigt. Das Schicksal spottet zuweilen der Kurzsichtigkeit der Menschen, indem es Resultate aus den Ereignissen hervorgehen läßt, die jenen in die Kategorie des Unmöglichen zu gehören schienen. Die mißtrauische und finstere Politik Philipps II. verschloß Antwerpen die Schelde, um die über-

mächtige Stadt zu entkräften, und ließ die vereinigten Niederländer im ruhigen Besitz der Schlösser Lillo und Lieffenshoek, welche die Fahrt nach dem Meere versperrten. Aber indem sich der König durch jene Maßregel gegen jeden künftigen Aufstand der eroberten Stadt zu sichern suchte, entzog er ihr auch zugleich die Hauptquellen ihres Lebens, Handel, Fischerey und Schiff-Fahrt, und beförderte eben dadurch den Wohlstand seiner Feinde. Antwerpens Fischerey wandte sich nach Holland, ihre Manufacturen nach dieser und den übrigen nördlichen Provinzen, nach England und Hamburg. Viele Kaufleute verließen die Stadt, weil sie den gänzlichen Untergang des Handels voraussahen, und ihre Bevölkerung sank nach und nach bis auf 50,000 Köpfe herab. Das goldene Zeitalter ihres Wohlstandes war dahin, und aus den Trümmern ihres ehemahligen Welthandels stieg der Amsterdamer empor. So ward der Verlust dieser Stadt, weit entfernt, den Untergang des niederländischen Freystaats zu bewirken, vielmehr eine Quelle neuer Kraft und Blüthe für ihn.

## 13.

# Robert Dudley Graf von Leicester und Moriz Prinz von Oranien.

## 1585 und 1586.

Die meisten von denen, welche einst eine ausgezeichnete Rolle in dem großen Drama der niederländischen Revolution gespielt hatten, waren wieder abgetreten vom Schauplatze; nicht Einer von Allen, die an ihrer Wiege standen, erlebte das Ende derselben. Jetzt, mitten unter den dringenden Gefahren, welche der Dämon des Kriegs und der strafbare Egoismus neidischer Factionen, nach dem Tode des großen Wilhelm von Oranien, über die vereinigten Niederlande brachten, sehen wir zwey neue merkwürdige Personen auf der Bühne erscheinen, welche fast zu gleicher Zeit und unter denselben Umständen ihre Rolle übernahmen; aber so wie sie einander selbst höchst unähnlich waren, auch jene auf eine ganz verschiedene Weise durchführten und endeten. Beyde wurden von einem freyen Volke an die Spitze der öffentlichen Geschäfte gestellt, doch nur der Eine von ihnen erfüllte die großen Erwartungen der Nation. Während der erstere, verachtet und gehaßt von demselben Volke, unter dem er Anfangs als Liebling und Stellvertreter einer mächtigen Königinn in allem Glanze der Majestät auftrat, und welches ihn als seinen Retter empfing, nach einem kurzen und un-

rühmlichen Spiele, worin sich nur verachtender Stolz und der Ehrgeiz, über Sclaven herrschen zu wollen, aussprachen, den Schauplatz wieder verließ; warf sich der letztere, noch im ersten Jünglingsalter, und durch nichts als den Ruhm eines großen Vaters unterstützt, mit männlicher Kraft in den Strom der öffentlichen Angelegenheiten, führte das schwankende Schiff des Staats mit Klugheit und Heldenmuth durch die empörten Wogen, und leitete es in den Hafen der Ruhe und des Ruhms. Robert Dudley wollte die Niederländer beherrschen; außer dem nahm er kein Interesse an ihrem Schicksal, denn er schätzte und liebte sie nicht; Moriz von Oranien hatte vielleicht dasselbe Ziel im Auge, aber er wollte nicht allein der Gebiether, er wollte auch der Schützer und Beglücker eines Volkes seyn, für dessen Freyheit sein edler Vater geblutet hätte.

In der hülflosen und gefährlichen Lage, der sich die Utrechter Bundesgenossen durch die Entfernung des Herzogs von Anjou und den Tod Wilhelms von Oranien hingegeben sahen, wo ihnen von Außen die Fortschritte eines mächtigen Feindes und im Innern Mangel an Eintracht, eine schwankende Verfassung und Verfall der Kriegszucht unter den Truppen, einen schnellen und unvermeidlichen Untergang droheten, schien ihnen keine Rettung von dem Zurücksinken unter das spanische Joch möglich, als in dem Schutze eines mächtigen auswärtigen Fürsten. Diesen Schutz zu suchen, ward daher von den Generalstaaten beschlossen, und sie wandten sich deßhalb fast zu gleicher Zeit an die Höfe von Frankreich und England. Asseliers und Lamouilliere, ihre Gesandten am Hofe zu Paris, erhielten bald nach dem Tode des Herzogs von Anjou Befehl, dem König Heinrich III. die Souveränität über die Niederlande unter denselben Bedingungen anzubiethen, wie sie sein Bruder, der Herzog, besessen habe, und ihn zugleich um eine schnelle Truppenhülfe

für die von dem Herzog von Parma damahls bedrohten Städte Gent und Antwerpen zu bitten, wofür ihm zur Sicherheit die flandrischen Städte Sluis und Ostende eingeräumt werden sollten. Die Antwort des Hofes auf diesen Antrag war: der König werde den Staaten seinen Gesandten Prüneaux senden, und ihnen durch diesen seinen Willen eröffnen lassen; sich aber, bis er dessen Berichte erhalte, auf keine Weise in die Angelegenheiten der verbündeten Provinzen mischen.

Im August (1584) langte Prüneaux, in Begleitung der niederländischen Gesandten, zu Delft an, und erklärte der Staatenversammlung: Sein Herr, der König, habe ihn geschickt, die Bedingungen zu vernehmen, unter welchen sie sich seines Schutzes zu erfreuen wünschten, und welches die künftigen Verhältnisse der Provinzen Holland und Seeland seyn sollten. Den Staaten von Holland eröffnete er noch besonders: des Königs Wille sey, jene beyden Provinzen nicht als bloßer Schutzherr, wie der Herzog von Anjou, sondern gleich den übrigen als Souverän zu übernehmen.

Dieser Antrag erregte große Sensation in beyden Provinzen. Zwar zeigte sich Seeland, dem die Gefahr eines feindlichen Angriffs immer näher rückte, nicht ganz abgeneigt, dem Verlangen des Königs ein Genüge zu leisten; aber weit mehr Schwierigkeiten fand die Sache in Holland, wo man sich in lange und ernstliche Debatten darüber vertiefte, während Prüneaux von einer Provinz, ja von einer Stadt zur andern umherzog, um die Stimmung der Gemüther zu erforschen, und sie für den Zweck seiner Sendung zu bearbeiten. Doch trotz dieses scheinbaren Eifers des Gesandten, zweifelten doch jetzt schon Viele, denen die Verhältnisse am französischen Hofe nicht unbekannt waren, daß es des Königs ernstliche Absicht sey, den Antrag der Niederländer anzunehmen, und hielten sich überzeugt, der Gesandte wolle

sie bloß durch ein Gaukelspiel von einer Vereinigung mit England abhalten.

Auch der Königinn Elisabeth war von den Generalstaaten, vorzüglich auf den Rath des Advocaten von Holland, Paul Buis, ein ähnlicher Antrag (August 1584) wie dem französischen Hofe gemacht worden. Aber durch geheime Motive von jeher zu einem räthselhaften Verfahren, in Rücksicht der niederländischen Angelegenheiten bestimmt, erklärte sie sich auch jetzt nur auf eine zweydeutige Art, und gab wenig Hoffnung. Die niederländische Gesandtschaft bath hierauf die Monarchinn: die Unterhandlung der vereinigten Provinzen mit Frankreich zu billigen, und sie in ihrer dringenden Noth wenigstens durch eine schleunige Hülfe an Geld und Truppen zu unterstützen; wofür die gesammten Staaten oder einige von der Königinn zu bestimmende Städte ihr Schuldbriefe ausstellen sollten. Aber auch auf dieses Gesuch erfolgte keine befriedigende Antwort. Elisabeth konnte zwar eben so wenig wünschen, die Macht Frankreichs durch den Besitz eines so schönen Landes vergrößert zu sehen, als das Zurücksinken desselben unter Spaniens Herrschaft dulden; aber sie fand noch immer zu viel Bedenklichkeiten, sich öffentlich für die Beschützerinn der niederländischen Rebellen zu erklären. In dieser Unentschlossenheit lag die Quelle ihres räthselhaften Verfahrens. Sie suchte die Niederländer hinzuhalten, um nur Zeit zu gewinnen, und indem sie ihnen rieth, die angefangenen Unterhandlungen mit Frankreich fortzusetzen, erboth sie sich zugleich insgeheim gegen die Staaten von Holland: den Provinzen Holland, Seeland und Utrecht ein Hülfscorps zu überlassen, wenn sie ihr einige Küstenplätze einräumen wollten. Doch dieser Vorschlag war nicht nach dem Geschmacke der Holländer; und da die Königinn fortfuhr, immer nur unbestimmte und unbefriedigende Antworten zu ertheilen, so kamen die Generalstaaten wieder auf die Unter-

handlungen mit Frankreich zurück. Dieser Gegenstand aber fand auf's Neue sehr heftigen Widerspruch von einigen Provinzen. Am entscheidendsten gegen eine Vereinigung mit der französischen Monarchie erklärte sich die holländische Stadt Gouda und der Pensionär Paul Buis. Die Denkschrift, welche Gouda bey dieser Gelegenheit den Staaten übergab, gereicht ihrem Verfasser, dem D. Franz Franken, damahligen Pensionär der Stadt und eifrigen Freunde des Prinzen Moriz von Oranien, zum größten Ruhme. Neben einer lichtvollen Darstellung herrscht darin eine so richtige Ansicht der Dinge und eine so gesunde Beurtheilungskraft, verbunden mit echt republikanischer Freymüthigkeit, daß sie jedem Jahrhunderte und dem aufgeklärtesten Volke Ehre machen würde. Da sie zugleich ein treues Gemählde von der damahligen politischen Lage der vereinigten Provinzen, von ihren Hoffnungen und Besorgnissen enthält; so sey es erlaubt, sie hier als ein merkwürdiges Actenstück aus der gegenwärtigen Epoche, gefährlicher für die Republik als irgend eine andere im Laufe des Revolutionskriegs, ihrem ganzen Inhalte nach mitzutheilen.

»Es scheint — so hebt die Denkschrift an — als stellten sich diejenigen, welche zu der Unterhandlung mit Frankreich rathen, die Noth des Landes und das dagegen vorgeschlagene Mittel zu leicht vor. Drey Wege zur Beendigung des Kriegs gibt es nur für uns. Aussöhnung mit Spanien, tapfere Vertheidigung mit eigenen Kräften, oder Hülfe einer fremden Macht. Den ersten zu wählen ist unthunlich; es muß folglich der zweyte eingeschlagen werden, wenn der letzte nicht offen steht. Unläugbar ist's, daß, wenn man auswärtigen Beystand suchen will, man keinen mächtigeren finden kann, als in Frankreich. Aber wer wollte die Hülfe dieser Macht anrufen, wenn sie uns dafür in der Folge unserer Freyheit beraubte. Der König gibt sich das Ansehen eines eifrigen

Katholiken; und ist es ihm ein Ernst mit dem Eifer für seine Religion, so kann er die unsrige nicht erhalten. Daß er in Frankreich die Reformirten duldet, geschieht nur aus Noth und politischen Gründen, so lange, bis man mit ihnen wie am Bartholomäustage 1572 verfahren kann. Der König hat die Beyspiele seines Vaters Heinrich II. und seines Bruders Carls IX. vor sich. Er ist von seiner Mutter Katharina von Medicis in italienischer Arglist erzogen; und wird sich gewiß des im Jahre 1558 mit Spanien geschlossenen, und wie man sagt, vor Kurzem erneuerten Bündnisses zur Ausrottung der Ketzer früh oder spät erinnern. Ist es wohl wahrscheinlich, daß seine listige Mutter, die vorzüglich jene Unterhandlungen jetzt betreibt, es im Ernste redlich mit uns meine? Der Anschlag des Herzogs von Anjou auf Antwerpen und wider den verstorbenen Prinzen von Oranien kann uns lehren, was wir von Frankreich zu erwarten haben. Selbst Pruneaux Schmeicheleyen, der herumzieht und Personen zu gewinnen sucht, müssen uns mißtrauisch und behuthsam machen. Vergebens beruft man sich jetzt auf das Urtheil des verstorbenen Prinzen, der die Verbindung mit Frankreich angerathen habe. Denn sah sich nicht dieser erlauchte Fürst in dem Herzoge von Anjou getäuscht? und wann hätte er wohl je gewollt, daß sich nebst den übrigen Provinzen auch Holland und Seeland der Krone Frankreichs unterwerfen sollten? Wenigstens hat er sich diese immer als eine sichere Freystätte vorbehalten; gewiß nicht aus Herrschsucht; denn davon war seine Seele rein; sondern weil er den Franzosen nicht die ganze Sache der Freyheit anvertrauen durfte. Will man also seinem Urtheile folgen; so muß man Holland und Seeland nie dem französischen Zepter unterwerfen. Man rühmt des Königs Regierung, seine Tugend und Treue; man bemerkt, sein eigenes Interesse verpflichte ihn zur Beschützung der Niederlande; aber es ist kein Geheimniß, daß der mit den Hugenot-

ten geschlossene Friede von Seiten des Königs so wenig sorgfältig beobachtet worden ist, daß sein Schwager, der König von Navarra, sich noch bis zur Stunde nicht von des Königs Freundschaft überzeugt halten kann. Wie wenig kann man übrigens auf die Versprechungen eines Fürsten trauen, der es sich vielleicht zu einer größeren Ehre anrechnen wird, uns, als die Spanier zu betriegen; denn Eins von Beyden müßte doch geschehen. Alle Bündnisse, Pflichten, Schwüre und die Religion verbinden ihn mit Spanien, und die Verletzung der neuen Verträge mit uns wird er leicht mit dem Ausspruch der Kostnitzer Kirchenversammlung, daß man Ketzern nicht Glauben halten dürfe, entschuldigen können. Und es geschähe uns Recht, wann wir von dem, den wir wider seinen Eid zur Verrätherey zu verleiten suchten, selbst verrathen würden.«

»Die Erfahrung lehrt uns, daß der König von Frankreich geneigt ist, das mit Spanien eingegangene Bündniß zu halten. Wie leicht wäre es ihm gewesen, in den Jahren 1578 bis 1582 die Niederlande, da sie noch beysammen waren, an sich zu bringen! Würde er damahls den Herzog von Anjou so wenig unterstützt haben, wenn ihn unsere Angelegenheiten interessirt hätten? Es ist nur zu gewiß, daß Frankreich und Spanien einverstanden sind. Die Bartholomäusnacht, Jenli's Niederlage, Anjou's Angriff auf Antwerpen, Dünkirchens Ueberlieferung an den Herzog von Parma, sind die Beweise dafür. Man führt endlich an, wir könnten uns solche Bedingungen von dem Könige bewilligen lassen, die uns aller Besorgnisse wegen Verletzung der Freyheiten des Landes überheben könnten; aber der König würde wahrscheinlich nur allgemeine Versprechungen geben. Brabant, dem Anscheine nach auch von Prüneaux gewonnen, sagt man, müsse auf keine zu eingeschränkten Bedingungen bestehen; schon daraus ist abzusehen, daß sich der König die Hände nicht will binden lassen. Aber gesetzt, er ließe uns auch die Bedingungen nach

unserm Sinne entwerfen, so hat uns ja schon das Beyspiel des Herzogs von Anjou gezeigt, wozu uns das nutzen werde. Hätte nicht eine Handvoll Antwerper die Freyheit nachdrücklicher vertheidigt, als der brabantische Freybrief, so würden wir jetzt eben so gut, als die Hugenotten in der Bartholomäusnacht, die Kraft solcher Verträge fühlen. Wie leicht würde der König Gelegenheit finden, das Versehen des Herzogs von Anjou zu verbessern und sich einiger festen Plätze zu bemeistern, und man würde ihm sogar beförderlich dazu seyn. Eine an sich unglückliche Heirath kann durch den vortheilhaftesten Heirathsvertrag nicht besser gemacht werden. Der klügste und erfahrenste Prinz ward von dem Herzog von Anjou hintergangen; dürfen wir in der arglistigen französischen Staatskunst unerfahrne Holländer uns schmeicheln, scharfsichtiger zu seyn? und gesetzt, wir wären auch so vorsichtig, unsere Rechte zu sichern, würde uns nicht der König, wenn er uns unser Geld abgepreßt, den Spaniern zum Raube lassen, und, erinnerte man ihn an seine Zusagen, sich noch beklagen, daß ihm nicht vollkommener Gehorsam geleistet worden sey. Man beruft sich auf den Utrechter Bund; aber dieser verpflichtet die Provinzen nicht, einen Souverän anzunehmen, den eine oder zwey von ihnen zu haben wünschen. Und wenn auch die Noth Brabant und Flandern zwänge, alles auf einen verzweifelten Wurf zu setzen, sollten darum auch wir, die wir noch so treffliche Festungen besitzen, uns mit ihnen zugleich ins Verderben reißen lassen? Mögen diejenigen, welche dieser Meinung sind, nach Holland kommen, um sich hier ein unerschrockenes Herz zu hohlen; hier, wo das arme Gouda zwey bis drey Jahre eingeschlossen war, ohne sich zu ergeben, wo das kleine Alkmaar die ganze Macht Spaniens beschäftigte, und wo die durch Hunger und Elend bis zur Hälfte aufgeriebene Bürgerschaft Leydens standhaft ausharrte. Verließen wir

uns damahls auf den Beystand Frankreichs? und hätten wir nur deßhalb so viel gelitten, um jetzt den Franzosen hingegeben zu werden? Zwar ist die Noth der Städte Brüssel *), Mecheln und anderer, unläugbar, aber schlösse man auch in diesem Augenblick den Vergleich mit Frankreich, so würde doch, nach Prüneaux eigenem Geständniß, die Hülfe zu ihrer Rettung zu spät kommen. Und wenn wir sie mit eigenen Kräften bis zum Herbst erhalten können, warum nicht noch länger und bis zum nächsten Winter? Wahrlich unsere Macht ist nicht so gering, als man sie darzustellen sucht. Fünf Jahre lang hielt sie im Anfange des Kriegs zu Wasser und zu Lande wider die Spanier aus, und jetzt sollten uns das Gerücht von der Herannäherung eben dieser Feinde und Prüneaux bedenkliches Achselzucken eine solche Furcht einjagen, daß wir ihnen nur als verlarvte Franzosen entgegen zu gehen wagten? O dann sey es Gott geklagt, daß der edle Prinz von Oranien und so mancher andere wackere Mann ihr Leben für eine Sache aufopferten, die wir nicht bis auf's Aeußerste zu verfechten wagen.«

»Wir läugnen keineswegs die gefährliche Lage, worin sich die öffentlichen Angelegenheiten befinden; aber sie ist lediglich eine Folge der Verbindungen mit Frankreich, wodurch das Ansehen des Prinzen, worauf bey unserer Vertheidigung so viel beruhete, geschwächt ward. Wäre man geneigt, noch jetzt so viel zu bezahlen, als man zu des Herzogs von Anjou Zeit versprochen, und Holland auch geleistet hat, so würde man nicht nöthig haben, uns von Brabant aus an die Erfüllung unserer Zusagen zu mahnen. Es ist freylich zu besorgen, daß das Volk ein Mahl des Kriegs und des Gebens müde werden wird; aber wird dieß nach einer Ver-

*) Diese Städte befanden sich noch nicht in der Gewalt der Spanier, als diese Denkschrift übergeben ward.

bindung mit Frankreich weniger der Fall seyn? Man gibt jetzt aus Liebe zur Freyheit und Religion; wer aber könnte dieß unter einem Fürsten thun, der beyde unterdrückte? Wird man nicht den guten Willen und die Standhaftigkeit des Volks aufopfern, welche mehr zur Erhaltung unsers wandelbaren Staatsgebäudes gethan haben, als das Verfahren der Regierung, welches wenig Lob verdient. Aber, wendet man ein, unser Zurücktreten könne den König erzürnen, und er könne sich wohl gar mit Spanien zu unserm Verderben vereinigen. Sonderbarer Einfall! Sollten wir seine theuern und großen Freunde seyn? Sollte er unsertwegen mit Spanien brechen? Und sollte sich diese Veränderung schon sobald ereignen können? Auf diese Art wäre es noch weit weniger rathsam für uns, bey einer solchen Unbeständigkeit Gut und Blut zu wagen.«

»Wir sind daher der Meinung, daß unter den oben angeführten drey Wegen der beste der ist, uns so lange mit eigenen Kräften zu vertheidigen, bis sich eine Aussicht auf einen besseren auswärtigen Beystand zeigt. Nur muß in den Landesangelegenheiten eine zweckmäßigere Einrichtung getroffen werden. Uebrigens wünschen wir so herzlich, als irgend ein Anderer, die Rettung des Vaterlandes, und würden die ersten seyn, den Fürsten aufzunehmen, von dem sie zu erwarten ist. Ja wir würden dieß selbst in Rücksicht des Königs von Frankreich seyn, wären wir nicht von der Wahrheit der hier aufgestellten Bemerkungen fest überzeugt. Nicht Eigennutz bewegt uns dazu. Wird Holland bekriegt, so ist Gouda dem ersten Schlage ausgesetzt, die nachtheiligen Folgen der mit Frankreich angeknüpften Unterhandlungen dagegen wird diese Stadt später als andere fühlen. Aber keine zu fürchtende Gefahr konnte uns abhalten, unsere Meinung freymüthig auszusprechen, damit man die Sache in nähere Betrachtung ziehen kann, und sich durch

die Urtheile des hohen Raths, des Hofes von Holland und der seeländischen Staaten nicht irre leiten lasse. Werden unsere Gründe gehaltlos und unwichtig gefunden, so nehme man sie als das letzte Denkmahl der Freyheit und herzlicher Verbrüderung auf! Denn wir fordern für unsere Freymüthigkeit keinen andern Lohn, als den, mit einem ruhigen Gewissen den Schickungen des Höchsten entgegen gehen zu können. Und indem wir uns jetzt unschuldig achten an allem Unglück, welches die Unterhandlung mit Frankreich über das Land bringen wird, bitten wir Gott, es in Gnaden abzuwenden."

Diese Vorstellung der patriotischen Goudaer hielt jedoch die Generalstaaten nicht ab, den Beschluß zu fassen, der Krone Frankreich die Souveränität über die Niederlande unter näher zu bestimmenden Bedingungen anzubiethen; und alle Landschaften und Corporationen, außer Ober-Yssel, dem Adel Hollands und den Städten Amsterdam, Monnikendam und Gouda, willigten darein. Eine Deputation von vierzehn Personen ward ernannt, dem Könige von Frankreich die Wünsche der Nation vorzutragen. Sie schiffte sich (1585, 3. Januar) zu Briel ein, und begab sich über Boulogne nach Paris, wo sie trotz der Vorstellungen des spanischen Gesandten, Don Bernhardin de Mendoza, den 15. des Hornungs die erste feyerliche Audienz beym Könige hatte. Der Kanzler von Geldern, Elbert van Leeven oder Leoninus genannt, war Wortführer. Er bath den König, die Herrschaft und Vertheidigung der niederländischen Völker zu übernehmen, von denen in früheren Zeiten die meisten Mitglieder des französischen Reichs gewesen wären. Heinrich erwiederte freundlich, sie möchten ihm ihr Verlangen schriftlich einreichen. Sie übergaben hierauf eine Bittschrift, worin der König ersucht ward, die vereinigten niederländischen Provinzen, Brabant, Flandern, Holland, Westfriesland,

Seeland, Geldern, Zütphen, Utrecht und Mecheln unter seinen Zepter und Schutz zu nehmen, wie ehemahls Kaiser Carl V. sie besessen habe; ihre Vorrechte und die reformirte Religion in ihrem gegenwärtigen Zustande zu erhalten; einen Prinzen aus seinem Geblüt oder einen andern angesehenen Mann zu seinem Statthalter zu ernennen; einen Staatsrath, von dessen Mitgliedern zwey Drittheile Niederländer wären, zu bestellen; den Generalstaaten jährlich zwey Versammlungen, und denen der einzelnen Landschaften, deren, so oft sie es für nöthig fänden, zu verstatten; die Niederlande unzertrennlich mit der Krone Frankreich zu verbinden; die Schenkung einiger Länder und Herrlichkeiten an den verstorbenen Prinzen von Oranien zu bestätigen, und das Haus Nassau, dem die Niederländer so große Verbindlichkeiten hätten, und welches sich zu ihrer Vertheidigung mit drückenden Schulden belastet habe, zu entschädigen.

Der König schien vollkommen zufrieden mit den gemachten Bedingungen, wodurch ihm eine weit größere Gewalt eingeräumt ward, als der Herzog von Anjou besessen hatte. Die niederländische Gesandtschaft, welche nicht mehr an einem baldigen erwünschten Abschluß der Unterhandlungen zweifelte, bath jetzt um eine schleunige Truppenhülfe zum Entsatz der bedrängten Hauptstadt Brabants. Aber wie groß ist ihr Erstaunen, als, anstatt der erwarteten Zusage dieser Bitte, der Kanzler Chiverey ihr die unerwartete Eröffnung macht: Der König, wie sehr es auch sein Wunsch sey, den Niederländern nützlich zu werden, sehe sich doch für jetzt gänzlich außer Stande, ihnen Hülfe zu leisten. Durch diese Erklärung war auf ein Mahl der Faden der Unterhandlung zerrissen, und den Gesandten blieb nichts übrig, als den französischen Hof (1585, 17. März) zu verlassen, und, mißvergnügt über ihre vereitelten Hoffnungen, nach Holland zurück zu kehren. So entgingen die Niederländer dem französischen

Joche, welches ihr Kleinmuth ihnen aufzulegen im Begriffe stand. Ohne die Verwirrungen, welche die berüchtigte Ligue damahls über Frankreich ausströmte, ohne die Trägheit eines weichlichen Fürsten, und ohne seine, von den Ministern genährte Furcht vor dem spanischen Monarchen, wäre ihr thörichter Wunsch erfüllt worden. Sie hätten dann einen Despotismus mit dem andern vertauscht, denn ein schwächeres Volk, welches sich unter den Schutz des stärkeren begibt, wird immer der Sclave desselben; und die Geschichte kennte keinen blühenden niederländischen Freystaat, der in den folgenden Jahrhunderten demselben Reiche, dessen Oberherrschaft er jetzt als eine Gnade erbettelte, mehr als ein Mahl Gesetze vorschrieb. Das Ereigniß, welches ein großer Theil der Niederländer in diesem Augenblick als ein hartes Unglück beklagte, war das Mittel, sie von neuen Fesseln zu retten, in welche Frankreich erst zwey Jahrhunderte später ihre entarteten Nachkommen schlug.

Je mehr Bestürzung der Verlust der Hoffnung auf französische Hülfe in den vereinigten Provinzen verbreitete, desto ernstlicher drangen jetzt mehrere Landschaften, besonders Holland, auf Fortsetzung der Tractaten mit England; weil keine andere Aussicht auf auswärtigen Beystand vorhanden sey. Elisabeth selbst schien jetzt die Provinzen dazu aufzufordern. Die arglistige Fürstinn hatte wahrscheinlich nicht erwartet, daß sie in Rücksicht Frankreichs einen so raschen, ihren geheimen Planen und Wünschen so wenig entsprechenden Entschluß fassen würden. Da der Schritt ein Mahl geschehen war, ließ sie den Generalstaaten durch ihren Gesandten Davison eröffnen: Sie habe den König nicht zu einer gemeinschaftlichen Unterstützung der Provinzen bewegen können; indeß wäre sie gern bereit, zur Verbesserung ihrer Lage die Hand zu biethen, ohne die Unterhandlungen mit

Frankreich zu stören, oder auf die Souveränität Ansprüche zu machen.

Diese Erklärung bestimmte die Staaten, sich mit eben den Anträgen, welche in Frankreich kein Gehör gefunden hatten, an Elisabeth zu wenden, trotz des Widerspruchs der Commüne von Gouda, welche ihren Grundsätzen getreu, nur auf ein Gesuch um Beystand stimmte, aber das Anerbiethen der Oberherrschaft verwarf. Noch während der Belagerung Antwerpen's (1585, 6. Julius) ging eine Deputation von zwölf Personen, unter denen sich Paul Buis und der große Patriot Johann von Oldenbarnevelt befanden, nach London, und bath die Königinn im Nahmen der Utrechter Bundesgenossen, über die Provinzen des Bundes die Oberherrschaft zu übernehmen, oder sich doch für ihre beständige Beschützerinn zu erklären. Nichts beweist so sehr den unendlichen Abscheu der Niederländer gegen das Joch der Entvölkerer beyder Indien und der Erfinder der Inquisition, als ihre Bereitwilligkeit, Alles, selbst das kostbarste Gut eines edlen Volks, die Freyheit, aufzuopfern, um sich gegen das Zurücksinken unter dasselbe zu sichern. Der Antrag der Gesandten ward von der Königinn, nach den Grundsätzen ihrer bedachtsamen und räthselhaften Politik, ihren eigenen geheimen Wünschen zuwider, verweigert, und erst nach vielen Schwierigkeiten kam zu Nonsuch nachfolgender Vertrag zwischen beyden Theilen zu Stande. Die Königinn verspricht, den vereinigten Provinzen ein Hülfscorps von 4000 Mann zu Fuß und 400 Reiter während der Dauer des gegenwärtigen Kriegs zu bewilligen; wogegen sich die Staaten verpflichten, ihr die Städte Vliessingen, Briel und das Schloß Rammekens als Unterpfand für die von ihr zu machenden Geldvorschüsse in der Art zu überlassen, daß die gedachten Plätze mit englischen Truppen besetzt werden, aber die Befehlshaber kein Recht haben sollen, sich in die Civilverfas-

fung derselben zu mischen. Der Königinn wird das Recht zugestanden, nicht nur einen Oberstatthalter über die vereinigten Provinzen, sondern auch zwey ihrer evangelischen Unterthanen als Mitglieder des Staatsrathes einzusetzen. Dem Statthalter soll die Gewalt zustehen, in allen Landesangelegenheiten gemeinschaftlich mit dem Staatsrathe Verfügungen zu treffen; und alle Streitigkeiten zwischen den einzelnen Provinzen, welche nicht auf dem gewöhnlichen Wege Rechtens abgethan werden können, sollen der Entscheidung der Königinn und ihres Statthalters, mit Zuziehung des Staatsrathes, überlassen werden.

Die Bestätigung dieses Vertrages erfolgte am 2. des Weinmonaths, und bald darauf erschienen die englischen Truppen in den Niederlanden, leider zu spät, um Antwerpen retten zu können. Der Fall dieser Stadt, welcher die Gefahr dringender machte, bewog die Königinn, das Hülfscorps bis auf 5000 Mann zu Fuß und 1000 Reiter zu verstärken. Außer diesen besetzten noch 1200 Mann, unter Thomas Cecil und Philipp Sidney, Briel, Vliessingen und Rammekens. Die Königinn rechtfertigte die mit den abtrünnigen Niederländern eingegangene Verbindung bey den europäischen Staaten durch die früheren Bündnisse, welche schon vor dem Ausbruch der Revolution zwischen ihr und dem niederländischen Volke ohne Rücksicht auf dessen Fürsten bestanden hätten.

Zum Feldherrn ihrer Truppen und Statthalter in den Niederlanden ernannte sie ihren Liebling Robert Dudley, Grafen von Leicester, und bewies durch diese Wahl, welche nicht der Fürstinn, sondern dem Weibe angehörte, daß sie bey allen ihren Regententugenden doch die gemeinsten Schwachheiten ihres Geschlechts nicht verläugnen konnte. Robert Dudley war der Sprößling eines alten und angesehenen Geschlechts, dessen Geschichte sich weniger durch große und rühmliche Thaten, als durch eine Reihe tragischer Vorfälle auszeichnet. Edmund

Dudley, Roberts Großvater, ward unter König Heinrichs VIII. Regierung enthauptet. Gleiches Schicksal traf seinen Vater John und seinen Bruder Gilford Dudley, den Gemahl der geistreichen und liebenswürdigen Johanna Gray, unter der Regierung der bigotten Maria. Roberts Loos war der Kerker. Auch die damahlige Prinzessinn Elisabeth war damahls eine Gefangene. Eine vortheilhafte körperliche Bildung und ein einnehmendes Betragen empfahlen der Prinzessinn den jungen Mann, und reizten ihre Sinnlichkeit, und gleiches Schicksal und gleiche Besorgnisse gaben den ersten Eindrücken ein bleibendes Interesse. Als Elisabeth den englischen Thron bestiegen hatte, wuchs ihre Zärtlichkeit für ihren ehemahligen Mitgefangenen, und er galt eine Zeit lang für ihren erklärten Günstling, und selbst für ihren heimlichen Gemahl. Sie erhob ihn nach und nach zu den höchsten Ehrenstellen, ertheilte ihm die Würde eines Grafen von Leicester, und machte ihn endlich zum Befehlshaber der niederländischen Hülfstruppen.

Nur allein dem zufälligen Umstande, der Favorit seiner Königinn zu seyn, nicht seinen Verdiensten, verdankte Leicester diese glänzenden Auszeichnungen. Er war weder Feldherr noch Staatsmann, weder fähig, eigene große Ideen und Ansichten zu fassen, noch sich fremder zu bemächtigen. Stolz ohne Kraft und Großmuth, herrschsüchtig ohne Muth und Menschenkenntniß, schätzte er auch an Andern die Tugenden nicht, welche er selbst nicht besaß, und begnügte sich, in dem von der Majestät erborgten Schimmer vor seinen Mitbürgern einher zu prunken, ohne durch eigene Größe ihre Achtung zu gewinnen. Es war ein großer Mißgriff von der staatsklugen Elisabeth, daß sie einen Mann an die Spitze der niederländischen Angelegenheiten stellte, der in die Geheimnisse ihrer listigen und versteckten Politik nicht einzudringen vermochte, und dem alle Eigenschaften fehlten, die ihm

übertragene Rolle gut zu spielen. Daß der eitle, frivole, von seinen eigenen Landsleuten gehaßte und verachtete Hofmann dem schlichten geraden Niederländer nicht gefallen werde, war leicht vorher zu sehen, und die Erfahrung bestätigte es. Anstatt den Zweck seiner Sendung, wenigstens den von den Niederländern gedachten Zweck, zu erfüllen und der Schutzengel des bedrängten Landes zu werden, ward er dessen gefährlichster Feind. Um sich selbst oder seine Königinn in den Besitz der Oberherrschaft zu setzen, nährte er den Geist der Factionen unter der Nation, und wiegelte sie wider die Obrigkeit auf. Auch würden bey einem leidenschaftlicheren und minder bedächtigen Volke, dessen Liebe er zugleich zu gewinnen gewußt hätte, seine Entwürfe vielleicht gelungen seyn, und Aufruhr und Blutvergießen erzeugt haben. Aber glücklicher Weise bewahrte die Niederländer ihr kälteres Temperament vor solchen Ausschweifungen, und ihr gesunder Verstand wirkte der Arglist des neuen Statthalters kräftig entgegen.

Elisabeth ertheilte dem Grafen vor seiner Abreise nach Seeland eine geheime Instruction, wodurch er angewiesen ward, genaue Erkundigung über den Vermögenszustand der vereinigten Provinzen einzuziehen; weil man ihr die Annahme der Oberherrschaft über das Land angerathen habe, wenn es selbst die nöthigen Hülfsmittel zu seiner Vertheidigung aufbringen könne. Dieser Umstand beweiset zur Genüge, daß der Königinn geäußerter Widerwille gegen die ihr angebothene Souveränität nur verstellt war. Ihr Ehrgeiz wünschte sich allerdings im Besitze derselben; aber sie wollte erst den Lauf der Begebenheiten abwarten, ehe sie das Erbiethen der Staaten annahm. War er glücklich, so blieb ihr die Erfüllung ihres geheimen Wunsches gewiß genug; trafen aber die Niederländer in der Folge solche Unfälle, welche ihren Widerstand gegen die spanische Uebermacht vergeblich machten, so konnte sie sich als bloße Bundesgenossinn ohne

Schande aus dem Spiele ziehen. Ueberdieß erforderte die Lage der schottischen Angelegenheiten ihre ganze Aufmerksamkeit, und sie hatte Ursache, Spanien zu schonen, um nicht mit dieser Macht in einen Krieg verwickelt zu werden. Welche hohe Begriffe man damahls noch von dem Uebergewicht der spanischen Monarchie hatte, beweist eine Aeußerung des Königs Gustav von Schweden, welcher bey der Nachricht von dem Bündnisse der Königinn mit den Niederländern ausrief: »Jetzt hat Elisabeth die Krone von ihrem Haupte genommen, und auf das ungewisse Spiel des Krieges gesetzt!«

Die dem Grafen Leicester ertheilte Instruction bewies nicht nur den Willen der Königinn, die Souveränität über die Niederlande unter günstigeren Umständen anzunehmen, sondern auch den Wunsch, daß die Niederländer dieses Joch auf eigene Kosten erkaufen sollten; denn sie fürchtete die Unzufriedenheit ihrer alten Unterthanen zu erregen, wenn sie ihnen einer fremden Angelegenheit wegen neue Auflagen aufbürdete, und überdieß war übertriebene Sparsamkeit ein Hauptzug ihres Charakters. Zufälliger Weise erfuhren die niederländischen Deputirten in England etwas von Leicester's geheimen Verhaltungsbefehlen, und wurden dadurch zuerst mit Argwohn gegen die Königinn und den Grafen erfüllt.

Im December begab sich der Graf mit einem glänzenden Gefolge aus dem vornehmsten englischen Adel, in welchem sich auch sein Stiefsohn, der nachmahls so berühmt gewordene Graf Essex, befand, am Bord, und segelte nach den Niederlanden über (20. December 1585), wo er zu Vliessingen an's Land stieg. Sein Empfang war äußerst glänzend; in allen holländischen Städten, durch welche er ging, ward er mit Ehrenbezeugungen überhäuft, und die Generalstaaten; mit seinen Verhältnissen zu der Königinn bekannt, erklärten ihn zum Statthalter der vereinigten Provinzen (7. Februar 1586), gaben ihm eine Ehrenwache, und waren verblendet genug, ihm fast die Achtung eines Souveräns zu

beweisen. In seiner Bestallung beehrte man ihn mit dem Prädicat, Durchlauchtigster Prinz, und die ihm darin verliehene Gewalt war ausgedehnter, als sie irgend ein anderer Generalgouverneur gehabt hatte. Durch eine solche Auszeichnung ihres Feldherrn, glaubten die Generalstaaten den Beyfall der Königinn zu gewinnen. Wie erstaunten sie daher, als ihnen Elisabeth, wahrscheinlich aus Rücksichten gegen Spanien, ihren Unwillen darüber bezeigte, daß sie dem Grafen zugleich mit der Statthalterwürde fast die ganze Regierung übertragen hätten, die sie doch selbst ausgeschlagen habe (23. März)! Die Staaten erwiederten, sie hätten dem Statthalter eine so große Gewalt verliehen, um ihm desto mehr Ansehen und Gehorsam zu verschaffen; doch sey diese Gewalt auch widerruflich. Die Königinn ließ sich durch diese Erklärung leicht beruhigen, und die Staaten hatten dadurch zugleich die Uebereilung, womit sie dem Grafen eine so große Macht verliehen, zum Theile wieder gut gemacht, weil sie sich darin als die Quelle dieser Macht angaben.

Der neue Statthalter zeigte sich gleich Anfangs als einen großen Eiferer für den protestantischen Glauben, um die Gunst des Volkes zu gewinnen. Er empfing das Abendmahl mit der höchsten Andacht, und hielt Berathschlagungen mit der Geistlichkeit über die Mittel zur größeren Ausbreitung des Protestantismus. Diese Heucheley, denn weiter war sein Betragen nichts, blendete den gemeinen Haufen, welcher enthusiastisch an den äußeren Formen seiner Secte hing; aber die Verständigeren blickten durch die Maske, und entzogen ihm ihre Achtung und ihr Zutrauen. Hätte Leicester die großen Erwartungen erfüllt, welche man Anfangs von ihm hegte, und wäre er ein Mann von Muth und Talenten gewesen, so war es eben so gut um die Freyheit der Republik gethan, als wenn Heinrich III. die ihm angetragene Oberherrschaft angenommen hätte; aber ihr Schutzgeist wandte die doppelte Gefahr von ihr ab.

Johann von Oldenbarnevelt, jetzt Advocat von Holland an der Stelle von Paul Buis, welcher aus Verdruß über die Unterhandlungen mit Frankreich diese Würde niedergelegt hatte, entdeckte Leicesters geheime Plane, und gab den Staaten Rathschläge, sie zu vereiteln. Auf seinen Vorschlag trafen sie, noch ehe der Graf den niederländischen Boden betrat, eine Verfügung, den Wirkungen seines Ehrgeizes ein Gegengewicht zu geben, indem sie den Grafen Moriz von Oranien zum Statthalter von Holland und Seeland erwählten, um dadurch die Gewalt des künftigen Statthalters zu beschränken.

Moriz war der zweyte Sohn Wilhelms von Oranien von dessen zweyter Gattinn der Prinzessinn Anna von Sachsen. Er war geboren zu Dillenburg am 13. November 1567. Im Jahre 1582 sandten ihn die Staaten von Holland auf die hohe Schule zu Leyden, und übernahmen gemeinschaftlich mit den Staaten von Seeland und Utrecht die Sorge und die Kosten für seine Erziehung, als hätten sie eine Vorahnung gehabt von den großen Diensten, welche dieser Jüngling einst dem Vaterlande leisten werde. Ihre Sorgfalt für ihn ging so weit, daß, als der Herzog von Parma im Jahre 1583 anfing, sich zur See zu rüsten, sie seinem Hofmeister ausdrücklich verbothen, ihn an den Strand von Katwik gehen zu lassen; damit er nicht in Gefahr geriethe, von den Feinden aufgehoben zu werden. Schon in seiner frühen Jugend gab Moriz Beweise eines richtigen Verstandes und einer schnellen Beurtheilungskraft, und diese nebst andern trefflichen Eigenschaften entwickelten sich immer glänzender in der großen Schule der Erfahrung eines thatenvollen Lebens. Weniger groß als Staatsmann wie sein Vater, übertraf er ihn weit als Feldherr. Mit einem unerschütterlichen Muthe, der das Gefährlichste nicht scheut, verband er die höchste Vorsicht, und selbst das Glück, welches seine Waffen begünstigte, konnte ihn nie zu einer Uebereilung hinreißen. So erhob er

sich nach und nach zu einem der größten Generale seiner Zeit, führte neue Gesetze und Waffenübungen unter den Truppen ein, vervollkommnete die Belagerungskunde, und sein Lager galt für eine hohe Schule des Krieges, die stets von einer Menge Freywilliger aus allen Nationen besucht ward, um unter diesem Meister die Kriegskunst zu erlernen. In seinem Privatleben war er mäßig und genügsam, und ob er gleich seiner Würde gemäß einen glänzenden Hofstaat unterhielt, sah man doch nirgends Verschwendung in seinen Umgebungen. An den gewöhnlichen Lustbarkeiten fand er eben so wenig Geschmack als sein Vater; seine Lieblingsergetzung war das Schachspiel. Er liebte den Krieg, weil er in dieser Sphäre am meisten glänzte; doch waren ihm auch die sanften Gefühle der Liebe nicht fremd. Zwar war er nie verheirathet, aber er stand in einer zärtlichen Verbindung mit Maria Mechelen, einer edlen Brabanterinn, die ihn zum Vater mehrerer Kinder machte. Sein Charakter war nicht ohne Flecken, und sein grenzenloser Ehrgeiz, den er nicht wie sein Vater zu beherrschen wußte, brachte die Freyheit der Republik mehr als ein Mahl in Gefahr. Dennoch waren seine Klugheit und seine Feldherrntalente ein großes und unerwartetes Glück für sie; denn indem er die Plane seines Vaters standhaft und glücklich verfolgte, erhob er sie in seinen spätern Jahren auf den Gipfel des Ruhms und zu demjenigen Puncte, wo der europäische Staatenverein anfing, sie als unabhängige Macht zu erkennen.

Nach seines Vaters Tode (1584) ward Moriz zum Chef des Staatsrathes ernannt. Während den Berathschlagungen über die Verbindung (24. September 1585) mit Frankreich ermahnte er die Staaten von Holland, jene Verbindung nicht zu eilfertig abzuschließen, auch dabey das Interesse seines Hauses nicht ganz zu vergessen. »Mein Vater« — so schloß er seine Vorstellung — »hat Vermögen und Leben für die gemeinschaftliche Sache aufgeopfert, und auch ich biethe euch

meine Dienste an, in Allem, wozu ihr mich bey meiner Jugend und Unerfahrenheit für tüchtig haltet; denn ich habe fest beschlossen, so viel in meinen Kräften steht, zum Wohl des Landes beyzutragen.“ Die Generalstaaten selbst verkannten die Verpflichtung nicht, welche die Republik dem Sohne, der Verdienste des Vaters wegen, habe, und äußerten dieß besonders in der Denkschrift, worin sie die Holländer zu der Vereinigung mit Frankreich aufforderten. Es heißt darin unter andern: „Die Dankbarkeit gegen den Prinzen von Oranien würde gewiß jeden von uns bewegen, seinen Sohn Moriz zum Souverän der Niederlande zu wählen, wenn er Macht genug besäße, sie zu schützen.

Nach dem Abschluß des Tractats mit England ward Moriz zum Statthalter, General-Capitän und Admiral von Holland und Seeland erhoben, wodurch er in einen ausgebreiteteren Wirkungskreis trat. In seiner Bestallung (14. November 1585) ward ihm zur Pflicht gemacht: die Hoheit, Wohlfahrt und die Privilegien des Landes so wie die protestantische Religion aufrecht zu erhalten, Jedem Recht zu verschaffen, und die Verordnungen nach dem Gutachten des Raths von Holland zu vollziehen, die Obrigkeit in den Städten, wo es nöthig sey, zu verändern, und gemeinschaftlich mit den abgeordneten Räthen über die Sicherheit der Provinzen zu wachen. Zugleich ertheilten ihm die Staaten den Titel eines Prinzen von Oranien, obgleich das Fürstenthum Orange eigentlich auf seinen älteren Bruder Philipp Wilhelm gefallen war. Merkwürdig ist, daß Moriz der Erste war, dem die Generalstaaten die Statthalterwürde ertheilten. Ehemahls wurden die Statthalter der niederländischen Provinzen von den Landesfürsten eingesetzt, und die Staaten gaben daher durch diese Handlung einen Beweis, daß bey ihnen die Souveränität sey, und daß sie die Vorrechte derselben auch auszuüben entschlossen wären. Der Graf von Leicester, welcher sich damahls

noch in England befand, äußerte große Unzufriedenheit über die Erhebung des neunzehnjährigen Moriz; aber durch die Vorstellung der Staaten, daß von uralten Zeiten her jede Provinz ihren besondern Statthalter gehabt habe, und, daß dem Grafen Moriz nach den Gewohnheiten Deutschlands, wo auch die nachgebornen Söhne Titel und Rang des Vaters, erbten, der Titel Prinz gebühre, schien er wieder beruhigt.

Während der eben erzählten politischen Ereignisse hatten auch die Waffen in den Niederlanden nicht gerastet, und man fuhr fort, sich in mehreren Provinzen mit großer Erbitterung, jedoch ohne wichtige Erfolge, zu schlagen. Schon während der langen Blokade Antwerpen's hatte der tapfere Tassis den königlichen Waffen das Uebergewicht an der Yssel verschafft. Am 23. Junius (1585) schlug er die Truppen der Staaten unter dem Grafen von Newenaar und Joost de Zoete von Villers, welcher seit Wilhelms von Oranien Tode Statthalter von Utrecht war, bey Wouvenberg im Stifte Utrecht; und Graf Wilhelm Ludwig von Nassau suchte vergebens diese Niederlage durch einen Ueberfall auf Gröningen zu rächen, welcher gänzlich mißlang.

Nach der Ankunft der englischen Hülfstruppen rückte der Graf von Newenaar in die Betau, eine Landschaft zwischen dem Rhein und der Waal, bemächtigte sich der Schanze Ysseloord unweit Arnheim (1585, 15. October), und vereinigte sich darauf mit Martin Schenk, welcher aus Unzufriedenheit den spanischen Dienst verlassen, und von den Generalstaaten als Feldmarschall in den ihrigen wieder aufgenommen worden war. Beyde Befehlshaber verabredeten eine gemeinschaftliche Unternehmung, den Spaniern Nimwegen zu entreißen, durch Hülfe eines geheimen Verständnisses mit einigen Bürgern in der Sadt; welches aber entdeckt und vereitelt ward. Die ständischen Feldherren besetzten darauf die umliegenden Orte, warfen der Stadt gegenüber eine Schanze auf (November) und beschlossen, sie in Brand zu stecken. Sie

bedienten sich dazu einer Art großer Brandkugeln aus Harz, Pech, Schwefel, Salpeter und Schießpulver. Diese Brennstoffe wurden zusammengeschmolzen, und noch warm in einen Sack gedrückt, der mit schwachen Seilen umstrickt, und in zerlassenes Pech getaucht ward. Sie wurden aus kurzen Geschützen oder Pöllern abgeschossen, erreichten aber, wahrscheinlich wegen ihrer zu geringen Schwere im Verhältnisse der Pulverladung, nur selten ihr Ziel; und entstand auch ein Brand in der Stadt, so ward er schnell wieder gelöscht. Endlich erschien Hautepenne mit 6000 Mann in der Betau, und nöthigte die Ständischen, sich von Nimwegen zurück zu ziehen.

Der Herzog von Parma hatte sich nach der Eroberung Antwerpen's noch einige Monathe in dieser Stadt aufgehalten, die neue Verfassung derselben organisirt, und den tapfern Veteran Christoph Mondragone zum Befehlshaber in der wieder aufgebauten Citadelle ernannt. Der König, auf die Nachricht von dem Bündniß Elisabeths mit den abgefallenen Niederländern, sandte dem Herzog neue Geldrimessen, und setzte ihn dadurch in den Stand, den Truppen einen Theil des rückständigen Soldes auszuzahlen, dessen Ausbleiben verschiedene unruhige Bewegungen, besonders unter den Wallonen, veranlaßt hatte. Der König überschickte zugleich mehreren vornehmen Niederländern, unter andern den Grafen von Aremberg und Egmont, dem Marquis von Vrambon und dem Baron Montigny den Orden des Vliesses, oder ertheilte ihnen neue Ehrenstellen, um sie durch diese verführerische Lockspeisen des Despotismus noch fester an sein Interesse zu knüpfen.

Zu Anfange des Winters (December) begab sich der Herzog von Antwerpen nach Brüssel, um in diesem alten Sitz der niederländischen Generalgouverneure seinen Winteraufenthalt zu nehmen, welchen er während der vergangenen Jahre Anfangs in Mons, und dann in Dornik gehabt hatte. Zugleich verlegte er den größten Theil seines Heeres in die

Winterquartiere auf das linke Ufer der Maas. Vier deutschen Regimentern wurden die Ortschaften zwischen Herzogenbusch und Ravestein angewiesen; einige Fahnen Wallonen besetzten die Gegend um Grave, um diesen Platz zu beobachten; Juan de Aquila faßte mit seinem spanischen Regimente bey Herzogenbusch Posto, und Francisco Bobadilla mit drey alten spanischen Regimentern, etwa 5000 Mann stark, rückte auf das Bommelerwaard, eine Art von Insel, welche von der Maas und Waal gebildet wird. Die Landleute, von der Ankunft der Spanier vorher benachrichtiget, hatten aus Furcht vor den Bedrückungen dieser Truppen ihre Dörfer verlassen, und sich mit ihren besten Sachen nach Bommel, dem Hauptort des Ländchens, geflüchtet. Kaum waren die Spanier auf der Insel angelangt, so fingen die Maas und Waal an zu steigen. Sogleich eilte Graf Hohenlohe mit einem kleinen Geschwader die Maas herauf, und ließ an mehreren Stellen die Dämme durchstechen, wodurch fast die ganze Insel überschwemmt ward. Die Spanier sahen sich plötzlich in die gefährlichste Lage versetzt. Um nicht von den Wellen verschlungen zu werden, flüchteten sie auf Anhöhen, Dämme, Thürme und nach andern erhabenen Orten. Hier ohne Obdach und Nahrungsmittel, selbst ohne Feuerung, ihre erstarrten Glieder zu erwärmen, und rings von Hohenlohe's Fahrzeugen eingeschlossen, schien ihnen nichts übrig, als sich entweder der Gnade des Feindes zu überlassen, oder durch Hunger, Frost und Wellen umzukommen. Aber diese tapfern Soldaten kannten keine andere Wahl, als die, welche ihnen die Ehre vorschrieb. Sie verwarfen Hohenlohe's Aufforderung, sich zu ergeben, befestigten ihre Zufluchtsplätze so gut als möglich, und verschworen sich unter einander, lieber jedes Ungemach zu erdulden, als sich ungerochen in die Gewalt eines Feindes zu überliefern, gegen den sie nichts als Verachtung fühlten.

Ein zufälliger oder durch geheime Veranstaltung veranlaßter Umstand gab ihrem Muthe einen noch poetischeren Schwung. Ein Soldat, welcher bey der Kirche des Dorfes Empelen an einer Brustwehr arbeitet, stößt nach einigen Spatenstichen auf eine Tafel, und als er sie aufhebt und betrachtet, entdeckt er zu seinem Erstaunen ein Bild der heiligen Jungfrau darauf. Voll Freude ruft er seine Cameraden herbey. Bobadilla selbst, der in der Nähe ist, erscheint. Man staunt, man bewundert die Frische der Farben, die Schönheit des Colorits, man wird nicht müde, die Züge des Bildes zu bewundern, und dieser unerwartete Fund scheint eine gewisse Rettung zu versprechen. Das wunderbare Bild wird mit militärischen Feyerlichkeiten in die Kirche gebracht, und zur Adoration aufgestellt. Tausend Knie beugen sich vor demselben, und von tausend Lippen ertönen die Worte: »Heilige Jungfrau, verlaß deine Soldaten nicht in der Gefahr, womit die Wuth der Elemente und der Ketzer sie umringt!«

Die Hoffnung der Krieger ward nicht getäuscht. Nachdem sie einige Tage (11. 12. December) mit dem äußersten Elende gekämpft hatten, schlug die Stunde der Rettung aus ihrem furchtbaren Kerker. Die Natur selbst, welche sie in diese gräßliche Lage versetzt hatte, ward ihre Befreyerinn. Ein plötzlich eingetretener Frost zwang den Grafen Hohenlohe, sich eilend mit seinem Geschwader zurück zu ziehen. Nach seiner Entfernung eiseten die Spanier das Fahrwasser auf, und erreichten, da die Niederländer aus Nachlässigkeit die Schanze bey Locht unbesetzt gelassen hatten, glücklich, aber in den traurigsten Umständen, Herzogenbusch. Die Bürger dieser Stadt nahmen die Halbverhungerten mitleidig in ihre Häuser auf und pflegten sie mit der größten Sorgfalt. Dennoch starben Viele an den Folgen des erlittenen Ungemachs, oder verloren Finger und Zehen durch den Frost. Der Herzog von Parma hatte auf die erste Nachricht von der seinen Kriegern drohenden Gefahr Brüssel verlassen, um

ihnen zu Hülfe zu eilen; aber schon bey Herenthals erfuhr er ihre Rettung und kehrte zurück. Der Stadt Herzogenbusch ließ er für ihre Theilnahme danken, und beschenkte sie mit einer goldenen Schale.

Der strenge Frost, welcher Bobadilla's Corps vom Untergange rettete, begünstigte auch in einer andern Gegend die spanischen Waffen. Er bahnte dem Obersten Tassis den Weg zu einem Einfalle in Friesland (1586, 23. Januar), wo er Zevenvolde verheerte, und den Verweser des ständischen Statthalters der Provinz, Sten-Malsen, einen dänischen Edelmann, bey Burum auf's Haupt schlug. In diesem Gefechte hatte Graf Oswald von dem Berge, welcher dem Könige diente, das Unglück, von seinen eigenen Waffengefährten erstochen zu werden; weil er eine eroberte Friesische Fahne trug, und deßhalb für einen niederländischen Fähnrich gehalten ward. Das eingetretene Thauwetter verhinderte Tassis an Verfolgung seines Siegs, und trieb ihn wieder aus dem Lande. Sein Einfall hatte indeß ein solches Schrecken über die ganze Provinz verbreitet, daß viele Städte und Dörfer von dem spanischen Statthalter Verdugo Schutzbriefe erkauften. Der Letztere ließ eine Schmähschrift gegen die Staaten ausstreuen, worin er die Friesen aufforderte, sich mit dem Könige auszusöhnen, und einigen feigen Buben, welche sie daran hindern wollten, die Köpfe zu spalten. Graf Philipp Wilhelm von Nassau, der ständische Statthalter von Friesland, traf dagegen die zweckmäßigsten Maßregeln, die Provinz der Republik zu erhalten.

Auch in Geldern waren die Königlichen eingedrungen. Zwey hundert Spanier unter dem Hauptmann Pedro Cornero besetzten das Kloster Veterwerde zwischen Grave und Venloo, um von hier aus die Besatzung von Venloo zu beobachten, während Carl Mannsfeld Grave blokirte. Aber Schenk, welcher kurz zuvor ein italienisches Geschwader unter Appio Conti geschlagen, und aufgerieben hatte, überfiel das Kloster

von Venloo aus, und griff es mit 600 Niederländern an. Die Besatzung vertheidigte sich mit der äußersten Tapferkeit. Schon war die Mauer mit einem Sturmbock eingestoßen, und das Kloster brannte an vier Ecken; dennoch schlug sie einen drey Mahl wiederhohlten Sturm zurück. Endlich thaten die Spanier einen wüthenden Ausfall, und es würde ihnen vielleicht gelungen seyn, sich durchzuschlagen, wären sie nicht von 300 niederländischen Reitern in der Flanke angegriffen worden. Schenk kostete die Eroberung dieses unbedeutenden Platzes 200 Mann; die tapferen Vertheidiger desselben verloren alle das Leben bis auf sechs schwer Verwundete, unter welchen sich der Befehlshaber Cornero selbst befand, der drey Schüsse und einen Lanzenstoß erhalten hatte. Die Spanier zu Lottum ergrimmten über die Niederlage ihrer Waffengefährten, und ermordeten aus Rache einige gefangene Niederländer.

Schenk zog nach dieser Eroberung an den Rhein, vereinigte sich mit Hermann Kloet, dem Befehlshaber von Neus, und beyde Verbündeten überfielen die Stadt Werle in Westphalen, und bemächtigten sich derselben; das Schloß aber widerstand ihren Angriffen. Die beyden Partisane beschlossen, sich in der Stadt festzusetzen, und von hier aus Streifzüge durch die benachbarte Gegend zu machen. Sie schlugen 4000 Bauern in die Flucht, welche der Adel des Landes aufgebothen hatte, ihren Plünderungen Einhalt zu thun; da sie sich aber des Schlosses nicht bemächtigen konnten, und Nachricht erhielten, daß Hautepenne und Verdugo gegen sie im Anzuge wären, so ließen sie die Stadt ausplündern, und verließen sie wieder (März). Schenk schlug sich auf dem Rückzuge durch Hautepenne's Corps, und kam mit seiner Beute glücklich zum Grafen Leicester, der ihn mit dem Ritterschlage und einer kostbaren goldenen Kette für seine Tapferkeit belohnte.

Der Herzog von Parma, welcher sich noch zu Brüssel befand, hatte beschlossen, sich an der Maas festzusetzen, und

von dort seine siegreichen Waffen nach Holland zu tragen. Einer der wichtigsten Plätze an diesem Strome war Grave, eine feste, dem Hause Oranien zugehörige Stadt, worin Lubert Turk von Hemert, ein junger Edelmann aus Geldern, mit vier Fahnen in Besatzung lag. Schon im December hatte Carl Mannsfeld die Stadt berennt, und ihr die Zufuhr abgeschnitten. Leicester trug dem Grafen Hohenlohe und dem Ritter Noris auf, sie entweder zu entsetzen, oder auf's Neue zu verproviantiren. Das Letztere gelang nach einem mörderischen Gefechte der vereinigten Niederländer und Engländer mit einem spanischen Corps unter Thomas Aquila und Georg Basta, worin die Spanier mit einem Verluste von 500 Mann in die Flucht geschlagen wurden, und Norris einen Lanzenstoß in die Brust erhielt. Der Herzog von Parma beschloß jetzt, Grave förmlich zu belagern, ließ das Blokadecorps vor der Stadt verstärken (12. Mai), und begab sich in eigener Person dahin. Aber fast hätte der große Feldherr vor den Mauern dieser Stadt das Ziel seiner Thaten erreicht; denn indem er die angelegten Belagerungswerke auf beyden Seiten der Maas besichtigt, streckt eine Kanonenkugel sein Roß unter ihm zu Boden, und sogleich verbreitet sich in der Stadt und im Lager das Gerücht von seinem Tode. Aber er war unverletzt geblieben, raffte sich schnell wieder auf, und eilte zu Fuß in's Lager, um sich seinen bestürzten Soldaten zu zeigen, die ihn mit einem Freudengeschrey begrüßten. Nach einer heftigen Beschießung aus vier und zwanzig Feuerschlünden ward ein allgemeiner Sturm auf die Stadt beschlossen. Bey dem Anblicke der Anstalten dazu erhoben die Weiber und Kinder ein solches Wehklagen, daß mehrere Hauptleute und selbst der Befehlshaber Hemert dadurch muthlos gemacht wurden. Man both dem Feinde eine Capitulation an, und die Stadt ergab sich (1586, 7. Jun.) auf billige Bedingungen.

Graf Leicester war eben auf dem Marsche begriffen, um Grave zu entsetzen, als er die Nachricht von dem Verluste

der Stadt empfing, welche ihn um so mehr überraschte, da ihm Hemert erst den Tag zuvor berichtet hatte, daß sie sich noch lange halten könne. Unwillig kehrte er nach dem Bommelerwaard zurück, und da nach dem Urtheile der Sachverständigen die Uebergabe Grave's zu schnell und ohne Noth erfolgt war, so wurden der Befehlshaber Hemert und einige andere Officiere von der Besatzung zu Utrecht vor ein Kriegsgericht gestellt, welches den Ersteren und zwey Hauptleute zum Tode verurtheilte. Die Staaten von Holland drangen auf Vollziehung des Urtheils, und Leicester bestätigte es. Hemert ward stehend enthauptet, und erklärte noch wenige Augenblicke vor seinem Tode, nicht Treulosigkeit, sondern Zaghaftigkeit aus Mitleid habe ihn strafbar gemacht.

Hemerts strenge Bestrafung fand allgemeinen Beyfall in den vereinigten Provinzen, und man pries Leicester als den Wiederhersteller der gesunkenen militärischen Disciplin; aber nur zu bald ereignete sich ein Vorfall, welcher bewies, daß er nicht immer so gerecht handelte. Hohenlohe überfiel unweit Breda ein Geschwader italienischer Reiter unter Camillo del Monte, schlug es in die Flucht und machte den Hauptmann Wells zum Gefangenen, einen Engländer, der vormahls in niederländischen Diensten gestanden und Aloft an die Spanier verrathen hatte. Jedermann sah einem großen Beyspiele der Gerechtigkeit an diesem Verräther entgegen; aber zum allgemeinen Erstaunen geschah ihm nichts, und Leicester nahm ihn sogar unter seine Leibwache auf. Bald darauf gab er das Regiment des bey dem Angriffe auf den Covensteinschen Damm gefallenen Obersten Haultein seinem Schwiegersohn Philipp Sidney. Diese Parteylichkeit für seine Nation erregte große Unzufriedenheit unter den Niederländern, besonders beym Kriegsvolke. Zwey und zwanzig der vornehmsten deutschen und niederländischen Befehlshaber überreichten dem Grafen Hohenlohe eine Vorstellung, worin sie

bemerkten, daß nach der von dem verstorbenen Prinzen von Oranien getroffenen Einrichtung, die Franzosen, Deutschen und Niederländer stets Offiziere aus ihrer Nation gehabt hätten; durch die Nichtbefolgung dieser Einrichtung entzöge man ihnen alle Aussicht auf Beförderung. Hohenlohe überreichte das Memoir dem Grafen Leicester, der es, ohne weiter darauf zu achten, für eine aufrührerische Schrift erklärte.

Nach der Eroberung von Grave ergaben sich auch die festen Plätze Megen und Batenburg an der Maas den Spaniern, und der Herzog von Parma, seinen Plan verfolgend, rückte vor Venloo. Nach einer kurzen Belagerung capitulirte diese ansehnliche, mit doppelten Mauern umgebene Stadt, auf Verlangen der Bürgerschaft, welche die Besatzung mit dem Schwerte in der Hand zur Uebergabe zwang. Diesem Beyspiele folgte das Schloß zu Well, welches an den königlichen Befehlshaber Hautepenne überging. Helmich, der Befehlshaber darin, drang zwar auf eine längere Vertheidigung; aber seine widerspänstigen Soldaten zwangen ihn zu capituliren, wofür das Kriegsgericht zu Utrecht drey *dieser* Aufrührer mit dem Tode bestrafen ließ.

So fielen in dem kurzen Zeitraume von wenigen Wochen fast alle festen Plätze an der Maas bis Lüttich herauf den Spaniern in die Hände, ohne daß es Leicester verhindert hätte. Sein glücklicher Gegner zog sich jetzt nach dem Rhein, und rückte vor die Stadt Neus, im Erzbisthume Cölln. Die Geschichte der Belagerung dieses Orts wird weiter unten erzählt werden. Leicester, um den Herzog davon abzulenken, gab Moriz und Sidney den Befehl, eine Diversion in Flandern zu machen. Dieß war das erste Mahl, daß Moriz als handelnde Person auf dem Schauplatze des Kriegs erschien, auf welchem er sich in der Folge einen unverwelklichen Lorberkranz wand. Das Städtchen Axel und verschiedene andere Plätze in Flandern wurden erobert; aber ein Ueberfall, welchen

Sidney auf Gravelingen versuchte, mißlang. Kurz zuvor hatte sich der ständische Befehlshaber von Bergen op Zoom eines Convois von 400 Getreide-Wagen bemächtigt, welcher aus dem Clever, Jülicher und Liker Lande kam, und für die unterjochten niederländischen Provinzen bestimmt war, worin großer Mangel herrschte. Der Hauptzweck der flandrischen Expedition, den Herzog von Parma von Neus zu entfernen, ward nicht erreicht. Diese unglückliche Stadt ward im Sturme erobert, und der Sieger wandte sich von ihren Ruinen (13. August) mit einem Heere von 12,000 Mann zu Fuß und 3500 Reitern nach Rheinbergen.

Die Stadt Rheinbergen, zum Erzbisthum Cölln gehörend, liegt am linken Rheinufer. Sie war mit allen Bedürfnissen hinreichend versehen, und hatte eine Besatzung von 800 Engländern unter Morgan und Schenk, welcher Letztere kurz zuvor auf Leicesters Befehl, auf der Insel Gravenwaard, da wo die Waal aus dem Rhein fließt, zum Schutze der Landschaft Betau ein Fort angelegt hatte, welches nach ihm die Schenkenschanze genannt ward. Indeß der spanische Feldherr die Anstalten zur Belagerung Rheinbergens betrieb, lagerte sich Leicester mit einem Heere von 10,000 Niederländern, Engländern und Schotten, bey welchem sich Don Emanuel, Don Antons, des Prätendenten von Portugal Sohn, Gebhard Truchses Churfürst von Cölln, Prinz Moriz, die Grafen Philipp und Wilhelm von Nassau, Solms, Oberstein und Essex nebst mehreren andern ausgezeichneten Personen befanden (6. September), bey Elten im Clevischen. Trotz dieser Macht hielt sich der Graf nicht stark genug, den Herzog vor Rheinbergen anzugreifen, um ihn zur Aufhebung der Belagerung zu zwingen, sondern suchte diesen Zweck durch eine Diversion an der Yssel zu erreichen. Dahin führte er sein Heer, und nachdem er Doesburg und einige andere feste Plätze auf seinem Marsch weggenommen hatte, lagerte er sich

vor Zütphen, ließ eine Schiffbrücke über die Yssel schlagen, und die benachbarte spanischgesinnte Stadt Deventer mit einer stärkeren Besatzung versehen.

Der Herzog von Parma erfuhr nicht so bald die Gefahr, von welcher das schlecht versehene Zütphen bedrohet ward, als er die Belagerung von Rheinbergen in eine Blokade verwandelte, und mit dem größten Theil seines Heers nach der Yssel aufbrach, um Zütphen zu entsetzen, oder mit Lebensmitteln zu versehen. Das Letztere gelang, weil die Belagernden weder ihr Lager befestigt, noch alle Zugänge zur Stadt gehörig verschlossen hatten. Doch diese Verproviantirung war nicht hinreichend, und der spanische Feldherr mußte bald zu einer zweyten Anstalten treffen. Die Aufkäufer und Lieferanten wurden daher angewiesen, große Massen von Getreide anzuschaffen, und sie brachten in kurzer Zeit aus Grol, Oldensiel, Lingen und Münster so viel zusammen, daß 4000 Menschen drey Monathe lang davon leben konnten. Einen solchen Vorrath vom Feinde unbemerkt in die blokirte Stadt zu schaffen, war nicht möglich, es wurden also Maßregeln auf den Fall eines feindlichen Angriffs getroffen. Der Herzog ernannte den Marchese del Vasto zum Befehlhaber des Convoi's, und gab ihm 2500 Mann zu Fuß, und 600 italienische und albanische Reiter zur Bedeckung desselben. Seine Instruction war: in der Nacht des 22. Septembers von dem Sammelplatz zu Borchele, fünf Stunden von Zütphen, aufzubrechen, um mit Sonnenaufgang auf der Ebene bey dem Dorfe Warnsfeld, zwey Stunden von der Stadt, einzutreffen, und von da sogleich den Befehlshaber Verdugo durch leichte Reiter von seiner Ankunft benachrichtigen zu lassen, damit ihm dieser entgegenkommen, und den Transport in Empfang nehmen könne. An Verdugo erließ der Herzog ein Schreiben, worin er ihm von der zu erwartenden Hülfe Nachricht gab, und ihm befahl, dem Transport am 22. Septem-

der beym Anbruch des Tages mit 1000 Mann entgegen zu gehen. Dieser Brief aber kam nicht in Verdugo's Hände, sondern ward von einer feindlichen Patrouille aufgefangen, und er unterrichtete den Grafen Leicester von dem Plane der Spanier. Um diesen zu vereiteln, und das Convoi aufzufangen, sandte der Graf 1500 Musketiere und Pikeniere nebst einem Detaschement Reiterey, unter Norris, Essex, Willoughby, Stanley, Russel und Sidney, in der bestimmten Nacht nach Warnsfeld ab.

In der Nacht des 22. des Herbstmondes, dem erhaltenen Befehle gemäß, brach del Vasto von Borchelo auf, und ging in folgender Ordnung vorwärts. Er selbst machte mit einigen Schwadronen Schützen zu Pferde den Vortrab; dann folgte eine Abtheilung Lanzenträger und Musketiere, an welche sich der Zug der mit Getreide beladenen Wägen und Karren schloß; zu beyden Seiten desselben marschirte eine Bedeckung von Musketieren, und einige Geschwader Reiter machten den Beschluß. Unter Begünstigung eines dichten Nebels nähert sich der Zug dem Dorfe Warnsfeld, wo die Schwadronen der Avantgarde plötzlich auf die englische Reiterey stießen. Beyde Theile griffen sogleich zu den Waffen, und der Vortheil neigte sich Anfangs auf die Seite der Engländer. Zwey italienische Schwadronen unter Hannibal Gonzaga und Georg Crescio wurden zersprengt, und Gonzaga tödtlich verwundet. Unter den Wägen entstand eine schreckliche Verwirrung. Die Fuhrleute waren beym ersten Lärmen entflohen, die scheu gewordenen oder verwundeten Pferde zerrissen die Stränge, die englischen Schützen fielen von allen Seiten in den Zug, und vorn stand die dichtgeschlossene englische Reiterey und hinderte das Vorrücken der Wagen. Doch plötzlich brachen die spanischen Lanzenträger mit gefällten Speeren in diese Reiterey, trennten ihre Linie, und öffneten den Wagen einen Weg, welche jetzt von Soldaten geführt wurden. Diese benutzten

den Zeitpunct des Kampfs, lenkten die Fuhrwerke seitwärts vom Wege ab durch die Hecken, und eilten vorwärts, bis ihnen von Zütphen her Verdugo und Tassis entgegen kamen, und den Transport in Empfang nahmen, welcher mit geringem Verlust seine Bestimmung erreichte. Der Kampf hörte nun auf, und beyde Theile zogen sich zurück. In diesem Gefechte erhielt der Ritter Philipp Sidney, Leicesters Schwestersohn, eine gefährliche Wunde am Schenkel, und starb einige Wochen darauf im zwey und dreyßigsten Jahre seines Alters. Die englischen Geschichtschreiber erschöpfen sich in dem Lobe dieses Ritters. Gleich ausgezeichnet von Seiten des Kopfs und eines vortrefflichen Herzens, in der Kriegskunst wie in der Staatskunde unterrichtet, Kenner und Beförderer der schönen Wissenschaften, und selbst Verfasser eines ästhetischen Werks, des damahls sehr beliebten Romans Arkadia, glänzte er als eine Zierde seines Vaterlandes, welches sich mit Recht noch viel von seinen Vorzügen versprechen durfte, als er unglücklicher Weise ein Opfer des Kriegsdämons ward. Als er verwundet auf der Wahlstatt lag, brachte man ihm eine Flasche mit Wasser, seinen brennenden Durst zu löschen; aber eben im Begriffe, sich daran zu erquicken, hört er neben sich einen andern Schwerverwundeten ächzen, sogleich reicht er ihm das Wasser mit den Worten: „Sein Bedürfniß ist dringender als das meinige.“ Der damahlige König Jacob VI. von Schottland war ein enthusiastischer Verehrer des Ritters, und ehrte sein Andenken durch ein lateinisches Gedicht.

Die glücklich gelungene Verproviantirung bewog den Grafen von Leicester, die Blokade von Zütphen aufzuheben. Indeß bemächtigte er sich dreyer Schanzen der Stadt gegen über, am linken Ufer der Yssel (16. October), von denen zwey mit stürmender Hand erobert wurden, die dritte aber von ihrer Besatzung verlassen und ohne Schwertstreich eingenommen ward. Bey Bestürmung der kleineren nördlich lie-

genden, und mit 300 Mann besetzten Schanze, zeichnete sich Eduard Stanley, ein edler Engländer, durch eine bewundernswürdige That aus. Indem er sich an der Spitze seiner Waffengefährten der Bresche nähert, stößt ihm ein spanischer Soldat die Lanze entgegen, um sie ihm in die Brust zu senken. Aber Stanley faßt die Lanze mit beyden Händen, und hält sie so fest, daß ihn jener zugleich mit derselben emporhebt. Sogleich springt der Engländer über die Brustwehr, und bahnt seinen Gefährten den Weg zur Eroberung der Schanze. Leicester belohnte seine Tapferkeit durch den Ritterschlag und einen Jahrgehalt von 600 Gulden. Nicht minder außerordentlich war die That eines spanischen Soldaten bey Vertheidigung der zweyten Schanze. Mit einer langen Lanze bewaffnet stellt er sich in die Bresche, und verwundet und treibt die Feinde zurück, bis ihm endlich mit einem großen Schwerte die rechte Hand am Gelenke abgehauen wird. Dennoch hält er die Lanze mit der Linken fest, bindet sie mit dieser an die verstümmelte Rechte, ohne diese verbinden zu lassen, und indem er den Stumpf mit der linken Hand bewegt, fährt er fort, so lange mit der größten Wuth zu kämpfen, bis es den Engländern gelingt, an einer andern Stelle in die Schanze zu dringen. Die Geschichte nennt den Nahmen dieses Helden nicht. Bey Bestürmung der nähmlichen Schanze ward Hohenlohe gefährlich am Kopfe verwundet. Roland York ward von dem Grafen Leicester zum Befehlshaber der großen Schanze, und Stanley zum Gouverneur von Deventer ernannt, zum großen Mißvergnügen der Staaten; denn beyde waren Katholiken, und hatten schon den Spaniern gedient.

Auf dem Rückzuge von Zütphen wurden die niederländisch-englischen Truppen durch Tassis verfolgt, und erlitten einigen Verlust. Einen Anschlag Schenks, Nimwegen zu überfallen, vereitelte die Widerspänstigkeit der ihn begleitenden Engländer.

Nachdem der Herzog von Parma für die Sicherheit Zütphens gesorgt hatte, ließ er seine an Mangel und Krankheiten leidenden Truppen die Winterquartiere beziehen. Auch seine Gesundheit hatten die gehabten Strapazen zerrüttet, und er begab sich zu ihrer Wiederherstellung nach Brüssel, wo er seinem Vater Ottavio Farnese, der am 19. October dieses Jahrs gestorben war, und ihm die Regierung des Herzogthums Parma vererbt hatte, ein prächtiges Leichenbegängniß hielt. Seine Mutter ging schon im Januar mit Tode ab; und zwey Tage nach dem Ableben ihres Gatten hatte auch der berühmte Cardinal Granvella, der in den ersten Stürmen der niederländischen Revolution eine so merkwürdige Rolle spielte, zu Madrid die Schuld der Natur bezahlt.

Leicester, nach dem Beyspiele seines Gegners, sandte seine Truppen ebenfalls in die Winterquartiere, und begab sich über Utrecht nach dem Haag. So endete dieser sein erster Feldzug, der die Erwartungen, welche sich die Niederländer von ihm und den englischen Hülfstruppen gemacht hatten, so wenig erfüllte. Bey jeder Gelegenheit äußerte sich die Antipathie der beyden Nationen gegen einander auf die auffallendste Art. Der Nationalcharakter beyder war zu verschieden, als daß eine innige Verbindung zwischen ihnen hätte Statt finden können. Selbst in dem Hasse gegen Spanien trafen nur der protestantische Theil der Engländer mit den Niederländern zusammen.



